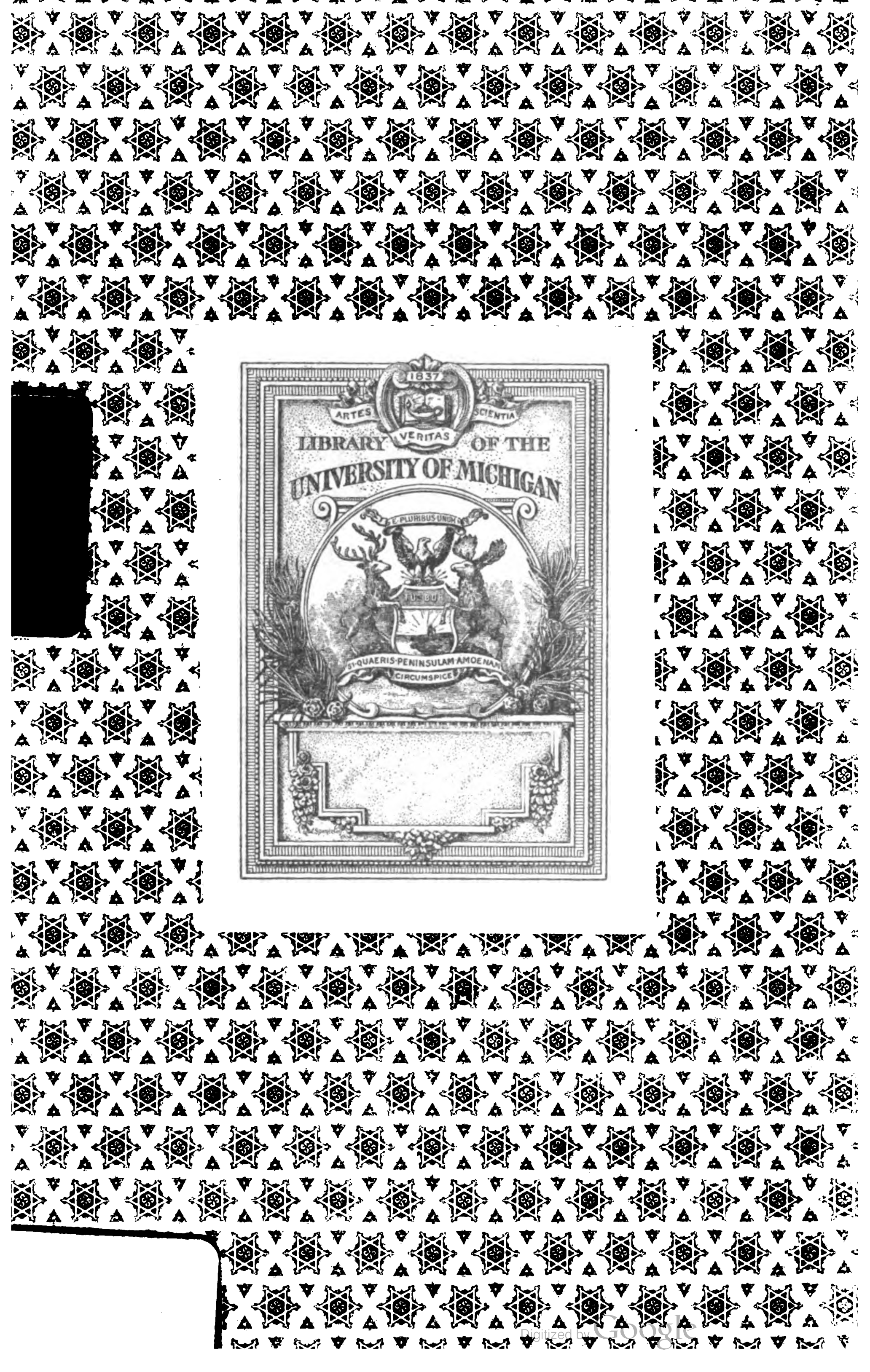
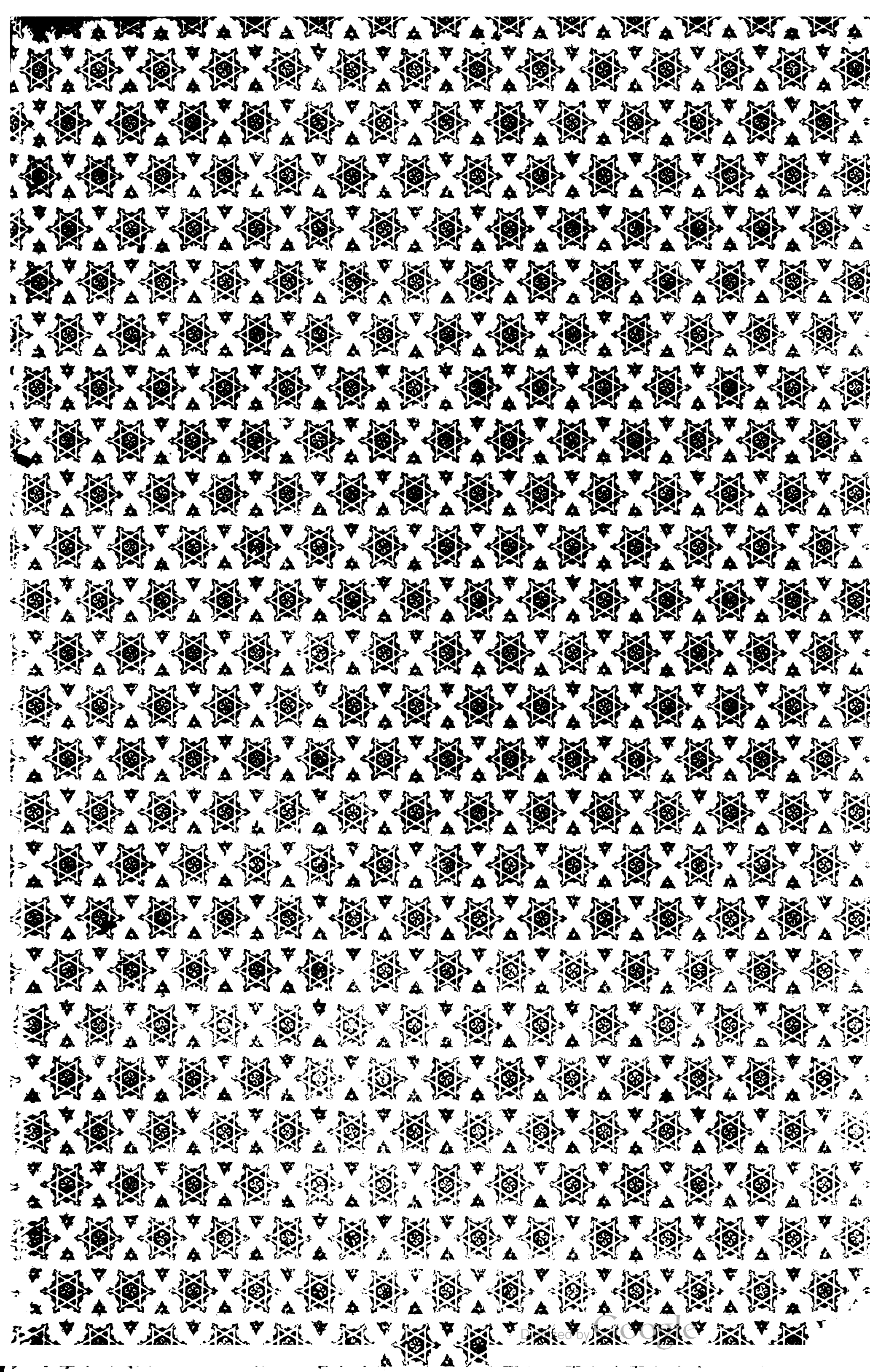
Archiv für Litteraturges...


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,

K. BIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

X. Band.



LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1881.



Inhaltsverzeichniss.

Eulenspiegel.

Von

Karl Goedeke.

Joan. Nas sagt in seinem gegen Lucas Osiander gerichteten Vortrab (Sextae Centuriae Prodromus. Das ist, Ein Vortrab u. s. w. Ingolst. 1569. Bl. 158[a]): „Eulenspiegel hat seinen namen von Eulen oder Kautzen, wie auch jhr Predigkautzen seyt vnd heist. Sein histori ist erstlich beschriben worden 1483. in Sachsen, geradt in dem jar, da Luther geborn wardt.“ Die Ausgabe, deren sich Nasus bediente, gehörte nach diesem Satze zu den Drucken, deren Vorrede die Angabe enthält, das Volksbuch sei in dem genannten Jahre abgefasst; also er benutzte den von Lessing (XI, 2, 119 Maltzahn) genannten Augsburger Druck von 1540 oder einen solchen aus Strassb. bei Jac. Frölich 1539 oder vielmehr (s. unten) aus Cöln, von Jan van Ach 1539, die alle auf dem Titel anzeigen: „newlich auß Sachsischer sprach vff gut Teutsch (oder: Hochdeutsch) verdolmetscht.“ Ein Druck mit niederdeutschem Texte ist bisher noch nicht nachgewiesen. Den ältesten hochdeutschen Eulenspiegel, den wir bis jetzt kennen, jetzt im Britischen Museum, machten die „Mittheilungen aus dem Antiquariat von S. Calvary & Co.“ (Berlin 1868. S. 6—12) durch abgekürzte Titelangabe (Strassb. 1515) und Abdruck der Historien 13—16. genauer bekannt. In den „Anfängen des deutschen Prosaromans“ (Strassb. 1877. S. 78—92) hat W. Scherer, nach Volmöllers Vergleichung, einige Notizen über diesen Druck von 1515 gegeben, die sich leider auf wichtige Stellen nicht erstrecken. Es hätte doch, meine ich, vor allem darüber Aus-

kunft gegeben werden sollen, ob die Lücken, die sich 1519, Hist. 47. und 50. finden, auch 1515 vorkommen. Aber da 1519 nicht von 1515 abhängig ist, sondern einer älteren Vorlage folgt, ist dies vielleicht für entbehrlich gehalten. Denn aus Calvarys Mittheilungen erfahren wir, dass 1515 eine Zeile fehlt, die 1519 ergänzt ist (Hist. 14: Da ward er angefachten von den besten der burger von der stat, das er solt etwas abenthür *vnd gecklerei treiben. Da sagt er, das* wolt er thun; das cursive fehlt 1515), und ebenso werden dort einzelne Abweichungen angemerkt, aus denen hervorgeht, dass 1519 nicht aus 1515 abgedruckt ist. Wir haben also, da auch die Lücken in 1519 in andern spätern Ausgaben mitten im Wort ergänzt wurden, wie ich 1856 im Weimarschen Jahrbuch (4, 15) gezeigt, eine ältere Ausgabe als die von 1515 anzunehmen und die Versicherung des Bearbeiters, dass er 1500 gebeten sei die Historien und Geschichten zusammenzubringen und zu beschreiben, hat nichts unglaubwürdiges. Denn abgesehen von der Erwähnung in dem Quodlibet De generibus ebriosorum (1515, Zarncke 126, 10: Autores sunt Vlenspiegel, Klynßor, Pfarrer vom Kalenberg) und von der Erzählung des Inhalts der 75. Histori (darnache es fallet) in der Margarita facetiarum (Argent. 1508 P 5ᵇ) ohne Eulenspiegels Namen, verräth sich die Bekanntschaft mit Eulenspiegel auch in dem Quodlibet De fide concubinarum (1505), wo es (Zarncke 96, 20) heisst: „et in nocte paschali: wen sůchen ir hie, ir beschlepten frowen? Ein alt hůr mit einem ouge." Das erläutert sich aus Eulenspiegels 13. Hist. (Calvary S. 6 f.): „Da nun Vlenspiegel für das grab kam mit seinen buren, als die Marien angelegt, da sprach die Kellerin als der engel im Grab den reimen zu latein: *Quem queritis?* Wen sůchent ir hie? Da sprach der bauer, die forderste Merg, als in Vlenspiegel geleret het: Wir sůchen eine alte einöugige pfaffenhůr." Es ist nicht glaublich, dass hier die vollständige Geschichte Eulenspiegels aus der blossen Andeutung entstanden sein könnte, eher, dass im Quodlibet eine nähere Anlehnung an den älteren Text stattfindet und die späteren Drucke das beschlepten, das ihnen nicht verständlich sein mochte, getilgt haben. Denn beschlept ist nicht, wie Grimms WB. I, 1576 die Stelle er-

klärt, besudelt, sondern betrübt, und hat mit dem hochdeutschen Worte nur die Buchstaben gemein.

Wünschenswerth wäre auch gewesen, dass die Vergleichung des älteren Druckes von 1515 sich auf die Wörter erstreckt hätte, die im hochdeutschen befremden müssen. Die nackende bankressen des Drucks von 1519 hat auch der von 1515, während die Erfurter von 1532 die bessere Schreibung bankresen gibt, da das Wort nd. ist und zunächst Bankert, Bastart bezeichnet, dann im allgemeinen als Schelte gebraucht ist, hier für die Schlossleute in Peine, denen man nachsagen mochte, sie seien, da der Hof bischöflich war, Pfaffenkinder. Wie hier ein nd. Wort nur leicht geändert erscheint, begegnen andre ungeändert. Hist. 7. hat 1519 molkenkar, die Erfurter 1532 molkennasch; Nasch ist ein hölzernes Gefäss. Hist. 10. henep, Hanf; nur die nd. Form macht das Wortspiel mit senep, Senf, möglich, und 1519 sagt deshalb auch: senep als vf die sachsische sprach. Hist. 20: so würd ich vaken geheissen. vaken, oft, scheint der Uebersetzer nicht verstanden und möglicher Weise gar für einen Namen gehalten zu haben. Hist. 28 (S. 40 Lappenb.): vnd er tobt nit lang; tobt ist ungeschickt; in der Vorlage stand offenbar: und he toft nicht lang, toft praeter. von töwen, teuwen, warten, er wartete nicht lange, machte sich bald davon. Die Histori ist aus dem Pfaffen Amîs 93—180 aufgenommen, und es geht daraus hervor, dass schon die nd. Fassung die Entlehnungen hatte, die nach der Vorrede 1519 erst 1500 sollen eingeschaltet sein. Hist. 38. hält der Bearbeiter eine Erläuterung für nöthig: ir werdet quad oder bös, während er die teghebrucken, Zugbrücke, unerklärt lässt. Hist. 43: zürnte mit dem vßgon hat er in der Vorlage nicht verstanden, denn es ist nicht von zürnen, sondern von zögern, nd. türen, die Rede. Hist. 45: Christoffer het ein stifelmacher; hêt, hiess, ist möglicher Weise wieder als Eigenname angesehen und deshalb unverhochdeutscht herübergenommen. Dass Hist. 78. der Bearbeiter seine Vorlage nicht verstand, als er schrieb: der (wolf) bekam uns also in dem mût, ist kaum zu verwundern, da Lappenberg S. 451[b] dies auch nicht versteht, wenn er mût mit muos, moor erklärt. In der Vorlage stand offenbar:

de quam uns in de mote, begegnete uns, vgl. Gerh. v. Minden 59, 13.*

Steht hienach wol anzunehmen, dass der hochdeutsche Eulenspiegel nach einer nd. Redaction gearbeitet ist, und dass eine solche von 1483 wirklich vorhanden war, so geht anderseits aus einzelnen Anzeichen hervor, dass die nd. in Versen abgefasst war. In der 41. Hist. sind die Verse noch unverwischt: Ein schmidknecht und sein gesel, | Die müssen alle beid hart ston, | Wann sie wöllen zů werke gon (beiläufig eine Zote, die aus einem Meistergesang des Hans Sachs erläutert werden kann); ferner: Welche frau vil vor der thür stot | und welche vil weisses in den ougen hot, | hetten sie zeit und stat, | das wer nicht alles fisch vf dem grat. Hindurch blicken Verse noch in der 62. Hist.: Ulenspiegel der frum knecht, der sich allzeit flyß sin arbeit widerwertig zu thůn dan recht, und in der 72. Hist. lassen sie sich mit leichter Umstellung der Worte: „einen braten, kes und brot, | und welcher nit kem sunder gross not, der müst dem wirt die urten gar geben als uf Bremer merkt", wiederfinden, wenn man die letzten so ordnet: der müst gar geben dem wirte | als uf Bremer markt die ürte. Mir ist freilich nicht bekannt, ob ürte, irte, Zeche, auch nd. vorkömmt; da aber auch wirte nicht nd. ist, sondern werte, werde lauten müsste, so könnten beide Reime geändert sein (werde: terde): wat up Bremer mark men terde.

Zu den Zeugnissen über das fortleben Eulenspiegels in der spätern Litteratur habe ich schon im Weimarischen Jahrbuch 4, 16 f. Beiträge geliefert und diese Zeilen mit einem solchen begonnen. Nasus gedenkt in demselben Vortrab ausserdem Bl. 157[b] der „23. historí" (bei Lappenb. die 27.) von der unsichtbaren Malerei, und Bl. 196[a], ohne Bezeichnung der

* In der in photolithographischer Nachbildung erschienenen Ausgabe: „Tyel Ulenspiegel in niedersächsischer [vielmehr Niederrheinischer, Kölnischer] Mundart nach dem ältesten Druck des Servais Kruffter" (Berlin, A. Asher, 1865) lautet die entsprechende Stelle Bl. M: „der quam vns also tzo gemüet".

Numer, der Prophetenbeer (Nr. 35); er hatte also die Cölner Ausgabe von 1539 oder einen getreuen Nachdruck vor sich, da nur in dieser die Malerei für ehelich geborne die 23. Stelle einnimmt, wie die Prophetenbeer die 32. Von jüngeren Zeugnissen hebe ich nur eins heraus, das von Fr. Gotthilf Freytag, der im Adparatus litterarius (Lips. 1753. II, 1017) sagt: „Neminem quidem inter lectores nostros fore existimaverimus, cui Tyli Vlenspigelii, Saxonis, res scurriliter gestae, incognitae esse poterint, et si non ipse vitam illius, inficetam et inconditam, in juventute legerit, unam tamen alteramve ex illa fabellam a nutricula sua audierit. In tanta enim liber, vernaculo sermone conscriptus, celebritate est, ut raro et inter infimae sortis homines inveniatur quidam, cujus haec historia bibliothecae non constituat partem.“

Ueber den Verfasser der „Tragedia Johannis Huss“.

Von

GUSTAV KAWERAU.

Im Jahre 1537 erschien in Wittenberg ein deutsches gereimtes Trauerspiel in fünf Acten, in welchem die Geschichte der Verurtheilung und des Martyriums des Johann Hus in getreuem Anschluss an die Berichte über seinen Lebensausgang in Costnitz dramatisiert worden war. Das Trauerspiel wurde ohne Nennung des Verfassers veröffentlicht; seit circa hundert Jahren legte man jedoch die Schrift dem bekannten Johann Agricola von Eisleben, dem Sammler und Bearbeiter deutscher Sprichwörter, bei, allerdings ohne dass man dafür gewichtigere Gründe anzuführen wusste, als dass der Katalog der Beckerschen Bibliothek, Dresden 1773, diesen als Autor bezeichnet habe, und dass ja Agricola auch sonst durch diverse Publicationen zur Geschichte des böhmischen Märtyrers sich bekannt gemacht habe. Aus Adelung übernahm Kordes in seiner Monographie über Agricola (Altona 1817) die Angabe, dass dieser der Verfasser sei; und auf die Autorität dieses verdienstvollen Bibliographen gestützt, fand diese Bezeichnung des anonymen Büchleins weitere Verbreitung. So namentlich in den neueren antiquarischen Katalogen, die dann und wann ein Exemplar jenes Trauerspiels feil boten, z. B. in dem Thesaurus libellorum von Weigel-Kuczyński, Leipzig 1870. Neuerdings ist nun K. Goedeke dieser Tradition über die Autorschaft Agricolas entgegengetreten, indem er in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1880. Stück 21. S. 660 auf den Zwickauer Schulmeister Johann Ackermann, den Dichter der Martinsgans und der Schauspiele vom verlornen Sohne und Tobias, hinweist und von ihm behauptet: „Er ist ohne Zweifel auch der Verfasser der «Tragedia des Johannis Huss» (o. O. 1537), da die Gegenschrift des Joann. Vogel-

gesang einen Johann Agricola als solchen nennt. Er war aus Spremberg und lebte als Schulmeister in Zwickau. Auch die von W. Gass in der Allg. D. Biogr. I 148 genannten Schriften gehören ihm. Mit dem Jahre 1562 verschwindet er aus der Litteratur" u. s. w. In diesen wenigen Zeilen sind jedoch so viele irrthümliche Angaben enthalten, dass eine Richtigstellung derselben wol berechtigt sein dürfte.

Zunächst eine Vorbemerkung bibliographischer Art. Goedeke citiert „Tragedia des Johannis Huss (o. O. 1537)". Ist diese Angabe genau, so wäre die Existenz eines Nachdrucks und zugleich dritten Druckes des Trauerspiels damit zu constatieren; denn die beiden sonst bekannt gewordenen Ausgaben haben den Titel: „Tragedia Jo-|hannis Hufs, welche | auff dem Vnchristlichen Concilio | zu Costnitz gehalten, allen Chri-|sten nützlich vnd tröstlich zu | lesen. | " und beide am Schluss den Vermerk: „Gedruckt zu Vittemberg durch Georgen: Rhaw"; die eine trägt die Jahreszahl 1537, die andre 1538. — Beide Ausgaben sind jedoch im Texte verschieden, indem die von 1537 die Predigt des Bischofs von London (zu Anfang des 5. Actes) in getreuer Uebersetzung aus den Märtyreracten, die von 1538 dagegen dieselbe Predigt in viel freierer, fast ins burleske travestierter Form mittheilt. — Die ältere Tradition über den Verfasser dieser „Tragedia" findet nun aber grade in der Schrift, auf welche sich Goedeke zum Beweis für Johann Ackermanns Autorschaft beruft, die allerdeutlichste Bestätigung. Goedeke bezieht sich nämlich auf folgende, wol recht rare Spottschrift: „Ein heimlich Gesprech | von der Tragedia Johannis Huffen, | zwischen D. Mart. Luther vnd sei-|nen guten Freunden. Auff | die weifz eyner Co-|medien. | Durch Joan. Vogelgesang. | ANNO | M. D. XXXIX." (Dresd. Bibl. Hist. Eccles. E 359, 10.) In der That nennt diese Gegenschrift „einen Johann Agricola als Verfasser"; aber welchen? Darüber geben gleich die ersten Zeilen dieser „Comedie" unzweifelhaften Aufschluss, in welchen der Verfasser Melanchthon zu Luther sprechen lässt: „es were jhm vnd vns besser, auch ehrlicher, das er were zu Eißleben geblieben" u. s. w. Der vom Schulamte in Eisleben kürzlich durch Luther nach Wittenberg berufene



(Bl. Aiij[b], Diij[b]), der, welcher „auch des Hussiten Historien hat drucken lassen“ (Bl. Aiiij[b]), der, welchen Luther (Bl. Cij) zu seinen „besten freünden“ zählt, dem er aber um jene Zeit „lesen vnd predigen verbeüt“ (Bl. Diij[b]): der Agricola ist hier als Verfasser bezeichnet.

Es bedarf nicht erst des Nachweises, dass dieser von Vogelgesang genannte Agricola weder der Zwickauer Ackermann noch der Agricola aus Spremberg ist, sondern einzig und allein der bekannte „Islebius“.

Es liesse sich freilich noch die Frage aufwerfen, ob Vogelgesangs Angabe glaubwürdig erscheine, ob er nicht etwa Agricola und Ackermann verwechselt habe. Auch darauf können wir noch Antwort geben. Vogelgesang macht darauf aufmerksam, dass jene „Tragedia“ einfach eine gereimte Bearbeitung der alten Historia von Hus sei, die Agricola vor acht Jahren habe drucken lassen (Bl. Bij[b]). Er meint die 1529 bei Johann Secerius in Hagenau durch Agricola veröffentlichte „History vnd wahrhaftige Geschicht, wie das heil. Euang. mit J. Hufsen ym concilio zu Costnitz ... verdampt ist 1414 ..“, von welcher Schrift sich ein Exemplar in Wolfenbüttel befindet;* vgl. Riederer, Nachrichten III 468, und Kordes a. a. O. S. 194. Man braucht aber auch nicht bis auf jene Schrift von 1529 zurückzugehen; denn am 26. Nov. 1536 erschienen: „Vier Christliche Briefe | so Johañ Hus der heylig marterer ... geschriben hat, ver-|teutscht ...“, eine

* [Die in der Dresdner Bibliothek vorhandene Ausgabe dieser Schrift o. O. M.D.XLVIII. 8° enthält die von „Johann Agricola Eißleben“ unterschriebene und „Eißleben, Sontag nach Johannis Euan. 1529“ datierte Vorrede an Johann Secerius, Buchdrucker zu Haganaw. Der Anfang dieser Vorrede lautet: „Ich habe vberkommen ein Buch zu Latin geschrieben, wie der frome Gottes freundt Johann Huß, zu Costnitz vmm der lere willen des Euangelij, von der Synagoga des Widderchrists verbrent ist worden. Es ist aber gefunden worden in der Bibliotheca eines Doctors der Ertzney, Paulus Rockenbachs zu Zcytz, vnd durch meinen guten freund, Nicolaum Krombach, verdeudscht“. Dann folgt: „Wer es geschrieben hat, weis ich nicht, doch halt ich, es habs Petrus der Natarius gethan ....“; „es sind noch dahinden .... viel schoner trostbrieffe, die Johann Huß aus dem gefengnis geschrieben hat zu seinen guten freunden .... die solt jr auch bald haben“.]

Uebersetzung der von Luther veranlassten kleinen lateinischen Edition etlicher Briefe des Johann Hus. Diese Uebersetzung rührte von Johann Agricola her, wie aus der Tischredenhandschrift des German. Museums „Excerpta haec omnia in Menſa ex ore D. Ma: Lutherj" No. 20996 fol. 66[b] erhellt, wo es heisst: „M. Eyſleben. legens aliquas literas Joannis Huſs. quas ipſe tranſtulit" u. s. w. (laut einer Mittheilung des verewigten D. Seidemann an den Schreiber dieser Zeilen). In jenem Büchlein „Vier Christliche Briefe" befindet sich zugleich eine „warhaffte beschreybung der letzten Handlung, so mit ... Joh. Hus ist fürgenomen", und mit dieser „Beschreibung" stimmt die „Tragedia" so wortgetreu überein, als es nur irgend die Rücksicht auf den Reim und die Dramatisierung möglich machte. Hierin erblicke ich eine Bestätigung der Angaben Vogelgesangs betreffs des Verfassers. Und nicht weniger erhält die Autorschaft Agricolas eine Bezeugung durch ein am Abend des 16. April 1539 von A. Lauterbach niedergeschriebenes Gespräch an Luthers Tische: „Deinde legit [scil. M. Lutherus] Dialogum satis incultum et mendacem contra vuitebergenses in causa J. A. quod fecerit Tragoediam Joañis Husz" u. s. w., in welchem zwar Vogelgesang mit schärfsten Worten als Lügner bezeichnet wird, aber nicht wegen seiner Behauptung, dass Johann Agricola als Verfasser genannt ist, sondern wegen der gemeinen Verleumdungen, welche sein „heimlich Gesprech" gegen die Reformatoren und deren Ehefrauen enthält. (Cod. chart. Goth. B. nr. 169 Bl. 97; gleichfalls nach einer Notiz Seidemanns.) Somit werden wir Vogelgesangs Angabe getrost als beglaubigt annehmen dürfen und also die ältere Tradition, welche bereits die „Tragedia" dem Eisleber Joh. Agricola beilegte, als völlig richtig — gegenüber der abweichenden Behauptung Goedekes — festhalten können. Nun identificiert ferner Goedeke jenen Zwickauer Schulmeister J. Ackermann mit dem Lausitzer Johann Agricola aus Spremberg, einem Dichter aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, auf welchen Kordes a. a. O. S. 25—36 unsers Wissens zuerst aufmerksam gemacht hat; aus Kordes stammen alle Angaben, die sowol Mohnike bei Ersch und Gruber II 220, als auch Gass in der Allg. D.

Biogr. I 148 über ihn gemacht hat. Ich weiss nicht, ob Goedeke für die Identificierung Ackermanns mit diesem Agricola irgend einen positiven Beweis in Händen hat; mir ist ein solcher nicht bekannt geworden. Aber ich will daran erinnern, dass wir, seitdem Kordes seine Materialien über den Spremberger Agricola zusammengestellt hat, durch unsre Hymnologen eine neue und wichtige Notiz über denselben erhalten haben, durch welche nicht nur jene Identificierung, falls sie nur Conjectur sein sollte, unwahrscheinlich wird, sondern auch Goedekes Angabe: „mit dem J. 1562 verschwindet er aus der Litteratur" als positiv falsch sich erweist. Schon Julius Mützell hat in seinen „Geistlichen Liedern des 16. Jahrhunderts" III 742 darauf aufmerksam gemacht, dass das Lied „O Vater aller Frommen" einen Mag. Joh. Agricola zum Verfasser habe und im J. 1580 gedichtet sei; und Ph. Wackernagel hat diese Angabe (V 13) dahin vervollständigt, dass dieses Lied laut der zu Budissin erschienenen HAVS KIRCHEŃ CANTOREI im J. 1580 von „M. Joh. Agricola Sp." verfasst sei. Dadurch erhält die von Kordes ausgesprochene Vermuthung, Agricola aus Spremberg möge identisch sein mit dem Bautzner Pastor prim. Mag. Joh. Agricola, eine vollkommene Bestätigung: die Unschuld. Nachrichten von 1713 führen nämlich S. 991 in einem „Catalogus derer Herren Primariorum zu Budissin" einen Mag. J. A. als Primarius während der Jahre 1579—1590 auf. Derselbe starb (Kordes S. 35) am 30. August 1590. Er hat sich sonst als Dichter besonders durch die Reime bekannt gemacht, mit welchen er in den Jahren 1561—63 verschiedene von dem Wittenberger Gabriel Schnellboltz veröffentlichte Holzschnittwerke ausstattete. Seine Identität mit dem Zwickauer Ackermann ist ja auch nach diesen feststehenden Daten nicht geradezu unmöglich, aber sie bedürfte jedesfalls erst eines zuverlässigen Beweises.

Die Spottschrift Vogelgesangs „Ein heimlich Gesprech", deren wir mehrfach gedachten, hat, wie wir ausdrücklich hervorheben wollen, den bekannten und berüchtigten Simon Lemnius zum Verfasser. Dieser Umstand verleiht der boshaften und auch unsauberen Schrift ein ganz besonderes litte-

raturgeschichtliches Interesse. Es ist zwar die Identität von Vogelgesang und Lemnius schon mehrfach behauptet worden, aber so viel mir bekannt geworden ist, ohne dass ein näherer Nachweis darüber geführt worden wäre; so von Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung II. 4. Ausg. 1853 S. 406, und von Emil Weller im Index pseudonymorum 1856 S. 155. Es sei daher gestattet, die Puncte hervorzuheben, auf welche gestützt wir diese Identität meinen mit voller Zuversicht behaupten zu können. Für Lemnius charakteristisch ist vor allem die eigenthümliche Weise, wie er Melanchthons Person, Familie und Denkweise zeichnet und einen grossen Unterschied zwischen ihm und den andern evangelischen Männern des Wittenberger Kreises hervortreten lässt. Melanchthon ist der einzige unter ihnen, den der Pseudonymus mit den Zoten und Obscoenitäten verschont, die er im übrigen den andern (Luther, Jonas, Spalatin, Agricola) ohne Scheu in den Mund legt. Seine Frau wird mit sichtlicher Auszeichnung behandelt; die andern Reformatorenfrauen sind nach des Verfassers Schilderung sämmtlich „Pfaffenhuren“ und reden und betragen sich auch als solche; dagegen jene hat ihren Mann „mit Gott und Ehren“, ihr eheliches Leben erscheint makellos. Während ferner Luther und die andern in der Kritik des Agricolaschen Stückes sich nur von Parteitaktik treiben lassen, immer nur das eine geltend machen, dass durch dasselbe Luthers „Evangelium“ Schaden leiden könne, urtheilt Melanchthon als der feingebildete, von den Vorbildern der antiken Tragoedie seinen Massstab entnehmende Kritiker. Nur eine Schwäche hat der dem Verfasser sonst offenbar sympathische Mann: er lässt sich von Luthers polternden Urtheilen beeinflussen und redet ihm dann sichtlich nach dem Munde. Diese Charakteristik Melanchthons, wie sie uns aus dem „heimlichen Gesprech“ entgegentritt, passt so vollständig zu der Taktik, die der von Wittenberg flüchtig gewordene Lemnius in seiner sonst so wilden und masslosen, dazu unfläthigen Polemik gegen die Wittenberger beobachtete, dass mir dieser Punct schon zum Beweise der Identität entscheidend zu sein scheint. Dazu dünkt mich wahrscheinlich, dass das „heimlich Gesprech“ aus derselben Officin hervorgegangen sei, in wel-

cher die vollständige Ausgabe der drei Bücher Epigramme gedruckt worden ist (M· SIMO-|NIS LEMNII EPI-|GRAMMATON | LIBRI III. | — — ANNO DOMINI | M.D.XXXVIII.), nach den wenigen Anhaltspuncten, die der Vergleich eines deutsch und eines lateinisch geschriebenen Buches hiefür gewährt. Endlich weise ich darauf hin, dass in Luthers Tischrede (Förstemann III 277), „da des Lemnii Schandbuch D. Mart. bracht ward, in welchem er auch des armen, weiblichen Geschlechtes nicht verschonete“ u. s. w., eben an das „heimlich Gesprech“ zu denken sein möchte. Auf die Epigramme passt diese Inhaltsangabe nur sehr wenig; dagegen stimmt sie völlig zu jener andern, oben erwähnten Tischrede, in welcher das im Dialoge Vogelgesangs enthaltene „Colloquium muliercularum“ dahin charakterisiert wird, dass der Verfasser desselben „satis impudenter invehit in sexum“. Hatte ferner Luther in der oben angezogenen Tischrede über die Verfasserschaft die Vermuthung ausgesprochen, dass Witzel daran betheiligt sein möchte („es scheint mir Witzels Stil und Geist in diesem Dialoge zu sein, der sich ärgert, dass wir uns so wenig aus ihm machen“), so nennt er auch hier, bei Erwähnung des „Schandbuchs“ des Lemnius, Witzel mit diesem zusammen in einem Athem. — Ist nun Lemnius Verfasser des „heimlichen Gesprechs“, so ist offenbar, dass die der Schrift vorangesetzte Widmung des „Procopius Spalicius von Piltzu“ an „Mag. Johannes Horatius zu Pudweis“, „geben zu Przibram, Am Achten Tag Januarij im M.D.XXXVIII. Jare“ nur fingiert sein kann — wol zu dem Zwecke, um den Anstoss, den die „Tragedia Johannis Huss“ gerade in Böhmen gebe, deutlich hervorzuheben. Die Schrift selbst erwähnt nämlich Wittenberger Vorgänge, die theilweise erst nach dem 8. Jan. 1538 stattgefunden haben. Denn das von Luther im Stück über Agricola verhängte Verbot an der Universität zu lesen und Predigten zu halten, sowie die Aufhebung dieses Verbots durch Vermittlung der Frau Agricolas sind historische Thatsachen, deren Zeuge Lemnius selbst noch in Wittenberg gewesen war. Nur dass er jenes Verbot und seine Wiederaufhebung mit dem erscheinen jener „Tragedia“ in Causalnexus bringt, ist des Lemnius eigne boshafte Zuthat.

Ueber den Hans Sachs zugeschriebenen Lobspruch auf die Stadt Rostock.

Von

HEINRICH GISKE.

In Schirrmachers Beiträgen zur Geschichte Mecklenburgs I, S. 129 ff. hat Gustav Flörke ein Gedicht veröffentlicht, welches sich unter dem Originalholzschnitt der Ansicht von Rostock findet, den das Germanische Nationalmuseum zu Nürnberg in seinem Besitze hat. Die Schlussverse dieses Gedichtes legen den Gedanken ausserordentlich nahe, dass Hans Sachs der Verfasser desselben sei; nirgends ist aber sonst ein Lobspruch der Stadt Rostock bibliographisch nachgewiesen. Nun wäre es in der That litteraturgeschichtlich nicht unwichtig und für den Ruhm Rostocks von besonderer Bedeutung, wenn Nürnbergs grösster Dichter es besungen hätte. Flörke* hat dies auch als ganz sicher angenommen und hierin eine feste Grundlage zur Bestimmung des Alters jener „Warhafftigen Contrafactur der alten Herrlichen Stat Rostock" finden wollen. Dagegen äusserte R. Bechstein in einer Anzeige des Schirrmacherschen Werkes in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1873, Nr. 85) einen Zweifel an der Echtheit der Nürnberger Verse. Nach diesem allen schien es mir der Mühe nicht unwerth zu sein, das Gedicht** einer genauen Prüfung im Hinblick darauf zu unterziehen, ob Hans Sachs wirklich sein Verfasser sei oder nicht.

---

* Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs I, S. 134 ff.

** Das nicht lange Gedicht ist am Schlusse wiederholt, da Schirrmachers Beiträge, zunächst für Historiker bestimmt, den Philologen und Litteraturforschern nicht gleich zur Hand sein werden.

Jeder, der unser Gedicht mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird gewiss bei den Versen

Der Krieg gewan widerumb anfang
Des glaubens halb wart viel zwitracht
Biß doch entlich ward fried gemacht
Durch Kaiser Maximilian
Der biß auff unser Zeit bestan*

einen Augenblick verweilen und sich die Frage vorlegen, auf welche geschichtlichen Vorgänge der Dichter hier anspiele. Nun ist ohne weiteres aus dem Wortlaute klar, dass die Feindseligkeiten zwischen Katholiken und Protestanten gemeint sind, welche in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ihren Anfang nahmen, in den folgenden Jahrzehnten bald mit grösserer, bald mit geringerer Heftigkeit geführt wurden und erst 1555 im Augsburger Religionsfrieden zeitweilig ihren Abschluss fanden. Ebenso deutlich ist, dass unter dem hier genannten Kaiser Maximilian kein anderer verstanden werden kann als Maximilian II., welcher von 1564 bis 1576 regierte. Da erheben sich aber sofort gewichtige Bedenken. Erstens wurde der Friede von Augsburg durch Karl V. geschlossen und nicht durch Maximilian, und dann fällt des letzteren Regierung in eine Zeit, wo Hans Sachs den oft gefassten Entschluss, das dichten zu lassen, endlich ausführte. Es wäre nun freilich immerhin möglich, dass der erst 1576 gestorbene Dichter noch in einem seiner letzten Lebensjahre, wer weiss wodurch veranlasst, zur Leier gegriffen hätte Rostock und seinen Kaiser zu verherrlichen. Aber sicher dürfen wir einem Manne, der jene Zeit der Kämpfe selbst mit erlebte, der, ein entschiedener Freund der reformatorischen Bewegung, den Frieden von Augsburg gewiss mit Jubel begrüsste, der, wie aus andern seiner Gedichte hervorgeht, die Geschichte mit einer gewissen Meisterschaft beherrschte,** einen solchen

* V. 100—104.

** Es mag genügen, zu erinnern an die Aufzählung aller römischen Kaiser bis auf seine Zeit, Publicat. d. litt. Vereins 103, S. 353, und an „ursprung und ankunfft des thurniers“ ebendas. S. 342. Für letzteres scheint er mit Sebastian Münsters Cosmographey 1592. S. 1026 ff. dieselbe Quelle benutzt zu haben.

Gedächtnissfehler nicht zutrauen. So weist denn schon dieser historische Irrthum deutlich darauf hin, dass wir in Hans Sachs den Verfasser unseres Gedichtes nicht sehen dürfen.

Wie aber in den meisten Fällen ein untergeschobenes Werk mehr als ein Indicium liefert, aus welchem sich seine Unechtheit beweisen lässt: so finden wir auch in den Nürnberger Versen noch viele Erscheinungen, von denen schon jede für sich allein Veranlassung bieten könnte besagte Verse einem anderen Verfasser zuzuweisen als dem, welchen sie für sich in Anspruch nehmen.

Gleich zu Anfang treffen wir, wenn wir das Gedicht von der metrischen Seite betrachten, auf Verse, welche eine Abweichung von dem gewöhnlichen aufweisen. Sie lauten:

Der letzte König alda was
Als derselbig verschieden was ....
Welchen er gestifftet hat
4. Ehlich Sön verlassen hat
Die 4. tailten die Herrschafft gleich
In 4. tail gutwillig gleich
Johanni dem Eltsten gfiel die Herrschafft
Meckelburg die Stat vnd Herrschafft*.

Jedes dieser vier Verspare ist durch Wörter gebunden, welche einander vollkommen gleichen. Nun ist der sogenannte rührende Reim eine gar nicht seltene Erscheinung bei mittelhochdeutschen Dichtern, und das Gesetz, nach welchem er Anwendung findet, bekannt: „er setzt völlige Gleichheit aller Buchstaben voraus; ein Reimwort oder auch beide dürfen bei ihm in Zusammensetzung mit einer Partikel, einem Substantiv oder Adjectiv stehen: immer aber müssen sie verschiedene Bedeutung haben".** So reimt, um einige Beispiele aus den Werken der Meister anzuführen, welche der Kunst des dreizehnten Jahrhunderts die Richtung gaben, Hartmann von Aue

Erek 2389 sîn (Verb): sîn (Pronomen)
8968 dicke (Adverb): dicke (Substantiv)

---

* V. 5. 6. 11—16.

** Wilh. Grimm, zur Geschichte des Reims: Abhandlungen der Berliner Akademie 1851 S. 521 ff.

Gregor 2453 hie (Praeteritum): hie (Partikel)
Iwein 1333. 1619. 3595 lîch: gelîch,

Wolfram von Eschenbach
Willehalm 465, 19 ê (lex): ê (prius)
Parcival 729, 9 teidinc: dinc,

Gottfried von Strassburg
Tristan 42, 49 sîn (esse): sîn (eius)
360, 19 gewar (Verb): gewar (Adjectiv).*

Wenden wir dies Gesetz des rührenden Reims auf die Reimwörter unserer Verse an, so sehen wir, dass sie sich demselben nicht fügen: wir haben hier nicht nur den Buchstaben, sondern auch der Bedeutung nach völlig gleiche Wörter im Reime. Nun aber reimt Hartmann
Iwein 3411 er hât: ir hât
7437 daz minn ich: des sorg ich
arm. Heinrich 1099

dâ hân ich michel angest zuo
nû gedenke selbe ouch dar zuo,

Konrad von Fussesbrunnen
im Leben Jesu 74, 75 ir: ir
in der Urstende 109, 46 er: er,

Herbort 9390 was: was.

Allein aus allen derartigen Beispielen** ergibt sich, dass gleiche Bedeutung der Reimwörter nur gestattet wird, wenn sie aus dem Pronomen, Hilfsverbum und den Partikeln bestehen; dass diese Grenze überschritten wird, wenn selbständige Verba, Substantiva und Adjectiva im zweiten Reimworte mit völlig gleicher Bedeutung wiederholt werden. Danach würden in unsern Versen die Reime was: was, hat: hat unanstössig sein, wenn auch kein Beispiel davon vorliegt, dass ein Dichter diese Freiheit (denn eine Abweichung von der Regel ist es immer)*** sich in so bald einander folgenden Versen gestattet hätte. Was aber die Reime gleich: gleich und besonders Herrschafft: Herrschafft anlangt, so gibt es

* Mehr der Art bei W. Grimm a. a. O. S. 524 ff.
** Gesammelt von W. Grimm a. a. O. 526 ff.
*** Lachmann, Anmerkungen zum Iwein S. 540.

in der mittelhochdeutschen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts kein mir bekanntes Beispiel, mit dem sie in Analogie treten und somit ihr erscheinen rechtfertigen könnten.

Allein es ist bekannt, dass die mittelhochdeutsche Verskunst bereits gegen Ende des dreizehnten und besonders in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich sichtlich zu vergröbern anfieng, dass die Verwilderung im Laufe der Zeit immer weiter um sich griff und zuletzt in die grösste Roheit ausartete. Anderseits weiss man auch, dass es schon vor Opitz Männer gab, welche der Verwilderung entgegenzutreten suchten und in ihren Gedichten von diesen Reformbestrebungen Zeugniss ablegten. Zu ihnen gehörte auch Hans Sachs. Sehen wir daher zu, in wie weit er noch dem Gesetze des rührenden Reims gerecht wurde, indem wir alle derartigen Reime, welche in den bis jetzt erschienenen Bänden der Keller-schen Ausgabe vorkommen, im folgenden verzeichnen.*

IV, 346, 25. V, 10, 2 wer (Pronomen): wer (Verb)
II, 103, 25 zuhand: in mein hand
I, 121, 9 klagt: verklagt
I, 222, 1. II, 363, 2. 366, 20. III, 50, 30. 98, 35. 117, 4. 135, 15. IV, 32, 37. 132, 2. V, 237, 9 ander: einander
I, 299, 19 rauß: herauß
II, 120, 16 herumb: umb
III, 4, 29 herwider: wider — 554, 15 we: hertzwe
IV, 291, 29. V, 111, 24. 150, 36. 171, 23 hind-an: an
IV, 382, 7 willig: unwillig
V, 122, 23 allendhalb: halb — 140, 14 ghaym: haym — 194, 14 hinan: an — 335, 35 rab: herab
I, 381, 32 erdtereich: in sein reich — 394, 11 abwand: überwand
II, 342, 28 warumb: darumb — 366, 22 empfing: anfing
III, 38, 21 veracht: geacht — 144, 20 rachgirig: blutgirig
III, 290, 20 sußhafftig: warhafftig
IV, 341, 17 erbes-mel: waytzen-mel — 392, 22 darumb: widerumb
V, 335, 19 speckkuchen: leckuchen
I, 355, 26 begieren: regieren
III, 460, 19 begier: regier

* Der Zählung liegt zu Grunde „Hans Sachs, herausgegeben von Adelbert von Keller", Publicationen des litterarischen Vereins in Stuttgart 102—106, welche wir mit I, II, III, IV, V bezeichnen.

II, 4, 8. 280, 9. IV, 30, 26. 31, 11. V, 333, 12 undadelich: und adelich
II, 392, 25 allerley: arculey
III, 19, 36 siegesrumb: widerumb — 113, 23 gesieren: blesieren — 231, 24. 453, 36. IV, 43, 19 summarum: rum
III, 506, 10 statut: tut
IV, 13, 27 historiographi: philosophi
I, 243, 10 knebelein: allein — 401, 21 traurigkleich: todtenleich
II, 264, 26. IV, 45, 1 reyen: mumereyen
I, 171, 2 ewigklich: schentlich — 307, 23 trewlich: bitterlich — 354, 5. 371, 12 bruderlich: furderlich
II, 359, 30 tugentlich: seligklich
III, 400, 1 furwitzigklich: haymelich
I, 366, 6 anfechtung: verfolgung
I, 424, 27 ewigkeyt: lustbarkeyt
II, 319, 23 dapferkeyt: eynigkeyt
III, 153, 21 gerechtigkeit }
168, 2 redligkeit } : meßigkeit
173, 29 kranckeit: widerwertigkeit — 596, 25 unmeßigkeit: unsinnigkeit
III, 474, 20 parschafft: burgerschafft
IV, 286, 21 wüstling: finderling
I, 214, 23 Zicklag: oblag — 222, 23 gar bitter: Moabitter 232, 27 gschray on: Gideon — 309, 1 nach dem: Herodem
II, 95, 14 Schmerdidem: vor dem — 387, 26 mayestat: stat
III, 12, 8 rum: Epicurum — 19, 34 Pufiris: zuriß
III, 267, 3 antiquitet: tet — 418, 11. IV, 193, 12. 198, 25. V, 294, 14. 337, 21 Nürnberg: berg
V, 293, 29 Bettelberg: herberg
I, 267, 13 Ezechiel: Israel
II, 312, 27 Vitellier: Aquilier — 435, 8 Etheliam: Thessaliam
III, 337, 29 Thulius: Virgilius — 480, 1 Nürenberg: Annenberg
IV, 216, 1 } Nürenberg: { Kalenberg
V, 333, 25 } { Lugenberg
III, 528, 2 stacionierer: termanierer — 567, 30 Galliam: Italiam.

Aus der vorstehenden Sammlung, die ich deshalb in ihrer Vollständigkeit hieher setzte, weil es mir für unsern Zweck nöthig und auch aus anderen Gründen nicht unangemessen erschien, ersieht man, dass unser Dichter sich genau nach der in der besten Zeit für den rührenden Reim geltenden Regel richtete. Auch in den Fällen, die ich jetzt noch anzuführen habe, überschreitet er nicht die Grenze des im dreizehnten Jahrhundert herrschenden Gesetzes.

Er reimt III, 64, 14

Umb kein gelt; vermerckest du das?
Vatter, so verzeih mich das.

Wir haben in beiden Versen dasselbe Pronomen im Reime, einen an sich schon erlaubten Fall, bei welchem hier noch der Umstand in Betracht kömmt, dass wir auch einen Unterschied in der Bedeutung statuieren können: das erste das = „dass Du kein Spiel mehr thun sollst“, das zweite = „dass ich ein Spiel gethan habe.“ In ähnlicher Weise rechtfertigen sich

III, 70, 1	Mein gsell, der gecht mich nichts mehr an Lieben herren und freund, secht an	Partikeln
IV, 358, 13	Wann er laufft viel trosiren umb Den Tag in der stat umb und umb	Partikeln
V, 135, 5	Und seym pfarrer unghorsam was Die ursach deß zancks dieses was	Hilfsverba
V, 194, 20	So must ich almal liegen dir Wie mainst yetzund, wan ich dir	Pronom.

Auch II, 432, 39

Einmutigklich halt ob einander,
Eh euch der tyrann nach einander

tritt nicht aus der Analogie: es sind Pronomina, die gebunden werden, und man merkt, dass der Dichter mit Absicht so reimte um den in den Praepositionen liegenden Gegensatz zu markieren.

Nun blieben noch IV, 87, 35

Die schrifft ob der pfort an dem end.
Was du wilt thun, bedenck das end

zu erörtern. Diese Verse sind gebunden durch ein Substantiv, durch ein und dasselbe Wort. Allein bei genauerer Betrachtung ergibt sich eine Verschiedenheit in der Bedeutung: im ersten der angeführten Verse ist end concret gebraucht, im zweiten abstract. Eine solche Bindung ist durchaus zulässig,* wenn man will, sogar eine auf die Spitze getriebene Feinheit in der Anwendung der Gesetze des rührenden Reims.

* Wilh. Grimm a. a. O. S. 528.

Wenden wir uns jetzt wieder zu den in Rede stehenden Holzschnittversen, so finden wir, dass sie in ihrer Bindung auch von dem bei Hans Sachs geltenden Gesetze abweichen. Vielleicht liesse sich noch der Reim gleich: gleich auf die eine oder andere Art von einem, der den Dichter von Nürnberg gern um ein schlechtes Gedicht bereichern möchte, verteidigen; aber Herrschafft: Herrschafft mit der von diesem befolgten Regel in Einklang zu bringen dürfte selbst dem conservativsten Scharfsinne unmöglich sein. Ausserdem kommen in den echten Gedichten rührende Reime in so unmittelbarer Folge auf einander nie vor, und wir werden in diesem allen einen zweiten sicheren Beweis dafür sehen, dass unser Gedicht mit Unrecht Hans Sachsens Verfasserschaft in Anspruch nimmt.

Weiter, um bei den Reimen stehen zu bleiben, kömmt in den Versen

Dem jungen König vnd Hairat jme
Je baiden seiner Schwester Söne*

ein unreiner Reim vor, für welchen sich bei dem Nürnberger Dichter kein Beispiel findet. Zwar nimmt auch er, hierin ganz ein Kind seiner Zeit,** es mit der Uebereinstimmung der Vocale in Reimwörtern nicht allzu genau: er reimt Längen mit Kürzen, a mit o, ü mit u, einmal a mit au; aber ihm einen Reim wie den obigen zuzutrauen möchte doch etwas gewagt erscheinen. Ich lege indess auf dies Argument keinen besonderen Nachdruck: es gibt der Gründe noch weit gewichtigere, welche unsere Verse als unecht erweisen.

Einen solchen werden wir sofort finden, wenn wir uns zur Vergleichung des inneren Versbaues echter Gedichte des Sachs mit dem unserigen wenden.

Wir wissen, dass der Versbau der Gedichte des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts äusserst unkünstlerisch erscheint, wenn man ihn mit dem der classischen Zeit vergleicht.*** Harte Wortkürzungen, fehlerhafte

* V. 29, 30.

** Koberstein, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 5. Auflage, I, S. 285.

*** Koberstein a. a. O. I, S. 280 ff.

oder ganz unstatthafte Betonung sind ausserordentlich häufig, und die Entartung wird um so grösser, je näher wir dem sechzehnten Jahrhundert kommen. Dort scheint keine andere Regel in der Versmessung zu walten als die blosse Zählung der Sylben ohne alle Beachtung ihres Tonwerthes. Auch der Nürnberger Meistersänger ist von den Fehlern dieser Uebergangszeit der Verskunst des Mittelalters zu der des siebzehnten Jahrhunderts nicht freizusprechen, wenn auch anderseits nicht verschwiegen werden darf, dass er, wenn wir von Fischart absehen, wie in jeder andern, so auch in dieser Beziehung vor allen zeitgenössischen Dichtern hoch hervorragt.

Was nun die Wortkürzungen in den in gebundenen Reimparen abgefassten Gedichten des Meisters von Nürnberg anlangt, so findet sich sehr häufig Ausstossung des stummen e*, theils durch die Schreibung ausgedrückt, theils nicht. So finden wir z. B. V, 163, 27

Sie ubervortheil umb gelt und gut,

womit zu vergleichen II, 134, 6. IV, 336, 24, während Beispiele von ausgelassenem e, so besonders in dem Praefix ge, fast auf jeder Seite begegnen, wo sie der Vers erheischt. Wo aber das stumme e gesprochen werden muss, wird es stets durch die Schreibung bezeichnet. Auch i wird ausgestossen, so IV, 210, 19 in köng, vgl. V, 171, 31

Das im kein pfenning im beutel blieb

und II, 208, 34. Ebenso o wol in unbetonten Endungen, z. B. V, 344, 21

Dem procurator und advokaten.

Solche Ausstossungen kommen aber nur unmittelbar nach der Hebung vor.

Fehlerhafte Betonung ist sehr häufig in diesen Gedichten Hans Sachsens: Flexions- und Bildungsendungen, Partikeln, der Artikel, tonlose Praefixe haben sehr oft den Hochton.

---

* Aehnliche Verkürzungen kommen auch schon bei mittelhochdeutschen Classikern vor; vgl. für Hartmann Lachmann, Anmerkungen zum Iwein S. 557.



Als letzte Hebung finden wir indess eine Flexionsendung in dem Vers V, 338, 20

Auff dén tannén wachsén krapffén

und ähnlichen Versen wol nicht betont. Vielmehr scheint es mir besser, ohne Auftact zu lesen:

Aúff den tánnen wáchsen krápffen,

wie auch V, 166, 14 wol zu lesen ist:

Dúngen, áckern únd beséen

und ebenso V, 170, 26

Würst, flaisch únd gut schweínebráten.

Ganz sicher aber haben wir keinen Auftact in

III, 517, 19 Weichen. Dárumb bleíb ich stón
IV, 211, 15 Aúch mit peýheln únd fisch-gárn
V, 273, 13 Lánge messer unnd spitzpartn
325, 15 Reích und arm, listig und schlecht.

Allerdings sind die Verse mit Auftact weitaus die häufigsten, so dass wir nach unserer Anschauung jambisches Metrum haben. Daneben kommen sehr selten auch Verse mit zweisylbigem Auftact vor, z. B. V, 342, 26

Und eym býderman nicht wol ansteh,

vgl. IV, 211, 8. 10. V, 345, 13. Aber alle Verse des Nürnberger Dichters ergeben das Gesetz: dass einsylbige Hebung mit einsylbiger Senkung regelmässig wechselt.

Betrachten wir nun hienach die Verse zur Contrafactur von Rostock. Wir haben keinen Auftact in den Versen

11. Welchen er gestifftet hat
14. In 4. tail gutwillig gleich
40. Verhairt er auch mit gefehr
71. Vnd auch von Armasia
(91. Sambt den Selendischen Stetten)
97. Des wart beschwert Leut vnd Landt.

Zweisylbigen Auftact haben wir

V. 8. Zelt .1278. Jar
- 15. Johanni dem Eltsten gfiel die Herrschafft
- 21. Prißbilav, dem Jüngsten Son mit nam
- 25. Hat 20. jar gestudiert fleißigkleich

V. 33. Verhairat auch Ehlich geben thun
- 37. Dem Frewlein von Lippen sich Ehlich gab
- 48. Da hat Rostock erst vnglück erliten
- 74. Ist vor auch felschlich ansprochen worn
- 76. Zu der Ehe das doch wird gerochen
- 86. Hat die Stat erbawet wol vnd geziert.

Alle diese Verse sind den in den echten Gedichten geltenden Regeln der Versmessung nicht zuwider, wenn es auch gar auffällig ist, dass wir solchen Unregelmässigkeiten und Abweichungen von der bei Hans Sachs fast zur Regel gewordenen jambischen Messung hier in so grosser Anzahl begegnen.

Folgende Verse widerstreiten aber zum Theil gänzlich den oben aufgestellten Regeln oder lassen sich doch nur mit Mühe mit denselben in Einklang bringen. Der Vers 10

Im Thumstifft Cecilia der Junkfraw

kann mit zweisylbigem Auftact gelesen werden, ausserdem muss man das zweite i in Cecilia als Consonanten betrachten, was immerhin auch bei Hans Sachs angenommen werden mag für einen Vers wie V, 345, 13

Maximilion oft gesprochen hat.

Ebenso liesse sich der Vers

22. Ward Sumbach vnd Burcham

durch Verbesserung von „und“ in „unde“ zu einem regelrechten machen. Aber für die Verse

50. König Heinrich dem Lewen in sein hand
52. Darnach 1279. jar
64. Gefencklich gehalten 25. jar
82. Als man zelt 1298. jar

ist es mir nicht möglich gewesen, ähnliche Beispiele in den echten Gedichten aufzufinden.

Nimmt man die verhältnissmässig sehr grosse Anzahl der Verse ohne Auftact und mit zweisylbigem hinzu, bedenkt man, wie es in manchen Fällen ein wahrhaft halsbrecherisch Stück Arbeit ist, beim lesen dem Versmass gerecht zu werden: so werden wir auch in diesem allen Gründe finden die Verse zum Originalholzschnitt von Rostock dem Nürnberger Dichter

abzusprechen; und dies um so mehr, als sich auch aus anderen Indicien ihre Unechtheit bereits ergeben hat und noch ergeben wird.

Zunächst nur eine Kleinigkeit. Wir finden, dass in unsern Versen die Zahlangaben durchgängig durch Ziffern ausgedrückt sind. In den echten Gedichten kömmt dies fast nie vor. So schreibt Hans Sachs um Jahreszahlen auszudrücken

IV, 200, 1. Als fünfzehn hundert jar
Und neun und dreißig war

IV, 428, 1. Als man zelt fünfzehn hundert jar
Nach des Herren geburt und dar
Zu drey und viertzig in den Mertzen

IV, 176, 1. Als ich mein alters war
Tretten ins fünfftzig jar,

vgl. IV, 412, 1 u. a. m.

Und so finden wir stets die Zahlen im Verse bezeichnet. Nur ganz singulär tritt in Aufzählungen die Anwendung von Ziffern auf, z. B. II, 349. Somit ist jenes consequente Verfahren in den Versen zur Contrafactur von Rostock auffällig und lässt sich wol nicht allein dadurch erklären, dass wir es etwa mit einer von der seiner Kunstgenossen abweichenden Gewohnheit des Druckers zu thun haben.

Werfen wir nun einen Blick auf das ganze Gedicht, so will mirs fast wie Ironie klingen, wenn Flörke* die Verse „schön und warmempfunden“ nennt und von einem „dichterischen Werth“ derselben spricht. Die Verse sind alles andere eher als schön; warme Empfindung spürt man höchstens am Schlusse des Gedichtes. Dazu ist die Darstellung äusserst mangelhaft und unklar. Ich meine, man müsste dies auf den ersten Blick erkennen. Wie unschön ist nicht gleich im ersten Satze das in zwei Versen unvermittelt auf einander folgende temporale „als“! Wie überflüssig das „gleich“ im vierten Verse! Und nun gar erst die Construction dieses Satzes! Kein Mensch wird das in demselben gesagte verstehen, wenn er nicht die Quelle des Gedichtes** daneben hat, und auch

* A. a. O. S. 134.

** Sebastian Münster, Cosmographey, Ausg. vom Jahre 1592, S. 1088 ff.

dann noch kaum. Es soll wol nach Vers 5 eine starke Interpunction gedacht werden, denn der nach Sebastian Münster 1278 zu „Gustraw“ begrabene Regent Mecklenburgs ist Heinrich Buruin. Wer aber ist im Stande dessen Namen aus dem „er“ V. 9 ohne weiteres herauszulesen? Jeder wird dieses Wort doch nur auf den V. 4 genannten Prißbelavs beziehen können. Dann betrachte man weiter die lästige Wiederholung derselben Worte, welche sich in den Versen 5, 6 und 11—16, und zwar im Reime, zeigt. Was wollen ferner die Verse

Der Ander Son Börin genandt
War Rostock die Stat Leut vnd Landt*

besagen? Man muss „der“ in „dem“, „war“ in „ward“ umändern um einen Sinn herauszubekommen. Ob man aber damit nur am Setzer Correctur üben würde, scheint mir zum mindesten zweifelhaft. Völlig unverständlich sind auch die Verse

Dem jungen König vnd Hairat jme
Ie baiden seiner Schwester Söne
Im aber ist verhairat worn
Des Graffen von Horn Schwester erkorn
Verhairat auch Ehlich geben thun
Nicalov Baldemari Son.**

Und solche Unverständlichkeiten begegnen einem durch das ganze Gedicht hindurch auf Schritt und Tritt bis zu den Versen

Gott geb lenger das sich mit ehrn
Mit Handeln vnd arbeit mögen neeren.***

Wollte man auch wirklich einiges auf Kosten des Druckers und auf Rechnung mangelhafter Correctur setzen, es bliebe dennoch des anstössigen (ich erinnere nur an die ungeheuere Menge von Flickwörtern) unendlich viel übrig. Und dies alles wollte man Hans Sachs zutrauen, dem vollkommensten Dichter seiner Zeit! Fürwahr, es heisst eine eigenthümliche Auffassung mit der rühmenden Bezeichnung des „grossen Meisters“†

* Unten S. 31 V. 17. 18,

** S. 32 V. 29 ff.

*** S. 33 V. 105 106.

† Flörke a. a. O. S. 134.

verbinden, wenn man ein solches Gedicht schön nennen und ihm zuschreiben kann. Man blicke doch nur ein einzig Mal einen ganz kleinen Augenblick in die echten Dichtungen: da sieht man, was Hans Sachs für schön hielt, da merkt man, wie er warmer Empfindung Ausdruck zu geben verstand.

In der That, ein Dichter, der ein so jämmerliches Gedicht wie das vorliegende verfertigen konnte, gehörte unbedingt zum armseligen Geschlecht der armseligsten Poetaster und verdiente in keiner Weise das hohe Lob, welches Goedeke* dem Meister von Nürnberg in so beredten Worten zollt. Befreit man indess unsern Hans Sachs von jenem Gedicht, so unterschreibe ich dies Lob von ganzem Herzen. Dass man ihm aber die dem Holzschnitt von Rostock beigegebenen Verse absprechen muss, glaube ich in der voraufgegangenen Erörterung zur Genüge gezeigt zu haben.

Freilich lauten die Schlussverse unseres Gedichtes

Das jr gelück grün, plü vnd wachs
Das wünscht jr zu Nürnberg Hans S.

So oder in ganz ähnlicher Weise schliesst weitaus die Mehrzahl der echten Gedichte Hans Sachsens; dies ist der Grund gewesen, weshalb man ihn bisher unbedenklich für den Verfasser unserer Verse hielt, und so kam auch wol Flörke dazu, auf unser Gedicht Epitheta zu übertragen, welche die echten Dichtungen des Nürnberger Poeten ebenso sehr verdienen, als die vorliegenden Verse einen Anspruch auf dieselben nicht erheben können. Aber wie auch immer die Entstehung der beiden letzten Verse zu erklären sein möge, mag das sonderbar abgekürzte „Hans S.“ am Schluss dem berühmten Dichter irrthümlicher Weise oder in beabsichtigter Täuschung die Verfasserschaft des Gedichtes beilegen; gewiss ist, dass die zahlreichen und gewichtigen Gründe, welche gegen die letztere sprechen, durch das Zeugniss, welches in jenen Schlussversen gefunden werden kann, nicht zu entkräften sind.

Fragen wir uns, wann wol die Verse zum Originalholzschnitt von Rostock verfasst wurden, so lässt sich für die Antwort aus dem Gedichte selbst einiges gewinnen. Die ersten Verse desselben

* Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung I, 338.

Sewastian Münsterus hat
Beschrieben Rostock die alte Stat

können nur auf die Kosmographie Sebastian Münsters gehen, und dass diese die Quelle unsers Verfassers war, ergibt die Thatsache, dass im folgenden manches fast wörtlich aus dem Buche des Baseler Gelehrten genommen ist. Diese „Cosmographey oder beschreibung aller Lender herrschafften und fürnemesten Stetten des ganzen Erdbodens sampt ihren Gelegenheiten, Eygenschafften, Religion, Gebreuchen; Geschichten vnnd Handthierungen“ u. s. w. erschien nach der gewöhnlichen Annahme zuerst 1544.* Aber in dem von Sachs 1562 aufgenommenen Verzeichniss seiner Büchersammlung (Archiv für Littgesch. Bd. 7. S. 1 ff.) kömmt ein Exemplar dieser „Cosmographey“ nicht vor. Schon oben haben wir darauf aufmerksam gemacht, dass die Verse

Des glaubens halb wart viel zwitracht
Biß doch entlich ward fried gemacht

auf kein anderes Ereigniss bezogen werden können als auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555. Noch weiter zurück führt die Erwähnung Kaiser Maximilians II., welcher von 1564 bis 1576 auf dem deutschen Thron sass. Würde man hienach schon auf die siebenziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts kommen, so nöthigt uns eine andere Erwägung noch höher hinaufzugehen. Es wird — wie auch bereits bemerkt worden — der Friede von Augsburg fälschlich Maximilian II. zugeschrieben. Dies konnte nach meiner Meinung erst dann geschehen, als bereits die Thaten dieses Kaisers und die seiner Vorgänger nicht mehr in so frischem Andenken waren, dass sie nicht ein ungelehrter Mann mit einander hätte vermischen können. Vielleicht hatte der Verfasser von Maximilians Milde gegen die Protestanten gehört und kam so dazu, diesem den Frieden zuzuschreiben, welcher den thätlichen Feindseligkeiten in Glaubenssachen bis auf seine Zeit ein Ende machte. Danach werden wir als terminus post

* Vgl. S. Voegelin j., zur Entstehungsgesch. von S. Münsters Cosmographey, im Anzeiger für Schweizer. Gesch. N. F. 1877. Jahrg. 8. Nr. 1. S. 280—284.



quem für die Entstehung unserer Verse etwa das Jahr 1590 anzusetzen haben. Fragen wir nach dem terminus ante quem, so gewährt uns V. 104 einigen Anhalt. Dort wird gesagt, dass der Friede noch zur Zeit der Abfassung unseres Gedichtes bestand. Somit müssen die Verse vor der Gewaltthat Maximilians von Bayern gegen die Reichsstadt Donauwörth geschrieben sein, und wir werden nicht weit von der Wahrheit abirren, wenn wir die Entstehung unseres Gedichtes in die neunziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts setzen.* Zu dieser Zeit würde auch die Roheit der Verse sehr wol passen.

Wie aber der Verfasser unserer Verse kein Dichter war, so war er auch kein Gelehrter. Dies ergibt eine Vergleichung des Gedichtes mit seiner Quelle aufs deutlichste. Die betreffende Stelle bei Sebastian Münster**, welche hier mitgetheilt sein mag, lautet:

A Pribißlaus, wie gesagt, ist der letst König gewesen, vnd hat das Reich verlassen seinem Bruder, oder wie die andern schreiben, seinem Sohn Heinrichen Buruin.

B Auff Heinrichen Buruin fiel nach tödtlichem fall seines Bruders oder seines Sohns, die gantze Herrschafft. Er stifftet zu Gustrow den Thumstifft S. Cecilie, dahin er auch Anno 1278. begraben ward. Seine vier Söhn haben es gantz vnd zuvor vngetheilt das Landt also vndereinander getheilt, Johann dem eltern ist das Gebiet der Statt vnd Landtschafft Meckelburg zugeeignet: Baruin, Rostock: Nicolot dem 3. die Werlisch vnd Wendisch Herrschafft: Pribißlao dem jüngsten Sernenburg vnd Parcham mit jhrem Zugehör zu theil worden.

C Johann der elter Herr zu Meckelburg, mit dem Zunammen Knese Janike, hat 20. jar zu Paris in Franckreich auff der Vniuersitet studiert, vnd daselbst mit dem jungē König von Massilien vñ mit dem jungen König auß Cypern, alß seinen Schulgesellē, grosse

* Wenn die unter dem Gedichte stehenden Worte: „Gedruckt zu Nürnberg bey Hanns Weigel Formschneider" bedeuten sollten, dass dieser selbst den Holzschnitt und den Druck der Verse besorgte, so müssen wir den Ausgang der achtziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts als Entstehungszeit derselben annehmen, da genannter Künstler nach Nagler, Künstler-Lexikon Bd. 21, S. 226, um 1590 starb. Allein es liesse sich auch denken, dass die Firma „Hanns Weigel" nach dem Tode ihres Gründers fortbestand.

** A. a. O. S. 1088 ff.

gemeinschafft gehalten, vnnd volgends einer jeden seiner beyden Schwestern der Königen einen zur Ehe gestattet. Ihm aber ist des Graffen vō Hennenbergs seines Schulgesellens Schwester verlobt vnd verheyrath worden.

D Nicolot Baldemari Sohn, das Kindt von Rostock genañt von wegen seiner thorheit, in deren er erstlich des Graffen von Ruppin Frewlein sich hat geloben lassen, vñ darnach jhr wider abgesagt. Desgleichen auch des Marggraffen vō Brandenburg Albrechts Tochter jhm verlobt, darnach sie auch verschmahet, daß Rostock vnnd jhr Landt von dem Marggraffen von Brandenburg, viel vnglücks erlitten vnd vast vmbher verhergt wordē, vnd haben sich demnach die von Rostock dem König zu Dennmarck zu vnglückseligkeit ergeben, auff daß sie nicht Hertzog Heinrichen dem Löwen vō Meckelburg zu theil wurden, welchen sie doch auffs letst für jhren Herren haben dulden müssen.

E Dieser Heinrich zog im 1260. jar vngefehrlich mit König Ludwigen von Franckreich wider der Christen Feind den Suldan in Egypten, kehret mit dem König widerum, vnd wolt gen Jerusalem ziehen, vnd ward von den Ciliciern gefangen, vñ gen Damasco, vñ von dannen gen Alkair zū Suldan geführt, vñ daselbst fünff vñ zwentzig jar vō dreyen Suldanen in Gefengknuß verwaret, vñ zu letst von dem dritten erwehlten Suldan, welcher etwan vnder diesem Heinrichen vnnd seinem Vatter Johann dem eltern, ein Büchsenmeister, vnd fürnemmer Kriegs befehlhaber (wie man schreibt) gewesen, wol begabet vñ ledig gelassen. Ist nachmals in der Reiß alß er heim zog, auff dem Adriatischen oder Venedischen Meere vō den Seeräubern gefangē, beraubt, vñ wider gen Alkair geführt worden, dz sich der gemelt Suldan seines Vnglücks erbarmet, vñ jhn noch reichlicher begabet vñ loß gelassen. Darnach ist er glücklich in Egypten kom̄en, da er von der Königin seines Vatters Schwester Tochter, vñ demnach in Massiliē vō der Königin auch seines Vatters Schwester Tochter herrlich entpfangē, vñ alß er sein Vatterlandt erreicht, mit grossen Frewden vnnd Frolocken vō seinem Gemahel Anastasia Hertzogin auß Pomern, bey welcher sich vorhin 2. für jhr Gemahel fälschlich angeben, vnnd derhalben der ein mit dem Wasser, der ander mit dem Fewr gericht ward, erkannt, vnnd samptlich von allen seinen Vndersässen herrlich empfangen vnd angenom̄en worden. Anno 1298. ist darnach vber ein kurtze zeit gestorben, vnd zu Dobberan begraben worden.

Dann wird die Geschichte der mecklenburgischen Regenten von Sebastian Münster noch bis zum Jahre 1507 fortgeführt. Es verlohnte sich indess nicht, dies anzuführen, da der Verfasser unserer Verse nur das eben mitgetheilte benutzt hat, freilich in höchst unvollkommener Weise. Abgesehen

von der gräulichen Veränderung, welche er mit den Eigennamen vornimmt, zeichnet sich seine Darstellung durch die denkbar grösste Unklarheit aus. So hat er den unter B bei Sebastian Münster genannten Heinrich Buruin gar nicht erwähnt und Thaten, Todesjahr, Söhne und Begräbniss desselben auf Prißbelavs übertragen. Anderer Ungeheuerlichkeiten, z. B. der völlig missrathenen Erzählung von der Verheirathung der Schwestern Johanns des Aelteren, V. 29, ganz zu geschweigen. Eine Vergleichung des Gedichtes mit seiner Quelle ergibt solche von selbst.

Von V. 84 ab bringt unser Dichter etwas von dem, was er bei dem Baseler Gelehrten las, in kurzem Auszuge, fügt noch einiges über die Kriege der Stadt Rostock, ihr Bündniss mit den „Selendischen Stetten"* und über den Religionsfrieden hinzu und schloss wol mit den Worten:

Gott geb lenger das sich mit ehrn
Mit Handeln vnd arbeit mögen neeren.

Was nun weiter folgt, sind gute Verse mit vernünftigem Inhalt. Wahrscheinlich hat sie der Verfasser später hinzugefügt, als er fand, dass er ein Hauptereigniss, die Gründung der Universität zu Rostock, übergangen.

Zum Schluss noch ein Wort über das Alter der Ansicht von Rostock. Flörke** führt ganz richtig an, dass unser Bild unter der Bezeichnung des Steinthors einen alten gothischen Bau zeige, welcher bereits im Jahre 1576 dem jetzigen weichen musste, und weist mit Grund darauf hin, dass das fehlen des Helms von St. Petri ziemlich genau das Jahr des letzten Sturzes, 1575, für die Entstehung unserer Zeichnung in Anspruch nehme. In seiner ferneren Argumentation lässt er sich aber einen argen Irrthum zu Schulden kommen. Er redet nämlich von „den der Zeichnung beigegebenen Versen" sowie von „Versen sammt der dazu gehörigen Zeichnung" und scheint danach zu glauben, dass entweder die Verse zu der

* Natürlich wieder in seiner ungeschickten Weise, indem er z. B. V. 93 erzählt, Rostock habe sich selbst mit in seinem Bündniss gehabt. Vielleicht schöpfte er seine Kenntniss hievon ebenfalls aus der Cosmographey S. 1014.

** A. a. O. S. 135.

Zeichnung, oder diese zu jenen gemacht sei. Weiter schreibt er den Lobspruch unbedenklich dem Hans Sachs zu, und da dieser nur bis 1569 dichtete, so kömmt er zu dem Schlusse, dass Zeichnung und Verse nach dem ersten Sturz des Helmes von St. Petri, also nach 1543, zu setzen seien. Wenn nun aber für uns, die wir dem Nürnberger Dichter die in Frage kommenden Verse absprechen, die Nöthigung wegfällt, vor 1569 die Anfertigung der Ansicht von Rostock zu verlegen, so würde das Jahr 1575 Entstehungsjahr der Zeichnung sein können, selbst wenn wir mit Flörke der Meinung wären, dass die Verse zu derselben gehörten. Doch ist wol die Annahme die allein richtige, dass der Lobspruch zum Holzschnitt verfertigt wurde. Die Zeichnung wird also 1575 entstanden sein, Holzschnitt und Verse sind aber frühestens ans Ende der achtziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts zu setzen.

Die Verse unter dem Originalholzschnitt der Ansicht von Rostock nach dem Abdruck in Schirrmachers Beiträgen zur Geschichte Mecklenburgs I, S. 129 ff.

SEwastian Münsterus hat
Beschrieben Rostock die alte Stat
In dem Mechelburgischen Reich
Wie König Prißbelavs gleich
Der letzte König alda was
Als derselbig verschieden was
Als man nach Christi geburt fürwar
Zelt .1278. Jar.
Ward er begraben (zu) Gustraw
Im Thumstifft Cecilia der Junkfraw
Welchen er gestifftet hat
4. Ehlich Sön verlassen hat
Die 4. tailten die Herrschafft gleich
In 4. tail gutwillig gleich
Johanni dem Eltsten gfiel die Herrschafft
Meckelburg die Stat vnd Herrschafft
Der Ander Son Börin genandt
War Rostock die Stat Leut vnd Landt
Dem Dritten Son Nicolao

Wurd Warthtisch und Wendisch also
Prißbilav, dem Jüngsten Son mit nam
Ward Sumbach vnd Burcham
Mit jr Herrschafft Leut vnde Land
Johann der Elter wie obgenandt
Hat 20. jar gestudiert fleißigkleich
Auff der Hohenschul in Frankreich
Zu Pariß mit Fürsten vnd Herrn
Von Marsilien vnd Cipern
Dem jungen König vnd Hairat jme
Je baiden seiner Schwester Söne
Im aber ist verhairat worn
Des Graffen von Horn Schwester erkorn
Verhairat auch Ehlich geben thun
Nicalov Baldemari Son
War das Kind von Rostock genandt
Verhairat sich vntrewer hand
Dem Frewlein von Lippen sich Ehlich gab
Schlug doch die Heirat wieder ab
Dergleich Marggraff Albrecht Tochter
Verhairt er auch mit gefehr
Darnach die Hairat auch abschlug
Derhalb sich grosser Krieg zutrug
Von Brandenburg Marggraff Albrecht
Kriegt wider Rostock sie durchecht
Mit Mort vnd brant verderbt das Land
Da gab sich Rostock in die hand
Dem König von Denmarck sie zu befriden
Da hat Rostock erst vnglück erliten
Vnd kam darnach erst Leut vnd Landt
König Heinrich dem Lewen in sein hand
Vnd duldet mancherley gefahr
Darnach 1279. jar.
Zog mit dem König von Franckreich
Wider der Christen feind geleich
Da er mit dem Königischen Heer
Am feind einleget grosse Ehr
Vnd Ehrlich abgefertigt ward
Vnd saß frölich auff die heimfart
Da auff dem Adriatischen Meer
Gefangen war vnd beraubet seer
Vnd ward von den Raubern gfürt
Gehn Alkeyer da jn erst rürt
Vom dritten Soltan von dem er war
Gefencklich gehalten 25. jar

Der 4. Soltan erbarmet sich
Sein, vnd ließ jn frey ledigklich
Als eim getrewen Ehren frummen
Darnach ist er in Cipern komen
Mit grosser frewd genomen an
Von allen seinen vnterthan
Vnd auch von Armasia
Seiner Ehlichen Fürstin da
Ein Fürstin auß Pomern geborn
Ist vor auch felschlich ansprochen worn
Von zweyen als wer sie jn versprochen
Zu der Ehe das doch wird gerochen
Da jr lieber Herr widerkam
Vnd diese zwen mit spot vnd scham
Wurden gefangen der ein verprent
Der ander ertrenket im wasser elend
Doch starb der Fürst kürtzlich fürwar
Als man zelt 1298. jar
Vnd wurd zu Toberan begraben
Nach dem wir gar viel Fürsten haben
Die in Rostock haben regiert
Hat die Stat erbawet wol vnd geziert
Mit Stifften, Klöstern vnd Pasteien
Mit Thürn vnd Mawer befestigt seien
Da füret Rostock schwere Krieg
Offt mit verlust vnd kleinem sieg
Sambt den Selendischen Stetten
Die sie mit in jr püntnus hetten
Als Rostock, Lübeck vnd Hamburg
Wißmar, Sund vnd auch Lünenburg
Mit jren Nachbarn König vnd Fürsten
Welche auch war nach Kriegen dürsten
Des wart beschwert Leut vnd Landt
Wann man gleich macht fried vnd anstandt
So bestund jr fried selten lang
Der Krieg gewan widerumb anfang
Des glaubens halb wart viel zwitracht
Biß doch entlich ward fried gemacht
Durch Kaiser Maximilian
Der biß auff unser Zeit bestan
Gott geb lenger das sich mit ehrn
Mit Handeln vnd arbeit mögen neeren
1419. jar
Zu Rostock auffgerichtet war
Ein Hohe schul da man noch heut

Auff zeucht gelert vnd Geistlich leut
Zu Geistlich vnd Weltlichem stand
Die darkommen auß manchem Land
Gott geb der Stat hail, fried vnd glück
Das sie zunem in allem stück
Sein heilig wort zu aller zeit
Helt in hertzlicher ainigkeit
Das jr gelück grün, plü vnd wachs
Das wünscht jr zu Nürnberg Hans S.

Gedruckt zu Nürnberg, bey Hanns Weigel Formschneider.

Lessings Jugenddichtungen in ihrer Beziehung zu Molière.

Von

Richard Mahrenholtz.

Danzel in seiner eingehenden Besprechung der frühesten dramatischen Arbeiten Lessings* weist auch auf den Einfluss der französischen Komoedie hin. Während er aber den Einfluss Marivauxs allzusehr hervorhebt**, scheint es ihm entgangen zu sein, dass einzelne Scenen, dramatische Motive und Charakterzüge unverkennbar eine Nachahmung Molières verrathen. Und doch lassen sich in dem „jungen Gelehrten", im „Freigeist", „Misogyn", sowie im „Schatz" bestimmte Eigenthümlichkeiten nachweisen, die nicht aus Marivaux, sondern nur aus Molière entlehnt sein können. Wenn in dem ersten der angeführten Stücke (A. I 1) die Weisheit der Aerzte, wie überhaupt alle Schul- und Kathedergelehrsamkeit vom Standpuncte eines platten Realismus beurtheilt und verurtheilt wird, wenn wohlfeile Wortwitze und Wortverwechselungen (z. B. Koptisch und Foptisch) die Wirkung des lächerlichen verstärken müssen, wenn endlich die Aristotelischen Termini lächerlich gemacht werden (I 2), so wird kein Molière-Kenner die Eindrücke und Wirkungen der Lectüre Molières verkennen wollen. Es ist indessen bezeichnend für die früh gereifte Selbständigkeit Lessings, dass von einer sklavischen Nachahmung oder wörtlichen Uebertragung Molières nirgends die Rede ist.

Am meisten deutet aber auf Nachahmung Molières der Charakter des dreisten, gewitzigten und naturwüchsigen Stuben-

* Lessings Leben I, 116—161.

** S. u.

mädchens Lisette hin, ein Charakter, der sich in den drei folgenden Stücken ohne wesentliche Aenderung wiederholt. Die Stellung dieser Lisette ist völlig identisch mit der ihrer Namensschwester in Molières Komoedien. Sie vertritt die Rechte des gesunden Verstandes gegenüber den Ausschreitungen der Bildung und des Charakters, die Rechte der Herzensneigung gegenüber der väterlichen Tyrannei*, sie ist die vertraute Mitwisserin und geschickte Fördrerin aller Liebesintriguen**, überall ist sie zungenfertig, dreist, furchtlos. Danzel glaubt freilich (a. a. O. 157) gerade diese Charakterzüge auf Marivaux, nicht auf Molière zurückführen zu müssen, indem er die Behauptung ausspricht, dass die Lisette im Molière „ernster und älter*** sei, und mehr den Charakter einer Vertrauten habe“. Nun verräth uns aber Molière weder in der „Ecole des maris“ noch in „L'amour médecin“ irgend etwas von dem Alter seiner Lisette, ebensowenig lässt ihr schwatzhaftes, zungenfertiges, bisweilen vorlautes Wesen auf einen reiferen Ernst vorgerückter Lebensjahre schliessen, und endlich das cordiale Verhältniss zwischen Herrin und Dienerin tritt in Lessings Jugenddichtungen nicht minder, wie in den beiden Komoedien Molières hervor. Bei Marivaux ist der Charakter der Lisette in geringerem Grade der stehende Typus des naturwüchsigen, derbgesunden und freimüthigen.†

In dem „Misogyn“ weisen wieder bestimmte Merkmale auf eine Molièresche Dichtung hin. Wenn Hilaria (II 3) unter fremdem Namen dem weiberhassenden alten von einer Ehe scheinbar abzureden sucht, die das Glück ihres Lebens ausmacht, wenn sie sich verkleidet in die Familie des alten einschleicht um dessen Gewógenheit zu erwerben (II 4), so

---

* Misogyn III 2.

** So im „jungen Gelehrten“, „Misogyn“ und „Freigeist“, „Damon“.

*** Dieser Behauptung würde eine Stelle in den „Juden“ (13) widersprechen.

† Auf eine nicht correcte Beurtheilung Molières deutet es auch hin, wenn Danzel (a. a. O. S. 132) behauptet, dass „das vertraute Verhältniss der Bedienten zu den Herren, wie sich bei Molière verfolgen lässt, unmittelbar aus den Sklaven in der antiken Komoedie herstammt“. Ich glaube im Stande zu sein, gerade hier Nachahmungen der italienisch-spanischen Komoedie nachzuweisen.

ist das Vorbild des Valère im Molièreschen „Avare“ (A. I 9, 10) doch kaum zu verkennen. Dass der alte Wumshäter hier nicht aus filziger Berechnung, sondern aus traditionellem Weiberhass dem Glücke des liebenden Pares widerstrebt, beweist nur Lessings Selbständigkeit in der Nachahmung. Das Verhältniss der Laura zu ihrem tyrannischen Vater ist dem der Elise zu Harpagon im Molièreschen „Avare“ verwandt. Auch sie weist den vom Vater aufgedrängten Gatten mit muthvoller Energie zurück (III 2).

Der Charakter des Adrast im „Freigeist“ ist dem des Arnolphe in Molières „Ecole des Femmes“ vielfach verwandt. Beiden ist es eigenthümlich, dass sie Welt und Menschen gesehen haben und doch im Umgange so wenig weltmännisch, so durchaus zurückstossend sind.* Der in dem Stücke so wirksame Contrast zwischen der oberflächlichen, nur für äussere Vorzüge begeisterten Henriette und der tiefer angelegten, in das innere Wesen schärfer eindringenden Juliane ist ganz ein dem Molière abgelauschtes Mittel des dramatischen Effectes. Man erinnere sich nur an den Gegensatz der Isabelle und Léonore in „Ecole des maris“, der Hyacinthe und Zerbinette in „Fourberies de Scapin“. Danzels Nachweis, dass die eigentliche Grundlage des Stückes in einer Komoedie des de l'Isle zu suchen sei (a. a. O. 157), wird durch diese Bemerkungen natürlich nicht berührt.

In dem „Schatz“, der mit Plautus Aulularia durchaus nichts zu thun hat**, lassen sich einzelne Anklänge an Molières „Ecole des Femmes“ und „Avare“ entdecken. Gleich der Dialog zwischen Staleno und seinem Mündel erinnert an die von Molières Gegnern mehrfach verspottete Scene zwischen Arnolphe und dem Notaire (Ec. d. F. A. IV Sc. 2). Wie dort Arnolphe, in finstere Grübeleien vertieft, gar nicht die Anwesenheit und die fortgesetzten Bemerkungen des anderen wahrnimmt, so überhört auch der die Vorzüge der geliebten

* Auch von Molières Arnolphe heisst es: enfin j'ai vu le monde, et j'en sais les finesses (IV 5).

** Dass Plautus Einfluss auf die Erstlingsarbeiten Lessings überhaupt sehr untergeordneter Natur war, hat Danzel a. a. O. S. 143 f. erwiesen.

preisende Leander ganz die Frage des praktischen Vormundes „Und was kriegt sie mit“.

An den Schluss des „Avare“ erinnert es ferner, wenn Anselmo nach neunjähriger Abwesenheit plötzlich zurückkehrt und das Glück seines nächsten angehörigen begründet (Sc. 9 u. f.). Dass der Schluss des „Schatzes“ viel ungekünstelter ist als der des Molièreschen Stückes, spricht wieder für Lessings frühzeitig entwickeltes dramatisches Talent.

Mascarillo, der schlaue Bediente in dem Stücke, hat mit Molières Mascarille weniger gemein als mit dem Scapin der „Fourberies de Scapin“. Gemeiner Eigennutz, nicht die Freude an der schlauen Durchführung schlechter Streiche, ist in ihm leitendes Motiv. Die heuchlerische Grossmuth, mit der er seinem Herren leihweise einen geringen Theil dessen zurückerstatten will, was er ihm gestohlen, erinnert gleichfalls an Molières Scapin, der seine persönlichen Motive hinter erheucheltem Diensteifer zu verstecken weiss.*

Wenn endlich Mascarillo am Schluss des Stückes ungestüm den restierenden Lohn fordert, bevor er den Dienst verlassen will, so wird man unwillkürlich an das bekannte „mes gages“ erinnert, das Sganarelle dem in die Hölle fahrenden Don Juan nachruft.

In zwei anderen Jugendkomoedien Lessings, „Damon“ und der „alten Jungfer“, vermag ich allerdings bestimmte Nachahmungen und Entlehnungen aus Molière nicht zu constatieren.** Hingegen möchte ich zu Gunsten meiner Behauptung schliesslich auf den Gleichklang der Namen Valer, Lisette, Lelio, Leander, Henriette, Juliane, Philane (bei Molière Julie, Philaminte), Anselmo, Mascarill hinweisen.

* Ueber den Charakter des Scapin s. meinen Aufsatz „Molière und die römische Komoedie“ (Herrigs Archiv 56, 3 S. 261 ff.).

** Höchstens möchte in der „alten Jungfer“ die Streitscene zwischen Poet und Schneider (II 5) Reminiscenzen an Molières „Bourgeois gentilh.“ (II 3, 4) verrathen.

Aus Wilhelm Heinses Nachlass.

Von

HERMANN HETTNER.

I.

Als Heinrich Laube 1838 die Schriften Wilhelm Heinses herausgab, sagte er im Schlusswort des zehnten Bandes, dass das Gerücht gehe, der schriftliche Nachlass Heinses sei noch vorhanden, dass es ihm aber trotz dem redlichsten umthun nicht gelungen sei, ihn zu erlangen. Diese Papiere sind jetzt in meinen Händen. Durch die letztwillige Verfügung Heinses waren sie an seinen treusten und bewährtesten Freund gekommen, an den berühmten Anatomen Thomas Sömmerring. Der Enkel Sömmerrings, Herr Architekt Karl Sömmerring in Frankfurt am Main, hat sie mir zur Auswahl und zur Herausgabe anvertraut.

Es sind zahlreiche Briefe von und an Heinse aus den verschiedensten Perioden seines Lebens, sehr sorgsame Studien- und Collectaneenhefte, Reisetagebücher, ja sogar einige druckfertige Abhandlungen über Aristoteles und über Aesthetik und Geschichte der Musik, welche Heinse eben unter dem Titel „Vermischte Schriften“ zusammenstellen wollte, als ihn am 22. Juni 1803 in Folge eines Schlaganfalls der Tod ereilte!

Leider ist die richtige Zeit der Veröffentlichung versäumt worden. Sowol die Aristotelischen wie die musiktheoretischen Studien sind überholt; sie würden jetzt schwerlich einen Verleger und sicher nur sehr wenige Leser finden. Ich beschränke mich daher auf die Mittheilung des Briefwechsels zwischen Heinse und Klinger, der höchst charakteristischen Briefe des Maler Müller, und einiger auf Heinse bezüglicher Personalacten, die das bisher bekannte berichtigen und ergänzen.

Die Briefe Heinses und Klingers sind bereits abgedruckt im „Gedenkbuch der vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst“ (herausgegeben von Th. Creizenach). Frank-

furt a. M. 1840. S. 95 ff. Aber dies Buch ist jetzt selten und der Abdruck nicht ganz genau. In M. Riegers Buche „Klinger in der Sturm- und Drangperiode", welches in denselben Tagen erschienen ist, wo mir der nachfolgende Abdruck zur Correctur vorlag, sind nach den dem Verfasser von mir mitgetheilten Originalien S. 414—418 Klingers Briefe vollständig, Heinses auszugsweise veröffentlicht, und zwar beide in einer sehr genauen Wiedergabe des Textes, was bei der Beschaffenheit der Originalbriefe seine Schwierigkeit hatte. Aber in Brief 1 Zeile 5 gibt mein Druck mit „und sanftern" für „in sofern" doch wol die richtigere Lesung.

1.

Klinger an Heinse.

Lieber Bruder Rost!* Längst hätt ich Dir geschrieben, wenn mich der Teufel nicht immer am Schopf hätte und mich zusammenreiten wollte — biß man ihn denn unter sich bringt auf eine Zeitlang, da hört verdammtes Ringen und Kämpfen dazu. Heut bin ich einmal heitren Sinnes und sanftern, kann Dir am Ende aber doch weiter nichts sagen, als daß ich Dich lieb habe mit all den edlen, braven Seelen dort.** Das sag ihnen, lieber Bruder, und sag ihnen, wie manichfaltiger Trost mir dies sey nächst dem Gedanken, daß sie meiner mit Theilnehmung gedächten.

Zeither hab ich meine Verstands-Kräfften in etwas mit dem edlen Schachspiel geübt, und bin honneur au l'esprit zimmlich weit avancirt. Die beste Madle. Falmer*** hat mir ein gleiches von Dir erzehlt, wie aber Dein Muth dabey gesunken wäre, nebst Deinen Worten, die Dir zimmlich ähnlich sahen. Ich sag Dir nun, daß die Helden Griechenlands sich auch mit diesem königlichen Spiel belustigten, wie Vater Homer in der Odys. uns sagt. Ich denk, daß soll tiefer Sporn in die Seite Deines Herzens seyn — Komm her und laß uns Lanzen brechen. Seiler und Donna erinnern Dich an Dein Versprechen uns in Mainz zu besuchen, und ich ruffe Dir zu Komm!

Schaf mir doch Lenzens Brief an den besten Fritz. Erinnere ihn, daß er mir ihn versprochen hat. Versichre ihn, daß ich keinen Gebrauch davon machen werde, der Lenzen schaden könne — ich meine, man kann sich auf mein Wort verlaßen.

---

* Heinse hatte 1772 diesen Namen angenommen, als er eine Hauslehrerstelle suchte, weil sein eigener Name durch die Uebersetzung des Encolp von Petronius in Verruf gekommen. Es ist bis zu Heinses italienischer Reise sein Spitzname geblieben.

** Heinse war damals in Düsseldorf und lebte im Kreise der Jacobi.

*** Fahlmer, Tante Jacobis.

· Seiler*, Donna** und ich grüßen und küßen Fritz, Gorg***, den Herrn Grafen† und Dich, Und grüßen die Frau Kammeräthin, Mad. Schwestern und erriner sie des Löwens, der immer gegen sich wüthet und sonst niemand schadet noch schaden mögte.

Schreib gleich und schik den Brief und komm!

Mainz (1777). K.

2.

Heinse an Klinger.

[Düsseldorf, November 1777.]

Nur wenig Worte, lieber K.! Weil ich Dir doch gleich schreiben soll: denn es ist heute so heilloses Wetter, und Wasser der Himmel, und Wasser die Luft,. und Wasser die Erde, daß man Floßfedern kriegen möchte und gleich zum Hecht oder Aal werden.

Gern wollt ich bey Euch seyn in Maynz, aber für itzt ist es mir nicht möglich.

Hier der Brief von Lenz.

Wegen des Schachspieles jubele nur nicht vor der Zeit, wenn wir wieder zusammen kommen, sollen Dir schon meine Bauern allein genug zu schaffen machen. Nichtsdestoweniger halt ich es doch für ein verwerfliches Spiel. Es ist ein Problem, dessen Auflösung in der Gefangenschaft des Königs besteht; und kann auswendig gelernt werden, weil es wenig willkührliche Züge giebt, wenn man das Spiel versteht. Und dann gehört weiter nichts dazu als Aufmerksamkeit; und wie Du nicht leugnen wirst, kann der mittelmäßige Kopf eher mit leerem Haupt stundenlang auf etwas, wobey nichts zu hören, zu sehen, zu riechen, zu fühlen und zu schmecken ist, Achtung geben, als der Mann von Geist und Phantasie. honneur à l'esprit also bey Seite! Es ist ein abgeschmacktes Klosterspiel: denn wenn ich meine Aufmerksamkeit so strappazieren will, so thu ich etwas gescheiters. Wie lob ich mir dafür das edle Billard! Die Worte, die davon, wie man meint, im Homer und Euripides stehen, sind mir wohl bekannt; wer hat aber noch bewiesen, daß sie da das Schachspiel bedeuten? Und wenn auch; so konnten den Griechen, wenigstens zu Homers Zeiten, doch wohl die bessern Mittel fehlen, die wir haben, ihren Verstand zu schärfen. Und wie schärfts endlich den Verstand? Kann einer nicht der größte Schachspieler seyn, und doch in andern Sachen keinen Hund aus dem Ofen locken; wie

* Seyler, Schauspieldirector. Klinger war bei der Truppe als Theaterdichter angestellt.

** Mad. Hensel-Seyler.

*** Jacobi (Fritz und Georg).

† Graf Nesselrode.

zum Exempel die Bauernjungen zu Ströpke?* Lieber Bruder, bedenk das einmahl, und untersuch es mit der fürtreflichen Donna, und dem scharfsinnigen Seiler, und leg Dich darüber schlafen. Hernach schreib mir euer Urtheil; denn ich will etwas darüber in den Merkur drucken lassen, und dabey eine Vergleichung mit dem edlen Billard anstellen, auf dem ich itzt bey uns, Ehre dem feinen Gefühl, dem richtigen Auge, und der festen starken Nerve! der Hannibal heiße!

Fritz und Georg und der Graf und ich grüssen und küssen die reizende Medea, Ihren edlen Unjason, und Dich, und Betty und die Schwestern grüßen euch freundlichst, und umarmen die schöne Orsina.

A propos wegen des Merkurs! schaff Dir doch das Stück von diesem Monat an; Du wirst Deine Lust daran haben, wie ich Dir darinn den dummen Teufel von Lemgo ausgepfiffen.** Du Löwe solltest Dir auch so etwas in der gelehrten Welt aussuchen, das Du zausen und raufen und bemaulschellen könntest, wenn Dir der Appetit dazu ankäme, damit Du Dich nicht immer selbst mit Deinen Klauen aus übermäßiger Kraft und Stärke hinter die Ohren schlagen müßtest, worüber dann Deiner Donna die hellen Thränen in die klaren Aeuglein treten.

Was macht Dein Göttersohn?***

Wenn ich Dir noch etwas auftragen darf, so wirf Dich, Löwe, dem Herzen voll Freude zu gefallen, dem süßen Madonnenmunde, und dem Auge voll Liebe von Natur, aber ich muß Dir doch sagen, meiner schönen Böhmin zu Füßen, und behauch ihr, als ob Du küßen wolltest, in Demuth die zarte Hand, und sag ihr, was ich ihr noch nicht habe sagen können, über sie als Emilia, und als Kallipyga im Tanze.† Erklär ihr aber, hörst Du! das fremde Wort fein ordentlich.

Nun gute Nacht, lieber Trauter! schlaf wohl, und schreib mir bald etwas von Maynz, in dessen Dohm das Wetter eingeschlagen hat; was Du Dir zeigen lassen mußt.

3.

Klinger an Heinse.

Das ist brav von Dir, mein lieber Bruder, daß Du mir so gleich antwortest und meine Bitte besorgtest.

---

* Ströbeck. Ein Dorf in der Nähe von Halberstadt, dessen Einwohner noch heut durch ihr Schachspiel berühmt sind.

** Teutscher Merkur 1777. November. S. 145: „Ueber Herrn Mauvillons angefangene Uebersetzung des Orlando Furioso", welche 1777 in Lemgo erschienen war.

*** Ein Drama Klingers, „Der verbannte Göttersohn". Vgl. Klingers Theater. Riga 1787. Th. 3, S. 398 ff. Prometheus.

† Rieger a. a. O. S. 415 bemerkt: „Emilia Galotti war eine Rolle der Mad. Fiala, die auch im Ballet figurierte: Theater-Journ. 7, 27. 33."

Vor allen Dingen die Ursach, warum Du nicht zu uns kommst, und wenn Du kommst! Dies beantworte in deutlichen Worten und nach dem Wunsch meines Herzens, wenns anders in Deiner Gewalt steht, ihn zu befriedigen.

Vom Schachspiel hast Du geschrieben, wie ich's dachte und erwartete. Was das anlangt, daß Du mir so heldenmüthige Drohungen entgegenwirfst, so höre! Ich fordere Dich heraus im Grimm, kommst Du nicht bald, so zwing ich Dich (oder ich genieße meines Siegs) schriftlich mit mir eine Lanze zu brechen, und dann wollen wir sehen, wie der Herr seine Untergebene zu brauchen weiß. Der Stof der Unterhaltung für Ehre und Geist, die Manichfaltigkeit des Spiels ist beydes reicher und größer als Du merken willst. Wie viel tausend Veränderungen glaubst Du, daß das Spiel hat? Multiplicire die Felder immer unter sich und gegen einander, so wirst Du eine ungeheure Zahl kriegen. Die Willkührlichkeit zu leugnen ist ungerecht. Ich spiel nie ohne zwey Plans nächst den falschen Attaquen und hab ich's mit einem Kriegsheld zu thun, so ruinirt er mein Project auf den Augenblik durch ieden Zug, und ich habe zu thun und zu schaffen wieder meinem Plan aufzuhelfen, zu cachirn etc. Welche Manichfaltigkeit und große Willkührlichkeit, wenn ich's trotz allen Gegen-Manoevres dahinbringe, wohin ich's wollte? Auswendig lernen ist platterdings unmöglich, da ieder Zug eine neue Deffension, neue Attaquen und oft neues Project hervorbringt, vid: die Multiplication! Was heißt endlich das ein mittelmäßiger Kopf kann gut spielen und außerdem keinen Hund aus dem Offen lokken? Also ein großer General, der keine Verse machen könnte, wär ein mittelmäßiger Kopf, weil er außer seinem Kriegs-Handwerk nichts weiter verstünde? Und derjenige der den höchsten Grad von Aufmerksamkeit, Berechnung der Möglichkeit und Unmöglichkeit zur Durchsetzung eines Projects und der dazu gehörigen Fälle besitzt, kann auch iedes andre Ding faßen, das diesen Grad der Aufmerksamkeit erfordert, und dieser Grad geht weit. Wer sagt Dir, daß die Bauren in Spörken* nicht mehr als Bauren in Spörken** wären, wenn sie diese Attention und Fleiß auf etwas andres gewendet hätten! Nun die Paralelle! Ich hab die dümste Klötze Billard spielen sehen, die Dich und Deine Meister übertreffen und kein dummer Kerl hats weit im Schach gebracht. Das Billard erfordert hauptsächlich Uebung und ist dann damit wie mit dem Exerciren der Soldaten und dem Schießen eines Schützens. Aber was erfordert das Schach nicht alles? Daß man etwas gescheideres thun könne geb ich zu; Aber wo ist der Kerl, der immer was gescheides thut und thun kann? Ich kenne ihn nicht und möchte ihn nicht kennen, noch weniger in seiner Gesellschafft seyn.

---

* Ströbeck.

** Ströbeck.

Mich deucht, Bruder, Du bist mit dem Schach zu hitzig gewesen und hast Dir anfangs den Kopf angestoßen, daß Dir die Geduld ausgieng. Es gieng mir auch so. Ich verfluchte es hundertmal und fieng doch von neuem an, biß mirs ganz helle ward. Noch eins: ich kenne biß dato kein Weib, die es weit im Schach-Spiel gebracht hätte, ich will nicht sagen, bringen könnte. Du wirst mir mit Herz, Phantasie und dergleichen antworten, aber das ist hier nicht anzuwenden. Sehen, Vorsehen, Berechnen, zu rechter Zeit Wagen, hier Verliehren um dort mit mehrem Profit weiter zu kommen, das ist die Sache. Ich gehe den Krieg im Merkur mit Dir an.

Den Merkur hab ich noch nicht kriegen können. Ich hatte längst Lust den Krieg anzufangen, hab aber noch keinen gefunden, ders auf Leben und Tod angehn kann.

Den ersten Wisch vom Götter-Sohn hab ich drukken laßen um zu probiren, wie mans verdaut. Laß Dirs im Buchladen hohlen. Was dasteht vom Wandel des Genies auf Erden hat mit der einst unter uns verabredeten Idee keine Aehnlichkeit, sondern lag schon im Göttersohn und auf ganz andre Art. Also kein Eingrif in Deine Idee, wie Du selbst gemerkt hast und merken wirst. Der Stilpo* ist zu aller Befriedigung da und vielleicht zu der Deinigen. Hab Zeither die Geschichte des neuen Orpheus geschrieben, die Du zur Zeit lesen sollst.** Ist aber nicht musikalisch, hat auch keine Euridice. Wird aber doch von den Weibern zerrißen und das darum, weil er die Weiber erhitzt und doch das nicht hat, was ihnen Gnüge ist — warum ers nicht hat und wie das ist, sollst Du einst sehen.

Der Böhmin hab ich alles gesagt und erklärt. Der Loewe grüßt und küßt sanftmüthig und liebevoll alles was ihn grüßt und seiner denkt. Dank ins besondre dem lieben Fritz für die Mittheilung des Briefs.

Lies gleich den Göttersohn und sag mir, was man sagt und was Du sagst. (Hier ist er mit. [ausgestrichen.])

Addio.

Küße von Donna und Don nebst Erwartung, daß Du kommst — wie auch an alle die Lieben!

4.

Heinse an Klinger.

[Ende 1777.]

Großer König der Thiere, Schüttle Deine Mähne nicht, und brülle! und sey einmal wieder Amor im Schooße Deiner Psyche. Bin mit auf einem Zuge durch Westphalen gewesen, und haben meine

* Klingers Theater. Riga 1786—87. Th. 3.

** Orpheus. Eine tragisch komische Geschichte. Genf (Basel) 1778.

Wenigkeit andre Sächelchen aufgehalten, sonst würde eher zu Diensten gestanden seyn.

Ich nehme die Weißen und fange an.

Der Bauer vom König zwey Schritt.

Sans doute werden Ihro schwarze Majestät gebieten

Zwey Schritt vom König Bauer.

Könnten zwar, den Ziefern nach, noch neunzehnerley andre gnädige Kommandos geben, wenn sie in die Fußtapfen des hochweisen Shah Bahams einzuschlagen Belieben fänden; würden aber, mit unterthänigstem Respect zu vermelden, dero ganze unüberwindliche Armee mit allen ihren Regimentern, bestehend aus sieben Offizieren, und, wo ich nicht irre, acht Gemeinen, in die Pfanne hauen lassen.

Sind außerdem schon geschlagen, und ist um ihre Sicherheit geschehen, weil der weiße Monsieur den Angriff gethan.

Sieh, lieber Bruder, und bekenne Deiner Geschicklichkeit zu Ehre die Wahrheit! so viel Willkühr gestattet das Schachspiel. Wenn ein Paar Stümper spielen, o ja! da giebts der willkürlichen Züge die Menge; aber wenn zwey ausgelernte Meister daran kommen, so gewinnt der, welcher anfängt. Und läßt das, dem Angegriffenen, nach aller Logik, nur einen einzigen willkürlichen Zug zu? Ich hoffe nicht, daß Dir das ein Böhmisch Dorf seyn wird. Fast zwar sollt ichs meynen, nach Deiner Katechisation, nehmlich: Wie viel tausend Veränderungen glaubst Du, daß das Spiel hat? Multipliciere die Felder immer unter sich und gegen einander, so wirst Du eine ungeheure Zahl kriegen. Das wäre! da könnten Sie wohl in bona pace länger an einem Spiel spielen, als unsers Herrn Gotts seine Ewigkeit ist, die, wie einer von Herders Propheten sagt, ewiger ist, als sonst die Ewigkeit zu seyn pflegt.

Frage den größten Schachspieler, welcher itzt existiert (bekanntermaaßen den Musicus Philidor in Frankreich, der mit vier großen Meistern zugleich spielt, und jedem das Spiel abgewinnt, wenn sie ihn anfangen lassen, und dazwischen noch eine Aria komponiert, womit Madam Brochard, vielleicht in Maynz, den Sieg über die Hellmuth davon tragen könnte) er wird Dir das nehmliche sagen.

Das Schachspiel ist ein Spiel, wie eine Orgel beym Murmelthier ein Instrument zum phantasieren. Ist eigentlich kein Spiel, sondern eine Aufmerksamkeit. Ist eine Schildwache, armseeliger im Grund, als irgend eine Preußische zu Wesel oder in Pommern: denn die können doch noch Gras und Blumen, und Wald und Berg auf ihrem Posten sehen; und wanns Winter ist, wenigstens schönen weißen Schnee, und Sonne, Mond und Sterne, ihre Flinte und den lieben blauen Himmel; und obendrein rufen Abgelöst! und Wer da? Was kannst Du denn aber bei Deinem geviertelten Dinge, wenn Du nicht einer zu gütigen Madam Seyler gegen über Dich hingepflanzt hast?

Der Herr wirft in seiner Epistel gewaltig um sich mit General und Armee. Worin aber die Aehnlichkeit mit der Armee stecke, weiß er wohl selbst nicht. Acht Offiziere und acht Bauern? Und schöne Kunst von der Mutter Natur abstrahiert: zwey Läufer, die Meilen wëit laufen können, ehe die absurden Pferde einen Sprung gethan! und eine Königin, gegen welche die Kaiserin von Rußland ein Bettelmensch ist! und einen König, gegen den der armseeligste frigidus und maleficiatus unter allen ausgemergelten und zu Grunde gerichteten Serailschändern ein Springinsfeld! des dummen Fuhrwerks der Thürme nicht zu gedenken; sowie der ganzen übrigen gothischen Komposition.

„Sehen, Vorsehen, Berechnen, zu rechter Zeit wagen, Verlieren, um dort mit mehrerm Profit weiter zu kommen, das ist die Sache:“ sagst Du? Großer Gott! ich will Dir noch hundert excellentere Redensarten aus dem Kriegshandwerk dazu spendieren, in Latein, wenn Du willst, aus dem Caesar und Curtius. Thust Du doch, Brüderchen, bey Deiner Persiflage, als obs Dein völliger Ernst wäre!

Daß Du hierbey noch einen Ausfall auf die guten Weiber thust, und ihnen die Fähigkeit absprichst, es weit darin zu bringen: hat Dir die Verzweiflung eingegeben. Nur ein Loth Brüßlerspitzen ist, beym unendlichen Gewölbe des Himmels! was ganz anders, als ein lumpichtes Spiel Schach. Der Hauptzug beym schönen Geschlecht ist Schwäche. Der Hauptzug der Schwäche, zum Exempel beym Hofgesindel, lauern, aufpassen, i. e. Aufmerksamkeit. Das Schachspiel ist weiter nichts, als eine Aufmerksamkeit; folglich könnten Mesdames Seyler und Fiala immer und ewig den Philidor untern Tisch kriegen, wenns der Narr nicht so gut auswendig gelernt hätte (wofür er besser mit Pergolesi und Piccini sich abgegeben), daß ers allezeit gewinnen müßte, wenn er anfienge. Aber sieh! Die Angebeteten halten aus Instinkt sich für zu edel, ein solch Gesindel zu kommandieren. Und es kann einen gescheuten Kerl auch wirklich nichts anders dazu zwingen, als die Verzweifelung, etwas anders zu finden, das er kommandieren könnte.

Du magst für dießmal daran nun wieder genug haben. Ich schäme mich fast, nur an eine Vergleichung mit dem königlichen Billard zu denken. Das ist in der That ein Spiel: Spiel, was die Griechen Spiel hießen. Richtiges Augenmaaß, was Lichtenberg schon allein für ein untrügliches Merkmal eines Menschen von Talent hält, feste Hand, scharfes Gefühl, das sinnlichste Anschauen, und den faßlichsten Begriff von der großen Idee Bewegung, was noch kein Philosoph entwickelt, das Tantillum Glück, das wie Gewürz und Salz dazu kömmt, der unvergleichliche Kopf und Herz stärkende Zeitvertreib, bestehend in immer andrer unvermischter Gegenwart, das Freundschaftliche, das Gesellige, die Augenweide für die Zuschauer, das Kriegerische, wo der Spieler wie ein Gott ein rundes

Stück todtes Bein von einem Elephanten in einen lebendigen raublüsternen Adler verwandeln kann — o! ich mag nicht daran denken! sollst den Triumph anderswo lesen.

Klötze können gut spielen? Meinst Du? Vielleicht aus Eigenliebe. Doch es sey. Ein Matrose könnte ohne Streit den Herkules besser machen bey einer Laura, als Petrarca; aber auch mit so viel Feuer und Süssigkeit der Liebe? Lache nicht guter Freund! Das Gleichniß paßt, wenn Du es nur durchdenken willst.

Wer bey hellem lichten Tage nicht sehen kann, muß nothwendig entweder blind seyn, oder schlafen. Das letztere würde natürlicher Weise der Fall bey Dir seyn, wenn Du mir noch Widerrede halten wolltest: nehmlich Du müßtest noch bis dato ein ziemlich schwacher Gesell im Schachspiel seyn. Und fast dürft ichs denken, da Du mich im Grimm herausforderst: Weisheit in irgend einer Kunst gestattet sonst selten Grimm, weil Grimm keine Gegenwart des Geistes zuläßt. Unterdessen hab ich meinen Zug gethan. Du kannst nun vom rechten oder linken Thurm ziehn oder Laufer, oder die Pferde ihren Hupf thun lassen zur rechten oder linken auf der rechten oder linken Seite: Summa Summarum, Du kannst bey Deinen zwanzig ersten möglichen Zügen den Finger auf die Nase legen, oder die flache Hand an Deinen Verstandskasten, und „sehen, Vorsehen, Berechnen, wagen, verlieren" und so fort, so gut wie bey den zweyten und dritten. Aber wenn Du den Bauer vom König nicht zwey Schritt ziehst, so hast Du verloren; und wenn ich nicht Achtung geben sollte, weil ich nicht gern Stundenlang mit leerem Haupt voll Attention da sitze, so hast Du doch wie ein Einfaltspinsel gespielt, und bey allen guten Spielern Dich jämmerlich prostituirt.

Kann dieß nun nicht auswendig gelernt werden? Und kann es der zweyte, dritte, vierte Zug nicht eben so? Warum denn nicht? Aber ich ziehe so und so. Meinetwegen: aber dann verlierst Du das Spiel, ohne daß ich mich darum bekümmere. Das wäre der Teufel!

Nicht anders. Es heißt hier: lerne was, so kannst Du was. Und wenn Dus kannst, so hat der Spaß ein Ende. Das ganze Schachspiel ist weiter nichts als ein Burzelbaum in der Idee: es geht einmal krumm und einmal zwerch, aber immer überein. Da werden Dir die Rodomontaden von Berechnungen und dergleichen Zeug wieder in den Kopf kommen; aber laß Dir doch nichts weiß machen. Hätte einer vom Einmaleins noch nichts gehört, so würde er den für einen großen Hexenmeister halten, der ihm für gewiß sagte, daß 7 mal sieben 49 wäre, wenn er siebenmal nach einander sieben Einsen zusammengezählt und endlich herausgebracht hätte, daß der verdammte Kerl Recht habe.

5.

Klinger an Heinse.

Mainz. Im Jenner 78.

Lieber Bruder! Deine beyde Briefe hab ich erhalten. Der erste hat mir troz aller Persiflage, die auf mein Haupt hineinwettert', und blizte, unendliche Freude gemacht, und doppelte Freude, da sich meine Brust mit neuer Kraft stählte — Troz sey Deinem Witz und Humor von der Göttin Steifsinn und Wahrheit gebothen! Ich weiche keinen Schritt und kann keinen Schritt weichen, weil ich's zu tief überzeugt bin. So viel seh ich aber, daß wir durch Briefe die Sache nicht abthun. Geduld also! biß wir uns zusammenfinden, und das soll, wie ich hoffe, in Frankfurth geschehen, wo wir* die Meße sind. — Hau also in mich hinein so viel Du willst, und gieb meinem Selbst Seiten-Streiche, wie Dirs beliebt, ich werde Dir meine Rache mit Feuer und Schrekken in Schos giesen. Amen!

Der arme Wieland! Da muß der Churfürst von Bayern sterben und seiner Tour de vanitat ein Todtengerippe in Weg stellen, daß seine ganze eitle Maschine erbebe!** Sein Unglük geht mir nach, denn es ist würklich Unglük, wenn man so viele Leerheit mitbringt, und nun mit hungriger Nase und Ohren herumschnüfelt, und so ein garstiger Zufall einem ins Rauchfaß scheißt —

Er ist hierdurch passirt — aber Rossemundens Schiksall muß ihm zu sehr am Herzen gelegen haben, seine Einbildung muß zu hoch gespannt gewesen seyn, als daß er sich hätte erinern sollen, daß Leute in Maynz seyen etc. Wohl bekomms ihm! Wie das nun gehn wird, ob er warten wird, biß Trauer und Krieg wegen der Succession und all die Balgereyen vorbey sind, weiß man noch nicht. Ich glaub wohl, er schlägt sich dort Hütten auf, um auf der Retour de tristesse et des larmes nicht ausgelacht zu werden.

Großman le Juif hat schon, wie ich vernehme, Subscription auf Bürgers Gedichte übernommen, was ich aber anderwärts kann, will ich thun. Mich kannst Du eins weilen auf Deine Liste zeichnen, das ist aber freylich nicht viel.

Heute werd ich zum erstenmal mit beflügelten Füßen dem gewaltigen Rhein trozen. Es ist ein großes Stük hinein gefrohren, sollte des Herrn Willen seyn, daß ich in gewaltigem Uebermaas der Freude mein Grab fände, so bitte den Gott der Flüßen, daß er mich in den Schos einer Najade sinken laße —

---

* Die Seylersche Theatergesellschaft.

** Die in Mannheim beabsichtigte Aufführung der Rosemunde musste wegen des Todes des Kurfürsten Maximilian Joseph (30 Decbr. 1777) vertagt werden.

Hier ist der Götter-Sohn. Bitt Dich auch schön um Rolands Spieß.

Grüße und Küße von mir —

Von Seiler und Donna herzige Liebe an alle die Edlen und Guten —

Klinger.

Maler Müller an Heinse.

1.

Neapel den 16 Feburarj*

Mein liebster Heynße.

Ich hätte Dir schon längst geschrieben alleine ich hoffte immer drauf Dich bald hier zu sehn und zu sprechen, wenn Du mit Klingern hier ankämest, alleine diß ist nun nicht geschehn — so muß ich Dir denn schreiben weilen ich von heute an nicht mehr gewiß weiß, wenn und welchen Tag ich von hier abreiße — ich liebe Dich von Herzen mein Heynße und hab durch dieße unsre kleine Trennung die Erfahrung gemacht, daß Du mir theurer bist als ichs vor selbst nicht wußte, meine eigne Seele hat für mich nichts im Vorauß in diesem Punct, so soll es denn auch immer dabey bleiben und wenn uns auch Meere auseinander scheiden soll doch die Kette immer noch lang genug seyn die unsre Freundschaft beständig aneinander hält. Ich hab nun Klingern gesehn und an seinem Hals gehangen, wir haben uns über einander gefreut, so wie zwey Brüder sich freuen die sich einander wohlwollen und von ohngefehr in irgend einem unbekanten Winckel des Erdbodens sich treffen, es war ein wahrer Wonnenaugenblick so seelig für mich als wenge meines Lebens, siehstu daß der brafe Bursch so vergnügt und freudig und immer so ganz der nehmliche geblieben durch alle seine Schicksaale durch unverändert selbst biß auf seinen Humor nur mit der Modification von zweckmäßiger Bestimmung anjezt, siehst das hat mir so sehr gefallen und wird mir ewig an ihm gefallen und ist auch das Kennzeichen eines respectablen Manns, — er ist dafür gemacht nicht unter den Kleinen verborgen zu bleiben, und wird zu seiner Zeit schon einmal hervorgehn und ausführen wozu ihn die Natur aufgefodert und bestimt, wir werden hier einander genißen so viel uns möglich seyn wird und villeicht nächstens den Vesuv mit einander besuchen, schade

---

* Es fehlt die Jahreszahl; aber unzweifelhaft 1782, als Müller in Neapel war. Vgl. Heinses Brief an F. Jacobi. Sämmtl. Schriften Bd. 9. S. 161.

daß Du nicht dabey seyn kanst — ich hab mich bey Klingern erkundiget ob Du nicht seitdem Deine Briefe von Jacobi erhalten, es war mir sehr unangenehm daß er mir hirüber keine hinlängliche Auskunft geben konte, vermuthlich aber wirstu Deine Wechsel schon erhalten haben — apropo was Klinger mit Dir vorhat, die Versorgung nach Petersburg gefällt mir nur halb ob Du gleich dort sehr wohl stündest und dieße Stelle wie michs däucht ganz Deinem Carrackter und Denckungsart gemäß ist und Du dabey in Ruhe alle Deine Projecte ausführen köntest, so mag ichs doch nicht leyden weilen ich ohne Hofnung baldigen Wiedersehens Dich so auf immer verliehren müßte. Doch folge Deinem Herzen, oder vielmehr Deiner Vernunft und laß den Narren schreyen wenn er sich nicht in Zeit und Umstände gerne schicken will — von was anders.

Ich hab die Zeit über sehr vergnügt zugebracht, auch herrliche Momente genoßen, ich befinde mich hier in Gesellschaft von Menschen die ich stündlich mehr lieben und schäzen muß, ich könte Dir hirüber Vieles schreiben aber ich spahr mir diß alles biß zur mündlichen Unterredung. Du weist noch was Dir schon von dem herrlichen Manne dem Comandeur gesprochen und wie viel hat sich seitdem bestättigt, hab ich mehr noch gefunden als ich damal geandet, so ein edler Mann den die Natur in und außen so recht mit Liebe vollendet und ausgeschmückt von so reinen unverfälschten Sinnen und inigen beglückenden Empfindungen, daß ich mich oft vor ihm schäme weil ichs spühre daß ich das nicht so ganz bin und seyn kann. — Doch weiter hörst: die Natur ist hier ganz außerordentlich schön — so wie ein edles schönes Mädchen im Frühling das alles anlacht und es selbst fühlt daß sie so glückseelig ist und alles rund um sich her beglückseeligt oder wie wenn die Natur hier ihren Siz und Trohn aufgeschlagen nach dem Sie die übrige Länder vollendet, das beständige Reich der Flora umher, wo Dryaden und Nayaden wo alles Faunen und Nympfen, Götter des Himels und des Meeres wie im truncknem Tanze sich umschlingen, vereinigen und vermischen — die Luft ist hier sanfter der Schatten heller wie wenn mann dem lichten Hauße der Sonne näher rückte — unsre Wohnung ist in dem schönsten Theil von Napel hart am Meer, ich trette oben auf den Balcon hervor — Himel welch ein Anblick wie kann ich soll ich Dir ihn beschreiben gleich vor mir das weite offne Meer Caprae steigt aus der Mitte hervor blau und erhebt sich über die Wogen wie der stolze Muschelwagen des blauen Neptuns wenn er den starcken Dreyzack schwingend denen Stürmen und Wettern gebiethet. Zur Lincken der Bußen des Meers, Portici und weiter unten der Hafen, Pharus, und nun zurück der immer dampfende Vesuv, der wie ein geschlagner Himels-Stürmer dakniet und trozig noch immer sein verwundet Haupt mit eignen Wolcken umzieht und den Donner verhöhnt. Kurz Du wirst das selbst hier

sehn und betrachten und hingerißen athemloß an diesem Anblick kleben.

Von Neapel selbst kann ich Dir nun sehr wenig schreiben auch ist für jezt die Zeit mir zu kurz. Die Architecktur der Pallästen ist meistens mittelmäßig oder herzlich schlecht, die Verziehrungen ihrer öfentlichn Pläzen, Brunen, Monumenten, Grabmähler sind im erbärmlichsten Stiel. der Mahlereyen, die mir gefallen sehr wenig, ausgenommen auf dem Capo del Monte, wo würcklich ein Schaz von dießer Art aufbewahrt wird, vornehmlich wirstu da Hanibals Carraccis sehn, Guidos, einige Rafaels, Sartos, Leonard da Vinci, Titians, die Dich entzücken werden.

Das Volck ist hier außerordentlich lebhaft und contrastirt sehr mit dem römischen biano. Die meisten Menschen leben hier auf den Straßen und in den Caroßen. — Mann liebt hier viel Lerm, äußern Aufwand und Spectackel. Sterckel* hat mit seiner Opera reusirt, er hat durch sein Bescheidenthun und äußres glimpfliches Weßen sich sehr viele Partisanen erworben und das war ihm gut — die Königin protegirt ihn sehr und hat ihm vor einigen Tägen einen brilliantnen Ring geschickt worinnen ihr und ihres Gemahls verzogner Nahme eingesezt war. ich habe die Music nun selbst gehört sie hat recht viele schöne und zirliche Stellen, kleine melodische Tinten, aber im ganzen etwas matt ohne faßenden und anhaltenden Ausdruck, viel Ohrenkizel wenig für Seele und Herz. Mehr hat mich das teatro nuovo zufrieden gestellt, wo ein gewißer Trito stallmeistrirt, der ist ein wackrer Bursch doch mündlich weiter. Im teatro Fiorentino giebt mann eine comische Cantate von Paesielli die der an den König hierher geschickt, sie ward von dem Puplico hier so gierich verschlungen, daß ich dreymal dort war und vor mein Geld und gute Worte auch nicht ein bißchen davon haben konte, kann Dir also nichts davon sagen mein Freund Goullet hat sich die ganze Music copiren laßen und bey dem kanstu sie bald wenn wir wieder zurückkommen leßen und spielen.

Und jezt wär ich dann auf dem Punct nach Malta hinzuseglen, das Schif das uns aufnimt ist schon bestellt mann rüstet alles nothwendige zur Reiße und der erste gute Wind ruft uns zur See. Frisch auf denn und einen rechten freyen Gruß an alle Waßer-Götter und alles was im Wellenreich sich nährt und regt — will einmal

* Joh. Franz Xaver Sterkel, geb. in Würzburg 1750, trat nach vollendeten Studien in den geistlichen Stand, beschäftigte sich aber von Jugend auf so eifrig mit Musik, dass er sich als Clavierspieler und Componist Ansehen erwarb und 1778 vom Kurfürsten von Mainz als Pianist und Caplan berufen wurde. Im Jahre 1781 erhielt er ein Canonicat in Mainz und wurde 1793 daselbst Capellmeister. Er starb 1817 in Würzburg.

sehn ob ich beym Sternen-Himel wenn alles schläft die Sirenen im Singen und durch die Wellen scherzend belauschen kann — wie wunderbar Du wolltest voriges Jahr dorthinwärts ich suchte Deine Abreiße zu verzögren, es war mir schwer Dich in Gefahr zu wißen und nun bin ich selbsten mitten drinn — wenn Du mich so liebst wie ich Dich liebe so muß meine damals gesungne Ode auf Deine Abreiße Dein Herz wecken. Du weist ja noch

Wo rauscht der Quell des Baumes sanftes Lisplen
Wo die Natur den Phantasus gebaut etz.

und die Stelle die Dich angeht und schildert will Dir sie hersezen, wenn mich allenfalls tunische oder algirische Geyers wegschnappen und zum Kinderwiegen verdammen sollten daß Du und die Welt sich überzeugen können daß ich ein gutherziger ehrlicher Freund war wie unter allen Bänckelsängern Deutschlands vielleicht kein ehrlicherer geweßen und diß sey indeßen meine Grabschrift also guck hinein in Deinen Spiegel —

— — — — der immer neu
„und starck und vest und der Natur getreu
„Mit Leib und Seel sich schließend
„ans Schöne das er fühlt und sieht und denckt und glaubt
„gleich Jupitern hernieder schießend
„Im Flug sich Ganimeden raubt
„und Beuthe tragend über alle Sterne
„(des Stauners kurzem Blick enteilt)
„die weite Schrancken mißt biß wo die blaue Ferne
„kein goldner Strahl mehr theilt.

„Schon weht der Wimpfel hier schon schwellen
„die Seegel die Dich mir entziehn
„Du reißst Dich loß und fernher über Wellen
„hör ich Dein lezten Gruß und Lebewohl im Fliehn
„der Schäumende Neptun aus Wogen blizend
„zeigt mit dem Dreyzack Dir zum Eyland hin die Fahrt
„dort wo der Poliphem auf zehn Gebürgen sizend
„Mit großem Aug' das Meer bewahrt.

„Tief traurend steh ich tausend Seufzer dringen
„herauf, den Wind zerreißt mein lautes ach
„Schon wünsch ich Flügel schnell mich hinzuschwingen,
„Schon sez ich in Gedancken Deinem Fluge nach
„ich greif Dein Seegel vest — verlohren unter Träumen —
„am schönsten Ufer das der Feuerquell nicht schreckt
„Dort wo Calabrien umschatt von süßen Bäumen
„Mit breiter Zung zwey Meere leckt.

„Doch wie im Sturm erwacht — es fliehen
„die süße Bilder und Du bist schon weit
„aus meinem Arm entfernt — es ziehn
„Schon fremde Wolcken über Dir — die Sterne albereit
„Verschwinden in der Fluth, von ihrem Throne
„Steigt schon die Nacht, — die goldne Bahn
„Betritt Auror' geschmickt mit heller Roßen-Krohne
„und haucht den Bergen ihren Purpur an
„indeßen siz ich noch und wasche
„Mit Tränen mein Gesicht und sorg daß Dich villeicht
„Algierens Scylla noch erhasche
„Die fürchterlich durch jene Fluthen streicht.

„O kehre bald zurück bring meinem Herzen
„Durch Deinen Anhauch wieder neue Gluth
„Gieb durch den muntren Wiz gieb durch Dein freyes Scherzen
„der Seele wieder Gang und frischen Muth
„daß ich mit Macht den Feuer-becher schlinge
„drein die Natur und Schönheit sich getaucht
„und Deinen Beyfall doppelt mir erringe
„der keines edlern Stempels braucht
„Indeß Calliope mit lächlenden Gebärden
„um Dein berühmtes Haupt den stolzen Lorbeer flicht
„Sie wartet schon anjezt herbeygelockt zu werden
„allein umsonst wir locken nicht.

Lebe wohl lieber Bruder ich schließe Dich an mein Herz — Grüße alles was sich mein errinert und Dir lieb ist absonderlich Kobelln und Trippel. Bin ganz und gar

Dein

Müller.

Viel Grüße von meinem lieben Freund Goullet, wir sind alle noch wohl und gesund. Heute hat Klinger mit uns zu Mittag gegeßen. Goullet hätte Dir einige Zeilen geschrieben, weil er aber vom Vesuv zurückekehrt ist er zu müde.

Gleichfalls Grüße von H. Geheimden Rath Häflin an Dich.

2.

Rom den*

Trippeln gab ich sogleich Deinen Brief ihn Dir zu übermachen weilen ich nicht vermuthete Dir heute schreiben zu können — Du nimst das ganze Ding von einer üblen Seite, ich dachte nicht daß Dir dieser Brief so nothwendig wäre —

* Der Raum für die Zeitbestimmung ist leer geblieben, aber der Brief ist ohne Zweifel vom Sommer 1782, als Heinse in Neapel war.

Reiße nun glücklich und mit dem besten Wind — überlaße Dich Deinem Gefühl und den Eindrücken der Natur ungetheilt — in der Nacht wenn zum erstenmal Dich Strombolis Donner weckt, über die Wellen her dumpf — und der röthliche Strahl zum Himel steigt — indeß die kühle Strahlen der Sternen sich in grühnem Meerboden und seitwärts mit gottväterlichem Barthe der stille Mond über die Woge sich wiegt — errinre Dich Deines Freundes.

Habe bey Tripplen Klingers Plimplamblasco* gesehn und ihn nun geleßen, da ich zum Voraus informirt war daß meine Wenigkeit drin vorkommen würde, fand ich die Stelle bald — Klinger hat mich darin behandelt wie ein schlechter Kerl seinen Freund behandelt — die Schiefheit seiner Sinne und der Hunger ließenn ihm nicht zu sich der Warheit zu nähern — vermuthlich wird die Seule drum nicht wacklen obgleich ein Esel dran furzt — die Zeit und Stunde wird komen daß er mir für jedes Wort Rechenschaft geben soll — aber daß Du diß Buch hier in Rom Beckern gegeben — Beckern den Du kenen solltest — und daß Du ihm gar — — ich scheiße auf alles die ganze Sache ist mir zu schlecht —

---

* „Plimplamplasko der hohe Geist (heut Genie). Eine Handschrift aus den Zeiten Knipperdollings und Doctor Martin Luthers. Zum Druk befördert von einem Dilettanten der Wahrheit; und mit Kupfern geziert von einem Dilettanten der Kunst. 1780.“ Diese Satire, von Klinger in Basel unter Mitwirkung Sarasins, Pfeffels und Lavaters verfasst, ist der Absagebrief Klingers an die verschrobene Geniesucht der Sturm- und Drangperiode. Die auf Müller bezügliche Stelle, welche nur verständlich ist, wenn man weiss, dass Müller vor seiner italienischen Reise hauptsächlich Satyrn und Nymphen und Thiere gezeichnet hatte (vgl. B. Seuffert, Maler Müller. 1877. S. 272), lautet (Kap. 9. S. 83): „Deß giengen sie fürbaß und kamen weiter, da stund ein Mann, der was auch ein hoher Geist, saß auf einer geflügelten Chimära mit einem Weiberkopf und einem Drakenschwanz, und waren um ihn Kazen, Satyres, Faunen, Mezen, Haasen, Pferde, Geister und Draken, das war ein recht hoher Geist und Poiete, und thät all die Thiere mit einer Peitsche zusammenhauen, daß sie untereinander sprangen und schrieen, jedes in seiner Weise, das doch nicht artig was, dem Poieten aber thät's hübsch dünken. Da sagt die Faya (Fee) zu Plimplamplasko: Guk, mein Sohn, ein hoher Geist und Poiete!“

Klinger und Müller hatten sich schon in der Mannheimer Zeit kennen gelernt (vgl. Holtei, Dreihundert Briefe Th. 2. S. 97).

3.

Rom den 17 Aprill 1787.

Deinen Brieff lieber Heinse habe aus den Händen unsres numehr gemeinschaftlichen Freundes erhalten — hätte auch gerne alles mit beytragen mögen Ihm den Aufenthalt in Rom so vil als mir möglich intereßant zu machen, allein Zeit und Umstände gaben mir dazu nur sehr karche Gelegenheit. Daß Dein begraben seyn bey der Piramide* etwas mehr als eine blose schöne Schlußperiode Deines Schreibens seyn möchte habe ich schon längst gewünscht — 's mag sich schon sehr gut als Biblioteckär in Meynz leben laßen aber doch noch weit vergnügter hier in Rom absonderlich wenn Du Dich dem Antiquariat ergeben möchtest und so mit Spazirengehn des Jahrs Deine zwey dreyhundert Zechinen Dir in die Küche jagtest. Unser Freund Müller** denckt eben so wie ich und wird Dir mündlich darüber bald mehreres sagen.

Ich hätte Dir noch eine menge Neuigkeiten mitzutheilen doch die Kürze des Brieffs erlaubt das nicht — nimm nur einige der fettsten geschwind weg — daß Göthe hier war wirstu vermuthlich schon wißen — er logirte beym Mahler Tischbein schien ein Staatsgefangner vom neugebacknen Antiquar Hirt (ein erbärmlicher Prinz), Schüz, Pirri*** etz. zu seyn. Diese machten seine Leibquarde aus und es schien mir immer wenn ich den starcken Göthe unter den Schaalen Schmachtlappen so herum marschiren sah, als erblickt ich den Achilles unter den Vozen von Sciros — ich sah ihn nicht als nur in den lezten Tagen seines Hierseyns da traffen wir uns auf der Villa Medicis und sprachen auf einige Augenblicke miteinander.

Daß Rehberg mit einer großen Pension von Berlin bald wieder hier in Rom seyn wird ist gewiß, mann erwartet ihn in Rom schon seit einem Monath.

Die Kunstzeitungen die vor einigen Jahren hier heraus kamen und von denen ich Dir Nachricht gab, gehen nach und nach wieder ganz ein — wie's nun mit dergleichen getriebnem Zeug geschieht das nicht Kraft hat von sich selbst Nahrung aus den Elementen zu ziehen und nur durch Kunst und Mühe ein Anschein von Leben gewinnen das aber im Grund todt wieder zerfällt ehe mann kaum angefangen deßen zu genießen und sich zu erfreuen —

---

* Des Cestius; der evangelische Kirchhof in Rom.

** Der Geschichtschreiber Johannes v. Müller, welcher der oben erwähnte empfohlene Freund ist. Er war wegen Dalbergs Coadjutorwahl nach Rom gesendet.

*** Bury.

Nun lebe wohl — tausendmal gedanckt für die Bekantschaft die Du mir mit meinem braffen Nahmensvetter verschaft, es hat sich bereits schon etwas zwischen uns angesponnen das mit der Zeit noch zum vesten Seil der Freundschaft werden mag. immer

Dein

Müller.

4.

Rom den 8ten Juni [1789]

Meine Schuld ist es nicht mein lieber Heynse daß ich Dir so späth auf Dein mir so angenehmes Schreiben anthworte, das hat blos Sened auf dem Gewißen der mich diese lange Zeit auf die abscheulichste Weise herumgezogen, erstlich machte er mir alle Hoffnung auf eine Abschrift von Trajettas Etion für Dich, der wie er mir gleich sagte sich zwar aus des Senators Musicksammlung eine Zeitlang schon verlohren doch glaubte er gewiß ihn sonstwo aufzutreiben und in dieser guten Erwartung strichen mir Wochen und Monathe dahin, niemals konte er mir was gewißes darüber sagen, wenn ich deßwegen bey ihm nachfragte ich mußte also warten und warten und konte niemals so gerne ich auch wollte Dir schreiben weil auch ich Dir über diesen Punct nichts gewißes zu sagen wußte — Vor virzehn Tägen ohngefehr bath er mich auf das Kapitol zu sich um mir mit allem Pomp dort zu sagen und zu versichren daß für Dich der Etion nicht zu haben noch zu hofen sey, er bedauerte zugleich mit vieler Höflichkeit daß er Dir diß Vergnügen nicht verschafen könte. so sehr er auch alle mögliche Mühe angewand, und deßwegen wie er versicherte nach Napel, Bolognien und Venedig geschrieben ohne das Glück zu haben ihn an einem dieser Orthen auszuspühren, ich danckte ihm in Deinem Nahmen für alle gehabte Mühe und versicherte ihn daß ich Dirs so schreiben würde, er bath mich ihm zu erlauben ein Briefchen an Dich mit beyzulegen welches ich ihm gleich zugestand, auch wartete ich schon einige Posttäge darauf, allein es wollte bisher nicht erscheinen, ich ließ ihn unterschiednemale an sein Versprechen errinnren und war verfloßne Woche zweymal selbst auf dem Capitol sein Briefchen abzuholen, allein der Haßen-Fuß hatte dazu niemal Zeit, ich schreibe Dir also damit Du weist woran Du bist und Du Dir von Sened nicht länger vergebne Hofnung machst. Dennoch aber habe ich für mich noch nicht ganz den Muth sincken laßen und treflich ausgespant ob mir der Vogel nicht von selbst ins Nez flöge, einigen Kapellmeisters die Spize Nasen haben und alles durchstänckern habe ich deßwegen Aufträge gegeben und Sie haben mirs von ihrer Seite versprochen sich redlich darum umzuthun, auch habe ich an Göthens Kayser der kürzlich hier in Rom war nach

Genua geschrieben sich deßwegen umzusehn, Du wirst Dich wundren warum ich das an Kayser schrieb und nicht lieber mündlich hier mit ihm darüber redete, allein diß wird aufhören wenn ich Dir sage daß ich Kaysern während seinem Hierseyn (zehn ganze Wochen hielt er sich in Rom auf wie ichs nachher erfahren) nicht kennen gelernt — so sehr auch Kayser von seiner Seite Lust hatte meine Bekantschaft zu machen — dieser Streich wurde mir schon öfters gespielt, daß Leuthe sich nach mir erkundigt, denen mann solch verdamtes Zeugs von mir vorsagte daß sie bald allen Lust mich kennen zu lernen verlohren, hielten Sie aber an so sagte mann Ihnen lieber ich wäre nicht mehr in Rom und dann waren sie desto geschwinder fertig, eben solch ein Streich wurde mir bey Gelegenheit von Kaysers Hierseyn gespielt, ich kam auf eine curjose Arth nachher darhinter, höre nur die Schnurre, und wenn Dir meine Erzehlung Langweile oder Eckel bringt, so schreibe das mir nicht schreibe das den Helden zu von denen ich Dir singe. Höre also. Kayser kam mit einem jungen Kaufmann[-]Sohn [Löhr] von Zürch hier an, sie machen miteinander durch ganz Italien eine musicalische Reiße, Er Kayser war von Lavatern an Tischbein, der andre aber von Leipzig aus an Dähn addreßirt, mit diesen sehe ich sie einigemale im Spazierengehn, da aber diese niemalen mit mir sprachen sondrn mich vorbeygingen, lies ich sie wieder ihres Wegs marschiren ohne mich drum zu bekümren wer die Leuthe seyen die bey ihnen waren, Du weist wie ich bin einen jeden der zu mir komt nehme ich mit aller Liebe auf wer aber von mir nicht gesehn seyn will der hat nicht zu besorgen, daß ich ihm beschwerlich falle ich weiche ihm lieber bey jeder Gelegenheit selbst aus, das giebt nun denen die über mich schwäzen ein excellentes Spiel, denn ich suche niemal so den der einen üblen Begriff von mir hat auch nur auf die geringste Weise zu bekehren, es ist mir wieder die Natur mich zu verdeitichen ich haße das mehr als die Hölle, will lieber daß meintwegen einer einen schlechten Begrif von mir habe wenn er ihn haben will als daß ich mich damit abgeben soll; also proficiat — um wieder auf Kayser zu kommen, kaum war der von Rom abgereißt, so erschien der Herr Tischbein bey mir mir einen Besuch abzustatten, er that so gut und so freundschaftlich, wollte so gerne gerne mein Freund seyn, sagte daß ich ihn verkenne, daß ich ihn nicht liebe, und daß ihm das sehr leyd sey — nach allem diesem unzeitigen Gewäsche, sagte er apropo der eine von den Fremden, sie haben mich ja mal mit ihm gesehn, auf dem Campo vaccino wenn mir recht ist, ja ja da wars, nein doch nicht da, ey wo wars doch, ja ja jezt weiß ichs, jezt, ja jezt an der Treppe vom Capitol, nicht, ja vom Capitol just auf der Treppe ha ha ha! sie hatten ja noch ihren Huth herunter, der Dähn war auch dabey, heißt das bey mir war er, sie waren ganz allein — was solls denn lieber

Tischbein nach allem dem, nu das eine, errinnern sie sichs noch ein dicker fetter, mit einem weisen Kleid, der war Kayser aus Zürch, Lavater hatte ihn an mich addreßirt, ich hab ihn mal zu ihnen führen wollen aber es hat uns einer gesagt sie wären nicht in Rom, — ich nicht in Rom — ja ja ich habs nachher auch schon erfahren daß es nicht wahr war, aber Kayser war schon fort, er ist gestren frühe abgereißt — ich sagte kein Wort, bis die Zähne übereinander, die versteckte Cujonerie stach mich in die Nase wenn die Hunde vor sich dummes Zeugs machen so liegt mir nichts drann wenn sie aber komen mirs unter die Nase zu räuchren so mag es der Teufel austehn — doch sagt ich keine Silbe, ließ ihn imer reden das Maul ging ihm wie ein alten Weiber Haspel nach dem er mir nun ein langes und breites von seinen Briefen an den Herzog von Weimar, Göthen, Lavatern, Gleimen erzehlt, welchen Leztern er mir bedauret daß er ganz sinnloß und verrückt sey — empfahl er sich wieder und ließ mich in Ruhe — Einige Tage nach diesem verreißte Becker nach Teutschland, dieser hatte schon seit einigen Monathen vorher angefangen neue Freundschaft bey mir anzuspinnen, er bath mich öfters alles zu vergeben und zu vergeßen was zwischen uns vorgefallen, das versprach ich ihm, und meinen Worten Kraft zu geben ging ich den Abend seiner Abreiße zu ihm ins Haus bey ihm adje zu nehmen, nun traf ich da ich zu ihm hinkam in seinem Zimer die ganße feiste Brüderschaft versamelt an, die alle durcheinander nach Leitung ihres Instinckts ihre Mäuler bewegten und ihr innwendiges hervorgaben und bey Sorbett, Taback und Punsch ein tragicomisch Vallet hielten, Dähn war nun schon voran blindvoll, schrie wie ein Türcken-Würger und mengte Blaues und Rothes untereinander, ein Kniepp ließ eben da ich eintratt, Bomben fliegen, Canonen knallen, den großen Friederich zweymal in Westphalen reißen und die Hanovrische Leibgarde aufziehn, dann tratten nachher die Hamburger geräucherte Ochsenzungen auf. Die Humren-Scheeren im Grühnich begraben, Austren auf Butter-Brodt, daß er nun alles in seiner Imagination wiederkäuete und mit Saft und Hize verschlang und juhe! es lebe das liebe Teutschland und die reichen Herren Hamburger Kaufleuthe auschrie! ja das soll leben rieff ein Dähn, wer was darwieder hat der sags, von allen Nationen sind wir doch die Klügste das kann mann uns nicht nehmen! Ein Krahe machte einen breiten Mund und zog politisch die Augbrauen in die Höhe — in der andren Ecke der Stube standt ein Litterator der kürzlich erst aus Donau-Wert hier eingeloffen und mit unter diese edle Fahne geschwohren, dieser machte mit dem Biedermann Tischbein über die Antiquen und Natur ein Duetto, lezterer erklährte ihm warum Apoll, Venus, Apollin, Gladiator etz. mehr zu ästimiren seyen als gewiße Wachspuppen die sich seit einiger Zeit auf dem Plaz Colonna für ein halben Groschen sehen

laßen und des Königs von Franckreich Hoff-Narrn, Voltairre, Pabst Pius, Großsultan etz. vorstellen welches ersterer nicht begreifen und durchaus nicht zugestehen wollte, den sagte er sie sizen äuserst natürlich da. Die Natur vorzustellen ist der Zweck der Kunst, der Apollo bleibt immer Stein und betriegt mich nicht, diese aber sind der Natur so ähnlich daß sie mich betrügen, also viel vortreflicher als die erstere — und der leztere gemacht ist ein weit größerer Künstler als der erstere ob ich gleich auch nicht leügne daß es ein groses Verdinst ist ein großes und hartes Stück Stein so zu bearbeithen daß auch kein Stückchen abspringt. — Hier konte die gute Mähre nicht weiter — — er schwizte und sagte sie haben recht und es ist auch wahr — und — na na sie haben nicht Recht und es ist doch nicht wahr — ich kann es ihnen nicht so sagen, aber ich denck mirs doch anders — jezt nahm er Taback — o Herr Müller das ist gut daß sie da sind, komen sie her, anthworten sie einmal auf das was der Herr da sagt, sie wißen das Ding so recht herauszukriegen, ich weiß es wohl auch aber ich weiß es doch nicht recht wie manns von sich giebt — — a was! hier wollen wir nicht disputiren rieff der burschicose Dähn! laßt Apollo Apollo und Wachs-Puppen Wachspuppen seyn, wir sind ja alle gute Freunde und redliche Teutschen — Lieber Herr Müller wie steths Leben, was giebts denn guts neus, was machen Sie denn schöns, darff mann denn auch mal zu ihnen kommen, unser Kayser ist nun fort gestren in der Frühe, 's hat mir recht leyd gethan — was der nach Ihnen verlangt hat Sie kennen zu lernen was der mich gequält hatte ihn zu Ihnen zu führen, und ich hätt ihn auf meine Ehre recht sehr gerne zu Ihnen hingeführt, wenn nicht andre geweßen die es nicht haben wollen — — wie Kayser hätte mit mir Bekantschaft gesucht — ja freylich! ja freylich, sein erstes wars wie er hier in Rom ankam daß er Tischbeinen darum bath, mehr wie funfzig mal bath er mich selbst drum ihn zu ihnen zu führen aber ich für mich kont es nicht thun, er war an H. Tischbein adreßirt — sagen Sie doch Herr Tischbein ist es nicht wahr — Tischbein machte nun große Augen und ließ den Kopf hinter sich fallen — o Herr Dähn rief er — Herr Müller weiß es schon alles — er hat wohl so gesagt er möchte sie auch kennen lernen der Kayser, aber Sie wißen ja wie das ging, ich habs ihnen ja schon erzehlt und so dann ist auch nicht viel dran gelegen, verlohren haben sie gar nichts es war gar nicht viel hinter ihm es ist so ein gemeiner kalter Mensch — klug das mag er wohl seyn, allein vernünftig ist er doch nicht — s ist so ein curjoser Mensch mann weiß nicht wie manns mit ihm hat so hinterlistig, er lauert einem so auf die Worte und sagt nie nichts dazu das mag ich nun nicht leiden — Du kanst Dir leicht vorstellen, daß mir diese Umschreibung ein schlechter Ersaz für den Verlust war den ich durch diese Schnapphaney erlitten, mich ärgerte

es um so mehr daß ein wackrer Mensch auf solche nichtswürdige Art herumgehudelt wurde und ich wußte nicht ob ich gleich den Augenblick fortgehn, oder sie alle so wie sie waren durch die Banck für Scheißkerls declarirn sollte — endlich dacht ich doch bey mir selbst daß es der Mühe nicht lohne, und daß nichts dabey herauskomme und daß mann beym Esel prüglen gemeineglich sich selbst und seiner eignen Faust am wehesten thut — ich lächelte also und fragte Tischbeinen ob er nicht Kaysern schon vorher in Zürch gekant habe, er sagte mir ja und nein, mein Gott fragen sie doch nicht mich, fragen Sie nur den Herrn Dähn was er oft für einfältiges Geschwäz gemacht hat, wie ein kleines Kind — übel nehm ichs ihm derowegen doch nicht daß ers nicht kann — denn was soller gut sprechen er ist doch nichts als ein Musicus — das ist er und anders gar nichts — und auch als Musicus genommen, rief Dähn ist er in gar keinen hohen Grad zu sezzen den warhaftig er hat auch hierin nicht viel Vernünftiges gezeigt — ich sahe wohl einigemal Noten-Manuscripten bey ihm liegen, und fragte ihn ob er musicalisch sey, er anthwortete ein wenig, und da ich ihn weiter fragte was seine Lieblings-Spiele seyen anthwortete er Märsche und Menuetten und da ich ihn weiter fragte ob er auch B e n d a s Ariadne auf Naxos spiele gestund er mir sie sey ihm zu schwer, und doch habe ich Kinder von 10 bis 12 Jahrn gesehen die so was dergleichen mit Leichtigkeit hinweggespielt, sie sehn also in seinen Anthworten daß er nicht weit in der Music gekommen ich halte ihn für ein Kauffmanns-Buchhalter, der so zum Zeit-Vertreib was schlägt, kein Künstler ist er nicht — Ey Herr Tischbein rief ich vertheidigen Sie denn Kaysern gar nicht, ich weiß es doch von Leuthen denen mann trauen darff daß Kayser ein ganz wackerer Mann ist, daß er auf das Clavir Dinge gesezt die seinem Herzen und Kopf Ehre machen, Er ist Lavaters und Göthens Freund der Freund ihrer Freunde und sie laßen ihn nicht allein von andren schmähn sie schmähen ihn selbst, schämt Euch doch, wer wird mit Euch umgehn wollen wenn er euch kent, wer wird von wackren Leuthen in eurer Gesellschaft gesehn seyn wollen — mir thut es von Herzen leyd daß ich Kaysern nicht kennen gelernt — und ihr habt dabey selbst verlohren wer weiß ob die Nachtigall nicht villeicht bey mir gesungen die für euch stum war — ihr glaubtet er könte nichts. Ha! ha! ha! er wollte nichts, er hielt euch nicht werth — Die Nachtigall nicht singen wollt, ihr graut es vor dem Esels-Ohr, ihr dünckt es wie ein Scheuerthor, sie traut es nicht zu füllen. Also Märsche und Menuetten lieber Dähn — o nein lieber Herr Müller Esels sind wir doch auch nicht rief Dähn ich habe auch schon manche artige Musick gehört, wir sind keine Wilden nicht — kein Wörtchen weiter ihr verdient das daß ihr Kaysern nicht zu mir gebracht — wollt ihrs wißen warum ihr ihn nicht zu mir gebracht,

darum seht ihrs ganz allein, weil ihr bang waret, daß wenn Kayser mich kennen gelernt er euch alsdann habe sizzen laßen und ihr hättet dann eure Weißheit nicht bey ihm auskramen können, hättet ihn dann nicht mit euren Buben-Caballen unterhalten können, wäret vernichticht worden davor war euch angst darum hieltet ihr so sorgfälltig eure Cujonen in der Hand ihr zittertet vor der Castration — zerquetschtet sie lieber mit den Henden, wolltet lieber Erzcujone seyn, Pfuj doch der Leuthe mit Barth die sich wöchentlich zweymal rasiren laßen, die mit Prinzen corespondiren, als Profeßoren bald nach Haus reißen — pfuj pfuj! Becker den nun zu Zeiten troz aller seiner Barthlosigkeit der Entusiasmus anwandelt Mann seyn zu wollen, schmiß die Tabacks-Pfeife weg schrie hohl euch Schindhunde alle der Teufel! Erzcujonerie, wie will ich froh seyn wenn ich von euch Hunden-Kerls bald los komme — Ey Becker riefen alle wie wie waren sie nicht einer mit von denen der nicht wollte daß wir Kaysern zu H. Müllern hinführten und nun das ist häßlich — Hundsvötter seyd ihr alle! — Herzlieber Herr Müller ein Wort allein glauben Sie an diß Furzarschhundegeschwäz nicht ich scheiße drauf hohl mich der Teufel ich halte die Kerls alle zum besten — ich weiß wer Sie sind — ich schäze sie ich verehre sie — nun zog er mich zur Thüre hinaus, machte mir viele Geständniße und Excüßen von denen allen ich nichts wißen wollt.

Des andren Tags nach Beckers Abreiße kam Dähn zu mir um zu hören was denn eigentlich hinter dem Kayser wäre, ich hielt ihn sagte er mir für einen gewönlichen dumen Alletagskerl nun aber da sie ihn schäzzen muß doch was hinter ihm seyn ich hab ihm oft die infamste Sottisen in die Nase gesagt und ihn mehr als hundertmal so bey Gelegenheit ein Esel gescholten und er hat das immer von mir so angenommen, lieber Herr Müller worin ist er denn eigentlich gros dieser Mensch, Sie haben einen musicalischen Almanach in Mannheim herausgegeben glauben Sie denn wohl daß darin auch sein Nahmen vorkommt — Du kanst Dir leicht vorstellen, daß ich über dis alberne Frazzen lachen mußte, allein er bath mich um so vil dringender, lachen Sie nicht, bestraffen Sie mich wenn ich gefehlt habe ich nehme es herzlich gerne von Ihnen an daß kann ich Tischbein und Beckern nicht vergeben daß sie mir verbotten haben ihn zu Ihnen hin zu führen, bey meiner Seel ich hätte dem Menschen keine Sottisen gesagt wenn ich gewußt daß was an ihm wäre — Ihr alle seyd Kinder, und nicht Kinder dume Buben seyd ihr, ihr bildet euch was drauf ein wenn ihr gegen Menschen flegelhaft seyn könt und meynt das wär Mannes-Muth einem andren unter die Nase zu rülpsen — einem dumen Jungen der nach einer schönen Statue wirft giebt mann den Fuß in Hintern und doch ists ein dumer Jung der die Schönheit nicht einsieht und ihn entschuldigt das nicht, was soll mann dann zu euch sagen die ihr Leuthe von Verstand vorstellen

wollt, wenn ihr Menschen anreckelt und entschuldigt euch nachher daß ihrs nicht gewüßt was hinter ihnen geweßen — ein Ding ohne Glaß und Rahm dünckt euch nicht kostbar, weil ihr gewohnt seyd Dreck hinter Glas und Ramen anzubethen — Kayser hat euch für das genommen was ihr seyd und that wohl daß er so mit euch umgegangen ist — mir aber thun sie die Freundschaft zwey Zeilen an Kayser in ihren Brieff mit beyzuschließen, diß versprach er mir nun gleich, ich sezte mich also hin und schrieb an diesen wackren Menschen des Etions wegen, villeicht kann der ihn Dir auskundschaften, das sollte mich sehr freuen.

Verzeyh mir diese Digreßion die wie der Wanst eines Waßersüchtichen an meinem Brieffe hängt, ich wollte Dir die Scene vor Augen stellen so wie sie paßirt da mußten nun alle Nebensachen mit hinein, nun will ich Fuß für Fuß Dir entgegenstehn und auf alles was Du mich fragst anthworten — ich fange also gleich mit dem Lamento an.

Du klagst an die Rodonta. Freylich lieber Heinse thuts weh daß wir so von einander getrent sind, wie oft hab auch ich mich gesehnt wieder einmal bey Nicolo zu sizen und meinem Herzen an Deiner Seite freyen Flug zu laßen, unsre Gefühle sind so ausserordentlich gleich gestimt, und wie oft hatten wir Zwist nur derentwegen weil Du mir oder ich Dir den Ausdruck von der Zunge weggestohlen und in der Aussprache den andren übereilt — ich mag daran nicht gedencken, denn mir wähnts als seys vor immer vorbey und nie sollten wir mehr zusamen sizen. Wir Menschen sind warhaftig nur Inseckten auf dieser großen Oberfläche und im Grunde noch geringer als sie, jene könen sich doch nach eignen wollen und wünschen Ort und Ruhe-Stadt aussuchen und nisten wohin ihr Herz sich neigt und das sollen und dörfen wir nicht — — warum konten wir nicht beysamen in Rom bleiben rufstu aus, Heynse war das ein Compliment nur oder ist es Dir vest vom Herzen gegangen — doch ich will Dir in nichts zusprechen, wir sind in den Jahren, daß wir anfangen müßen auf die Zukunft zu dencken, denn niemand denckt für uns wenn wirs nicht selbst thun, ich zittre manchmal wenn ich zurückschaue auf die viele Jahre die ich dahingeschwelgt.

Daß Du Dich an Xenophon so gelabt freut mich außerordentlich, ich muß Dir sagen daß dieser seit Deiner Abreiße ein großer Theil meiner Ergözung war, seine Ciropädie hab ich italienisch übersezt, zweymal mit der grösten Wollust durchleßen, und die Episoden der Pantea habe ich mehr als zehnmal wiederholt, was für ein ganz excellenter Mensch ist doch der Cirus und noch mehr der Vatter Xenophon selbst so ein Autor dem derb der Barth aus eigner Haut hervorgeht und vestsizt.

Daß Du bisher nichts geschrieben daran hastu däucht mich sehr unrecht. Ueber gewiße Dinge wer könte beßer schreiben als Du und

wer hat mehr innren Beruf und Pflicht es zu thun, laß mich stille stehn der ich eine faule Pfüzze geworden aus dem kein erquickendes Lebens-Bächlein mehr rint, Du aber erfreue mit Deinem frischen Lauf und Gang die Herzen der Menschen, wie Dein Nachbar Rhein, und überschwemme und ersäufe mir alle das Gezücht das an Liebe und Natur nicht glaubt und keine Schaam hat sondren mit frecher Hand auf jeden heiligen Altar ihre schmuziche Hände legen und auf eine Gottheit schwören die sie nicht kent und sie nicht berauscht — ich für mein Theil habe mir vorgenommen zu allem stille zu schweigen, aber freuen wird michs von Herzen wenn Menschen Deiner Arth ihre Schuldigkeit thun.

Verlange keine Neuigkeiten von Kayser und König die ich Dir von Rom aus melden soll diese würden einer Zeitung wohl stehn und sie bereichren da sie im Gegentheil meinen Brieff verunzierten und arm machten, Du weist ja selbst wer der teutsche Josepf [!] ist, der schwedische Gustav läßt ihn so weit vor sich an daß mann würcklich gegen ihm betrachtet sagen muß unser Kayser ist ein Mann —

Die Frau von Dieten war für mich nie zu Hause, riechstu den Brathen, Tischbein war nach Deiner Abreise ihr Fac totum.

Mit Schwan hab ich gar keine Verträge und meine Schriftstellerey liegt im Spital wollte Gott es wäre des dumen Zeugs wenger das ich so dreist in die Welt geschmiert, mir graußts allemal wenn jemand sich drum bey mir erkundigt. Kurz nach Deiner Abreise schrieb mir Schwan ob ich ihm den Faust fortsezen wolle, den Bogen gedrucktes zu einer alten Louisd'or heißt das 9. Fl. Rheinisch Geld mir gefiel der Auftrag nicht und der Teufel mag auch um diesen Preiß was schreiben. Meinen Pandarus hat er noch, ihm gefiel er gar nicht, Du kanst Dir ihn schicken laßen wenn Dirs gut däucht, ich habe Schwannen schon lange avisirt daß er ihn Dir abfolgen laßen soll so bald Du ihn verlangst. — Arme Autorschaft! —

Deine Grüße habe alle ausgespendet — alle laßen Dich herzlich wieder grüßen auch die Araber, Maronitten und das rauche strauchbärthiche Volck, es erscholl eine Stime hier die den hießigen Antiquairs sehr wiedrig in die Ohren gellte, als hättestu Lust bald wieder hirher zurückzukehren und auf Deine eigne Hand zu antiquariren das nun meines Erachtens an sich selbst gar nicht übel gethan wär, Sened sprengte diese Neuigkeit aus und sezte überall hinzu Du hättest ihm das selbst geschrieben, ich wußte aber daß alles Rauch und Wind war doch hat ich meine Lust an den mancherley Frazzen und Contorsionen die bey dieser Gelegenheit gemacht und geschnitten wurden.

Nun muß ich Dir etwas sagen worüber Du Dich gewiß wundren wirst unser Project mit dem Jurnal ist nun schon hier vollkomen ins Werck gesezt, v. Beroldingen hats Feuer nicht umsonst durch alle Häuser geschwungen, daß es nothwendig auf Stroh fallen

mußte und brante, ein Trupp hiesiger Abbaten, Profeßoren von St. Lucca, Capellmeister, Architeckten samt H. von Maron und H. v. Reifenstein wie mann spricht sind zusamengetretten und machen die Häupter dieser Verschwörung aus, die Eintheilung fängt mit der Mahlerey an, geht zur Bildhauerey und Architecktur über ihr folgt die Poesie und Alterthumkentniß und alle Neuigkeiten die hierhin einschlagen, leztlich komt die Music und in ihrem Gefolge die Mathematick, Astronomie, Geographie etz. es sollen schon 20. Bögen haus seyn davon mir aber nicht mehr als der erste Bogen zu Gesicht gekommen, der voller Rauch und Dampff dunstete und durch und durch von Abbaten-Säure schimelte und gährte und vor armem Ueberfluße stanck wie der Sack eines Bettlers. Hätte ich bisher einen Zechin überflüßig gehabt so hätte mich schon abbonirt, dann hätte ich Dir genaure Nachricht von diesem wichtichen Werck zu geben gewußt, — siehstu nun wie das geht, Ein Blinder findet von ohngefehr einen schönen seltnen Stein, ob er ihn von ohngefehr so gegriefen, oder ob ein Adler der über seinem Haupt wegflog ihm in den Schooß fallen ließ weiß ich nicht, genug er findet ihn und trägt ihn neugierich zu ein paar geschickten Künstlern hin zu hören was an dem Stein ist, die Künstler betrachten ihn aufmercksam und da sie sehn daß dieser Stein von verschiednen schönen Farben und Lagen schimerte lobten sie ihn sehr und versicherten daß mann daraus ein vortrefliches erhabnes Werck schneiden könte und da sie den Stein mit aller Sorgfalt bearbeithen wollten riethen sie dem Finder ihn so lange zu verwahren und stille zu halten bis sie alle nothwendige Anstalten zu deßen Bearbeithung gemacht, der aber der nicht schweigen kunt und als Blinder stolz auf seinen Fund war dachte sich Ehre zu machen und trug diesen Stein an seiner Stirne und dachte er erseze ihm das Dunckel seiner Augen und so ging er prahlend damit in die Straßen, da ersahen ihn zwey Schälcke, und nahmen ohne Umstände ihm den Stein von der Stirne weg den sie hielten auch das für gefunden was mann von eines Blinden Stirne greift und da sie des Steins verschiedne schöne Farben und Lagen ersahen trugen sie ihn hin zu den ersten besten Stein-Schneidren und ließen ein paar Frazzen draus schneiden und verkauften die um ein theuren Preis — da dis der Blinde hörte grähmte er sich fast daß er den Stein nicht beßer verwahrt, doch dacht er bey sich selbst der Findung Ehre kann mir Keiner rauben und nun ging er und erzehlte auf allen Straßen und Märckten wie er den schönen Stein gefunden und glaubte dadurch grosen Ruhm zu gewinnen, das aber nicht geschah, denn hielt mann ihn bisher nur vor blind so nahm mann ihn jezt gar noch vor dum denn die Leuthen in diesem Land waren sehr scharfsichtich und hieltens für lächerlich Ding daß ein Blinder habe könen einen schönen Stein finden. Und die Moral dieser Fabel wirstu mich fragen, ich weiß keine dazu

wo nicht diese wer in manchen Dingen den Nuzzen hat hat die Ehre.

Fast hätte ich vergeßen Dir zu sagen daß die zwey alte Hausdrachen Dich herzlich wiedergrüßen auch Utschenia grüßt Dich, der nun täglich mehr eine innre Fülle über den Bußen her vorreift.

Was meine Maitreßen und andre weibliche Negozien anbelangt kann ich wohl mit jenem steinernen Grabmal ausrufen ich habe meinen Lauf vollendet, nicht daß ein Burmanisches Meßer nach Encolpps Beyspiel mich in Sicherheit gebracht oder daß eine gewiße Klingerische Delicateße bey mir überhand genommen — der Donner-Keil ist mir noch nicht entfallen noch die Hand erschlaft ihn länger glorreich zu schwingen, nein er ruht nur neben mir und sein stilles Leuchten vergüldet um mich her die Wolcken, es girrt mir nun heftiger durch alle Nerven beym Anblick eines seeligen Geschöpfs aber mich enzückt die inre Kraft und das Bewußtseyn meiner selbst das ich Macht habe meinen Lusten zu übermannen und nicht wie ein Weichling gleich dem schönen Busen entgegensincke der mir winckt. Kurz Bruder ich habe die Erfahrung gemacht daß ein paar stramme Klöße den Mann freudiger und kecker machen als ein scharfgeschliffnes Schwert und ein Beuthel voll Geld.

Was die Pension aus der Propaganta anlangt das ist Mist — Sie haben mich so lang an der Nase herumgeführt bis ichs überdrüßig geworden und alles zusamen zum Teufel geschickt. In Intreßen-Sachen muß mann frühe aufstehn wenn mann einen Italjener besonders Römer überhohlen will.

Das wäre nun alles Anthworth auf das was du mich gefragt, willtu wißen wie ich mich befinde und was ich treibe, so sage ich Dir auf das erste daß ich ganz wohl und gesund bin und mich um einen guten Theil stärcker befinde als da du mich verlaßen, ich studire immer drauf los in 14 Tägen werde ich nach dem Vatican gehn und dort die 3. heiße Monathen bey Raphaeln paßiren, meine Augen nehmen nach und nach was mehr zu und mit ihrem Anwachs wächßt mir zugleich das Leben — Das rechte Aug ist immer schlimmer als das Lincke, ich habe Observationen über meine Augen angestellt, die wenn ich Zeit hätte sie aufzuschreiben ein ausserordentliches Aufsehn machen würden, villeicht geschieht diß einmal mit der Zeit. Villeicht befindet sich in eurer Gegend ein geschickter Augenarzt, wenn das wäre so würdestu mich sehr verbinden wenn Du Dich meinetwegen bey ihm erkundigen wolltest, siehstu mein Fall ist der, das rechte Aug im Profiel genommen ist so nun aber ist auf dem Schwarzen des Augs bey mir eine Erhöhung wie ein scharf-

geschliffner Diamant, und macht die Form also im sehen zertheilt mir diese Erhöhung ein jedes Objeckt in verschiedne mahle zum Exempel ein Licht seh ich zehnmal und immer eins in das andre verloschen auf diese Arth diß macht mich nun fast raßend wenn ich observiren will denn ich sehe auf diese Weise mit beyden Augen nie einen Gegenstandt deutlich sondren muß absolut das rechte Aug zuschließen wenn ich deutlich sehen will — dißes Uebel verstärckt sich und vermindert sich nach maaß daß ich unruhig oder ruhiger bin auch hat die Erhöhung nicht die geringste Farbe sondren ist wie ein Cristall durchsichtich und beym berühren mit der Nadel giebt sie nach und ist weich wie eine Blase — frage einmal was hierüber zu thun ist, villeicht findet sich ein Mittel wie glücklich würde ich seyn wenn ich von diesem Uebel könte geheilt werden.

Lebe wohl und grüße mir bey Gelegenheit Deinen schäzbahren Vatter Gleim. ich bin von ganzem Herzen Dein Müller.

Ich hatte dem theuren und ganz vortrefflichen Manne Jacobi schon lange einen Brieff geschrieben um ihn in den Deinigen bey zu schließen nun da ich ihn suche finde ich ihn nicht mehr, und zum schreiben für heute bin ich zu müde, ich werde ihn also mit künftigen Posttage nachschicken. Grüße mir ihn viele male und sage ihm wie sehr sehr ich Ihn an dem Herzen trage.

5.

Rom den 12 August 1788.

Bekantmachung.

Ich bin gesonnen künftighin von hier eine Schrift ausgehen zu laßen, betittelt, der Römische Pegasus, die hauptsächlich von den schönen Künsten und schönen Wißenschaften in Rom in Rücksicht auf Deutschland handlen soll. Zu solch einer Unternehmung ward ich schon seit einigen Jahren von verschiednen Orthen her aufgemuntert allein der rechte Zeitpunct war biß jezt noch nicht gekommen wo ich [mich] in mir selbst überzeugt gefühlt hätte daß ich schreiben sollte. Der Baum wurzelt erst, grühnet und blühet eh er Früchten ansezzet und diese müßen wieder erst reiffen ehe sie zum Genuß dem Gaumen dargebothen werden können, alle diese Graden von innrem Wachsthum und Zeitichung, empfindet der Warheits-Sucher und glücklich genug wenn er am Ende, der Rebe gleich die ihren Pfleger mit gesegneter Frucht lohnt, in seinen Bemühungen

und Hervorbringungen sich selbst und seinem Neben-Menschen Wonne entwicklen kann. Lange schwieg ich und diese zehn Jahre die mir nun hier im Künstlerleben dahingestrichen, die ich für die seeligsten meines Lebens achte, gaben mir öfters Gelegenheit an Hand ruhig und still mein Gefühl prüffen zu können und nach eigner Fähigkeit sowohl theoretisch als auch pracktisch zu berichtichen so daß ich mir schmeichlen dürfte im Stand zu seyn dem teutschen Puplico in Rücksicht auf schöne Künste und schöne Wißenschaften von hier aus einige Genugthuung leisten zu können. Ich versichre daß wenigstens der Begriff und Vorsaz mit dem ich mich niedersezze und diß Werck beginne so rein ist als jemal ein Schrift-Steller welchen gefaßt, nichts als Warheit, guter Wille dem mich leßenden Puplico ein nüzliches Vergnügen zu erwecken und den Künsten selbst zu dienen und ersprießlich zu werden, sollen mich in dieser Unternehmung leithen. Warheit drucke auf meine Arbeit ihr Siegel und von ihrer Hand allein erwart ich am Ende meinen Lohn wenn meine Bemühungen je einigen Lohn verdienen werden. Fern von aller Selbstbelügung die so sachte sich der Eigenliebe anhängt und den Menschen so leicht zum Gecken oder Betrüger umwandelt will ich meine Schwäche unverkleistert blicken laßen wo ich mir selbst nicht und also auch für andren nicht hinlänglich seyn darff. Ich nehme gleich zum Beyspiel hier die Architecktur, ob ich wohl in diesem Theil der Kunst genugsam weiß und einsehe um hinter einem Wort-Prunck schimrendes Blend-Werck einem Manchen vorzugaucklen und im Nebel-Dunst so größer zu erscheinen als ich würcklich bin so ist es mir doch zu verrächtlich in meinem eignen Herzen eine solche Rolle zu spielen ohne Ueberzeugung zu predigen und ich will lieber gradezu sagen ich bin mir in diesem Stück selbst noch nicht rein genug, um es rein wiedergeben zu können, als mir mit aufgeschnappten Urtheilen aushelfen und prahlen und der Fabel-Krähe gleich im geborgten Feder-Staat dick thun von dem nie ein Keil aus eignem Fleisch entsproßen noch je in eigner Haut vest saß. Ein Mensch kann nicht gleich alles umarmen es macht mir gewiß keine Schande beym Anfang meiner Unternehmung in einigen Theilen weniger zu seyn wenn billige Leßer auf andrer Seite wieder Ausgleichung finden. Die Nothwendigkeit in der ich überdiß nun durch diese Unternehmung gesezt bin über vielerley Dinge nun genaue Auskunft zu geben, die ob sie mir gleich alle nicht fremd sind, dennoch auch nicht in ihrem Weßen ganz mein eigen geworden, weilen ich bisher niemal aus vollster Bestrebung sie ganz zu umfaßen ihnen nachging, zwingt mich mit mehrerer Aufmercksamkeit und gleichsam aus Pflicht nun stärcker anzutasten und genauer zu prüffen. So werden manche Talenten deren Fähigkeiten verhüllt in dem Menschen schlieffen durch solch ein gelegenheitliches Rüttlen aufgeweckt und dadurch zufällig ein neuer Zweig von Kraft und Thätichkeit in dem mensch-

lichen Verstande eröffnet. Begreiflich wird es auch dadurch sehr, daß wenn ich heute noch mit Beschräncktheit rede, ich villeicht schon in einem Jahr mit mehrerer Herzaftigkeit reden darff und kann. Das schmieden macht den Schmied und wer beständig den Hammer in der Hand hält lernt endlich auch ihn wohl führen und zu gebrauchen.

In Theilen der Kunst und Wißenschaft aber worin ich mich hinlänglich fühle, werde ich bestimter und mit mehrerer Freymüthigkeit reden, entscheiden, entwicklen und belehren und hier verspreche ich denn dem Leßer lautres Gold zuzuwägen und nicht etwa schimrende leichte Zahl-Pfeninge. Eine solche Schrift wenn sie auch kein andres Verdinst als das der reinsten Warheit hätte, müßte durch ihren eignen unterscheidenden Carackter schon jedem Kunstbegierichen sich genugsam empfehlen und um so vil mehr da die Erfahrung zeigt daß das teutsche Puplicum allgemein nun nach Kunst-Neuigkeiten zu verlangen scheint. Einem so edlen Apetitt muß manns so rein auftischen wie möglich um ihn fein lange zu erhalten und ich hänge also in der besten Hoffnung meinen fliegenden Scheckcken aus, die liebe Kunst Freunde bey mir zu Gast zu laden.

Die Gerüchte die ich auftrage sind folgende:

1. Briefe voller Betrachtungen und eignen Ideen über die Kunst: Dialogen über Künstler-Wercken aus verfloßnen Jahrhunderten und auch aus gegenwärtiger Zeit: Abwägung über Wachsthum und Verfall in der Kunst. Wie sich der Genius verschiedner Nationen in den Künsten sichtbar macht. Neue Endeckungen im Reich der Künsten. Biografien von Künstlern. Apollogien an das Puplicum etz.
2. Beschreibungen der neuesten erstvollendeten Kunst-Wercken die hier in Rom öfentlich ausgestellt sind oder sonst erscheinen, so wohl in der Mahlerey als auch in der Bildhauerey, Steinschneidrey, Kupfferstecherey. Entwicklung deren Schönheiten und Verdinsten. Wincke über den eignen Gang der Künstler oder auf welcher Spuhr sie nachzuahmen gesucht haben.
3. Architecktur-Anzeigen, so wohl derer Wercken die würcklich hier aufgeführet worden als auch der Projecten. Mit sparsamen Anmerckungen und leisen Fingerzeigen begleithet.
4. Anzeigen der neuesten Producten in der Musick. Deren Würckung und Aufnahme.
5. Ueber die Litteratur der Italiener hauptsächlich über das was hier in Rom die schönen Wißenschaften betreffend ans Licht tritt. Kleine Poesien wenn sie schön sind werden übersezt gleich eingestreuet. Von größren wird das Geripps hingestellt und seinen Hauptgang und Karackter, die intereßantsten Stellen aber herausgehoben und in unsrer Sprache übertragen dem leßenden Puplicko vor Augen gelegt. Bey der Anzeige eines

neuen dramatischen Stückes wird erst die Quelle bekannt gemacht, woraus der Verfaßer seinen Stoff geschöpfet die Arth gezeigt wie er sich seine Geschichte eigen gemacht. Der ganze Bau durch alle Ackten aufgestellt, die Carackteren auseinander gesezzt und zum Beschluß einige der glücklichsten Scenen übersezzet. Eben so auch mit inntereßanten historischen oder Estätischen Wercken.

6. Wercke der höhern und nüzlichen Wißenschafften werden wenn sie einiges Aufsehen erregen oder von besondrem Werth und Umfang sind angezeigt und ihr Inhalt ohne Critick bekant gemacht.
7. Ueber den Genius der Italiener. Hauptsächlich der Römer. Merkwürdige Anecktoten aus dem Menschlichen Leben: Beyträge zur Geschichte der Seele und des Herzens. Neue Erfindungen. Eigne Original Poesien. Erzehlungen. Anzeigen und Bekantmachungen. Moden etz.

Alle drey Monathen sollen von diesem Werck 6. Bögen auf einmal ans Licht tretten. Jedem Quartalgang wünschte ich ein Kupffer vorgesezzt welches entweder einen schönen Ideal-Kopff oder auch das Bildniß eines großen alten Griechen oder alten Römers oder auch Italieners, seys Dichter, Mahler, Philosopff oder sonst eines sich in der Welt merckwürdig gemachten Mannes darstelle. Ein andres Kupfer wünsche ich am Ende oder in der Mitte der Bögen nachdem es der Anlaß fodert um darauff den Plan eines neuen Gebäudes, Monuments, neuendeckten Ruine, erstgefundnen Kunst-Fragments, Vase, Urne, Münze etz. denen Liebhabern vor Augen zu legen. Solch ein paar intereßante Kupfferblatten werden das Werck nicht allein um vieles verschönern sondren auch zugleich dem schnappenden Nachdrucker einen Prügel in den gefräßigen Rachen schieben der ihm das begieriche Verschlingen wohl auf eine Zeitlang verhindren wird.

Diß wär also der Circkus den ich mir umstecke darauf ich mich eine Weile wens dem Puplicko beliebig ist herumzutummlen gesonnen bin. Wenns anders meinem geflügelten Klepper noch vor dem Anrend nicht schon am Hafer gebrechen sollt. Da die Reiße weit über die Alpen hin ist so werd ich meinen Hengst nicht mit unnöthiger Waare bepacken und was Künstler und Liebhaber draußen weder lehrt noch nüzlich vergnügt noch der Kunst hier ersprießlich ist fein auf Seite laßen. Die Idee wird also nicht mißfallen daß ich mich in Beschreibungen aller neuesten Kunst-Wercken alles Tadlens enthalte und nur allein deren Schönheiten zu entwicklen suche. Der Beste behält doch immer den Vorzug und der Lezte der von mir genant wird hat immer noch ein verdinstvolles Werck gelieffert sonst könte ich deßen gar nicht in meiner Schrift gedencken, denn nur bey dem Guten fange ich an, was darunter ist berühre ich nicht

mehr, mit Vergnügen aber steige ich so hoch hinauf als es der Gegenstand fodert denn mein geflügelter schwindelt nicht leicht. Welch eine ritterliche Wonne für mich wenn ich so dem Verdinst die Krohne zutragen darff oder einem Perseis gleich die Kette zerreißen kann woran oft schwarze Caballe und gelber Neyd die Seufzende Kunst am Fels gefangen hält. Auch fodert die Natur meiner Unternehmung diese kluge Einschrenckung in diesem Theil denn die Fehler, wenn auch deren würcklich in einem und dem andren ausgestellten Künstler-Wercke aufallend erscheinen und ich sie rügen wollte, kann ja der Leßer doch nicht mit eignen Augen sehen weil er vom Werck zu entfernt ist. Er kann also auch nicht meinen Tadel mit dem gedatelten zusamen halten, vergleichen und sich dadurch unterrichten. Tadel also ist hier für ihn ein pures nichts, das Schöne aber und gute das ich ihm deutlich entwickle wird für ihn bald ein würckliches etwas das, nach Maaß ich seine Imagination zu befeuren und mit richtichen Pinselzügen ins Leben zu errinren weiß immer in ihm wächßt und zur lebendigen und erfreuenden Erscheinung endlich sich in ihm lößet und ausschmücket. Der junge Künstler der solch eine richtiche treffende Beschreibung ließt wird dadurch noch mehr in Schönheit entflammet und seine Fantasie reißt gleichsam des Schilderers Flügel an sich und schwingt sich höher als er nie im eignen Flug vor vermocht. Kennern und Liebhabern werden dadurch noch mehr in ihrem Gefühl erweitert, ihre Begrife berichticht die oft schwanckend am wahren edlen vorbey taumlen und sich an das wenigre anlehnen und endlich vergnügt sich auch der Gleichgültige, ohne Rücksicht auf Kunst leßende an einer solchen Darstellung eben so gut und angenehm wie an einem Stück lieblicher poetischer Phantasie. Alles das kann nun mit wenigem gethan werden wenn nur der Hammer richtich trifft, ohne unnöthigen Wort-Prunck fade Brühe, oder plumpen Hymnus die alle nicht unterrichten noch darstellen und zu nichts dienen als allenfalls die Langweile herbeyzunicken und die Kinnbacken des gähnenden Leßers in noch gewaltsamere Zuckungen auseinander zu treiben.

Alles das habe ich gesagt um einen billigen Verleger auszufinden der mir vor meine Bemühung so vil zahlt damit ich hier in Rom aushalten und mit Lust in dieser Unternehmung voran schreiten möge. Könte auch wohl Anspruch machen mich mit meiner Kunst überall durchzuschlagen, aber heut zu Tage hilft das Wißen und Verstehn nicht allein, die Wege zum verdieneu muß mann kennen und darauff eingeleithet seyn oder mann stirbt mit aller Kunst Hunger und diese Wege kennt kein Mensch unter der Sonne wenger als ich, und es liegt auch keine Fähigkeit in mir sie je auszuspühren weil alle meine in dieser Rücksicht angestellte Versuche mir bisher immer noch mißlungen. Da ich eine Pension vom Churpfälzischen Hofe bißher genoßen, fande ich mich im Stande genau zwar aber doch

mit Beyhülfe kleiner Nebenverdinsten die mir so von selbst in die Finger liefen mich hier hinzuhalten. Und mein einziges Trachten war bisher immer statt Gold und Silber zusammen zu scharren mir Kentniße einzusamlen um so mehr da ich Ursache hatte zu glauben daß unser kunstliebende Hoff der manchen Fremden doch so wohltäthig aufnahm würde ein Landeskind meiner Arth am Ende gewiß zu einer Stelle verwenden wo ich ruhig für mich selbst hätte leben und meinem Vatterlande zur Ehre hätte nüzlich seyn können, allein ich muß es mit Traurichkeit sagen es scheint daß ich mich betrogen habe. Könte ich darüber wegphilosophiren so wär es gut allein die mißliche Lage in der ich mich hier befinde erlaubt mir diß gewißlich nicht; fünffzehn Monathe sind nunmehr verfloßen daß mann mir diese meine mir von meinem durchlauchtichsten Landesvatter gnädigst verliehne Pension in Mannheim zurückhält, truz der mir vorm Jahr aufs neu gnädigst ertheilten Erlaubtnüß noch drey Jahre ferner mich hier in Rom aufhalten zu dörffen. Warum dis geschieht weiß ich nicht, was ich verbrochen noch wenger, nicht wie, noch warum, mit meiner Arbeit war mann zufrieden, was soll ich also sagen? Wie und auff was Weiße sich auch immer dieser fatale Knoten gegen meine Ruhe verwoben und zusammengeschürzt so weiß ich doch gewiß daß der Wille meines Erhabnen und menschenfreundlichen Landesvatters gewiß niemal den mindesten Antheil daran gehabt haben kann. Dieselben hätten wenn Sie mir meine Pension nicht mehr länger gnädigst zu verleyen geruhen wollen mir dero hohe Willensmeynung ja gleich bey meinem vormjährichen Ansuchen wißen laßen, statt deßen aber erhielt ich die gnädigste fernere Verwilligung. So häßlich nun auch diese Schlinge über mir liegt muß ich doch von der Zeit allein erwarten wie sie die auseinanderzieht. Mein Herz aber das sich in allem rein fühlt wird, in welche Lage ich auch gerathe, niemals der vielen mir zugefloßnen Gnaden die ich aus den wohlthätigen Händen meines vielgeliebten Fürsten und Landesvatters bisher erhalten, vergeßen und der reinste Danck wird neben dero hohen Bilde immer in meiner Seele grühnen und blühen. Befände ich mich nicht würcklich in der fatalsten Lage worin nur immer ein rechtschaffner Mann mit Schaudren sich herumarbeithen kann, ich würde gewiß geschwiegen und das Puplicum mit dieser Beichte verschont haben die mir selbst warlich nicht angenehm ist — allein ich muß es thun ich habe in dieser meiner Lage einen Ring nothwendig woran ich mich halte und ich kann mich im tieffern Versincken nicht vester und gewißer anklammren als wenn ich mich einem unpartheyischen und gerechten Puplicko so in die Armen werffe, hier steh ich denn gemißhandelt durch eine fatale Verwebung und Verknüpfung ohne meine Schuld, wie von einem kleinen Teater-Tirannen der seine grausame Wollust darinn erhöht daß er das Opfer daß er dem Verderben schon

bestimt erst recht einsichert um unvermuthet desto schrecklicher es zu überfallen, und biethe das bischen Fähigkeit das in mir liegt an und verlange Arbeith, seys als Mahler als Schrift-Steller oder auch hier in Rom als Antiquar — zu helfen weiß ich mir nicht anders — Da ich auf meine sichre Pension hin nothwendige Schulden gemacht, da nun meine Creditores mich von allen Seiten her drängen, da mann mir sogar von München aus nicht mehr auf meine Nothbrieffe anthwortet, so schlagen die Wogen mir von allen Seiten überm Haupt zusammen und ich muß schwimmen wenn ich nicht untergehen und ersaufen will. Wilde Thiere hezzt der Hunger aus ihren Hölen hervor und treibt sie bewohntern Gegenden zu ihre Nahrung zu suchen, die Nothwendigkeit wirft Gesezze um und reißt die engste Verfügungen der Gesellschaft auseinander mich zwingt sie nun da sie mich so gewaltig anpackt und vom Wirbel bis in die Ferßen herunterschüttelt und alle meine physische und moralische Oeconomie auseinanderschlägt moraliter in dieser schriftstellerischen Unternehmung dieses Wercks einen Tausch vor der Welt einzugehn der im bürgerlichen Leben so gesezmäßig verabscheut wird, nehmlich mein rechtmäßiges Eheweib die Mahlerey auf eine Zeitlang von mir zu verstoßen und dagegen mit meiner Buhlin der Litteratur zuzuhalten und das blos des lieben Brod-Korbs wegen oder einen hungrichen Magen zu versöhnen, deßen gewaltiges Bellen auch selbst dem itackensischen Helden ders doch was Faust und Maul belangt mit jedem stattlichen Lermmacher aufzunehmen wußte, das unbekämpflichste Uebel unter der Sonne war.

Fridrich Müller

P. S. Bitte diejenige die Lust und Lieb hätten diese Schrift zu übernehmen sich an H. Bibliotheckar Heynse in Maynz meinen theuersten Freund zu wenden, dem ich auch mit nächstem schon die Manuscripten des ersten Virteljahrganges übersenden werde. Da ihm meine Gesinungen am besten bekannt sind so läßt sichs der Nähe wegen beßer unterhandlen und uns beyden dem Verleger und mir wird dadurch Zeit gespahrt und desto schneller geholffen.

Lieber Bruder aus dieser Bekantmachung wirstu zur Genüge ersehen wie mann mir an unsrem Hoffe mitspielt und in welcher grausamen Lage ich mich hier befinde. Ich bitte Dich, beschwöre Dich bey unsrer reinen Freundschaft laß dieß gleich unter die Preße gehn, einige hundert Exemplare abziehn und schicke sie gleich im ganzen Deutschland herum, die Auslage der Kosten will ich Dir schon bey Gelegenheit wieder ersezzen. Deinen Artingello habe ich mit enzücken geleßen, welche vortrefliche Dialogen, wie kanstu nur mit so viel Gefühl und Sinn für Schönheit und Kunst in Deutschland hockcken. Ich habe Deinetwegen hier manchen sauren Kampf

gehabt, aber laß nur mein Werck vorangehen ich werde sie dann fuchtlen alle die Schuften die unser einen so gerne in die Luft sprengten, damit auch kein Fragment von einem übrig bliebe daß zerstückt ihnen doch noch drohen könte. Liebe mich wie ich Dich liebe und schicke mir gleich ein gedrucktes Exemplar zu, sollten die Buchhändler mit Dir des Wercks wegen tracktiren, so sieh daß Du mir so viel als möglich ist herausbringen kanst. Weniger als 4. Luisd'or den Bogen heißt das alte Luisdor, kann ich nicht arbeithen, denn ich muß doch leben könen. Andrs verlange ich nichts. Wenn Du mir viele Adreßen verschafen kanst und das muß Dir ein Leichtes seyn der Du in so vielen herrlichen Conexionen stehst so thu es doch, schanze mir zum antiquariren hier zu ich werde gewiß Deiner Reckomantation Ehre zu machen suchen, ob sie einem ehrlichen Kerl ihr Geld geben oder einem Saalbader der sie oben in den Kauf bey jeder Gelegenheit prellt nach dem er sie mit leerem Dunst vollgepumpt hat, kann auch dem Dümsten doch nicht ganz gleichgültig seyn. Wir müßen uns untereinander helfen denn da die Natur die Coglionen am nächsten zusamengehängt hat so halten sie auch in der genausten Brüderschaft an einander, wir aber die wir thätichen Armen gleichen stehn immer weiter auseinander, doch ist zwischen uns das edelste Glied das Herz zertheilet. Laß mich bald was von Dir hören Du siehst daß ich mit Schmerzen nach Deiner Anthwort verlangen muß.

Dein

Müller.

6.

Rom, den 14ten Augst [1788].

Lieber Bruder laß ja schnell drucken, nur das eine die Stelle unterdrücke wo es heißt wie ein kleiner Teater-Tirann der das Opfer das er schon den Todt bestimt erst einsichrt um es hernach desto schrecklicher zu überfallen laß den Dreck weg denn es möchte mir Verdruß machen solltestu sonst noch was sehn das gelindert werden dürfte so thu es, ich schicke Dir meine Arbeit nicht wie Rafael seine an Francia, sondern umgedreht wie Francia an Rafael sie geschickt hätte. Grüße mir tausendmal unsern vortreflichen Freund Müller und bleib mir immer von Herzen gut.

Dein

Müller.

Monsieur Monsieur Heinse Bibliotecair de S. A. S^{me} Eletorale de Majençe a Majençe.

Einen Brief Heinses an Maler Müller d. d. Mainz, den 7. Jul. 1789 findet man im „Archiv" Bd. 8 S. 515 abgedruckt.

Zum Leipziger Liederbuche Goethes.

Von

Richard Maria Werner.

Jüngst hat Scherer in seiner anregungsreichen Schrift „Aus Goethes Frühzeit“ (Quellen und Forschungen XXXIV) „Bruchstücke eines Commentares zum jungen Goethe“ gegeben. Es sei mir gestattet, einen kleinen Beitrag zu einem solchen Werke dadurch zu liefern, dass ich die Lieder, welche Breitkopf in Musik gesetzt hat, einer näheren Betrachtung unterziehe und die litterarischen Grundlagen derselben zu ermitteln suche. Ich greife dies Mal das vierte Gedicht heraus, indem ich mir vorbehalte die Parallelen und beiläufigen Bemerkungen demnächst in grösserem Zusammenhange zu verarbeiten, welche sich mir bei einer eingehenden Vergleichung der Vor-Goetheschen Lyrik mit dem Leipziger Liederbuche ergaben. Die Entschuldigung Scherers S. 67 gilt auch für meine Untersuchung.

Das Schreyen.

Nach dem Italienischen.

Einst gieng ich meinem Mädgen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und ach!
Droht sie, ich werde schreyn.

Da rief ich trotzig, ha! ich will
Den tödten der uns stört!
Still, lispelt sie, Geliebter, still!
Dass ja dich niemand hört.

D. j. G. I 98.

In der Oeserschen Hs. V. 1 *Jüngst*, V. 8 *Damit dich;* v. Biedermann, Goethe und Leipzig, 1865, I S. 96 schreibt V. 8 *uns* statt *dich*, ob nach hsl. Vorlage, weiss ich nicht.

v. Biedermann betonte a. a. O. I S. 95 f. zuerst, dass Christian Felix Weisse durch seine lyrischen Gedichte grossen Einfluss auf Goethes Jugendlyrik ausgeübt habe; er sagt: *Die von ihm 1758 unter dem Titel „Scherzhafte Lieder“ herausgegebenen kleineren Gedichte sind es, denen Goethes Leipziger Lieder in ihrer gefälligen leichten Form und zum Theil in ihrem lüsternen Inhalte gleichen, wenn auch Goethe letztern zu einer sittlichen Sinnlichkeit zu vertiefen wusste. Um Weisses Einfluss hierbei recht deutlich zu machen, mag ein Lied Weisses einem Leipziger Liede Goethes gegenüber gestellt werden;* und nun vergleicht er mit unserem Liede das Gedicht von Weisse „*Die Vorsicht*“ (Scherzhafte Lieder, sechstes Buch). Dasselbe lautet:

So geh doch! Geh! Was tändelst Du?
Du küssest mich? Mit Deinen Küssen!
Hör einmal auf! Lass mich in Ruh!
Was wird denn draus? Das möcht' ich wissen!
Ich schrei', ich schrei', gib Acht!
Der lose Vogel lacht?
So mache nur die Thüre zu.

Biedermanns Behauptung wurde wiederholt nachgeschrieben, vgl. Hempelsche Goethe-Ausgabe 3, 28; doch scheint sich niemand der Mühe unterzogen zu haben, Weisses Scherzhafte Lieder in einer älteren Ausgabe nachprüfend aufzuschlagen, selbst H. Düntzer nicht, welcher für seine Zweifel (Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten I² 465) dadurch einige Bestätigung gefunden hätte.

Es lässt sich so viel mit Gewissheit sagen, dass dem genannten Liede Weisses Goethes Gedicht seine Entstehung unter keiner Bedingung verdanke. Einmal ist die Aehnlichkeit zwischen beiden nicht bedeutend, die Pointe scheint verschieden, dann aber dürfte „Die Vorsicht“ erst spät in die Scherzhaften Lieder aufgenommen worden sein, kaum vor 1772. Die erste Ausgabe derselben kenne ich nicht; in der neuen verbesserten Ausgabe Leipzig 1759 (Hofbibliothek in Wien) und in der dritten vermehrten und verbesserten Leipzig 1763 (Hof- und Staatsbibliothek in München) fehlt es; auch die Eintheilung in Bücher weisen diese Ausgaben noch nicht

auf.* Wann das Lied verfasst und in die Ausgaben aufgenommen wurde, konnte ich leider nicht ermitteln. Nach Goedeke, Grundr. 591 erschien erst 1772 abermals eine neue Ausgabe.

v. Biedermann hat also seine Ansicht zu wenig begründet, dass Goethes Zusatz „*Nach dem Italienischen*" eine Unrichtigkeit enthalte; und doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, das Vorbild nachzuweisen. Meiner Ansicht nach hat Biedermann nicht Unrecht, und „*Das Schreyen*" geht wirklich auf ein Gedicht von Weisse zurück, nur auf ein anderes, als Biedermann meinte. Denn die Behauptung Düntzers a. a. O., Weisse habe auf Goethes Leipziger Lyrik keinen Einfluss geübt, ist falsch; aus meiner genauen Beobachtung ergab sich mit vollständiger Evidenz, dass Goethe von keinem seiner deutschen Vorgänger so viel für das Lied gelernt habe als von Weisse. Die Begründung dieser Ansicht werde ich nächstens beibringen.

Mit unserem Gedichte stimmt ein Lied von Weisse nicht nur im Inhalte, sondern auch im Versmasse und überdies in éinem Verse (Scherzhafte Lieder [2]1759 S. 146. [3]1763 S. 143. 1778 I S. 129):

Der Kuss.

Ich war bey Chloen ganz allein,
Und küssen wollt ich sie:
J e d o c h s i e s p r a c h: s i e w ü r d e s c h r e y n,
Es sey vergebne Müh.

Doch wagt' ich es, und küsste sie,
Trotz ihrer Gegenwehr.
Und schrie sie nicht? Ja wohl, sie schrie —
Doch lange hinter her.

Mit Vers 3 vergl. man den entsprechenden Vers bei Goethe.

Auch zum Eingange seines Liedes dürfte Goethe bei Weisse eine Anregung gefunden haben ([3]1763 S. 44):

Der Wald.

Schwestern, wagt euch in den Hayn
Ja nicht allzu tief hinein:

---

* Ein mir vorliegender Schmiederscher Nachdruck „*Kleine Lyrische Gedichte von C. F. Weisse. Carlsruhe 1778*" bringt sie schon und enthält auch 1 S. 198 „*Die Vorsicht*".

Glaubt, so wahr ich ehrlich bin,
Es geht um, es scheucht darinn.

Jüngstens gieng ich ganz allein
In der Dämmerung hinein:
Gleich war ein Gespenst auch da,
Das Damöten ähnlich sah.

O wie frey scherzt' es mit mir!
Glaubt ihr, schreyen half dafür?
Ja ich schrie: man hört' es nicht,
Denn der Wald ist viel zu dicht.

Der Stoff, wie er so von Weisse und Goethe bearbeitet wurde, hat aber bereits eine litterarische Tradition in Deutschland. Schon in „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen .. Gedichten“ III (1710) S. 362 ff. gilt als gehörig zu „Des Frauenzimmers Sprüchwörtern“ unter vielen anderen:

Bey meiner Seel'! ich schrey.

Als allgemein bekannt wird der Stoff vorausgesetzt in einem halb prosaischen, halb versificierten Gedichte „*Der überraschte Cupido. Aus einem griechischen Manuscripte des Aristippus übersetzt*“ (Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Zweyte Auflage. Leipzig und Bremen 1750. Vierter Band, zweytes Stück, S. 145—151). Der Dichter, einer der Bremer Beiträger, geht mit seiner „*Cephyse in das idalische Gehölze*“, und sie finden Cupido eingeschlafen — auch ein beliebtes Motiv — Cephyse nimmt seinen Bogen und schiesst einen Pfeil auf den Dichter ab; der zweite, den sie aus dem Köcher nimmt, „*fiel ihr zu Füssen*“.

Sie schrie, jedoch nicht laut,
Dass Amor nicht erwacht;
Sie schrie, wie eine Braut
In ihrer ersten Nacht;
Sie schrie, wie Phillis schrie,
Als jüngst nicht ohne Müh
Vom jungen Corilas,
Der einsam bey ihr sass,
Ihr unter kühnen Scherzen
Ein Kuss geraubet ward;

*Auf welchen wir mit Schmerzen**
Seit langer Zeit geharrt.

Diese Anspielung geht nicht etwa auf ein Gedicht in den Bremer Beiträgen selbst, obwol z. B. in dem *Unterricht für die Spröden* (III, 5 und 6. 479) die Lehre ertheilt wird:

Wollt ihr ja beym Küssen schreyn:
So schreyt einmal des Wohlstands wegen.
Dann kann sich euer Zorn schon legen;
Dann gebt euch in Geduld darein.

Es wird hier sogar behauptet (S. 478):

Die bey dem ersten Kusse schreyt,
Lässt bey dem zweiten sich erbitten.
Ihr Mund erwartet schon den dritten,
Den sie zum vierten selber beut.

Und in demselben Stücke S. 505 findet sich das folgende von Luis verfasste** Gedicht:

Doris.

Vertraut sass einst auf ihren Matten
Des Abends Doris beym Elpin.
Und wen verführen nicht die Schatten?
Ihr Schäfer ward zuletzt zu kühn.
Sie stiess ihn ganz erzürnt zurücke,
Und droht', ihm nimmer zu verzeihn,
Und fieng, zur Strafe solcher Tücke,
Den Augenblick laut an zu schreyn.

Ihr Hylax, seine Pflicht zu zeigen,
Fiel den Elpin mit Bellen an.
Und Doris — — Doris hiess ihn schweigen.
Hat Hylax denn nicht recht gethan?
Aus Furcht, die Mutter möcht' es hören,
Schalt sie des treuen Hündchens That.
Und uns kann diese Vorsicht lehren,
Wie laut sie selbst geschrieen hat.

---

* Gedruckt *auf welchem wir*, ist nicht *auf welchen sie* zu lesen. — Man vgl. Horaz Od. II 12, 25 ff.:

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat,
Quae poscente magis gaudeat eripi,
Interdum rapere occupat?

** Vgl. Archiv für Litt.-Gesch. Bd. 5 S. 45 und 50.

Man sieht, dem Dichter schwebt etwas ähnliches vor wie Weisse-Goethe. Noch deutlicher an diese mahnt uns ein Gedicht Pfeffels, das in seinen Poetischen Versuchen in drey Büchern (Frankfurt am Mayn bey Johann Gottlieb Garbe 1761 S. 169) steht [Münchner Hof- und Staatsbibliothek].

Die Küsse.

O pfui! Philet, ich sage dir,
Lass doch das Küssen seyn!
Sieh nur, die Wangen glühen mir,
Ich werde wahrlich schreyn.

So griff jüngst recht von Herzensgrund
Mein Mädchen zum Gewehr.
Nun küss' ich es nur auf den Mund,
Und nun lärmt es nicht mehr.

Hier ist also die Sache wieder anders gewendet und hat durch eine neue Pointe ein neues aussehen gewonnen.

Auch Cronegk setzt in zwei Couplets etwas entsprechendes voraus. In dem einen: „*Der Eigensinnige*“ (Schriften 1763 II S. 276 f.) heisst es:

Wenn man Philinen küssen will,
So schreyt sie, niemals hält sie still,
Und schwört, sie will die Küsse meiden:
Doch wenn man ihrem Schwur nicht glaubt,
Und unerbethne Küsse raubt,
Das kann sie leiden.

In dem anderen: „*Die Folgen*“ (ebenda II S. 297) lautet die 1. Strophe:

Doris stellt sich streng und spröde,
Wann ich nur von Küssen rede;
Hört nur an, wie stolz sie spricht!
Wag' ich's, einen Kuss zu nehmen?
Sie wird zürnen und sich schämen?
Nein, das ist die Folge nicht.

Der Scherz scheint auch Wieland bekannt gewesen zu sein, denn in der Musarion (1768 S. 79. Gruber 12, 50 f.) sagt er:

Dass eine Phyllis sich erkläret,
Sie wolle nicht, dass sie mit — leiser Stimme schreyt,
Und wenn nichts helfen will, euch — lächelnd dräut,
Und sich, so lang sie kann, mit stumpfen Nägeln wehret,
Ist nichts befremdliches.

Die Anmerkungen bei Gruber verweisen nur für den Schluss auf die Horazische Ode I 6.

Dass sich die Mädchen Küsse nicht gefallen lassen dürfen, sondern schreien müssen, ist selbstverständlich, wenn auch nur um dem Anstande zu genügen, und so sagt Löwen in seinen „Romanzen" (ich benutze die Ausgabe von 1771, wo das Gedicht S. 14 steht) u. z. in „Tarquin und Lucretia":

Sie wollte laut um Hülfe schreyn:
Vielleicht aus Furcht, vielleicht zum Schein,

aber hier führt sie ihre gute Absicht wirklich aus;

Sie schreyt: Welch Weibchen schrie da nicht.

Erwähnt möge ferner ein Gedicht werden, das ich zwar nur aus späterer Zeit kenne, das aber gewiss schon früher publiciert wurde. Es findet sich in der von Ramler besorgten Ausgabe der Vermischten Gedichte von Johann Nikolaus Götz (1785 III 91).

Klymene vor Gericht.

Klymenen war das Bäuchelchen geschwollen;
Diess störete der guten Nymphe Ruh.
Der Ruf davon war überall erschollen;
Man führte bald sie Themis Tempel zu.
Hier schob sie nun die ganze Schuld Apollen,
Dem Schäfer des Admetus, in die Schuh.
Du hättest, sprach die Göttin, schreyen sollen.
Gestehe mir die Wahrheit! schrieest du?
Ach, seufzte sie, ich habe schreyen wollen,
Allein ich kam vor Lachen nicht dazu.

In späterer Zeit findet sich das Motiv bei Joseph Franz Ratschky mit dem Zusatze „Nach dem Englischen"; das Gedichtchen ist „Linz im Sommermond 1787" verfasst und

steht in der neuen vermehrten und verbesserten Auflage (Wien 1791) S. 290 f. Es lautet:

Das beängstigte Kammermädchen.

Pfui, Junker! seyn Sie doch bescheiden! ....
Nur klug! .... Ich kann das Ding nicht leiden ....
Sie reissen mir ja das Gewand
Vom Leibe .... Fort da mit der Hand! ....
So hilft denn gar nichts? .... Je! ich glaube,
Sie sind besessen .... Ey, potz Blitz!
So schonen Sie doch meiner Haube! ....
Nur nicht so kindisch, Junker Fritz!

O Himmel, hilf mir aus dem Zimmer! ....
Nun, nur gemach! .... Sie werden immer
Verwägner .... Wird kein Ende seyn? ....
Bey meiner Treu'! ich werde schreyn ....
So hören Sie doch auf zu küssen! ....
Zum Plunder! ist denn keine Ruh? ....
Ich möchte fluchen .... Ey, so schliessen
Sie wenigstens die Thüre zu!

[Schliesslich ist auch der von Joh. Pauli (Schimpf und Ernst. Hggb. von H. Oesterley. Stuttg. 1866. S. 24; vgl. S. 474) erzählten und bei unseren älteren Dichtern benutzten Anekdote zu gedenken von dem Mädchen, das den Räuber ihrer Ehre vergebens vor dem Richter verklagt, weil sie die That jenes durch schreien hätte hindern können, wie sie einen von dem Richter probeweise veranstalteten Beraubungsversuch, der es auf ihr Eigenthum abgesehen hatte, durch ihr lautes Geschrei in Wirklichkeit vereitelte. Nicht minder gehört ein in der Dresdner Handschrift M 191 Bl. 233′ f. vorkommendes Meisterlied: „Die maidt mit dem München" hieher, wie folgende Worte zeigen können: *„Sie sprach ich schrey nitt aber doch zwitzert ich wie die grillen"*; und auch auf eine in Wanders Sprichwörter-Lexikon Bd. 4. Sp. 339 aus dem „Klosterspiegel" (Bern, 1841), 37, 12 angeführte sprichwörtliche Redensart kann verwiesen werden: *„Ich konnte nicht schreien, sagte die Nonne, ich hatte Silentium auf"*.]

Nach allen diesen Parallelen ist das éine klar, dass Goethe nur aus Weisse seinen Stoff geschöpft haben kann,

wenn er nicht dasselbe, bis jetzt noch nicht entdeckte Original wie Weisse übersetzt hat. Vielleicht ist dieses italienische Vorbild eher in einer Oper oder einem Singspiele als in lyrischen Gedichten zu suchen. Man könnte ganz gut eine Scene in einem Schäferspiele finden, die einen dem Gedichte ähnlichen Verlauf hätte; in dem Gärtnerschen Schäferspiele, das die Bremer Beiträge eröffnet, *Die geprüfte Treue* (I 1, 9—38), deutet der Schluss auf eine solche Scene hin:

Myrtill.

Siehst du? (er küsst Doris.)

Lycidas.

Je Doris!

Doris.

Nun!

Lycidas.

Kannst du denn nicht mehr schreyn?

Doris.

Schreyn? Wird denn dieser Kuss vielleicht der letzte seyn?

Graz, 21. November 1879.

Zusatz. In den soeben erschienenen „Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer“ (Wien, 1880) findet sich S. 18 f. die Vergleichung des „Schreiens“ mit Weisses „Der Kuss“ und einer Coupletstrophe Cronegks II 269. Der erste Aufsatz dieser „Studien“ beschäftigt sich in sehr ansprechender Weise mit „Goethes ältester Lyrik“, wodurch meine oben in Aussicht gestellte Arbeit über denselben Gegenstand überflüssig wird.

Goethe und Sophie La Roche.

Von

WILHELM FIELITZ.

Zu den von G. v. Loeper herausgegebenen Briefen Goethes an die La Roche glaube ich eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen in Bezug auf die Datierung undatierter Briefe und Billets machen zu können.

Der erste undatierte Brief ist Nr. 5, welchen der Herausgeber Ende August 1773 ansetzt. Er fasst die Situation des Briefes so auf, als ob Cornelie Goethe Frau v. La Roche nach deren Besuch, den sie Anfang August 1773 in Frankfurt machte, nach Ehrenbreitenstein begleitete; daselbst hätte sich die Frage erhoben, ob für Cornelie die von den Jacobis projectierte Iris zu empfehlen sei; Frau von La Roche habe darüber bei Goethe angefragt, und die Antwort wäre die vorliegende Nr. 5. Wenn aber Goethe, wie er in dem Briefe sagt, seine Meinung schon an Cornelie geäussert hatte („das hab ich geschrieben") und Cornelie bei der La Roche im Hause war, wozu musste dann diese noch ein Mal bei ihm anfragen? Dazu kömmt der wichtigere Umstand, dass im August 1773 die Jacobis an die Iris noch gar nicht gedacht haben. Das erste Heft erschien im October 1774, die Ankündigung wurde verschickt im Februar 1774. Im Märzheft des Teutschen Merkur 1774 steht unter „Vermischten Anzeigen" S. 367: „Der Herr Canonicus Jacobi in Halberstadt hat in einem kleinen Programm eine Art von weiblichem Merkur, unter dem Nahmen Iris angekündiget ..... Der Preiss ist eine halbe Pistole, welche nächstkünftigen December bey Empfang des ersten Theils voraus bezahlt wird." Dass Goethe gerade auf dies gedruckte Programm Bezug nimmt,

ergibt sich aus dem Satze: „Ich wünsche Jacobi viel halbe Pistolen.“ Und so spricht denn gerade in den Februar- und Märzbriefen des Jahres 1774 Goethe mehrfach von der Iris, so an Kestner (J. G. III, S. 10), dessen Frau „in der Reihe der Protectrices“ stand, die, wie es hienach scheint, in dem Programm aufgezählt waren, so an Johanna Fahlmer (ebendas. S. 9). Aus Goethes Zorn über Jacobis Keckheit, „mit der er zu seiner Geldschneyderey die Spediteurs zusammenbettelt,“ aus seinem Wunsche, „Cornelie solle sich haus lassen, solle ihre Freunde nicht in Contribution sezzen um eines Fremden willen,“ ist ferner klar, dass Cornelie von den Jacobis aufgefordert war Collectrice für die Iris zu werden; das ist undenkbar, so lange Cornelie in Frankfurt im Verein mit ihrem den Jacobis verfeindeten Bruder lebte. Also der Brief gehört in den Februar oder Anfang März 1774. Cornelie war bereits in Emmendingen an Schlosser verheiratet (seit November 1773). Dorthin gelangte die Aufforderung der Jacobis an sie, und sie fragte, was sie thun solle, bei ihrem Bruder und zugleich, da sie diesen nicht vorurtheilsfrei wusste, bei Sophie La Roche an, letztere wieder bei Goethe, und so entstand unser Brief.* Derselbe ist zu setzen hinter Nr. 12. Sophie hatte ihm die ersten Numern ihrer „Frauenzimmerbriefe,“ an denen sie schrieb, zugeschickt; Goethe hatte geantwortet (Nr. 12): „Ich bin gewiss, dass wenn Sie fortfahren, in Ihrem eignen Ton über vorwaltende interessante Gegenstände zu schreiben, das Ganze eine fürtreffliche Wirkung thun muss.“ Sophie hatte darauf wol dies Lob für ein übertriebenes oder unerwartetes erklärt, und nun repliciert Goethe (Nr. 5): „Ich habe über Ihre Briefe gesagt nicht was ich wollte, sondern was ich musste. Und so wars vom Herzen zum Herzen“ u. s. w.

Fällt mit dieser Umstellung von Nr. 5 der Annahme von Corneliens Besuch in Ehrenbreitenstein die hauptsächlichste Stütze ab, so wird sich derselbe durch die einzig noch bleibende Stütze, Nr. 6, nicht retten lassen; dies undatierte Billet

* Uebrigens ist in dem Verzeichniss der „Collecteurs und Collectricen für die Iris“ im ersten Bande des Journals weder Cornelie Schlosser noch Lotte Kestner aufgeführt.

setzt v. Loeper Ende August 1773. In demselben ist zur Hauptsache die Rede von einem buchhändlerischen Project, der Uebersetzung irgend eines Buches, das und dessen Zeit ich nicht errathen kann. Dann schliesst er:

„Addio, beste Mama.
Guten Tag liebe Schwester —
Hr. v. H. einen Grus.

Ich wollte Sie hätten die paar Tage her meine Wirtschaft mit dem Apoll gesehen.“ Die Anrede „Mama“ findet sich sonst erst in den Briefen seit der Ankunft der jung verheirateten Maximiliane und ihrer Mutter in Frankfurt, von da ab aber ausschliesslich. Noch im folgenden Billet Nr. 7 vom 12. Oct. 1773 ist ihm Sophie La Roche nur „beste Freundin.“ Ferner: Herr von H[ohenfeld] wird in den Briefen sonst erst erwähnt nach Goethes Besuche bei Sophie im Sommer 1774, von da ab aber fast regelmässig; es mehrt sich also die Wahrscheinlichkeit, dass auch unser Billetchen dieser Zeit angehöre. Die „Wirtschaft mit dem Apoll“ bringt v. Loeper gewiss mit Recht in Beziehung zu dem Abschnitt über den Vaticanischen Apoll in Lavaters physiognomischen Fragmenten, dieser Abschnitt mag nun aus Goethes eigener Feder herrühren oder nicht. Anfang 1775 machte Goethe die Manuscriptsendungen der Fragmente an den Verleger Reich, am 14. März schreibt er an diesen: „Ganz richtig: über Apoll ist die 21. Zugabe“, und diese Zugabe, welche im Anhange des neunten Fragments steht, gieng am „14. Hornung 1775“ unter anderen Zugaben zum neunten Fragment an Reich (vergl. O. Jahn, Goethes Br. an Leipz. Fr. S. 271). Goethes Wirtschaft mit dem Apoll könnte in einer Zeichnung des Kopfes bestanden haben, wie er denn um jene Zeit drei Tage fleissig an einer Zeichnung arbeitete (J. G. III, 73). Das alles weist uns für Nr. 6 auf Februar oder März 1775, die „liebe Schwester —“ mit dem Gedankenstrich dahinter ist Maximiliane, die damals bei der Mutter weilte und mit demselben Rechte Goethes Schwester ist wie ihre Mutter seine Mama. Ich setze Nr. 6 hinter Nr. 35. Das Buch könnte vielleicht dasselbe sein, von dem Goethes Billet an Reich vom 5. Apr. 1775 Andeutung macht (Jahn a. a. O. S. 272).

Ist Nr. 5, wie mir unzweifelhaft scheint, mit Recht in das Ende Februar oder den Anfang März 1774 versetzt, so haben wir also aus dieser Zeit, in demselben Briefe, die Aeusserung: „Von Ihrer Max kann ich nicht lassen, so lange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen.“ Wie stimmt dazu, dass in Nr. 9, welche der Herausgeber auf etwa den 22. Januar 1774 setzt, schon während Sophies Anwesenheit in Frankfurt Goethe sich fest entschlossen zeigt das Haus zu meiden? Nach meiner Meinung steht dieser feste Entschluss zu jener hoffnungsvollen Aeusserung in unerträglichem Widerspruch, nach meiner Meinung gebührt Nr. 9 ein anderer und zwar ebenfalls ein späterer Platz. Die Beweise für diese Behauptung liegen theils in dem Billet selbst, theils ausserhalb desselben; die ersteren sind allerdings, wie ich zugestehen muss, nur leise Andeutungen des Ausdrucks, denen keine zwingende Gewalt innewohnt, aber auch solchen leisen Andeutungen muss man ein Ohr leihen, wenn man die Situation, in der ein Brief geschrieben ist, sich reconstruieren will. Sophie ist in Frankfurt und von Goethe in einem voraufgehenden Billet zu irgend einer Fahrt aufgefordert worden; da muss sie ihm ihren Wunsch ausgesprochen haben, dass er doch wieder in das Brentanosche Haus komme, denn Goethe antwortet: „Wenn Sie wüssten, was in mir vorgegangen ist, eh ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken dencken liebe Mama, ich habe in denen schröcklichsten Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig und die Ruhe lasst mir.“ Woher weiss Sophie Goethes Absicht, künftig Brentanos Schwelle zu meiden? Aus dem Billet Nr. 8, worauf 9 unmittelbar gefolgt sein soll, ist das nicht herauszulesen; er müsste also schon mit ihr davon gesprochen haben; dann aber weiss sie ja, was in ihm vorgegangen ist, ehe er das Haus mied, und das wüssten Sie hat keinen rechten Sinn. Aber auch die Zeit reicht für diese inneren und äusseren Vorgänge kaum aus. Am 15ten Januar ist das neue Ehepar mit der Mutter La Roche in Frankfurt angekommen, an einem Sonnabend. Goethe hat seitdem lebhaft mit ihnen verkehrt, und schon am 22sten, ja, wie v. Biedermann nicht ohne Grund vermuthet (Archiv IX, S. 100), schon am 21sten (Freitag), also kaum

eine Woche später, spricht Goethe von der Zeit, „eh ich das Haus mied.“ Das kann doch höchstens seit gestern oder vorgestern sein. Wenn ich mich nun heute entschliesse künftig ein Haus zu meiden, kann ich dann schon morgen oder übermorgen von der Zeit sprechen, „ehe ich das Haus mied“? Ich fange ja gerade erst an es zu meiden! Dies Praeteritum mied scheint mir ein stiller Beweis, dass das meiden schon eine ziemliche Zeit gewährt hat. Und Goethe fährt fort: „Dass ich Sie nicht drinnen sehn würde, was die Leute sagen würden etc.; das hab ich alles überstanden.“ „Dass ich Sie nicht drinnen sehn würde“ passt weniger gut auf einen Besuch Sophies in Frankfurt, während dessen Goethe Sophie schon öfter in dem Hause gesehen und dann plötzlich den Verkehr abgebrochen hätte, als auf einen solchen, der angetreten wurde, als dies unerquickliche Verhältniss schon bestand. Nun aber die äusseren Gründe! Wenn Goethe im Januar den Verkehr einstellte, so muss er ihn, trotz der edlen Bestimmtheit, mit der er in Nr. 9 spricht, doch bald wieder eröffnet haben. Das „liebe Weibchen“ zeigt sich mit seiner Arbeit am Werther bekannt, welche doch erst nach Sophies Abreise begonnen wurde (Nr. 12 S. 35), bald spricht er voll Zuversicht aus: „von Ihrer Max kann ich nicht lassen, so lange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen“ (Nr. 5 S. 18), in einem Briefe an Kestner heisst es im März (J. G. III, 9): „Die Max La Roche ist hierher verheurathet, und das macht einem das Leben noch erträglich,“ an Betti Jacobi am 1ten oder 2ten Februar: „Diese drittehalb Wochen her [seit dem 15ten Januar] ist geschwärmt worden .. Die Max ist noch immer der Engel ... und das Gefühl, das ich für sie habe ... macht nun das Glück meines Lebens.“ Merck schreibt an seine Frau (Briefe aus dem Freundeskr. etc. 1847 S. 87) am 14. Februar von Goethe: il a la petite Mme Brentano à consoler sur l’odeur de l’huile, du fromage et des manières de son mari. Goethes Verkehr im Hause während des Februar und Anfang März steht ausser allem Zweifel. Als er nun an Sophie im März 1774 die Farce gegen Wieland schickt, fügt er hinzu: „Ihre Lieben habe ich einige Zeit nicht gesehen. Ich hatte mein Herz verwöhnt. Nein liebe Mama,

Sie haben meine Hand darauf, ich will brav seyn.“ Das ist der Anfang der andauernden Entfremdung. Weisen aber diese Worte auf eine vorhergegangene Situation hin, wie Nr. 9 sie voraussetzt? Die Situation, auf welche diese Worte zurückweisen, ist vielmehr die: Sophie hat den jungen Freund, dessen Neigung zu ihrer Tochter ihr nicht verborgen war, schon in Frankfurt ernst und dringend gebeten und er seine Hand darauf gegeben, brav zu sein, d. h. der jungen Frau dem eifersüchtigen Gatten gegenüber keine Verlegenheiten zu machen. Nicht ermuntert zum Verkehr hatte sie ihn bis dahin, sondern im Gegentheil zur Vorsicht ermahnt. Wäre die Situation von Nr. 9 voraufgegangen, so hätte Goethe schreiben müssen: „Ich habe gesehen, dass ich damals Recht hatte, das Haus zu meiden, und Sie Unrecht, mich wieder dahin zu locken.“

Aber zwei Zeugnisse können zu Gunsten der Loeperschen Datierung vorgebracht werden. In dem citierten Briefe an Betti Jacobi vom 1. oder 2. Februar schildert er das Glück, das er in seiner Neigung zur Max finde. Brentano rühmt er als einen würdigen, offenen, verständigen Mann, seine Kinder als einfach und gut; dazu noch der liebe Dümeix und eine Freundin, „so haben Sie unser ganzes Klümpchen.“ Brentano rechnet er doch offenbar mit Freuden zu diesem vertraulichen „Klümpchen.“ Er denkt nicht daran, irgend eine Missstimmung gegen Brentano zu zeigen, und doch stehen da die Worte: „und das Gefühl, das ich für sie habe, worinn ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“ Die gesperrt gedruckten Worte, das ist klar, stehen im schroffen Widerspruch zum Sinne des ganzen Satzes, sie strafen die ganze Schilderung Goethes Lügen. Der Widerspruch ist um so schroffer, als mit keiner Partikel angedeutet ist, dass dem Schreiber derselbe zum Bewusstsein gekommen sei. Wenn er wenigstens geschrieben hätte: worin freilich ihr Mann u. s. w.; aber nein, in kalter Zusammenhangslosigkeit, ja Gefühllosigkeit wird das Factum, der eifersüchtige Ehemann, wie etwas völlig gleichgiltiges in einem Nebensatz abgethan um gleich darauf zu einem uneingeschränkten Lobe eben dieses Ehemannes überzugehen. Wenn ich einen solchen Brief erhielte, würde ich entweder sagen: Der

Mensch ist jegliches sittlichen Gefühles bar oder: er hat sich verschrieben, er hat schreiben wollen: „worinn ihr Mann nie eine Ursache zur Eifersucht finden wird." Und letzteres behaupte ich von Goethe, da ich ersteres schon auf Grund des Billets Nr. 9 nicht behaupten kann; Goethe hat entweder schreiben wollen: nie eine Ursache, oder geschrieben: nie Ursache, und dazu stimmt genau, was er, wie wir oben sahen, im Februar schreibt: „und ich werde sie immer lieben dürfen."

Das zweite Zeugniss steht in Mercks Briefe an seine Frau vom 29. Januar 1774 (Sonnabend. Merck III, S. 86). Merck war la semaine passée — das ist also die Woche von Sonntag dem 16. bis 22. Januar — in Frankfurt. Er schildert das junge Par, Mutter La Roche und Goethe. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument, qu'il fréquente la maison. Aus diesen Worten geht gewiss hervor, dass es seiten Brentanos zu etwas auffällig dringenden Bitten gekommen war, Goethe solle sein Haus fleissig besuchen, und gerade das dringende seiner Bitten konnte schon damals einem unbefangenen Brentanos Versuch verrathen, eine aufkeimende Eifersucht zu verhehlen und zu ersticken; dass sie aber bestimmt waren einen bereits ausgesprochenen Entschluss Goethes wankend zu machen, lese ich nicht heraus, und wenn aus anderen Gründen und nach anderen Zeugnissen dieser Entschluss, und nach gewissen Andeutungen des eigenen Wortlauts auch das Billet, das diesen Entschluss bespricht, in eine spätere Zeit zu setzen sind, so kann die Briefstelle Mercks nicht dagegen in das Feld geführt werden; dass Brentano ein eifersüchtiger Gatte sei, war ihm selbst eben so wie Goethe und Merck gewiss bald klar, wenn auch Goethe einstweilen noch die Hoffnung nicht aufgab, durch vorsichtiges lavieren eine Fortsetzung des Verkehrs zu ermöglichen und die Max immer lieben zu dürfen ohne die Eifersucht rege zu machen.

Ich setze also Nr. 9 in den Anfang des sommerlichen Besuchs von Sophie, über welchen noch mehr zu sprechen sein wird. Nr. 9 scheint mit Nr. 8 am selben Tage geschrieben zu sein, doch ist es nicht absolut nothwendig; eine gemeinsame Wagenfahrt, von der beide Billets reden, muss, wie wir sogleich sehen werden, auch im Sommer stattgefunden haben. Nr. 8

aber scheint wegen des Concerts dem Winter anzugehören, und v. Loeper hat es durch eine ausgezeichnete Combination auf die berühmte Schlittschuhpartie Goethes bezogen. Dies also lasse ich an seinem Platze, Nr. 9 aber verweise ich in den Sommer.

Auch Nr. 10. Sophie ist in Frankfurt und hat Goethe einige ihrer Frauenzimmerbriefe zu lesen gegeben, zu denen er sich die Erlaubniss ausbittet, einige Zusätze machen zu dürfen. „Gestern Abend las ich Rosaliens Zusammenkunft mit der armen Henriette.“ Diese Zusammenkunft ist im 13ten Briefe erzählt (Iris 1775. III, S. 106).* Da nun erst im Februar 1774 (Nr. 12) Goethe die ersten Stücke der Frauenzimmerbriefe liest und die Verfasserin ermuntert so fortzufahren, so kann er den dreizehnten dieser Briefe nicht vorher, sondern nur später gelesen haben, und wir gelangen also auch mit dieser Numer in den Sommer 1774. „Hier schick ich den Herder,“ das ist Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts; „neulich in der Kutsche“, das bezieht sich auf dieselbe Fahrt, von welcher Nr. 9 spricht, aber unmöglich auf die winterliche von Nr. 8.

Nr. 11 lautet: „Hier kommt der alte Reutersmann, und fragt: ob die jungen Ritter ihn mitnehmen wollen, und wollen ihn dem H: Geheimde Rath vorstellen. Ich hoffe noch Abschied nehmen zu können“ u. s. w. Die einfachste Erklärung der Situation ist doch wol die: Goethe schickt seinen Götz (der alte Reutersmann), damit Sophies Knaben, die jungen Ritter, ihn ihrem Vater mitnehmen. Das Billet kann geschrieben sein, als im Sommer (Anfang August) 1773 Sophie acht Tage in Frankfurt gewesen war und nun zurückkehrte; Sophie kannte zwar den Götz (vgl. Nr. 4), doch mochte sie ihr Exemplar verschenkt, verloren haben; La Roche war in

* Nicht im 16.—18., wie S. 31 steht; diese enthalten den Tod der Henriette v. Effen. Auch dass der „brave Bube“ Henriettens geliebter, v. T. sei, möchte ich bezweifeln; den würde Goethe vielleicht einen braven Jungen nennen, Bube kann aber doch wol nur einen Knaben bedeuten. In der Iris sind der 14. und 15. Brief ausgelassen. Ob in denselben von einem braven Buben die Rede ist, kann ich nicht sagen; denn „Rosaliens Briefe“ (in der Einzelausgabe) stehen mir nicht zu Gebote.

Wien gewesen (Nr. 3) und kannte den Götz noch nicht. Dass Sophie ihre Knaben Karl und Franz mit in Frankfurt hatte, ist durchaus glaublich. Es kann das Billet aber auch, wie v. Loeper es ansetzt, Ende Januar 1774 geschrieben sein; dann ist es die zweite Auflage, die Goethe hier mitschickt, wie er sie überhaupt in jener Zeit versendet (J. G. III, 8).

Im März (Nr. 13) folgt die erste, oben mitgetheilte Andeutung, dass er sein Herz verwöhnt und den Verkehr bei Brentanos eingeschränkt habe. Von Mitte Mai bis Anfang Juni setzt nun v. Loeper einen neuen Besuch der Mutter bei Brentanos an, den dreiwöchentlichen, von welchem am 10. August Fritz Jacobi (Auserw. Brfw. I, Nr. 58, S. 173 fg.) spricht. Unmittelbar nach der Allesinaschen goldenen Hochzeit (30. Mai 1774) sei sie heimgekehrt. Ich finde in dem Briefwechsel keine Stelle, die uns zwänge einen Mai-Aufenthalt Sophies in Frankfurt anzunehmen, wol aber eine, welche diese Annahme verbietet. Entscheidend ist Nr. 15; den ersten Absatz lasse ich noch bei Seite. Der zweite beginnt: „Zu Singlingen der goldenen Hochzeit, da ich ach den Geburtstag Ihrer lieben Max herbeytanzte, hab ich Ihrer viel gedacht.“ Daraus entnehme ich, dass Sophie nicht auf der goldenen Hochzeit war. Wäre sie aber auch nur in Frankfurt gewesen und nach dem Feste abgereist, so würde sie doch das, was Goethe ihr hier mittheilt, durch ihn schon mündlich erfahren haben, oder wenn sie keine Gelegenheit mehr hatten sich zu sprechen, so würde ein Ausdruck des bedauerns darüber sich in Goethes Briefe finden. — „O Mama!“ fährt er fort, „es waren viel Lichter da, und Schweyzers Willemine kriegte mich am Arm und fragte: warum zündt man so viel Lichter an? Das war eine Frage einen ganzen Sternhimmel zu beschämen, geschweige eine Illumination. Ich hab mich nach Ihnen umgesehen, hab Ihrer Max den Arm gegeben wenig Augenblicke.“ Da haben wir den Grund, warum er ihrer gedacht hat. Sophie wie Goethe fühlte vom ersten Augenblicke, da sie in den Brentanoschen, kaufmännischen Kreis eintraten, den Gegensatz, in welchem sie als „schöne Seelen“, als Mitglieder einer geistigen Aristokratie, zu dieser Geldaristokratie standen. Tu aurais dû voir Mme de la R., schreibt Merck am 29. Januar, faire tête à tous

ces propos et badinages de ces gros marchands, supporter leurs dîners magnifiques et amuser leurs lourds personnages. Zu der breitspurigen Grossthuerei schien ihnen auch die für damalige Zeit grosse Lichterverschwendung zu gehören, über die sie auf den Winterfesten im Januar 1774 wol oft sich im stillen aufhielten als eine Sitte der Unnatur. Daran erinnerte ihn der Lichterglanz in Sindlingen und die Frage der „Willemine“ Schweyzer; er sieht sich nach Sophie um, d. h. ihm ist, als müsste sie in der Nähe sein und an dem alten Gesprächsthema theilnehmen. In Wirklichkeit aber ist sie weder in Sindlingen noch in Frankfurt damals gewesen, denn der Brief fährt fort: „Wenns Ihnen auch nicht ums Herz ist sich zu repandiren, sagen Sie mir doch ein Wort vom Herzen. Sie werden sehn, wie Sie meinem Rad Schwung geben wenn Sie meinen Werther lesen, den fing ich an als Sie weg waren den andern Tag, und an einem fort! fertig ist er.“ Wie? drei Wochen wäre Sophie in Frankfurt gewesen, und kaum ist sie weg, da würde ihr die Mittheilung nachgeschickt, er habe längere Zeit ununterbrochen am Werther gearbeitet? am Werther, der nun doch schon seit länger als drei Wochen (vgl. an Lavater d. 26 April. J. G. III, 14) fertig liegt? Aus diesem Passus kann man vielmehr schliessen, dass Goethe und Sophie in den letzten Wochen sich nicht nur nicht gesehen, sondern nicht einmal mit einander correspondiert haben. Und angenommen, am 1. Juni wäre sie heimgereist, da sollte einige Tage später der Ausdruck: „als Sie weg waren“ den 31. Januar und nicht den 1. Juni meinen? Würde sich einer von uns so ausdrücken? Dieser Schluss des Briefes beweist völlig schlagend, dass Sophie zwischen dem 31. Januar und dem Tage des Briefes, also Anfang Juni, nicht in Frankfurt gewesen ist. Mithin ist Billet Nr. 14, dessen wenige Zeilen während des Sommerbesuchs an Sophie gerichtet sind, aus dem Ende des Mai in eine spätere Zeit des Sommers zu verlegen.

Doch ich bin mit Nr. 15 noch nicht fertig. Der erste Absatz lautet: „Liebe Mama. Ich habe des künftigen Merkurs Stellen gelesen, die mich betreffen. Er tracktirt die Sache wie ein braver Kerl, der vest im Sattel sizzt. Ich habe nie was gegen ihn gehabt, und nun verzeih ich ihm auch seine

Lästerungen wider meine Götter!" Sicherlich hat Goethe Correcturbogen aus dem Junihefte des Merkur (wol durch den Canal Jacobi-Fahlmer*) zu Gesichte bekommen, in welchem von Wieland eine Recension des Götz und eine kurze Anzeige der Farce „Götter, Helden und Wieland" enthalten ist, beides ohne jede Spur persönlicher Gereiztheit. Ehe ich nun weiter gehe, gestatte man mir eine sprachliche Bemerkung. Wenn A an B schreibt: „Ich habe C.s Bemerkungen gelesen, die mich betreffen", so ist das etwas anderes, als wenn er schreibt: „Ich habe Bemerkungen C.s gelesen, die mich betreffen." Letzteres bedeutet: „Es sind von C über mich gewisse Bemerkungen gemacht worden — was Du vielleicht noch nicht weisst — und die habe ich gelesen." Ersteres bedeutet: „Die Bemerkungen C.s über mich — von denen Du weisst — habe ich gelesen." Habe ich mit dieser Unterscheidung Recht, so darf ich aus dem Satze: „Ich habe des künftigen Merkurs Stellen gelesen [man betone dies letzte Wort]" schliessen, dass Sophie von diesen Stellen schon wusste, denn es ist so viel als: „ich habe die Stellen des Merkur gelesen." In dem Briefwechsel muss also schon davon die Rede gewesen sein, und so erkläre ich Billet Nr. 16. Betrachten wir dasselbe. „Ist das böse nicht gut und das gute nicht bös?", „Hass ich Wielanden, lieb ich ihn?" erklärt Loeper mit Recht als Anklänge an die Wielandsche Recension des Götz. Dagegen das „Feuer das leuchtet und wärmt" und dann wieder „das verzehrt" ist doch von Wielands Worten in der Recension: „Dies ist just als ob jemand Feuer im Busen trüge" himmelweit entfernt. Und doch sind es Wielands Worte! Am 13. Mai 1774 schreibt dieser an Fr. Jacobi (Auserl. Brfw. I, 166): „Sie empfinden immer sehr richtig; nur manchmal ein wenig zu stark für uns andere schwächere Geschöpfe. Ihr Zorn — verzehrt, und Ihre Liebe erdrückt! Wenn Sie, Seele von Feuer! ein wenig sanfter brennen könnten, so würden Sie, wie die wohlthätige Sonne, leuchten und erwärmen."

* Jacobi hatte schon vor dem 13. Mai Wieland seine Zufriedenheit über dessen betragen gegen Goethe ausgesprochen (Auserles. Brfw. I, S. 165—167).

Ist die Analogie des Wielandschen Bildes mit dem Goethes nicht sehr auffallend? Und beide fast zu gleicher Zeit! Das kann kaum ein Zufall sein, und ich erkläre es so. In denselben Tagen, vielleicht am selben Tage, wie obigen Brief an Jacobi, schrieb Wieland an die Freundin Sophie, unter anderm über Goethes Farce. Er bedauerte, dass Goethe das Feuer, das ihm die Natur zum Segen gegeben, zum Fluch anwende, dass es, statt zu wärmen und zu leuchten, verzehre.* Er erkannte, ob Goethe ihn gleich nicht liebe, doch dessen hohes Genie an und theilte mit, im nächsten Merkur habe er durch eine Recension des Götz und eine Bemerkung über die Farce selbst eine edle Revanche geübt. Freilich, mag er analog dem Schluss seiner Götz-Recension hinzugesetzt haben, ob das Eindruck mache, sei fraglich bei einem Manne, dessen Philosophie auf den Grundsatz gebaut sei, „das böse sei gut und das gute bös, das schöne hässlich und das hässliche schön.“ Einen solchen Brief etwa erhielt Sophie von Wieland und schickte ihn entweder ganz oder im Auszuge, begleitet von einem Schreiben, in welchem sie sich Wielands Urtheilen anschloss, an Goethe. Sie hatte seit Empfang der Farce empfindlich geschwiegen; jetzt erst nach Monaten das erste Wort von ihr und zugleich von Wieland über die Sache, und beide zwar missbilligend, aber doch zur Versöhnung geneigt — da mag ihm doch ein Stein vom Herzen gefallen sein. Nun erklärt sich die eigenthümliche, stammelnde Erregtheit des Briefes Nr. 16. Den schwierigsten Theil desselben interpungiere und erkläre ich so: „Ja, liebe Mama, es ist wahr; Feuer, das leuchtet und wärmt, nennt ihr (d. h. sie und Wieland) Seegen von Gott, das verzehrt, nennt ihr Fluch! Seegen denn und Fluch! (d. h. so mag ich denn beides sein!) Binn ich euch mehr schuldig, als die Natur mir schuldig zu seyn glaubte? Leuchtets nicht mir? wärmts nicht — und verzehrt auch [mich selbst]? (d. h. Habe ich nicht die wärmende wie die verzehrende Kraft meines Feuers zuerst an mir selbst zu dulden?) Nennen Sie mich bös, und lieben Sie mich!“ Nr. 16

* Dies Bild lag Wieland damals nahe, denn es war kurz nach dem Brande des Weimarer Schlosses.

setze ich an das Ende des Mai und stelle es vor 15. Anfang Juni hat er dann des „Merkurs Stellen“ selbst gelesen und ist nun völlig mit Wieland ausgesöhnt. Wenn es dann am Schlusse (Nr. 15) heisst: „Wenns Ihnen auch nicht ums Herz ist sich zu repandiren, sagen Sie mir doch ein Wort vom Herzen,“ wenn er ferner die Mittheilung macht, wie nach ihrer Abreise Ende Januar er in einem fort am Werther gearbeitet, so weist dies und die späte Mittheilung: fertig ist er, die er, wenn auch mit anderen Worten, an Lavater schon im April gemacht hatte, auf den vergangenen Stillstand hin, der in der Correspondenz längere Zeit geherrscht hatte.

Hatte indessen Wieland sich im Merkur und in dem Briefe an die La Roche, den ich annehme, sehr brav und ruhig gezeigt, so kamen Goethe durch Privatmittheilungen doch unwilligere Aeusserungen des verspotteten zu Ohren, daher Nr. 17 über Wieland wieder in anderem Tone spricht als 15. Der Absatz: „Meinen Werther musst ich eilend zum Drucke schicken, auch dacht ich nicht dass Sie in der Lage seyen, meiner Empfindung, Immagination, und Grillen zu folgen“ zeigt, dass Sophie auf die Nachricht: fertig ist er, um den Werther gebeten, wie Goethe ihn in Nr. 12 S. 35 versprochen hatte; sie bekam aber, wie die Antwort ergibt, den Werther im Manuscript nicht mehr zu lesen. Der „Seschianische Pallast,“ den das Schicksal Wieland in Asche gelegt hat, ist das Weimarer Schloss, das Anfang Mai 1774 abbrannte.

In der zweiten Hälfte Juni weilt Lavater bei Goethe; Nr. 19, vom 16. Juni, spricht acht Tage vor seiner Ankunft den Wunsch aus, dass auch Sophie ihn berühren möchte. Am 19. Juli (Nr. 20), am 31. Juli (Nr. 21) ist Sophie entschieden nicht in Frankfurt, ja etwa am 16ten schon in Nassau im Hause der Frau v. Stein, wohin auch Nr. 19 gerichtet ist (Dicht. und Wahrh. hggb. v. Loeper III, 417). Da sie nun nach dem oben citierten Briefe Jacobis d. d. 10. August 1774 einen dreiwöchigen Aufenthalt in Frankfurt gehabt hat, so kann derselbe nur zwischen dem 16. Juni und 16. Juli, also zwischen den Billets Nr. 19 und 20, stattgefunden haben. In diese Zeit, zweite Hälfte des Juni, erste des Juli, müssen die für diesen Sommerbesuch aufgesparten Billets Nr. 9, 10 und 14 fallen.

Innerhalb dieser Zeit fuhr Goethe am 28. Juni mit Lavater nach Ems und mit rückkehrendem Wagen von dort zurück. Am 14. Juli fuhr er dann zum zweiten Male nach Ems. Unter jenen drei Billets scheint mir das früheste Nr. 9, das an dieser Stelle, kurz nach Sophies Ankunft in Frankfurt geschrieben, voll verständlich ist. Bald darauf Nr. 10. Dass Sophie seit dem Februar mit ihrer Arbeit bis zum dreizehnten Briefe und darüber hinaus gediehen war, ist durchaus glaublich. Nr. 14 trägt kein näheres Anzeichen seines Datums. Nun wird es auch wahrscheinlich, dass Sophie Lavaters Bekanntschaft in Frankfurt machte. 1777 gab sie an Julie Bondeli die Beschreibung ihres zusammentreffens mit Lavater (Bodemann, Julie Bondeli S. 368): Oui j'ai vu le fameux Lavater et il avait désiré de me voir, mais comme il ne me trouva pas ressemblante à l'idée qu'il s'était formée de moi, et qu'il a peutêtre senti ce que je pensais en le voyant avec une dévote du premier rang, nous nous sommes singulièrement éloigné l'un de l'autre. Die dévote dürfte Frl. v. Klettenberg gewesen sein, deren Brief an Lavater bekannt ist (J. G. III, 18). Weiter schildert Sophie ihr zusammentreffen mit Basedow en même temps und ihr zusammensein mit beiden. Dies hat freilich nicht mehr in Frankfurt, sondern, wie aus der Erzählung selbst hervorgeht, in Ehrenbreitenstein stattgefunden.

Bei diesem Besuche war auch Goethe zugegen, und damals lernte er den Baron von Hohenfeld kennen, der von da ab fast in jedem Briefe seinen Gruss bekömmt. Im Sommer hatte Sophie in Frankfurt den Werther, d. h. den ersten Theil, soweit der Druck damals gediehen war, gelesen. Als er daher am 19. September (Nr. 27) ihr den ganzen, fertigen Werther schickt, braucht er nur noch ihr Urtheil über den zweiten Theil zu erfahren; er schreibt deshalb: „Melden Sie mir gleich was Herr von Hohenfeld vom Werther sagt. Und auch Ihr Gefühl übern zweiten Theil."

Zu Schillers Räubern.

Von

JAKOB MINOR.

1. Zu der Erzählung Spiegelbergs (in den Räubern II 3) von der Plünderung des Cäcilienklosters hat Boxberger in diesem Archiv (III 283 f. IV 496) schätzbare Nachweise geliefert. Im 325. Litteraturbriefe kritisiert Nicolai (gezeichnet Re-) lobend die Romanzen von J. F. Löwen (Hamburg 1762) und gibt davon Proben. Die „so schreckliche als blutige Geschichte von einem durch Husaren entweihten Nonnenkloster“ ist Schillern sicher; wenn auch nur aus den Litteraturbriefen, bekannt geworden. Was Nicolai dort mit Auslassung weniger Stellen von der Romanze anführt, lautet:

„Ihr lieben Leute, höret zu,
Was sich hat zugetragen
In einem Kloster, — als in Ruh
Schon alle Nonnen lagen.

Die guten Dinger schnarchten sehr,
Und träumten, was im Wachen
Bey keuschen Nonnen Sünde wär:
Entzückend schöne Sachen!

Ach, da pocht eine ganze Schaar
Husaren vor der Pforte,
Und fluchten arg — denn kein Husar
Flucht höflich-süsse Worte.

Man hätte, war der Lerm gleich nah,
Den Lerm doch nicht gehöret,
Wenn nicht zum Glück die Domina
Ihr Nachtgeschirr geleeret.

Im Hemd, das Licht in einer Hand,
Den Nachttopf in der andern,
Sah man sie halb schon ohn Verstand
Durch alle Zellen wandern.

Ach, schrie sie: Kinder, Räuber sind
Im Kloster angekommen.
Steht auf! ach, rettet euch geschwind! —
Die Röcke mitgenommen!

Dass es dem heilgen Franz erbarm!
Wer hilft nun diesen Kindern? —
Die stiess den Kopf, die schrammt den Arm,
Und die fiel auf den Hindern.

Nun kömmt eine Historie

Von einem Mönch, der in der Nacht
Mit Klarchen viel gesprochen,
Und in der Angst in Klarchens Tracht
Schnell unters Bett gekrochen.

. . . .

Indess erstieg man wie der Blitz
Der Mauren hohe Zinnen,
Husaren waren im Besitz
Von keuschen Vestalinnen.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

So zitterte der Nonnen Schaar
Beym Anblick rauher Bärte,
Und jede floh, und keine war
Da frey, wohin sie kehrte.

Die kroch in Keller, und mit Ach!
Sprang Julchen in den Garten.
Ach, Schwestern! keine springe nach,
Seht wie dort Räuber warten.

Ein Nönnchen, das oft Nächte lang
Einsam im Bette stöhnte,
Und, immer für Casteyen bang,
Sich gern nach Räubern sehnte;

Lief, als die Domina noch rief,
Ach heil'ger Franz, erbarme
Dich deiner Schäfgen! — ach das lief
Dem Hauptmann in die Arme.

Er hielt die schöne Beute fest,
Trug sie in ihre Celle;
Und nahm den kleinen Ueberrest
Der Furcht ihr auf der Stelle.

Sein Reitknecht, der ins fünfte Jahr,
In Vestung und im Lager,
Copie von seinem Hauptmann war,
Verbuhlt wie er, und hager;

Zog blind sein Loos, und grif, und hielt,
(Denn fast wär sie entronnen)
Ein hagres Weib, das keicht und schielt, —
Die Domina der Nonnen.

Doch seht die keusche Domina
Ein Küchenmesser fassen.
Sie sprach: So starb Lucretia,
So will ich auch erblassen.

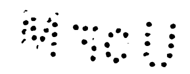
Den welken Leib durchstiess die Hand,
Sie siegte über Schmerzen.
Sie taumelt ohnmachtsvoll in Sand,
Und starb mit keuschen Herzen.

Die Schwestern brachten sie zur Ruh,
Und sangen Klagelieder,
Und sangen: Domina, wie du,
Ersticht sich keine wieder."

Die Aehnlichkeit, welche diese Romanze vielfach mit Schillers Erzählung aufweist, ist besonders in der Hervorhebung der Aebtissin deutlich. Auch die nackte Bestürzung der Nonnen, die Aufforderung: „die Röcke mitgenommen!" — ist in beiden ähnlich. Dass Schiller aber bei seiner Erzählung gerade diese Romanze bestimmt vor Augen gehabt habe, soll damit nicht behauptet werden, sondern nur die Beliebtheit und Geläufigkeit des Themas. Von dieser Beliebtheit und Geläufigkeit zeugt schon eine Stelle in der „Wilhelmine" (1764), wo Thümmel über den unthätig verliebten Magister Sebaldus mit den Worten spottet: „Hast du denn nie gehört und gelesen, wie oft die entschlossene und geschäftige Liebe Klöster gestürmt, Mauern erstiegen und sich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müssiggange verdammt waren; und du! du verzagtest, dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner eisernen Thüre verschlossen, von keiner Aebtissin bewacht, und von dem Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfrau zu bleiben?"

2. Im fünften Acte betet Franz Moor (Goedeke, hist. krit. Ausg. II 188 f. = 319): „Höre mich beten Gott im Himmel! — Es ist das erstemal — soll auch gewiss nimmer geschehen — Erhöre mich Gott im Himmel .... Ich bin kein gemeiner Mörder gewesen, mein Herrgott — hab mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott —". Eschenburg in seiner Uebersetzung des Shakespeare (I 18, Ausg. von 1775) führt zum „Sturm" I 1 die Bemerkung Greys an: „In einem Sturme, wobei noch keine sichtbare Gefahr ist, pflegen die Seeleute gemeiniglich zu fluchen; sobald aber die Gefahr näher tritt, fallen sie auf ihre Knie und beten, wenn sie auch sonst gar nicht zu beten gewohnt sind. Ein seltsames Beispiel dieser Art findet man in einer Englischen Reisebeschreibung vom Jahr 1603 von einem Schiffer, der in der äussersten Gefahr, da alles um ihn herum auf den Knieen lag, folgendes Gebet that: Lieber Gott! ich bin kein gemeiner Bettler; ich plage dich nicht alle Tage; denn ich habe noch niemals zu dir gebetet; und wenn du mir nur diesmal davon hilfst, so will ich dir auch in meinem Leben nicht wieder mit meinem Bitten beschwerlich fallen. — So wahr ist das alte Sprüchwort: qui nescit orare, nescit navigare." Es ist kein Zweifel, dass Schiller die Anmerkung an dem bezeichneten Orte gelesen habe.

3. Der Plan Spiegelbergs, das Königreich Jerusalem wieder in die Mode zu bringen, scheint auf einer historischen Voraussetzung zu beruhen. In Hamanns Werken (II 234) heisst es: „Ob man sich von der neuesten Methode, die ausgestorbene hebräische Sprache zu erwecken mehr versprechen kann, als von dem Anschlag jenes irrenden Ritters, der die zerstreuten Glieder des Volkes selbst unter einen Hut bringen wollte, muss die Zeit lehren." Es muss also schon damals die abenteuerliche Idee eines Judenkönigthums in einem Kopfe aufgetaucht sein, wie sie ja vor kurzem auch von einem Diplomaten des 19. Jahrhunderts, aber ohne Anschluss an Schiller, nahe gelegt wurde.



Ein Brief Schillers an Huber.

Von

Heinrich Düntzer.

Hase gab im „Literarischen Nachlass der Frau Caroline von Wolzogen“ am Schlusse des zweiten Bandes als Anhang drei im Nachlasse gefundene Briefe, die nicht in die Wolzogensche Correspondenz gehören, unter denen zwei von Schiller. Bei dem zweiten ist richtig der Geheimerath von Voigt als Adressat bezeichnet, als der des ersten der Epigrammendichter Haug vermuthet. Zum Verständnisse unserer Ausführung ist die wörtliche Wiedergabe nöthig. Der Brief lautet:

„Weimar den 6. Oktober 1787.

Wenn ich nur ein Mittel wüsste Dir zu Geld zu helfen, mein Lieber, aber da sitz' ich und finde keins. Eingeschlossner Brief von Dalberg wird Dir zeigen, warum sich bisher noch nichts ereignen konnte. Ich warte nunmehr mit Schmerzen auf Nachrichten, auch wegen Geld. Das verfluchte Geld! An Crusius schreib' ich nächsten Donnerstag, zu Ende des Monats muss ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin; wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens bis zur Hälfte, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verschwörung. Kann er mir aber schicken, so kann ich Dir wenigstens etwas davon geben. Vor Ende der Messe weiss ich aber gar keine Aussicht. Auch das kann Dir beweisen, wie wenig ich jetzt auf Heimreisen denken kann.

Sonst, mein Lieber, muss ich Dir gestehen, dass, wenn ich es hätte, ich Deine Gesellschaft jetzt mit Golde aufwägen würde. Hundertmal denke ich an Dich, Du fehlst mir

alle Stunden. Warum können wir nicht bei einander sein, wir, die so sehr zusammen gehören? Ich habe so unendlich viel an Dich auf dem Herzen, das ich Dir durchaus nicht schreiben kann. Hier habe ich viele Bekannte, worunter auch recht brave Menschen sind — aber keinen Freund, den ich lieben könnte. Ein weiblicher Freund ist keiner. Ich bin ganz isolirt. Lass diesen Brief Niemand lesen. Schiller."

Goedeke behauptete zum Briefwechsel mit Körner I 125, der Brief sei an Reinwald gerichtet, den Schiller für seine Geschichte der Rebellionen angeworben gehabt. Statt „Heimreisen" müsste es „Herumreisen" heissen. Dadurch verleitete er W. von Maltzahn zu dem Glauben, ihm habe der Originalbrief vorgelegen, da er nicht denken mochte, „Herumreisen" sei blosse Vermuthung, und so nahm er den Brief mit dieser angeblichen Berichtigung in Schillers Briefwechsel mit Christophine und Reinwald auf. Goedeke selbst bemerkt zu Schillers Geschäftsbriefen S. 33, Reinwald sei durch die Bitte Schillers vom 4. August, ihm ein Zimmer, eine Schlafkammer und eine Bedientenstube in Meiningen zu miethen, zu der Meinung gekommen, dieser befinde sich in einem gewissen Wolstande und habe ihn deshalb zur Reise (zum Herumreisen!) aufgefordert und zugleich um Geld gebeten.

Dass der Brief nicht an Reinwald geschrieben sei, zeigt schon die Anrede „mein Lieber"; denn Schiller nennt Reinwald seit seiner Verheiratung „Lieber" oder „lieber", auch „liebster Bruder", wogegen Huber und Körner „Lieber", „mein Lieber" angeredet werden. Ganz unglaublich ist auch, dass Reinwald Schiller, dessen Noth er kannte, um Geld gebeten haben sollte. Eben so wenig passt auf Reinwald die Aeusserung, der Freund fehle ihm alle Stunden, was nur auf einen solchen bekannten passt, mit dem er in letzter Zeit ununterbrochen zusammen gelebt, wie Körner und Huber. Ohne Zweifel ist der letztere der Adressat. So erklärt sich auch die Beziehung auf das von Dalberg erwartete Honorar. Denn an diesen hatte er am 14. September (den Brief theilt Cohn, „Ungedrucktes", mit) geschrieben: „Ueber den Karlos erwarte ich täglich eine Antwort von Dalberg. Er hat ihn seit 14 Tagen", und in dem Briefe an Körner vom 19. October

heisst es: „Huber sage unterdessen, dass Dalberg den Karlos geben lassen wird, dass also Hoffnung da ist, Geld von ihm zu bekommen." Auch sonst passt alles. Unter dem „Heimreisen" ist natürlich die Rückreise nach Dresden verstanden, wo ihn die Freunde erwarteten. Dass er an Huber Geld schuldete, dürfte man aus dem Ausdrucke, es habe sich bisher noch nichts ereignen können (d. h. er habe noch nichts schicken können), mit Recht schliessen; gegen Körner erwähnt Schiller ja ausser dem Beitschen Wechsel noch „anderer Posten". Zu der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" hatte Schiller ursprünglich den Aufstand der Niederlande bestimmt; gab er diesen anderwärts heraus, so konnte der Verleger freilich einen anderen Aufsatz von seiner Hand für diese fordern.

Seumes Aufenthalt in Emden.

Von

Philipp Kohlmann.

Eine der ergreifendsten und zugleich bekanntesten Episoden aus dem vielbewegten Leben des unglücklichen Seume ist sein Aufenthalt in Emden sammt den zweimaligen Versuchen aus dem übermässig strengen Dienste des preussischen Heeres zu entfliehen. Wie er, kaum den hessischen Seelenverkäufern entsprungen, in Folge einer unseligen Vergesslichkeit preussischen Werbern in die Hände fällt, die ihn ohne Umstände als Deserteur nach Emden schleppen; wie er bald darauf in einer sternhellen Nacht den ersten Versuch macht der Sklaverei zu entfliehen, aber in Folge eines aufsteigenden dichten Nebels irre geführt und, statt der Grenze sich zu nähern, geradeswegs in die Hände derer, denen er zu entgehen glaubte, zurückgebracht wird; wie er dann, durch einen Vergil-Vers, den er an die Thüre seines Arrestlocals geschrieben, den Officieren und so auch dem menschenfreundlichen Stadtcommandanten, Generalmajor Courbière (dem späteren heldenmüthigen Vertheidiger von Graudenz), bekannt geworden, begnadigt wird und Gelegenheit erhält seine früher erworbenen Kenntnisse durch Unterricht in den Häusern mehrerer angesehener Familien, unter ihnen des Generals selbst, zu verwerthen; wie er dann aber, trotz den unerbittlichen Militärgesetzen, im unüberwindlichen Drange nach Freiheit einen zweiten vereitelten Fluchtversuch unternimmt und nun die ganze Strenge des Gesetzes durch die entsetzliche Strafe des Spiessruthenlaufens erdulden soll, aber doch schliesslich auf Fürbitte der ihm bekannten Bürger und seiner Schüler zu längerer Haft begnadigt wird; und wie ihm endlich durch die

edelmüthige Liberalität eines Bürgers der Stadt Emden eine Summe Geldes verschafft wird, damit er Urlaub zu einer Reise in die Heimat erhielte, von der er natürlich nicht zurückkehrt, — das sind alles Dinge, die aus seiner Lebensbeschreibung* hinreichend bekannt sind. Diesen Theil seiner Biographie hat Seume leider nicht mehr selbst aufgezeichnet, — sein eigener Bericht bricht mitten in seiner Flucht aus den Händen der Hessen in Bremen ab, — daher mag es kommen, dass die Erzählung etwas summarisch ist, da sein Freund Clodius, der sie fortsetzte, wol nur aus mündlichen Ueberlieferungen Seumes über diese Zeit schöpfte. Sonst würde z. B. wol sicherlich der Name des „begüterten, braven Mannes“, welcher Seume die Caution verschaffte, genannt worden sein. Ich bin in der Lage, aus gedruckten, handschriftlichen und mündlichen Berichten zu diesem interessanten Abschnitt aus Seumes Leben noch einiges ergänzend beizutragen.**

Das Andenken an Seume ist in der Stadt Emden noch heute lebendig, es leben viele Nachkommen der Familien, in denen er unterrichtete; diejenigen natürlich, welche noch persönliche und unmittelbare Erinnerungen an ihn haben könnten, sind gestorben.*** Unter den Persönlichkeiten, mit denen Seume in nähere Beziehung trat, werden ausser dem General-

* Vgl. Seumes Werke, Leipzig 1827, Bd. XI S. 140—145.

** Bei Gelegenheit von Seumes hundertjährigem Geburtstage (29. Januar 1863) erschienen dankenswerthe Mittheilungen in Nr. 31 (6. Februar) der „Ostfriesischen Zeitung“ von Dr. Wiarda und in Nr. 42 (19. Februar) von G. H. Bauermann, denen ich in der Hauptsache gefolgt bin.

*** Die Zeit von Seumes Aufenthalt in Emden lässt sich, da in der Biographie in dieser Periode fast alle Jahreszahlen fehlen, nur annähernd aus folgenden Daten bestimmen. Der Friedensschluss zu Versailles, welcher die Veranlassung zu seiner Rückkehr aus Amerika wurde, erfolgte am 20. Januar 1783; die Rückreise war eine sehr rasche, sie dauerte 23 Tage (Mein Leben S. 132); seine Landung in Deutschland, die Flucht nach Oldenburg und seine erneute Verhaftung durch die Preussen hindern uns nicht seine Ankunft in Emden noch in die Mitte des Jahres 1783 zu setzen. Im Jahre 1785 war er sicherlich noch in Emden, wie aus den im Text erwähnten Erinnerungen der Frau von Briesen hervorgeht. Wann er nach Sachsen zurückgekehrt, steht wieder nicht fest; doch haben wir einen terminus ante quem an dem von ihm übersetzten englischen Roman, der im Jahre 1788 erschien.

major und Stadtcommandanten Guillaume René de L'Homme de Courbière erwähnt der Justizburgemeister Deteleff, der Stadtsecretär Jac. de Pottère, der Burgemeister van Santen, der Stadtsecretär Hüllesheim, der Rentmeister Schuirman, die Kaufleute Metger und Bauermann. Fast alle gehörten der 1554 gestifteten französisch-reformierten, ursprünglich wallonischen Kirchengemeinde an, deren Kirchenbücher über diese Zeit von mir eingesehen werden konnten. Eine Tochter des erstgenannten Deteleff, Frau von Briesen, welche um 1863 in hohem Alter gestorben, erzählte, dass sie als dreizehnjähriges Mädchen — sie war 1772 geboren — von Seume unterrichtet worden sei und dass sie einen soliden schwarzen Tuchrock, welchen ihr Vater dem gebildeten und geistvollen Soldaten geschenkt, später als Reliquie noch lange aufbewahrt habe. Am meisten scheint sich von Anfang an der Kaufmann Bauermann für Seume interessiert zu haben. In seinem Hause, an der Ecke des Neumarkts und der Boltenthorstrasse, ertheilte Seume den beiden ältesten Söhnen französischen und englischen Unterricht. Hier wurde auch der schräg gegenüber am Neumarkt wohnende Generalmajor Courbière mit dem talentvollen Soldaten bekannt und übertrug ihm gleichfalls den Unterricht seiner Kinder*, und seinem Beispiele folgten die oben genannten Familien. Das war nach der ersten Desertion Seumes. Nun erfolgte der zweite Fluchtversuch, von welchem der Sohn Bauermanns nach der oft gehörten Erzählung seines Vaters folgendes mittheilt: „Eines Morgens gegen die Zeit des gewöhnlichen Exercierens (10 Uhr) ertönten vom Walle her ununterbrochene Kanonenschüsse. Dieselben sollten als Zeichen für die zunächst belegenen Dörfer Wolthusen und Uphusen dienen zum augenblicklichen Sturmläuten behufs Aufspürung eines Deserteurs. Zu seiner grossen Betrübniss erfuhr mein Vater, dass unser guter Seume entwichen sei. Bei dem seit einigen Tagen eingetretenen scharfen Froste hatte Seume in der Frühe des Morgens Gelegenheit gefunden heimlich aus Emden zu entfliehen um zu versuchen die Gren-

* Die Familie des Generals war zahlreich, es wurden ihm nach Ausweis des Kirchenbuches in der Zeit seines hierseins fünf Söhne und drei Töchter geboren (4. Juli 1769 — 15. Mai 1786).

zen der freien Reichsstadt Bremen zu erreichen. Leider aber war der strenge Frost gegen Abend nicht allein in mildere Witterung umgeschlagen, sondern er hatte sich sogar in einen feinen Staubregen verwandelt, wodurch die zugefrornen Flächen morsch wurden und höchst gefährlich zu passieren waren. Der bereits durch unaufhörliches Vorwärtseilen ermattete Flüchtling brach in Folge dessen an verschiedenen Stellen im Eise ein und konnte nur mit der grössten Anstrengung sich wieder aus dem Wasser herausarbeiten. Endlich gelang es ihm nach unsäglichen Mühen, spät am Abend die Gegend von Backband und Strackholt zu erreichen. Unglücklicherweise hatte aber der Regen den Morast dieser Fehnstelle* so erweicht, dass es unmöglich war, weiter zu gelangen. Hier nun hatte Seume das Unglück, im Morast stecken zu bleiben. Aus Furcht erspäht zu werden hatte er nämlich weder in Wirthshäuser noch sonst in irgend welche Wohnungen einzukehren gewagt. . . . Hier war es, wo die verfolgende Patrouille ihn ertappte, mit sich nach Emden führte und ihn zur Bestrafung an den Generalmajor überlieferte."

Aus diesem Berichte geht auch deutlich die Richtung hervor, welche Seume eingeschlagen hatte, denn die beiden zuletzt genannten Orte liegen vier bis fünf Stunden östlich von Emden auf dem Wege zur Oldenburgischen Grenze, die ihn schon einmal früher gerettet hatte.

Auch nachher war es Bauermann, der sich für Seume verwandte um ihm den Urlaub für eine Reise in die Heimat zu erwirken. Anfangs verlangte General Courbière 20 Pistolen Caution, ermässigte jedoch nachher die Forderung auf 16 Pistolen = 80 Thaler. Da ein Versuch diese Summe bei den Eltern seiner Schüler aufzubringen nicht glückte, so stellte Bauermann allein dem unbemittelten Dichter dies Geld zur Verfügung. Seume erstattete diese Ehrenschuld auf Heller und Pfennig aus dem Erlöse der Uebersetzung eines englischen Romans „Honorie Warren", welcher in Leipzig 1788 erschien, „nebst einem umständlichen Reisebericht und einer gedruckten Biographie seines kummervollen und bewegten Lebens." Das

* D. h. Morgegend.

letztere ist entweder ein Gedächtnissfehler des Berichterstatters, oder es bezieht sich auf die Beschreibung von Seumes Fahrt nach Amerika, welche er, wie er selbst erzählt*, „als Ouvertüre seines Schriftstellerlebens in Archenholzens nun fast vergessenem Journal Literatur- und Völkerkunde“ hatte abdrucken lassen.

Besonders befreundet war Seume mit einem französischen Sprachlehrer Jacques Tapernon, zugleich „Lecteur et Chantre“ der französisch-reformierten Kirche, dessen Familie fast ganz ausgestorben ist. Aus seinem Nachlasse besitzt die hiesige „Gesellschaft für Kunst und vaterländische Alterthümer“ einen Originalbrief Seumes, der, obgleich bereits im „Ostfriesischen Monatsblatt“ 1873 Heft 11 von Dr. Friedländer mitgetheilt, hier mit einigen Verbesserungen nach dem Original folgen möge. Derselbe ist auf stark vergilbtes Papier in kl. 8⁰ geschrieben, ziemlich defect, doch sind die Schriftzüge deutlich und bis auf die Endsylben en, er u. s. w. ohne Schwierigkeit zu lesen. Der Brief ist undatiert muss aber, da der „Spaziergang nach Syracus“, den Seume im Anfange des December 1801 antrat, darin als bevorstehend bezeichnet wird, gegen Ende des Jahres 1801 geschrieben sein. Auch das in der Anmerkung * S. 109 erwähnte Datum spricht für diese Zeit. Er lautet:

So sind nun die Guignons!** Sie sind in Leipzig gewesen, und ich war gewiss nur drey oder vier Meilen davon entfernt, und Weisse war entweder in der Stadt oder doch nur eine kleine halbe Stunde davon auf seinem Gute. Der Wirth in der Stadt Berlin, wo Sie vermuthlich gewohnt haben, hätte Ihnen füglich bessere Nachricht geben können und sollen. Sie thun mir sehr unrecht, wenn Sie mich der Kälte beschuldigen. Wenn ich etwas ernsterer Natur bin, so bin ich desswegen noch nicht gleichgültig gegen meine Freunde. Dass mich das Schicksal so sonderbar in der Welt herum treibt, ist nicht immer meine Wahl und ich bin meistens etwas passiv dabey. Jetzt geh' ich nach Italien, wie ich schon ehemahls im Sinne hatte, als ich noch bey Ihnen war, wenn Sie sich vielleicht meiner damahligen Aeusserung erinnern.

---

* Mein Leben (sämmtl. Werke 1827 XI) S. 92.

** Vgl. Mein Leben S. 130: „Der Guignon des Lebens wollte, dass ich ihn seit der Zeit nur zwei Mal wieder sahe“.

Mein Rückweg wird vermuthlich über Paris, Strasburg und Frankfurt gehen. Die Nachrichten von dem Wohlbefinden Ihrer Familie sind mir unendlich angenehm; denn trotz meinem präsumtiven Kaltsinn nehme ich sehr warmen Antheil an allem was Sie betrifft. Vorzüglich stelle ich mir recht lebhaft die Freude vor die Sie mit Ihrem kleinen Tapernunculo* haben werden. Ich will ihn auf Ihr Verlangen freilich mit in mein Gebet schliessen, zweifle aber ob es oben von mir viel helfen wird, da ich gar sehr in dem Geruch der Ketzerey stehe. Ihre Mädchen** müssen nun wackere Dirnen geworden seyn und können wohl gelegentlich in alle Welt wandeln und das Evangelium praktisch ausbreiten helfen.

Die erste Ausflucht, die ich nach meiner Rückkunft mache, soll zu Ihnen seyn. Denn ich muss Ihnen sagen, ich kann eher 40 Meilen gehen, als zwey Briefe schreiben, so entsetzlich saumselig ist meine Feder. Von dem General Courbier weiss ich, dass er in Ostpreussen steht, sonst nichts. Charlotte*** wird meine ganz nahe Nachbarin, wie sie mir schreibt; und es ärgert mich, dass ich sie nicht noch sehen soll. Denn sie wird erst künftiges Frühjahr in die Gegend von Leipzig ziehen und ich ziehe eben jetzt ab. Sie ist nicht mit meiner Reise zufrieden; aber das kann nun nichts helfen. *It is my fate to ramble up and down the globe. I shall be quiet, when I can move no more my feet. Heaven bless You, dear friend, with Your spouse, to whom You will remember me with kindness, and with all your children, that they may become the comfort of your old age.*

Seume.

Herrn Tapernon
in
Emden.

---

* Gemeint ist Samuel Günther Tapernon, geb. 17. Mai 1800, der später die Stelle seines Vaters bekleidete und im Jahre 1872 gestorben ist.

** Von neun Töchtern, welche in Tapernons kinderreicher Ehe bis 1796 geboren waren, lebten damals noch fünf. Die jüngste von ihnen ist als hochbetagte Greisin am 14. Juni 1879 gestorben; dieselbe soll noch mehrere Briefe Seumes an ihren Vater besessen, sie aber früher schon verbrannt haben.

*** Sie scheint eine Schwester Tapernons gewesen zu sein.

Africanische Märchen.

Von

FELIX LIEBRECHT.

Dass sich in diesen Märchen mancherlei innere und äussere Uebereinstimmung mit auch ausser Africa bekannten findet, darauf ist sowol von mir wie auch von anderen mehrfach hingewiesen worden, und beabsichtige ich in dem folgenden weiteres der Art hervorzuheben, namentlich in Bezug auf solche africanische Conceptionen, die hier zu Lande noch keine litterarische Verbreitung gefunden. So hat z. B. Dr. Bleek in dem Cape Monthly Magazine für December 1871 nach der Uebersetzung des Missionars Cameron zu Antananarivo ein Madagaskarisches Märchen mitgetheilt, welches unter dem Titel „Companionship in vice, — or the Exploits of Ikotofetsy and Mahaka, two Madagascar Rogues“ die Gauner- und Diebesstreiche derselben berichtet und darunter auch folgende zwei, die ich wörtlich wiedergebe.

1. „Einstens zogen diese beiden Gesellen wieder aus und kamen nach einer Stadt, woselbst Mahaka am folgenden Tage zu Hause blieb, während Ikotofetsy ausgieng und, da er einen Vogel erblickte, demselben eine Schlinge legte und ihn fieng. Er setzte ihn dann an den Weg hin und holte eine Matte, auf welche er einige Geldstücke* und Juwelen legte, hierauf aber erstere unter dem einen Flügel des Vogels, letztere unter dem anderen befestigte. Als sodann die vorübergehenden fragten: «Was ist das für ein Vogel?», erwiderte Ikotofetsy: «Der Geldvogel, der Juwelenvogel» und rief dem Vogel zu:

* Das Geld in Madagaskar besteht aus spanischen Piastern, die in Stücke von allen Grössen und Formen zerschnitten werden.

«O Geldvogel, o Juwelenvogel, lass Geld fallen!» Der Vogel schlug mit seinen Flügeln und liess Geld fallen. Dann rief Ikotofetsy wieder: «O Geldvogel, o Juwelenvogel, lass Juwelen fallen!» Der Vogel that also, und die höchlichst erstaunten vorübergehenden sprachen: «Was soll der Vogel kosten?» Ikotofetsy versetzte: «Der Preis des Vogels geht weit über eure Kräfte, denn er kostet sehr viel.» Die Leute sprachen: «Sage uns den Preis, denn wir können ihn bezahlen.» — «Er ist hundert Piaster,» erwiderte Ikotofetsy, und als jene dies hörten, giengen sie weiter mit den Worten: «Das ist zu viel für uns.» Hierauf näherte sich ein gewisser Rangahy, und als Ikotofetsy ihn erblickte, rief er dem Vogel zu: «O Geldvogel, o Juwelenvogel, lass Geld fallen!» Der Vogel schlug mit den Flügeln und gehorchte. Ebenso geschah es mit den Juwelen. Hierauf sprach Rangahy: «Heda, du Mann da, was soll das Ding da kosten?» — «Hundert Piaster,» erwiderte jener. — «Halt,» sprach Rangahy, «ich gebe zwanzig.» Der andere antwortete: «Du sollst ihn für achtzig haben.» — «Ich gebe vierzig,» versetzte Rangahy. «Du sollst ihn für fünfzig haben,» sagte Ikotofetsy. Zu diesem Preise wurde der Handel abgeschlossen, und der Vogel für fünfzig Piaster Rangahy überlassen."

„Rangahy begab sich dann nach Westen zu und kam zu seiner Frau und seinen Kindern. Diese sprachen: «O Vater, was in aller Welt hast Du da gebracht?» — «Einen Vogel,» antwortete er. Sie sagten: «Vater hat wirklich einen Vogel; aber, lieber Vater, was ist denn das für ein Vogel?» — «Ei nun,» versetzte er, «der Sitz eures Reichthums ist in ihm enthalten.» Und seine Frau sprach: «Was für Reichthümer kann er wol enthalten?» Rangahy erwiderte: «Was verstehst Du davon?» und seine Diener herbeirufend sprach er: «Bringet mir eine Matte; denn was versteht meine Frau davon?» Die Diener brachten ihm eine Matte, und er setzte den Vogel darauf und sprach: «O Geldvogel, o Juwelenvogel, lass Geld fallen!» Der Vogel schlug mit den Flügeln und that, wie ihm geheissen. Die Kinder geriethen in erstaunen und riefen aus: «Was tausend! Vaters Vogel lässt Geld fallen!» Dann sprach Rangahy wieder: «O Geldvogel, o Juwelenvogel, lass Juwelen

fallen!», und der Vogel schlug mit den Flügeln und gehorchte; die Kinder aber geriethen wiederum in erstaunen und riefen aus: «Ei der tausend! lässt Vaters Vogel da nicht gar Juwelen fallen!» Hierauf befahl Rangahy wieder dem Vogel einiges Geld fallen zu lassen, damit er es sehen könne, jedoch der Vogel schlug zwar mit den Flügeln, es kam aber kein Geld, und sein Leben schien fast dahin zu sein. Wiederum befahl Rangahy dem Vogel Geld fallen zu lassen, dieser aber klappte bloss mit den Flügeln und verschied. Als die Kinder den Vogel todt sahen, that ihnen dies übermässig leid, und sie riefen aus: «Ach, liebe Mutter, Vaters Vogel ist todt!», und Rangahy weinte bitterlich und sprach: «Wehe mir! ich habe unermessliche Reichthümer verloren!» Da fragte ihn seine Frau: «Was für unermessliche Reichthümer? was soll das heissen?» — «Ich hatte ihn für fünfzig Piaster gekauft,» versetzte Rangahy, «denn ich sah ihn Geld und Juwelen fallen lassen, jetzt aber ist er todt!» Da rief seine Frau aus: «So einen elenden Vogel für fünfzig Piaster gekauft! Herbei, ihr Diener, fasst ihn an und werft ihn vors Haus hinaus!» Rangahy wollte dies jedoch nicht leiden, sondern sprach zu ihr: «Ich nahm fünfzig Piaster von Hause fort um den Vogel zu kaufen; Du hast vielleicht das Geld nicht bei mir gesehen. Werfet ihn nicht fort, ihr Diener; lasset ihn liegen, er lebt vielleicht noch!» Seine Frau schalt ihn: «Du hast doch nicht etwa gar den Vogel für die fünfzig Piaster gekauft, die Du von Hause mitgenommen, sondern für andere funfzig Piaster, will ich hoffen?» — «Nein,» versetzte Rangahy, «für die fünfzig Piaster, die ich von Hause mitgenommen, denn wo sonst sollte ich fünfzig Piaster hernehmen um den Vogel zu kaufen?» Da fieng die Frau an ihn gräulich zu schimpfen und schrie: «Der Dummkopf sagt, er habe für den elenden Vogel, der keinen Pfifferling werth ist, ich weiss nicht wem, fünfzig Piaster gegeben! er hat den Gaunern in die Hand gespielt, er ist so viel werth wie sie!» Rangahy antwortete: «Halt ein, Frau; ich bin betrogen worden!» Da verwünschte sie ihn und sagte: «Es ist ganz unnütz, länger auf das Geschwätz dieses Kerls zu hören; er hat einem Schelm, wie er selbst ist, in die Hand gespielt!» Hierauf fieng Rangahy sie zu schmähen

an und sprach: «Ein Dummkopf ist, wer einer Frau dient, die ihm gleicht, mich aber nennt man einen Dummkopf, wenn ich einem Manne, wie ich bin, diene!» Die Frau entgegnete: «Wer anders als ein Dummkopf würde solch bekannten Gaunern in die Hände spielen? Er hat fünfzig Piaster für einen Vogel gegeben, der keinen Pfifferling werth ist.» Während sie nun so einander schimpften, versammelten sich die verwandten der Familie in dem Hause und sagten zu den zweien: «Wenn ihr euch wirklich scheiden müsset, so theilet euer Vermögen, und die fünfzig Piaster mögen Rangahys Theil angerechnet werden.» Sie theilten dann das Vermögen, Mann und Frau trennten sich, die Kinder aber blieben bei Rangahy.“ — Dieses Madagaskarische Märchen erinnert an den „Goldesel“ in vielen europäischen, an dessen Stelle aber oft auch andere Thiere, auch Vögel treten; s. z. B. Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 36; dazu die Anmerkung 3, 65; ferner Reinhold Köhler zu Laura Gonzenbachs Sicilianischen Märchen Nr. 52 u. s. w. u. s. w.

2. „Man erzählt, dass Ikotofetsy sich zu Ingiahy Andriana, der auf seinem Felde arbeitete, begab und zu ihm sprach: «Lass mich mit Dir arbeiten.» Ingiahy Andriana erwiderte: «Ich bin es zufrieden, denn dann werde ich einen Freund haben; Du musst aber nach meinem Hause gehen und von meiner Frau Ramatoa ein Grabscheit holen.» Ikotofetsy gieng nun zwar nach demselben, sprach aber zu Ramatoa: «Ingiahy Andriana schickt mich her, damit ich ihm zwanzig Piaster holen soll.» Ramatoa sprach: «Wo sollen die zwanzig Piaster sein? Es ist kein Geld im Hause.» Da sprach Ikotofetsy: «Nun gut, wenn Du mir das Geld nicht geben willst, so wollen wir an den Rand des Grabens gehen und ihm zurufen.» Sie giengen also hin, und Ikotofetsy rief ihm zu und sprach: «O Ingiahy Andriana, sie will es mir nicht geben!» Da antwortete Ingiahy: «Gib es ihm, damit er es mir bringen kann;» und Ikotofetsy sprach zu Ramatoa: «Gib es mir, denn er sagt es ja zu Dir, und ich habe Eile.» Da gab sie ihm die zwanzig Piaster, und er verschwand. Bald darauf begab sich Ingiahy nach Hause zum Mittagbrod und, als er eintrat, sagte er: «Wie kömmt es, dass Du dem Ikotofetsy das Grabscheit

nicht geben wolltest, wonach ich ihn schickte? ihr Leute zu Hause seit doch gar zu arg!» Da antwortete Ramatoa: «Er hat kein Grabscheit verlangt, sondern zwanzig Piaster, die ich ihm auch gegeben habe, und nun ist er fort.» Da sprach Ingiahy: «Es ist uns ein grosses Unglück zugestossen; Ikotofetsy hat uns betrogen. Doch lass es nur gut sein; was er gethan, wird ihm nicht zu gut kommen. Ich schickte ihn nach einem Spaten, er aber hat mir mein Geld abgenommen.» Hierauf suchte Ingiahy ihn auf, konnte ihn aber nicht finden.“ — Aehnliches z. B. bei Pauli, Schimpf und Ernst, Cap. 646 (vgl. dazu Oesterley); ist auch in Norwegen bekannt.

„Bald nachher stahl Ikotofetsy der Mutter Ingiahy Andrianas, Rafotsibe, ein Lamm; und sie gieng hin und erzählte es Ingiahy. Dieser sprach: «Geh hin und suche das Lamm; und wenn Du es nicht finden kannst, so werde ich die Sache öffentlich machen, damit der Schelm getödtet werde.» Rafotsibe suchte das Lamm, aber umsonst, weshalb Ingiahy die Leute zusammenrief und Ikotofetsy aufsuchen und festnehmen liess; sie banden ihn darauf fest, nähten ihn in eine Matte und brachten ihn ans Wasser, worauf die Leute sagten: «Erst wollen wir essen gehen, denn der Schelm kann uns nicht mehr entlaufen.» Da nun Rafotsibe bei dem Wasser vorübergieng, blökte Ikotofetsy wie ein Lamm, so dass sie sprach: «Das ist wirklich mein Lamm.» Jener aber rief: «O Rafotsibe, mache mich los, und ich will Dir Dein Lamm bringen.» Da machte Rafotsibe ihn los, er aber nähte sie in die Matte ein und lief davon. Hierauf kamen die Leute wieder ans Wasser um Ikotofetsy hineinzurollen, aber Rafotsibe rief aus: «O Ingiahy Andriana, ich bin ja Deine Mutter!» Allein die Leute sprachen: «rollet ihn nur immer hinein! denn das ist wieder nur eine Finte von Ikotofetsy;» weshalb die Leute auch wirklich Rafotsibe ins Wasser rollten und dann nach Hause kehrten. — Nicht lange nachher gieng Ikotofetsy aus und sah eine Frau, mit Namen gleichfalls Rafotsibe, die sich zu einem Beschneidungsfest begab und mit einer grossen Menge Schmuck und Putz bedeckt war. Ikotofetsy rief sie an und sagte zu ihr: «O Rafotsibe, möchtest Du mir nicht diesen Stein für kurze Zeit abnehmen; denn ich muss hier hinüber,

komme aber bald zurück; ich halte hier diesen Stein im Auftrage der Regierung.» Rafotsibe legte also ihren Putz ab und packte den Stein. Da sagte Ikotofetsy: «Nun merke Dir, wenn Du diesen Stein fallen lässt, kömmt es Dich theuer zu stehen.» Dann hob er Rafotsibes Putz auf und lief davon. Kurz nachher sahen vorübergehende die Rafotsibe und sagten zu ihr: «Warum stehst Du da so regungslos mit diesem Steine?» Sie antwortete: «Wenn ich ihn fallen lasse, so soll das mein Tod sein;» allein jene sagten: «Lass ihn fallen! wie sollte das Deinen Tod verursachen?» Sie liess ihn also los, und es schadete ihr nichts, so dass sie mit grosser Ueberraschung ausrief: «Meine grosse Menge Zieraten hat der Mann fortgenommen, der mir den Stein aufbürdete!» Dann gieng sie fort. — Ikotofetsy aber begab sich mit den Schmucksachen nach dem Dorfe Ingiahy Andrianas und sagte dort: «Was ist das für eine Geschichte? habet ihr mich wirklich ums Leben gebracht? ei, schauet her! alle diese schönen Dinge habe ich unter dem Wasser gefunden.» Da antworteten die Leute: «Wenn wir alle uns so einpacken lassen sollten, würden uns dann auch solche schöne Sachen zu Theil werden?», und Ikotofetsy erwiderte: «Wenn ihr euch alle so einpacken liesset, so würdet ihr auch alle dergleichen schöne Sachen erlangen.» Da sprachen die Leute: «Nun denn packe uns ein, so wie Du eingepackt warst.» Dies geschah denn auch alsbald; alle Männer des Dorfes nebst Ingiahy Andriana wurden eingepackt und an das Ufer des Wassers getragen. Hierauf wandte sich Ikotofetsy an die Weiber und Kinder und sprach: «Nun wollen wir sie alle ins Wasser rollen!», und dies geschah alsobald. Die Weiber und Kinder aber sahen ins Wasser und sagten: «Sehet einmal, wie sie sich Mühe geben die schönen Sachen aufzuraffen!» Es dauerte jedoch nicht lange, so waren sie todt. Da sprach Ikotofetsy: «Kommet jetzt, wir wollen nach der Stadt zurück; denn sie sind todt, und hier ist nichts weiter zu sehen.» Dies geschah, und die Weiber und Kinder legten tiefe Trauer an, Ikotofetsy aber nahm das Weib Ingiahy Andrianas zur Frau und wurde der oberste der Bewohner jener Stadt und sprach: «Niemand in dieser Stadt trage länger Trauer, sondern flechte sich das

Haar;» und so flochten die Stadtleute sich alsbald das Haar.*" — Vgl. hiezu Grimm Nr. 61, „Das Bürle", dazu die Anm. 3, 107, sowie meine Anzeige von Guerrinis La Vita e le Opere di Giulio Cesare Croce in der Zeitschr. f. roman. Philol. 3, 125.

Folgendes unter den Kaffern weitverbreitetes Märchen entnehme ich dem Folk-Lore Journal Vol. I S. 27 (Cape Town 1879):

3. „Geschichte von dem kleinen Rothmagen (Story of Little Red Stomach). — Es war einmal vor alten Zeiten ein Knabe; der hiess «Der kleine Rothmagen.» Eines Tages gieng er auf die Feldarbeit. Während er hackte, wurde er durstig und gieng daher zu einem Wasserpfuhle um daraus zu trinken. Da kam plötzlich seine Mutter herbei und sprach: «Trink nicht von diesem Wasser, denn Du kennst den Herrn desselben nicht.» Er aber sagte: «Ich muss trinken;» und die Mutter antwortete und sprach: «Der Herr des Wassers wird Dich ums Leben bringen.» — «Das ist mir ganz gleich,» entgegnete er, «denn ich werde allein sterben.» Hierauf sagte seine Mutter: «Wenn Du von dem Wasser trinkst, so gehe ich fort» und sie gieng auch wirklich fort; der kleine Rothmagen aber trank. «Warum hast Du von meinem Wasser getrunken?» sprach der Herr des Wassers. «Du musst sterben, denn Deine Mutter hat Dir verboten von diesem Wasser zu trinken.» Hierauf machte der kleine Rothmagen die Augen zu und wurde von dem Thiere verschlungen**, welches sich dann nach seinem Lager in einem grossen Wasserpfuhl begab. Als es diesen erreichte, blieb es am Ufer liegen, weil ihm der Magen zu schwer überfüllt war. Nachdem es eine Zeit lang so dagelegen hatte, kam ein grosser Frosch aus dem Pfuhle herauf und sprach: «Habe ich Dir nicht gesagt, dass Du den,

* Aufgelöstes Haar ist das Hauptzeichen tiefer Trauer; das flechten des Haares zeigt an, dass die Trauer um die todten vorüber ist.

** Die Anmerkung hiezu lautet: „Ein Thier, welches sich gewöhnlich im Wasser aufhält und Menschen und Vieh verschlingt, die aber sämmtlich nachher noch lange leben, tritt sehr häufig in den Kaffer-Märchen auf." Aber auch sonst in südafricanischen Märchen; s. z. B. das Zulu-Märchen „Untombinde" in meinem Buche „Zur Volkskunde" (Heilbronn 1879) S. 249.

der von Deinem Wasser trinkt, nicht verschlingen sollst? denn sonst musst Du sterben, und wir werden niemand haben, der sich unser annimmt.» Nachdem der Frosch dies gesprochen, tauchte er wieder unter das Wasser. Gegen Abend aber sagte das Thier: «Der Magen thut mir weh;» daher versammelten sich alle Thiere am Ufer des Wassers, und er sprach zu ihnen: «Gebet Acht auf das, was ich euch sage,» und alle Thierlein, die in dem Wasser lebten, gaben Acht. Das Thier aber sprach: «Ihr bleibet hier alle ohne Freund zurück.» Sie giengen daher alle fort und begaben sich zu ihren Freunden. Nachdem sie alle fortgegangen waren, starb das Thier; der kleine Rothmagen aber war noch in dem Magen des Thieres lebendig. Er zog sein Messer heraus, schnitt den Magen des Thieres auf und kam hervor. Als er hervorgekommen war, gieng er nach Hause und sprach zu seiner Mutter: «Habe ich Dir nicht gesagt, dass ich nicht sterben würde?» «Ich wusste nicht, dass Du einen Rettungsplan im Kopfe hattest,» sagte seine Mutter. Der kleine Rothmagen blieb dann in dem Dorfe seiner Eltern." — Schon die Ueberschrift erinnert an das deutsche Märchen vom „Rothkäppchen", s. Grimm Nr. 26 und dazu 3, 47, wo aber zur Vergleichung nur auf Perraults Chaperon rouge und auf ein schwedisches Volkslied verwiesen wird. Ich füge noch hinzu das dänische Volkslied „Varulven" in Svend Grundtvigs Danmarks Folkeviser Nr. 54, Vol. II S. 152 ff. Nachträge II, 666 und III 827 f.

Ich lasse demnächst ein Buschmann-Märchen folgen, welches mir Miss Lloyd, Schwägerin des Dr. Bleek und Begründerin des oben erwähnten Folk-Lore Journal (s. hier Bd. IX, S. 95), auszugsweise mitgetheilt hat und das sie später in vollständigerer Fassung veröffentlichen wird.

4. „Ein Quaggaweibchen gibt ihrem Kinde aus grosser Zärtlichkeit ihre eigene Leber zu essen, und das Kind lässt die Schildkröte ein Stückchen davon kosten. Diese findet es sehr wolschmeckend und spricht davon zu den Schakalen, zu deren Stamm der Mann des Quaggaweibchens gehörte. Die Schakale nun treiben letzteren an, seine Frau umzubringen, denn er habe (wolschmeckendes) «Fleisch» geheiratet. Er

folgt ihren bösen Rathschlägen und tödtet seine Frau, indem er zwischen die Felle ihres Bettes vergiftete Knochen schiebt. Die schwer verwundete Mutter, von ihren Kindern begleitet, begibt sich zu einer Quelle, wo sie trinkt, aber bald darauf ihren Geist aufgibt. (Der Gesang der Kinder, während sie die sterbende Mutter von der Hütte zu dem Wasser führen, soll, wie Miss Lloyd anmerkt, ganz besonders ergreifend sein.) Nach dem Tode des Quaggaweibchens kommen die Schakale und Hyaenen herbei, zerschneiden den Leib in Stücke und kochen diese, wobei die Kinder bitterlich weinen. Eines von ihnen setzt sich auf das Dach der Hütte, und indem es beim weinen die Augenlider zusammendrückt, fallen die Thränen in den kochenden und nicht zugedeckten Fleischtopf, so dass derselbe springt und die Schakale hierüber laut aufjammern. Dasselbe wiederholt sich bei den Hyaenen, in deren Topf gekocht wurde, nachdem jener zerbrochen war. — Endlich ist das Fleisch alles verzehrt, und der grausame Mann des gemordeten Quaggaweibchens heiratet wiederum und zwar die Schwester seines verstorbenen Weibes; allein die Eltern derselben, die Quaggas, fassten Verdacht und fürchteten, dass er seine neue Frau gleichfalls umbringen möchte. Sie veranstalteten also eine grosse Tanz- oder Spielversammlung, und bei dieser Gelegenheit umringten sie den Schwiegersohn und traten ihn zu Tode.“ — Dieses Märchen ähnelt dem deutschen „Fitchers Vogel“; s. bei Grimm Nr. 46 und dazu 3, 73; doch liessen die dort gegebenen Nachweise sich bedeutend und zwar aus allerlei Ländern vermehren, worauf ich jedoch hier nicht näher eingehen will.

Bisher habe ich von südafricanischen Märchen gesprochen; jetzt wende ich mich etwas höher hinauf zu dem See Tanganika, an dessen Ufern Stanley (Across the dark Continent) eine Sage erzählen hörte, die nun allerdings durch sein genanntes Werk überall bekannt sein muss, mir jedoch Veranlassung geben wird auf einen überraschenden Umstand hinzuweisen. Die Sage berichtet nämlich, dass an der Stelle, wo sich jetzt der genannte See ausbreitet, sich vor alten Zeiten eine unermessliche von vielen Völkern bewohnte Ebene befand, die von zahlreichen Herden beweidet wurde. In dieser

Ebene lag eine grosse Stadt, deren Häuser hohe Zäune umgaben, innerhalb welcher das Vieh die Nächte über eingepfercht wurde. Einer dieser Zäune enthielt eine tiefe Quelle, welcher ein kleines Gewässer entströmte, das einzige, das in der Umgegend vorhanden war. In der Quelle befanden sich auch vortreffliche Fische, die dem Besitzer des Gehöftes reichliche Nahrung boten; doch durfte das vorhandensein dieses Schatzes nur den Mitgliedern der Familie bekannt sein, sonst drohte grosses Unglück. Eines Tages schickte die Frau des Hofbesitzers, die einen Liebhaber hatte, demselben ein Gericht Fische aus der wunderbaren Quelle. Das Gericht schmeckte ihm so vortrefflich, dass er wissen wollte, woher das delicate Fleisch kam, welches einen viel besseren Geschmack hatte als Hammel- und Ziegenfleisch. Die Frau widerstand lange Zeit, bis endlich ihr Mann einmal verreisen und sich in Geschäften nach Uvinza begeben musste. Da er von ihr Abschied nahm, empfahl er ihr dringend niemand die Quelle sehen zu lassen, was sie auch versprach; als sie jedoch ihren Mann fern glaubte, holte sie ihren Liebhaber herbei und gab ihm das allerbeste, was sie besass, zu essen, und nach der Mahlzeit, wobei das unbekannte Fleisch in reichem Masse genossen worden war, erneuerte jener seine dringenden Nachfragen, und sie führte ihn auch zuletzt wirklich zu der Quelle. Nie hatte er etwas ähnliches gesehen, und voller erstaunen betrachtete er die funkelnden Fische, wie sie einander verfolgten, und wie sie emporsprangen und untertauchten; da mit einem Male liess sich ein furchtbares krachen vernehmen, die Erde öffnete sich und die Ebene versank und zwar so tief, dass die längsten Angelschnüre sie nicht erreichen konnten. Die Quelle trat aus und füllte die grosse Kluft an. Vieh, Felder, Häuser, Gärten, Menschen, kurz alles wurde von dem Wasser bedeckt, und es entstand ein See. Dies erzählten uns die alten Leute hinsichtlich des Tanganika, berichtet Stanley.

Hiemit nun vergleiche man folgende Bretonische Sage von dem Untergange der Stadt Is, wie sie in einem Volksliede enthalten ist:

1. Hast du vernommen, hast du vernommen, was der Mann Gottes zu dem König Gradlon, der sich zu Is befindet, gesagt hat?

2. „Gebet euch nicht der Liebe hin; gebet euch nicht den thörichten Freuden hin. Nach Freude kömmt Leid!"

3. „Wer in das Fleisch der Fische beisst, wird von den Fischen gebissen werden; und wer verschlingt, wird verschlungen werden."

4. „Und wer Wein und Bier trinkt, wird Wasser trinken, wie ein Fisch; und wer nicht weiss, wird erfahren."

5. Der König Gradlon sprach also: „Ihr fröhlichen Gäste, ich muss ein wenig schlafen gehen."

6. „Ihr werdet morgen schlafen gehen; bleibet heute Abend bei uns; jedoch thuet, wie euch gefällt." —

7. Hierauf flüsterte der liebende leise, ganz leise der Tochter des Königs diese Worte ins Ohr: „Süsse Dahut, und der Schlüssel?" —

8. „Der Schlüssel wird entwendet und der Brunnen geöffnet werden." —

9. Ein jeder, der den alten König auf seinem Lager gesehen hätte, wäre von Bewunderung erfüllt worden:

10. Von Bewunderung beim Anblick desselben in seinem Purpurmantel, wie seine schneeweissen Haare auf seinen Schultern wogten, und seine goldene Kette ihm um dem Hals prangte;

11. Und jeder, der aufgelauert hätte, hätte die weisse Jungfrau leise mit blossen Füssen in das Zimmer treten sehen.

12. Sie näherte sich dem Könige, ihrem Vater, kniete nieder und entwendete Kette und Schlüssel. —

13. Er schläft noch immer, er schläft, der Fürst; da vernahm man in der Ebene den Ruf: „Der Brunnen strömt über! die Stadt ist im Wasser versunken!" —

14. „Erheb dich, Herr König! auf, zu Ross! und flieh fern von hier! Das ausgetretene Meer durchbricht die Dämme!" —

15. Verflucht sei die Jungfrau, die nach dem Gelage die Thür des Brunnens der Stadt Is, diese Schutzwehr gegen das Meer, geöffnet hat! —

16. „Förster, Förster, sag' an, hast du das wilde Ross Gradlons in diesem Thale vorüberjagen sehen?" —

17. „Ich habe hier das Ross Gradlons nicht vorüberkommen sehen; ich habe in der schwarzen Nacht nur sein blitzschnelles Tripptrapp, Tripptrapp, Tripptrapp gehört." —

18. „Hast du, Fischer, die Seejungfer gesehen, wie sie am Strande ihre goldgelben Locken im Sonnenschein kämmte?" —

19. „Ich habe die weisse Seejungfer gesehen und sie selbst singen hören; ihr Gesang war traurig wie die Meereswogen."

Es muss einem jeden auf den ersten Blick erhellen, dass die Bretonische Sage mit der africanischen, abgesehen von einigen unbedeutenden Umständen, auf das genaueste übereinstimmt, ja, dass, wo Einzelheiten der letzteren in ersterer

zu fehlen scheinen, sie doch wenigstens in dieser durch ein oder das andere Wort angedeutet sind; so die Fische, die in der africanischen Sage eine namhafte Rolle spielen, durch die Fische in der Strophe 3 des Bretonischen Liedes; der Schmaus der Negerin und ihres Liebhabers durch den Ausdruck „Gelage“ (orgie) in Strophe 15 des Liedes, wo übrigens offenbar auf eine heimliche Zusammenkunft der Königstochter mit ihrem geliebten angespielt wird. Es fragt sich also, woher die wunderseltsame Identität der beiden Sagen? Ich weiss ganz wol, dass die Authentie der von dem Grafen de la Villemarqué herausgegebenen Bretonischen Volkslieder, woselbst das in Rede stehende in der IV. Ausgabe (Paris 1846) Vol. I, S. 63 ff. sich findet, sehr stark angezweifelt worden ist; indess kann im vorliegenden Falle dieser Umstand nicht in Betracht kommen, da Stanley seine Reise erst vor einigen Jahren gemacht hat, und sein Werk hierüber zu London i. J. 1878 erschienen ist. Wenn nun auch de la Villemarqué wirklich die Sprache und Ausdrucksweise des in Rede stehenden Liedes zugestutzt haben sollte, wie er dies auch sonst gethan, so ist der Grundstoff der Sage doch jedesfalls unangetastet geblieben und, wie es scheint, ein sehr alter. Er selbst bemerkt in dieser Beziehung: „Cette tradition doit remonter au berceau de la race celtique, car elle est commune aux trois grands rameaux de cette race: les Bretons, les Gallois et les Irlandais; on la trouve localisée en Armorique, comme en Cambrie, comme en Irlande; le nom de Is qu'on donne au territoire submergé dans le premier de ces pays, de Gwaeleod qu'il a dans le second, de Neaz sous lequel il est connu dans le dernier, signifient tous trois bas ou creux (Le Gonidec, Dictionnaire celto-breton, p. 294; — Owen Pughes, Welsh Dictionary, p. 140; — Edouard Lhuyd, Archeologia Brittanica v. Neaz) et attestent par conséquent une parfaite identité de lieu. Les Armoricains le font inonder par le débordement d'un puits, les Gallois et les Irlandais, d'une fontaine. Selon les uns et les autres, la fille d'un roi est la cause de l'inondation, et Dieu la punit en la noyant et en la changeant en sirène. Chose plus extraordinaire encore, la version galloise, qu'on a lieu de croire du cinquième siècle,

et l'oeuvre du barde Gwezno (l'Archaiology of Wales le fait vivre de 460 à 520), dont le manuscrit du moins appartient au neuvième, contient deux strophes qu'on trouve presque littéralement dans le poëme armoricain; la version galloise commence de la manière dont celui-ci finit" etc. etc.; s. auch Wolfgang Menzels Odin. Stuttg. 1855, S. 308 f. Daran also, dass die in dem Bretonischen Liede erzählte Sage eine echte und alte sei, dürfte wol nicht zu zweifeln sein; es bleibt aber immer noch die Frage nach dem gegenseitigen Verhältniss der Bretonischen und der africanischen Sage, auf die ich allerdings keine Antwort zu geben weiss; doch mache ich darauf aufmerksam, dass Stanley aus Wales gebürtig sein soll, woselbst nach de la Villemarqué, wie wir gesehen, die Bretonische Sage gleichfalls bekannt ist. Hat nun vielleicht Stanley dieselbe in seiner Jugend erzählen hören, und haben ihn bei Wiedererzälung der africanischen Sage etwa alte Reminiscenzen beeinflusst? Jedoch ich bringe diese Andeutung nur sehr zögernd vor.

Ueber deutsche Volksetymologie von Karl Gustaf Andresen. Dritte, stark vermehrte Auflage. Heilbronn a/N., Gebr. Henninger.

Dies treffliche Buch, welches 1876 in erster Auflage erschien, liegt nun, um vieles bereichert, in der dritten vor. Auf S. 8 heisst es: „Neuerdings ist wiederholt worden, wogegen schon Adelung sich gesträubt hat, «der deutsche Michel», worunter bekanntlich die Gesammtheit unsrer Nation mit Bezug auf ihre geistige Eigenart verstanden wird, sei ursprünglich der protestantische General Michael Obentraut oder Obertraut gewesen, der den Spaniern im 17. Jahrh. empfindlichen Schaden zugefügt und grossen Schrecken eingejagt habe. Wäre diese Erklärung richtig, wie verhielten sich denn dazu die Bezeichnungen «dummer Michel, grober Michel, Vetter Michel»? Sie ruhen vielmehr alle auf einem und demselben Grunde, und leicht begreift es sich, dass Michel hier, wie in andern Fällen Hans und Peter, appellative Geltung hat."* Auf S. 9: „die Mittheilung (Herrigs Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. 58, 226), dass dieser Ausdruck (Schulfuchs) einem Jenenser Professor des 16. Jahrh., der einen mit Fuchspelz verbrämten Mantel getragen, seine Entstehung verdanke, kann ohne weitere Bürgschaft nicht befriedigen." Zu S. 64: „dass Krähwinkel allgemein für den Ort des kleinstädtischen Wesens gilt, daran ist wahrscheinlich der dürftige, nichts Grossartiges versprechende Klang des Namens schuld", dürfte doch bemerkt werden, dass Jean Paul 1801 das Landstädtchen,

* [Vgl. Archiv f. Litt.-Gesch. Bd. 4. S. 407 f. 540. Bd. 5. S. 626. Bd. 6. S. 626. Frey, Gartengesellschaft. o. O. 1575. Bl. 17. Mag. Langes Brief an Gottsched vom 6. Dec. 1734 (Abschrift in Msc. Dresd. M 166 Bd. 3 S. 169): „ich aber muss mich . . . sehr oft für einen deutschen Michel ausschelten lassen. Ja . . . Carpzov ist deswegen ein Feind von mir, weil ich die deutsche Sprache liebe, und die Kühnheit gehabt bey gewissen Umständen zu zeigen, dass die deutsche Sprache wohl so nöthig sey, als die lateinische." Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit Bd. 12. 1865. Sp. 102 ff. Der Gebrauch, mit dem Ausdrucke deutscher Michel das deutsche Volk personificiert zu bezeichnen, ermangelt der sprachgeschichtlichen Begründung und scheint auf eine in verhältnissmässig recht neuer Zeit herrschend gewordene missverständliche Auslegung zurückgeführt werden zu müssen, von der man wol thun würde sich wieder frei zu machen. S. v. C.]

welches er zum Schauplatze seiner Satire „das heimliche Klaglied der jetzigen Männer“ macht, Krehwinkel benennt, und dass nach ihm Kotzebue 1803 Krähwinkel zum Schauplatze seines Lustspiels „die deutschen Kleinstädter“ annimmt. Dass das Wort schon früher für den Vertreter der Kleinstädterei gegolten, müsste erst nachgewiesen werden. S. 69 heisst es: „Rheinische und mitteldeutsche Gegenden nennen den Regen scherzend Nassauer, während anderswo einer, der gerne trinkt, Nasses liebt, darunter verstanden wird.“ Sollte hier nicht zu erwähnen sein, dass Nassauer in Berlin jemanden, der etwas geniesst ohne zu bezahlen, bedeutet? (Sieh das höchst empfehlenswerthe Berliner Wörterbuch „der richtige Berliner“, 3. Auflage, Berlin 1880.) Thomas Murner sagt 1512 in der Schelmenzunft, 25. Cap., betitelt „Der nass Knab“:

„Das seind mir freilich nasse Knaben,
die vil verzeren und wenig haben.“

Hienach könnte die Berliner Auffassung von Nassauer schon recht alt sein. Es ist ein Irrthum, dass der Berliner ausser Zanktippe auch Zanktüffe sagt. Der obengenannte „richtige Berliner“ kennt dies Wort nicht, und ich, ebenfalls ein richtiger Berliner, habe es in Berlin nie gebrauchen hören. Bei S. 76 möchte ich dem Verfasser mittheilen, dass es eine Thatsache ist, dass ein Berliner Dienstmädchen statt Bildermuseum die Zusammensetzung Bilderbesehum anwendete. Symparthie (S. 92) sagt man in Berlin nicht für Sympathie. Der „richtige Berliner“ weiss nichts davon; auch Baissemarc (S. 94) für Bismarck ist nicht bekannt. Zu Vocativus, S. 141, das mit Advocat in Verbindung gesetzt wird, mache ich auf Sebalds Breviarium historicum, 1650, aufmerksam. Dort steht: „Schlimmer Vocativus. In der lateinischen Sprache wird der Nominativus und Vocativus genannt Casus rectus, recht und grade. Wer nun seines Amptes Person oder Thuns wegen gerade sollte gehen oder aufrichtig handeln, aber es nicht recht machet, den heisset man einen schlimmen Vocativus.“ Freund Hein S. 143 hat mit dem Hamburger Arzt Hein nichts zu thun, wie richtig vermuthet wird. Näheres darüber in Auflage 11 der „Geflügelten Worte“. Zu S. 144 bemerke ich, dass man in Berlin Krobzeug, nicht Grobzeug sagt.

Das Buch zählt gegenwärtig 270 Seiten, auf welchen in knappster Form an 6000 der Volksetymologie anheimgefallene Wörter abgehandelt werden. Der Stoff ist neu und noch nie vorher wissenschaftlich, von einer Abhandlung abgesehen, durch welche der Ausdruck Volksetymologie zuerst in die Sprache eingeführt worden ist, behandelt worden. Es ist kein Zweifel, dass das Buch, durch den fleissig forschenden und geistvoll deutenden Verfasser unablässig vermehrt, eine Zukunft hat und noch vielen Lesern Freude machen und Belehrung verschaffen wird. Georg Büchmann.

Anzeigen von Robert Boxberger.

1.

Zur Lessing-Litteratur.

Durch den Wunsch der Verfasser und des Redacteurs bin ich veranlasst worden hier mit kurzen Worten einige recht erfreuliche und weniger durch ihren Umfang als durch ihren Werth bedeutende Erscheinungen auf dem Gebiete der Lessing-Litteratur anzuzeigen um die Fachgenossen auf dieselben aufmerksam zu machen, die sie, nach der Art ihrer ersten Publication, leicht hätten übersehen können. Zunächst eine in dem Programm des Gymnasiums zu Schleiz Ostern 1879 erschienene Abhandlung:

Riccaut de la Marlinière, ein Beitrag zur Erklärung von Lessings Minna von Barnhelm, vom Gymnasiallehrer Dr. Schuchardt. — Man wird diese Abhandlung mit Interesse lesen, wenn man sich auch gestehen wird, dass das Endresultat (S. 13): Minna von Barnhelm sei die am Ende der „Kritik über die Gefangenen des Plautus“ versprochene Nachahmung derselben, denn doch zu gewagt ist. Dagegen kann man sich die Vergleichung Riccauts mit dem Parasiten des alten Lustspiels recht wol gefallen lassen. Lessing hatte übrigens als Spieler und als Secretär eines Generals Gelegenheit genug dergleichen Charaktere im Original zu studieren, und ich halte es für eine dankbare Aufgabe der Einzelforschung über die herrliche Riccautsche Scene, wenn man das Leben der falschen Spieler, der „Griechen“, im vorigen Jahrhundert, und besonders zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, einmal gründlich studierte. Auf eine Quelle dazu hat schon Guhrauer, Lessing II 1, S. 314 aufmerksam gemacht: „Während des Siebenjährigen Krieges kam zu London ein Buch heraus mit dem Titel: L'histoire des Grecs, ou de ceux qui corrigent la fortune au jeu.“

Die zweite höchst erfreuliche Leistung sind drei Aufsätze von Dr. B. A. Wagner, mir sonst nicht weiter bekannt, in den Sonntags-Beilagen der Vossischen Zeitung 1879, alle drei eine schöne Bereicherung des Lessingschen Textes bietend. Der erste in Nr. 180, Lessing als Voltaire-Uebersetzer, erweist mit an Evidenz streifender Wahrscheinlichkeit Lessing als Uebersetzer einer Sammlung Voltairescher historischer Aufsätze („Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt. Rostock, 1751“); die Vorrede der Uebersetzung ist aus Berlin 1751 datiert und mit L. unterzeichnet. Der zweite in Nr. 201: Lessing als Mitarbeiter an den „Critischen Nachrichten auf das Jahr 1751“ weist nach, dass Lessing einen Aufsatz, den er später in seine Werke aufnahm, zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlichte, und der dritte in Nr. 236: Ein Aufsatz Lessings zur Gelehrtengeschichte gibt, auf jenem Nachweis fussend und daraus die

auch durch andere, äussere Gründe unterstützte Berechtigung, jene Zeitschrift auf andere Lessing-Aufsätze zu prüfen, herleitend, eine Recension, die er, und wir mit ihm, mit Entschiedenheit für Lessings Arbeit erkennt: „Leipzig. Lustige Lebensgeschichte Gussmanns von Alfarache.“ Vielleicht, wenn der geehrte Verfasser uns gütigst die Erlaubniss dazu ertheilt, erscheinen die Aufsätze auch an einem anderen Orte, wo sie den Lessing-Forschern zugänglicher sind.*

2.

Goethe-Forschungen von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Frankfurt a/M., 1879.

Man wird von vorn herein erwarten, dass das neue Werk eines hochverdienten Goethe-Forschers, welchem diese Zeitschrift schon mehrere schätzenswerthe Beiträge verdankt, hier nur mit Anerkennung werde angezeigt werden; hätte die Kritik es anders befunden, so würde sie an dieser Stelle geschwiegen haben. Aber das Werk hat auch schon an anderen Orten das ihm im höchsten Masse gebührende Lob geerntet, und uns liegt nur ob diesen Chor mit unserer schwachen Stimme zu verstärken. Die Aufsätze des Buches waren zum Theil schon früher, in Zeitschriften oder einzelnen Broschüren veröffentlicht, aber schwer zugänglich, besonders die aus der Beilage zur Leipziger Zeitung, und es ist höchst erfreulich, dass wir sie nun in einem Buche mit eleganter Ausstattung beisammen haben. Aber auch die schon veröffentlichten haben manche Zusätze und Verbesserungen erhalten.

Die Reihe derselben beginnt mit der Mittheilung von zwei noch unbekannten Gedichten Goethes, von denen das erste, an Frau von Schiller, lautet:

Wallstein, Tragédie en cinq Actes.

Der du des Lobs dich billig freuen solltest,
O! guter Constant, bleibe still!
Der Deutsche dankt dir nicht; er weiss wohl, was er will,
Der Franke weiss nicht, was du wolltest.

Den 22. Febr. 1809. Frau
Hofrath v. Schiller
Gnaden.

Das zweite ist an Christine von Ligne gerichtet.

Es folgen: Quellen und Anlässe Goethescher Dramen, aus der Leipziger Zeitung: 1. Satyros. 2. Stella. 3. Claudine von Villabella. 4. Triumph der Empfindsamkeit. 5. Proserpina. 6. Iphigenie. 7. Vorspiel auf dem Theater zu Faust. Der erste dieser Aufsätze, über „Satyros“, ist „mit Rücksicht auf neuere Erörterungen über das

* Dies ist geschehen. Mittlerweile sind von demselben Verfasser noch zwei andere Aufsätze ähnlichen Inhalts in der Vossischen Zeitg. erschienen.

Drama umgearbeitet". Man vgl. „Archiv" VIII, S. 227—299. Ich halte es durchaus mit Gervinus und v. Biedermann, die das Stück auf Basedow deuten. Der letzte Aufsatz, über das erste Vorspiel zu Faust, hat schon seinen Weg in verschiedene Faust-Commentare gefunden, und sein Inhalt (dass Goethe, wie zum „Prolog im Himmel" durch den „Hiob", so zu dem „Vorspiel auf dem Theater" durch den Prolog der „Sakuntala" angeregt worden sei) wird hoffentlich immer mehr Anerkennung finden. Für mich hat das meiste Interesse die dritte Reihe: Dramatische Entwürfe Goethes. 1. Belsazar. 2. Mahommed. 3. Prometheus. 4. Elpenor. 5. Nausikaa. 6. Zauberflöte, zweiter Theil. 7. Trauerspiel in der Christenheit. Davon sind 2, 3 und 5 neu.* Es wäre zu wünschen, dass sich für die dramatischen Entwürfe Lessings und Schillers, wenn wir von Uhland absehen, den man als Dramatiker nun einmal nicht will für voll gelten lassen, ein ähnlicher gewissenhafter Forscher fände. Nur will mir die chinesische Quelle für den „Elpenor" noch nicht recht zu Sinn. Dagegen leuchtet mir ein, dass mit dem „Trauerspiel in der Christenheit" eine Nachahmung Calderons, auch in der Form, beabsichtigt gewesen sei, obgleich allerdings Goethe einmal zu Eckermann sagte, den 12. Mai 1825: „Calderon, so gross er ist, und so sehr ich ihn bewundere, hat auf mich gar keinen Einfluss gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen." Den 4. Februar 1829 sagte er zu demselben: „Jetzt in meinem Alter wären so ideelle Gegenstände für mich nicht geeignet, und ich thue vielleicht wohl solche zu wählen, wo eine gewisse Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Wenn Genasts hier bleiben, so schreibe ich euch zwei Stücke, jedes in einem Act und in Prosa. Das eine von der heitersten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grausam und erschütternd, sodass am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schillers Zeit her, und er hat auf mein Antreiben schon eine Scene davon geschrieben. Beide Sujets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so vollkommen gegenwärtig, dass ich jedes in acht Tagen dictieren wollte, wie ich es in meinem «Bürgergeneral» gethan habe." Schon die Erwähnung dieses Stückes führt darauf, dass die von Schiller niedergeschriebene erste Scene die jetzt von Goedeke (kritische Schiller-Ausgabe XV 1, S. 338 ff.) veröffentlichte sein müsse, woraus dann nothwendig folgt, dass Goethe oder Eckermann statt „das letztere" habe sagen wollen „das erstere". Welches ist aber nun das letztere? Ich kann auch jetzt noch (vgl. Literarisches Centralblatt 1876, Nr. 52) kein anderes ausfindig machen als eben das „Trauerspiel in der Christenheit" und wünschte von Herrn v. Biedermann Belehrung darüber. Dann hätten wir doch eine Andeutung mehr über den Schluss des Stückes, dessen Entwurf freilich auf fünf Acte und auf Verse angelegt ist.

* Zu 4 vgl. jetzt Zarnckes Gratulationsschrift zu Karl Hases Jubilaeum.

Also — non liquet. Aber das scheint mir gerade das interessante bei dem Studium solcher Entwürfe, dass sie die Combinationsgabe herausfordern, und diese ist bei Herrn von Biedermann, unterstützt durch eine genaue Kenntniss der Goetheschen Briefe, in hohem Grade entwickelt. Auch lässt ihn dieselbe nicht ruhn, und ich erhalte soeben von ihm freundlichst einen neuen hieher gehörigen Aufsatz über Goethes „Cäsar“ zugesandt (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1880, Nr. 30).

Es folgt: Goethe mit Zeitgenossen, und zwar 1. Nicolai. 2. Den von Fritsch. 3. Dem Sohne des Ministers v. Voigt. 4. Krug von Nidda in Tennstädt. 5. Den Fikentscher. Für die beiden letzten Aufsätze sind wir Erfurter dem Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet, und ich behalte mir vor noch an einem anderen Orte auf dieselben zurückzukommen.

Ferner: Vermischtes zur Goethe-Forschung. 1. Goethes Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. Es wird der Versuch gemacht, im Anschluss an des Verfassers Ausgabe dieser Recensionen bei Hempel, mehrere der in die Goethe-Ausgaben aufgenommenen Goethe abzusprechen. 2. Goethes Briefwechsel und seine 1868 veröffentlichten Briefe an v. Voigt. 3. Elisabeth Goethe. 4. Reimstudie; höchst beachtenswerth.

Endlich Berichtigungen und Nachträge zu Goethe-Schriften des Verfassers und noch ein Nachtrag zu Satyros.

Wenn der Verfasser, was wir ihm von Herzen wünschen, so rüstig zu arbeiten fortfährt, werden wir in wenigen Jahren gewiss einen zweiten Band „Goethe-Forschungen“ zu besprechen haben und freuen uns darauf.

3.

Augusto Stinner, gymnasii Oppoliensis directori emerito summos in philosophia honores ante quinquaginta annos rite collatos congratulatur Philomathia Oppoliensis. Accedunt commentationes Hermani Wentzel et Augusti Grabow. Oppolii 1880.

Nach einem launigen, latein-deutschen Gedicht an den Jubilar von Eduard Humbert folgen in lateinischer Sprache einige Kleinigkeiten zur Goethe-Erklärung von H. Wentzel. Es wäre freilich gut, wenn nachgerade jeder Deutsche gezwungen würde deutsch zu schreiben, besonders wenn es einen deutschen Dichter gilt; so bliebe manche Maculatur ungedruckt, die sich nur unter fremdsprachlicher Flagge auf das hohe Meer des litterarischen Verkehrs zu stehlen wagen darf; weil aber diese Kleinigkeiten in so bescheidener Form auftreten und sich nicht für mehr ausbieten, als sie sind, so wäre es, besonders um ihres Zweckes willen, einem alten



Philologen einen frohen Tag zu machen, pedantisch, sie ihres veralteten Gewandes wegen auszuschmälen. Es sind zunächst zwei Namens-Erklärungen Goethescher Dichtungen. Der Verfasser will, der Name „Werther“ sei, wie „Meister“, von dem Dichter nicht willkürlich gewählt, sondern weil Werther Lotten „werther“ gewesen sei als Albert. Goethes Namen „Ogon“ in Frau von Steins „Dido“ leitet Wentzel aus dem Englischen ogre gone (warum nicht: O gone! o, dahin!?) mit Beziehung auf seinen Vornamen Wolfgang ab; noch misslicher aber ist die Combination von Knebels Namen „Dodus“ mit englisch dodger. Endlich missfällt ihm bei Goethes „Ueber allen Wipfeln“ die Hinweisung auf ein deutsches Kinderlied; er bringt eine Parallele aus dem griechischen Dichter Alkman bei, die wir uns gefallen lassen könnten, wenn der Nachweis von Goethes Bekanntschaft mit demselben (Wentzel denkt an eine Vermittelung durch Villoison) vollständiger wäre. — In deutscher Sprache bringt endlich Grabow eine, wie mir scheint, recht sorgfältige und theilweis neue Erläuterung der gothischen Worte in einem lateinischen Epigramm:

Inter eils goticum scapiamatziaiadrincan.

eils erklärt er für das uns aus Walter Scott wolbekannte hails, Heil! (einen Trinkspruch) und die folgenden Worte für

scapi ja matja ja drincan
Schaffe sowol Essen als Trinken,

also etwas anders als Victor Scheffel in dem humoristischen Gedichte auf das Heidelberger Fass an die Heidelberger Philologenversammlung, der den König Theodorich selbst singen lässt:

Schafft eine Mass zu trinken her!
scapiamatziaiadrincan!

4.

Neue Cottasche Schiller-Ausgaben mit Einleitungen und kritischen Noten. Die Jungfrau von Orleans. Wilhelm Tell. 1879. Kabale und Liebe. Don Carlos. Wallenstein. Geschichte des dreissigjährigen Kriegs. 1880.

Die mir vorliegenden sechs Bände (denn jedes einzelne Werk ist ein besonderer Band) neuer Cottascher Schiller-Ausgaben zeigen, dass die Cottasche Buchhandlung die Resultate ihrer mit grossen Opfern hergestellten kritischen Schiller-Ausgabe dem grösseren Publicum in bequemer Weise zugänglich zu machen bemüht ist. Es ist zu wünschen, dass das Publicum sich diese Gelegenheit recht zu Nutze mache, und zwar in seinem eigenen Interesse. Denn wie oft kömmt es nicht vor, dass über eine Lesart Streit entsteht, wo-

bei einen die meisten der gewöhnlichen Schiller-Ausgaben im Stiche lassen! Davon nur zwei Beispiele. Bei einer an meinem Wohnorte abgehaltenen Schüler-Aufführung des Wilhelm Tell sprach der betreffende ganz richtig: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern“, das Publicum aber wurde stutzig, weil es an die tendentiös veränderte Lesart „einig“ gewöhnt ist. Schlägt man nun auch eine gewöhnliche Ausgabe nach und findet darin das richtige, wie ja die Cottaschen Ausgaben seit 1860, wo J. Meyer die Dramen corrigierte, zuverlässig sind, so ist man doch eher geneigt an einen Druckfehler zu glauben als die gewohnte Lesart für unecht zu erklären. Erst eine kritische Ausgabe kann uns beruhigen, weil sie uns auch die Abstammung der falschen Lesart zeigt, und Herr Dr. Vollmer hat sehr wol daran gethan, zu diesem Vers (S. 67) noch ausdrücklich zu bemerken: „«Einzig» alle Ausgaben und Handschriften (das hie und da bei der Anführung dieser Stelle gebrauchte «einig» ist unrichtig).“ Hat man nun erst diesen festen Boden unter den Füssen, so findet man dann auch leicht, dass es „ein einig Volk von Brüdern“ gar nicht heissen kann, denn abgesehen davon, dass „einig“ neben „von Brüdern“ ziemlich überflüssig stehen würde, handelt es sich ja auf dem Rütli darum, die drei Völker, Schwyz, Uri und Unterwalden zu einem Bunde zu vereinigen, zu einem einzigen Volke zu verbinden (vgl. S. 55, V. 1150).

So beklagte sich einmal ein Freund brieflich gegen mich über die Unzuverlässigkeit des Schillerschen Textes. Er wusste nicht, ob in der Jungfrau von Orleans (S. 105, V. 2306) in den Worten des sterbenden Talbot: „Vom Strahl dahingeschmettert lieg' ich hier“, „Strahl“ oder „Stahl“ die richtige Lesart sei. Wäre die falsche Lesart „Stahl“ durchgedrungen, so wäre damit geradezu ein höchst bedeutsamer Zug in der Schillerschen Poesie verwischt worden. Um diesen zu erklären muss ich etwas weiter ausholen.

Schon Wilhelmen von Humboldt, diesem Bewunderer der Griechen, fiel es auf, mit welcher Congenialität Schiller sich, trotz seinem mangelhaften Verständnisse der griechischen Sprache, in das Wesen der griechischen Poesie vertiefte und damit seinen eigenen Genius bereicherte. Gleichwol nannte ihn Humboldt, und mit Recht, den modernsten aller deutschen Dichter. Schiller steht eben über der griechischen Poesie und über dem modernen Geiste, darum kann er beide mit einander verknüpfen. Was für eine Tiefe der Poesie in gewissen mythologischen Charakteren der Griechen liege, das können die Philologen erst aus Schiller lernen, das habe ich wenigstens erst aus Schiller gelernt; die griechische Kunstpoesie behandelt diese Charaktere viel zu oberflächlich. Selbst der Charakter der Kassandra, obgleich er eine schöne Scene in Aeschylus' Agamemnon bildet, wird dem modernen deutschen Geiste in seiner ganzen Tiefe erst durch Schiller vermittelt. Wer Schiller aber nur

einseitig, entweder bloss als modernen Dichter, wie z. B. in seiner „Jungfrau von Orleans", weil er selbst diese „eine romantische Tragoedie" genannt habe, oder nur als Nachahmer der Antike in seiner „Braut von Messina" beurtheilt, der kann eben Schiller nicht gerecht werden. Man könnte es nachgerade auch aus Aufsätzen in diesem „Archiv" wissen, wie viel antikes, trotz dem „Romantisch" auf dem Titel, in der „Jungfrau von Orleans" steckt; dass die Heldin mit der Kassandra Aehnlichkeit hat, ist freilich seit Götzinger oft genug gepredigt worden; dass Thekla im „Wallenstein" in ihren herrlichen Monologen „im Ton einer Kassandra" spricht, wie schon Körner fand, hat man daneben ganz übersehen. So ist denn auch der sterbende Talbot in gewissem Sinne ein antiker Charakter, gebildet nach dem Typus der antiken Götterverächter, Ajax, dem Sohne des Oïleus:

Wol dem Glücklichen mags ziemen,
Ruft Oïleus' tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron.
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kehrt zurück.

Der Tod dieses Götterverächters wird von Virgil im ersten Gesange der Aeneïs erwähnt (nach Schillers Uebersetzung, histor.-kritische Ausgabe I, S. 120):

Und Pallas Minerva
Mochte die Argische Flotte verzehren in lodernden Flammen,
Mochte die Elenden selbst im wogichten Abgrund ersäuffen,
Ob dem Frevel von Einem? Dem rasenden Ajax Oïleus:
Sie allein vermocht' aus den Wolken die reissenden Flammen
Jupiters niederzuflammen, in Trümmer die Schiffe zu schlagen,
Zu empören die Wogen im Sturm, ihn zu fassen im Strudel,
Als ihm durch die durchdonnerte Brust die Feuerflamm hauchte;
Und vermocht' ihn zu spiessen an schroffen spizigen Klippen?

Dies ist der Typus des sterbenden Ajax und darum die einzig richtige Lesart: „Vom Strahl dahingeschmettert lieg' ich hier." Die endgiltige Constatierung der richtigen Lesart haben wir aber erst Herrn Dr. Vollmer zu verdanken, welcher schon in der histor.-kritischen Ausgabe XIII, S. X den Druck mit der Lesart „Stahl" (mit B bezeichnet) als einen späteren und kritisch gewährlosen in höchst scharfsinniger Weise nachwies. Was er darüber in der Einleitung des vorliegenden Bandes sagt (S. X), mag hier wiederholt werden:

„Unger beutete sein Verlagsrecht in seiner Weise aus: während von den im Cottaschen Verlag erscheinenden Schillerschen Dramen (Wallenstein, Maria Stuart) jährlich neue Auflagen sich als nöthig erwiesen und veranstaltet wurden, woraus dem Dichter von seinem edeldenkenden Freund und Verleger manche Einnahme erwuchs, wiederholte Unger dieselben Manipulationen, wie er sie bei Goethe und A. W. Schlegel in Anwendung gebracht. Er bewerkstelligte nicht nur die verschiedensten Drucke, sondern er veranstaltete selbst mit dem Satz der ersten ursprünglichen Ausgabe, die zu 1 Reichsthaler 12 Gr. verkauft wurde, eine Ausgabe zu 1 Gulden mit der Nachdrucksfirma «Frankfurt und Leipzig». Er mochte dabei in seinem formellen Rechte sein, da Schiller über die Höhe der Auflage und die Honorirung von Neudrucken nichts bestimmt hatte. Alle jene weiteren Auflagen und Ausgaben sind wahrscheinlich ohne Wissen, jedenfalls ohne Mitwirkung des Dichters erschienen und haben für die kritische Behandlung der «Jungfrau» nicht den mindesten Werth. Selbst eine Ausgabe, die in allem Aeusserlichen: Titel, Satz, Druck, Paginirung und Papier, mit der oben mit A bezeichneten vollständig übereinstimmt, aber in einzelnen Fassungen des Textes Abweichungen bietet, die bei oberflächlichem Anblick Beachtung zu verdienen scheinen, erweist sich bei genauerer Prüfung als ein dem Original mit ängstlicher Sorgfalt nachgebildeter, der Zeitfolge nach nicht viel späterer Druck und kann somit, da sie den breiten Stempel eilfertiger Herstellung trägt und nirgends die Spur einer nachbessernden Hand des Dichters verräth, für die Textkritik nicht in Betracht kommen."

Kehren wir nun zu dem deutschen Lieblingsstück, zu Wilhelm Tell zurück, so hat, wie den Schiller-Forschern bekannt ist, J. Meyer aus Theaterhandschriften zwei schon in der ersten Ausgabe durch Homoioteleuton ausgefallene Verse wieder eingesetzt. Einen dritten, gleichfalls durch Homoioteleuton ausgefallenen Vers weist Vollmer hier S. XIV nach, III, 3, nach V. 2072 in Gesslers Rede:

Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich selbst will ihn nach Küssnacht führen.

Rösselmann.

Ihr wollt ihn ausser Lands gefangen führen?

Landleute.

Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiser nicht,
Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen!

In allen bisherigen Drucken sagt Rösselmann die beiden letzten Verse und der gesperrt gedruckte Vers fehlt, der also wieder einzusetzen ist. — Im Nachtrag S. XVII ff. gibt uns Vollmer eine bis jetzt vermisste Collation des Mannheimer Theater-Manuscriptes,

welches gleichfalls den soeben besprochenen Vers enthält. Eine grössere Abweichung von allen bisher bekannt gewordenen Texten bietet hier die Rütli-Scene V. 1275—88:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn's [Wenn es] zum Letzten, Aeussersten gekommen,
Wenn rohe Willkür alles Recht zertritt,
Wenn kein Gesetz mehr hilft, dann hilft Natur —
Das Alt-Ererbte dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn vor unser Land,
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!

Andere gleichfalls, wenigstens für die Bereicherung des Schillerschen Sprachschatzes interessante Varianten will ich übergehen. Uebrigens ist auch hier das ganze Material für die Textgeschichte des Stückes noch nicht beisammen, woran hauptsächlich Goedeke die Schuld trägt.

Zu Kabale und Liebe weiss ich gar nichts zu bemerken; gründliche Kenntniss und gewissenhafte Sorgfalt sind Eigenschaften, die sich bei Dr. Vollmer schon von selbst verstehen; nur hat er, der grosse Goethe-Kenner, wol einmal, S. XI, einen Goetheschen Spruch aus dem Vorspiele auf dem Theater zum Faust:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Schillern untergeschoben.

Wir kommen zu Don Carlos. Der vortreffliche Herr Herausgeber, der in bescheidener Weise sonst überall mit seinem Namen ganz zurücktritt und nur die Einleitungen zum Don Carlos und zum Wallenstein unterzeichnet, hat sich die Mühe nicht verdriessen lassen, das im schlimmsten Zustande befindliche Mannheimer Soufflierbuch nach Schloenbach und Goedeke noch einmal zu collationieren; die Ausbeute war nicht sehr erfreulich. Doch wird hoffentlich ein neues Licht auf die Entstehungsgeschichte dieses Soufflierbuches durch den Fund der jambischen Hamburger Theater-Ausgabe fallen, der dem Herausgeber erst so spät mitgetheilt werden konnte, dass er sich für die vorliegende Ausgabe mit blossen Andeutungen begnügen musste. Er verspricht eine besondere Publication, auf die wir uns von Herzen freuen; sollte eine blosse Besprechung statt eines wörtlichen Abdrucks genügen, so wäre zu wünschen, dass es in diesem „Archiv" geschähe. Vorläufig äussert er sich darüber (S. LVI): „Der Text stimmt mit geringen Abweichungen — bald hat das Hamburger Manuscript einige Verse, die im Mannheimer fehlen, bald umgekehrt — mit dem des letzteren überein. Die im Mannheimer Soufflirbuch schon von Anfang an fehlenden Scenen fehlen auch im Hamburger Exemplar; dessgleichen ist in diesem

die Episode mit dem Admiral der unüberwindlichen Flotte an den Schluss der Audienz verlegt. Ebenso fehlt die Scene Philipps mit dem Grossinquisitor. Schiller hatte sie so angebracht, dass sie wegbleiben konnte, ohne dem Zusammenhang Schaden zu thun. Die in der Mannheimer Handschrift beseitigten Scenen finden sich in der Hamburger, welche hinwiederum ebenfalls durch Herausschneiden einzelner Blätter entstandene Lücken aufweist, die sich, mit einer einzigen Ausnahme, aus dem Mannheimer Soufflirbuch ergänzen lassen, so dass sich aus beiden ein beinahe vollständiger Text herstellen lässt." Besonders neugierig bin ich zu erfahren, wie es sich denn mit jener Variante S. XXVI verhält, wo der Marquis erzählt, er habe — nicht an Oranien geschrieben, sondern einem Karthäusermönch in der Beichte seine Liebe zur Königin gestanden; diese Variante ist von einer späteren Hand; ob sie aber nicht doch, was Vollmer leugnet, von Schiller herrührt, das wird sich nun ausweisen. Wenigstens deutet auf Schillers Urheberschaft die in Schillers Originalhandschrift befindliche Variante zu dem 1796 gedichteten Monolog des Marquis (histor.-krit. Ausgabe V, 2, S. 376): „Beichte" statt „Briefe", die Vollmer, S. 294, nicht mittheilt. Zu den vielen Versuchen Schillers den Schluss theatralisch recht wirksam zu gestalten findet sich im Hamburger Manuscript noch ein neuer; hier sagt Philipp zuletzt „zu Domingo, kalt und mit schrecklicher Ruhe:

Richter an Gottes Statt! Ich habe
Das Meinige gethan. Thu du das Deine." —

Der Text des Stückes ist nicht der letzter Hand, sondern reproduciert die erste Ausgabe von 1787, und unter dem Text den ersten Druck in der Thalia, sowie die Aenderungen und Kürzungen der folgenden Ausgaben. — Da S. 88 Anm. auf Verse der Thalia verwiesen wird, die in der 1. Ausgabe an anderer Stelle angebracht sind, so hätte dies auch S. 57 bei den Versen der Thalia:

Wenn Ehre zu verletzen war, so fürcht' ich u. s. w.

und S. 58:

Schreckenlos
Seh' ich die Wogen der Rebellion u. s. w.

geschehen müssen; denn erstere kehren hier S. 266, letztere S. 8 wieder. S. 162, V. 2714 steht in der Thalia, was Vollmer nicht anführt: „Erlassen Sie mir's lieber Prinz" — (wolgemerkt ohne Komma). Daraus macht die 1. Ausgabe: „Erlassen Sie mir's, lieber Prinz", die Vulgata aber, mit demselben Rechte, denke ich: „Erlassen Sie mir's lieber, Prinz". S. 243, V. 3412 steht der Druckfehler „Ach" für „Auch", und S. 357 „span'sche" für „span'schen".

Auch Wallenstein bietet mir keine Veranlassung zu Anmerkungen; nur darf ich nicht unterlassen das Publicum darauf auf-

merksam zu machen, dass ihm hier Gelegenheit geboten ist sich in einer durchaus zuverlässigen Bearbeitung den Text des Ruesschen Manuscriptes, der eine so hochinteressante Bereicherung des Schiller-Textes bietet und bisher nur in Goedekes histor.-kritischer Ausgabe zu finden war, wolfeil zu erwerben.

Endlich kann ich zum dreissigjährigen Krieg nur einige kleine Druckversehen berichtigen. S. 54, Z. 3 ist „Aufhausen" Druckfehler für „Auhausen". Ob übrigens die Lesart „Anhausen" der ersten Drucke so schlechtweg als Druckfehler zu bezeichnen ist, wie dies gerade der 8. Band der histor.-kritischen Ausgabe liebt, ist fraglich; ich habe mir dieselbe Form auch aus der „Würtembergischen Volksbibliothek" 19, S. 139 und 20, S. 164 notiert. S. 147, Z. 30 „Armee" l. „Arme" und S. 354 „Ehrfurcht" l. „Ehrsucht".

5.

Schiller und Lotte. 1788—1805. Dritte, den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe, bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Stuttgart 1879. 3 Bände.

Man ist es schon von Herrn Dr. Fielitz' Arbeiten gewohnt, dass sie im höchsten Grade das Gepräge echt deutscher Tugenden, eines unerschütterlichen Fleisses, der höchsten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit an sich tragen. Bei diesem Buche wird selbst dem peinlichsten Kritiker kaum etwas nennenswerthes zu wünschen übrig bleiben. Die wesentlichste Veränderung, die es gegen die frühere Auflage erfahren hat, ist die schon auf dem Titel angedeutete: dass es nämlich den ganzen Briefwechsel der beiden Gatten unter sich enthält, während die frühere Auflage mit der Ehe abschloss, also nur die Jahre 1788—1790 umfasste, wogegen die späteren Briefe in verschiedenen Werken, wie in C. von Wolzogens Biographie Schillers, in „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", zerstreut waren; und die Abtheilungen sind jetzt so geordnet, dass jeder Band auch ein Buch umfasst, dergestalt dass das erste „bis zur Verlobung" geht, das zweite die Briefe „aus dem Brautstande" gibt und das dritte die „aus der Ehe". Die beiden ersten Bücher lagen also schon in einer einheitlichen Sammlung, eben der früheren Ausgabe, vor, das letzte Buch ist erst von dem Herausgeber zusammengestellt. Aber auch an die beiden ersten Bücher hat er vielfach die nachhelfende und bessernde Hand angelegt. Sie waren zuerst 1855 von Schillers Tochter, Emilie von Gleichen, mit Beihilfe des Professors Hennes in Mainz, nicht ungeschickt, herausgegeben worden und bildeten schon in dieser Gestalt eine Perle unserer Brief-Litteratur und eine im höchsten Masse anziehende Lectüre auch für gebildete Mädchen und Frauen. Um so mehr

muss nun die neue, elegante Ausgabe dem weiblichen Geschlechte zur Lectüre warm empfohlen werden. Herr Dr. Fielitz, neben anderen vorzüglichen Eigenschaften auch begabt mit einem ausserordentlichen Spürsinn für richtige Adressierung, Datierung u. dgl. Schillerscher Briefe (ich erinnere nur an seine Entdeckung der Unechtheit dreier Briefe, Archiv VI, 572 ff.), veröffentlichte in diesem „Archiv" III, S. 524 ff. einen längeren Aufsatz über die Datierung der Briefe in „Schiller und Lotte". Durch diesen Aufsatz mag die Cottasche Buchhandlung auf ihn aufmerksam geworden sein, und jedesfalls hat sie in ihm den competentesten Bearbeiter dieses Briefwechsels für eine neue Sammlung mehrerer ihrer Verlagswerke gefunden, die sie unter dem Titel „Volksbibliothek" beabsichtigte. Aus dieser Sammlung ist das vorliegende Buch. Herr Dr. Fielitz gieng mit dem grössten Eifer, mit Lust und Liebe an das Werk, reiste selbst nach Greifenstein um das Archiv der Gleichenschen Familie zu benutzen, verglich, was von Originalen noch vorhanden war, schrieb neue Briefe, auch Schillersche, ab und erweiterte in höchst dankenswerther Weise den Plan des Werkes dahin — doch dies mag er uns selbst sagen (I, S. IX): „Von diesen Gesichtspunkten aus schien es nicht nur geboten, Schillers und Lottens gegenseitige Briefe auch aus der Ehe — dieselben sind durch ihren Ton ruhigen Glückes höchst erquicklich — vollständig hier wiederzugeben, sondern auch die Correspondenz mit Caroline, soweit sie erhalten ist, in diese Sammlung aufzunehmen bis zu dem Punkte, wo sie durch die Vermählung mit Wilhelm v. Wolzogen definitiv in eine andere Erde verpflanzt wird. Auch wird man die Aufnahme einzelner, zum Theil ungedruckter, Briefe der Freundin Caroline v. Dacheröden, die zu dem Thema «Schiller und Lotte» in engster Beziehung stehen, gerechtfertigt finden; endlich habe ich auch den Briefwechsel Schillers mit der braven chère mère, wegen seines engen Zusammenhanges mit dem Geschicke des Ehepaares, hier aufgenommen."

Was die Datierung der Briefe zunächst betrifft, so gestehe ich, dass ich, als ich Fielitz' Aufsatz darüber in diesem „Archiv" gelesen hatte, an mehreren seiner Combinationen Zweifel hegte und gegen Freunde den Wunsch äusserte, die Briefe einmal, nach Fielitz' Anordnung gedruckt, vor mir zu sehen. Dieser Wunsch ist nun im vorliegenden Buche erfüllt, und nach einer aufmerksamen Prüfung der Data ziehe ich meine Zweifel zurück; mir scheint alles, wie es Fielitz geordnet hat, auch wirklich in Ordnung zu sein.

Aber auch mit dieser Leistung war der unermüdliche Herausgeber noch nicht zufrieden: er krönte seine Verdienste um das Buch noch durch die Beifügung musterhafter Erläuterungen, die freilich für das zu hoffende Leserinnen-Publicum weniger Interesse haben können, aber auch in so zierlicher Perlschrift gedruckt sind,

dass sie leicht überschlagen werden können. Für die Wissenschaft sind sie die Erfüllung eines Bedürfnisses.

Es ist ein einseitiges Interesse von mir, dass ich bei Veröffentlichung des Briefwechsels eines Dichters zunächst frage: was springt für die Erklärung seiner Werke heraus? Wäre dies der Zweck des vorliegenden Buches, was er aber durchaus nicht sein kann und soll — sein Zweck ist ein höherer —, so würde die Antwort darauf freilich nur dürftig ausfallen; ich muss sogar die Vermuthung I 16, Schiller habe Robertsons Geschichte von Schottland für sein später ausgearbeitetes Stück „Maria Stuart" benutzt, zurückweisen, obgleich ich die Benutzung derselben für den in Bauerbach entworfenen Plan zugebe. Aber doch hat Fielitz, nach meiner Ansicht, eine recht glückliche Combination gemacht: dass Schillern bei dem Gedichte: „Die berühmte Frau" besonders Frau Sophie v. La Roche vorgeschwebt habe.

Eine Reihe sorgfältiger Register schliesst das vortreffliche Werk, welches man immer mit neuer Freude in die Hand nimmt. Und doch möchte ich nicht gern schliessen ohne, als Erfurter, dem verdienstvollen Herausgeber noch dafür gedankt zu haben, dass er der Darstellung von Schillers Beziehungen zu Erfurt eine ganz besondere Sorgfalt, auch durch Beiziehung ungedruckter Quellen, gewidmet hat.

6.

Ansichten über Aesthetik und Litteratur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner (1793—1830). Herausgegeben von F. Jonas. Berlin 1880.

Die heutige Litteraturgeschichte wendet sich auch denjenigen Persönlichkeiten zu, die nicht in eignem Lichte strahlen, sondern um die Sterne erster Grösse unserer Litteratur als Trabanten kreisen; und wenn diese Richtung der Studien, was ja wol nicht zu bestreiten ist, ihre Berechtigung hat, so scheint es ein glücklicher Gedanke des Herrn Dr. Jonas zu sein, das Leben Ch. Gottfried Körners zum Gegenstande seiner Studien zu machen. Das Leben dieses Ehrenmannes im vollsten Sinne des Wortes ist mit dem Lebenslaufe zweier deutscher Dichter, seines grossen Freundes Schiller, dem er aus der Ferne die rettende Hand reichte und bis zu seinem Tode treu zur Seite stand, und seines heldenmüthigen Sohnes, dem deutschen Volke wichtig und ehrwürdig. Dass er selbst freilich als Schriftsteller nichts zu leisten vermochte, ist in seinem Briefwechsel mit Schiller sehr ergetzlich zu lesen. Aber er war, wie auch Wilhelm von Humboldt, ein Virtuos des aesthetischen Umgangs, und einst der geistige Mittelpunct einer grossen deutschen Hauptstadt, sein Haus der Sammelpunct aller geistigen Grössen, die diese Stadt wegen ihrer Natur- und Kunstschönheiten bereisten. So könnte

auch für die Biographie Goethes z. B. das projectierte Buch von Jonas einige Bedeutung haben; vgl. v. Biedermann, Goethe-Forschungen S. 433 ff. Die herrlichen Anekdoten, die E. M. Arndt in seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein" über Goethes Verkehr mit dem alten Körner erzählt, wird er sich gewiss nicht entgehen lassen. Genug, wir haben Herrn Dr. Jonas zu der Idee Glück zu wünschen und werden das Werk mit Freude und Dank begrüssen, um so mehr, als aus dem Keime dieser Idee schon eine so erfreuliche Frucht wie das vorliegende Buch erwachsen ist. Die Briefe Körners an W. v. Humboldt sind bis jetzt noch nicht zu ermitteln gewesen. Die allein vorliegenden Humboldtschen Briefe beginnen mit Erörterungen über Probleme der Kantischen Philosophie. Wenn nun auch unsere Zeit nicht mehr so recht für derartige Erörterungen empfänglich ist, so werden wir durch den Inhalt der Briefe aus den folgenden Jahren reichlich entschädigt; denn seit Schiller, der hier überall im Hintergrunde steht, sich mit dem Jahre 1795 von der philosophischen Speculation ab und wieder der dichterischen Production zuwendet, beherrscht er mit seiner Productivität das receptive Interesse der beiden Freunde, und wir vernehmen aus Humboldts Munde goldene Worte über das innerste Wesen des grossen Dichters, ähnliche wie in der berühmten Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller. Ich führe nur folgendes an (S. 120 f.): „Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl Niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen musste. Er konnte Alle und richtig und allseitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können, und er noch immer im Durchschauen aller gleich gross geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, dass er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich liess, und zwar nicht so, dass er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, dass er jedes anders behandelte. Was Andern, auch den Hervorstechendsten, begegnet, dass sie zwischen den bessern Momenten Lücken haben und sie auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, in buchstäblichem Verstande, kein Moment für seine geistige Thätigkeit verloren. Auch hat dies natürlich ihn früher aufreiben müssen. Auf diese Weise wird Schiller mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben."

Miscellen.

1.

Eine unbekannte Ausgabe des Faust-Buches.

Auf der Stadtbibliothek zu Zwickau befindet sich unter Nr. XIV, VII, 44 ein Abdruck des Volksbuches vom Doctor Faust, der bisher noch nicht beachtet worden ist. Er ist zusammengebunden mit einer Ausgabe des Gargantua „Gedruckt zur Grenflug im Gänſſerich. 1590."

Ordnen wir diesen Druck — der noch dem Jahre 1587 angehört und auf dem Titel Frankfurt nennt, den Drucker aber weder hier noch am Ende angibt — in die bibliographische Skizze ein, welche Zarncke der von W. Braune besorgten Ausgabe des Faust-Buches vorangeschickt hat*, so müssen wir ihm einstweilen die Bezeichnung a^4 geben, da wir es mit einem Nachdrucke der Edit. princeps (A^1) zu thun haben, und a^2 und a^3 bereits vergeben sind. Dem thatsächlichen Verhältniss nach würde ihm die Bezeichnung a^2 gebühren.

Titel: HISTORIA | Von D. Johañ | Fauſten, dem weit=beſchreyenen | ** Zäuberer vnnd Schwartzkünſtler, | Wie er ſich gegen dem Teuffel auff eine be=|nandte zeit verſchrieben, Was er hierzwiſchen für | ſeltzame Abenthewer geſehen, ſelbs angerich=|tet vnd getrieben, bis er endtlich ſeinen | wol verdienten Lohn em=|pfangen. | Mehrertheils aus ſeinen eygenen hin=|derlaſſenen Schrifften, allen hochtragenden, | fürwitzigen vnd Gottloſen Menſchen zum ſchreckli=|chen Beyſpiel, abſchewlichen Exempel, vnd trew=|hertziger Warnung zuſammen gezogen | vnd in den Druck verfertiget. | (schwarze Arabeske) | *IACOBI IIII.* | Seyt Gott vnterthenig, widerſtehet dem | Teuffel, ſo fleuhet er von euch. | Franckfurt, | Anno M. D. LXXXVII.

Der „Historia" voran gehen 8 Bll. Vorstoss = ein Bogen. Das zweite Blatt trägt am Fusse die Signatur xij, das vierte xiij,

---

* Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nr. 7 und 8. Max Niemeyer. Halle a/S. 1878.

** Das gesperrt gedruckte findet sich in der Ausgabe in rother Schrift.

das fünfte (:) v. Von diesen 8 Bll. enthält das erste den Titel, dessen Rückseite leer ist. Dann folgen 6 Blätter ohne Seitenzahlen mit der „Vorrede an den Christlichen Leser"; die Seitenüberschrift lautet „Vorrede." Die Typen sind dieselben wie in der „Historia." Das letzte Blatt ist leer geblieben; das Dedicationsschreiben fehlt.

An die Vorrede schliesst sich die Historia selbst, wie A[1] 227 bezifferte Seiten, deren Inhalt bezüglich der Vertheilung auf die Seiten nur kleine Abweichungen von A[1] zeigt. Die Seitenüberschrift ist auf die beiden aufliegenden Seiten vertheilt und lautet: „Historia | von D. Fausten." Am Schlusse auf S. 227 noch in 5 Zeilen: I. Pet. 5. | Seid nüchtern vnd wachet, u. s. w. Auf der Rückseite beginnt das Register, das — 8 unbezifferte Seiten ausfüllend — gedankenlos mit allen Fehlern der Edit. princeps nachgedruckt ist. Die letzte Seite ist leer.

Die Historia (einschl. Register) umfasst also 118 Bll. oder 14³/₄ Octavbogen, die richtig mit A—P signiert sind. Die 2 Bll. des letzten Bogens, welche unbedruckt blieben, sind noch vorhanden; dagegen fehlt unserem Exemplar, von oben nach unten abgerissen, die Hälfte des Blattes, welches die Seitenzahlen 21—22 tragen würde.

Der Umstand, dass es auf dem Titel heisst „dem weitbeschrhenen", während wir sonst lesen „dem weitbeschreyten", macht es wahrscheinlich, dass der Berliner Druck von 1590 (B[1]) den unserigen zur Vorlage gehabt hat; wie diesem fehlt auch ihm das Dedicationsschreiben.

Weil nun in A[1] und a[1], ebenso wie in unserer Ausgabe, die Historia 227 Seiten einnimmt, so kann nur eine dieser beiden als etwaige Vorlage für unseren Druck in Betracht kommen, und da entscheidet denn eine Vergleichung der Titel, dass A[1] bei Herstellung von a[4] benutzt worden ist (wozu auch die Signaturen des Vorstosses stimmen), wir es also mit einem directen, sofortigen Nachdrucke des Originals zu thun haben.

Leipzig, Januar 1880. Léon Wespy.

2.

Ein Urtheil über Herders „Ideen".

In dem von Litterarhistorikern wenig beachteten Briefwechsel Sömmerrings (hgg. von R. Wagner, Leipzig 1844) findet sich ein sehr merkwürdiges Urtheil über Herders „Ideen", das mit dem grossen Beifalle, der dem Buche fast überall und von den verschiedensten Seiten zu Theil ward, in Widerspruch steht. Es rührt von dem grossen Anthropologen und Naturforscher Blumenbach her und lautet:

„In Herders Ideen etc. habe ich die wirklich mannigfaltigen Kenntnisse, die éigne Darstellungsart, die herrliche Sprache, das blinkende Licht, in das er Sachen zu setzen weiss, etc. sehr sehr bewundert. Um so mehr thut mir's aber leid, dass er nicht sachkundige Gelehrte dabei consultirt und sich hingegen, wie mir's scheint, aus einer Art Stolz nur proprio marte zu reussiren, sich blos mit Büchern beholfen hat und dann da zum Theil an sehr unlautere Quellen gekommen ist. Beim Orangutang z. B. hat er doch die irrigste grundloseste Sage zu Pfeilern seines Gebäudes gemacht; und so an vielen andern Stellen auch vieles gänzlich missverstanden, zu eilig geschöpft, wie z. B. à propos des ossis intermaxillaris aus der Schrift de generis humani varietate.* Der sel. Hissmann war mit dem spekulativen Theil ebensowenig zufrieden als ich mit dem naturhistorischen! und wir beide wollten zusammen die Recension für die hiesige Zeitung schmieden. Er starb aber darüber und es ist mir lieb, dass ich es habe bleiben lassen, weil ich Herder sonst sehr verehre und nicht muthwillig beleidigen mag." (Göttingen 3. Mai 1785, a. a. O. S. 307.)

Die „hiesige Zeitung" sind die Göttingischen gelehrten Anzeigen, deren Redacteur, Ch. G. Heyne, wol schwerlich eine ungünstige Recension gegen Herder aufgenommen hätte**, so befreundet er auch mit Blumenbach war (Ch. G. Heyne von Heeren, Gött. 1813, S. 329). In den G. g. A. finden sich Anzeigen (von ungenannten Verfassern) über Herders „Ideen", Theil I und II, die erstere durchaus lobend, G. g. A. 1785 S. 65—68, die letztere nur einzelne Kleinigkeiten, die Aeusserung über die Bildung der Habessynier, über die Empfindlichkeit der Hindus, berichtigend, das. S. 1708 bis 1711.

Ueber Hissmann, Prof. der Philosophie in Göttingen, „ein Professor ohne alle Professorenvorurtheile, ein Professor, zu dem man aus ganz Deutschland hinreisen sollte, um Philosophie zu lernen," wie Zimmermann: Ueber die Einsamkeit II, S. 3 ff. sagt, bemerke ich nur, dass er eine grosse Anzahl philosophisch-theologischer Werke geschrieben hat, z. B. Versuch über das Leben des Frhrn. von Leibnitz 1783. Zimmermann (a. a. O. III, S. 156) führt ein frommes Wort an, das er kurz vor seinem Tode gesprochen hat. Forster schreibt an Sömmerring 14. Aug. 1784 (Hettner, S. 109): „Hissmann ist hierher an die Universität in Pest berufen, wird aber schwerlich kommen, da er so elend ist."

---

* Eine Schrift Blumenbachs, zuerst erschienen Göttingen 1775.

** Ueber die innige Freundschaft beider vgl. Heynes Biographie passim, und Karoline Herder: Erinnerungen I, 101 A., 241 u. a. m. Die Herausgabe eines Theils der Herderschen Werke durch Heyne ist das sicherste Zeichen ihrer innigen Verbindung.

Derselbe sprach sich über Herders „Ideen" aus (vgl. Georg Forster, Briefwechsel mit S. Th. Sömmerring, herausgegeben von H. Hettner, Braunschweig 1877, S. 206, 222 fg.). Auch er tadelte, ähnlich wie Blumenbach, Herders „Unbekanntschaft mit der Naturgeschichte", missbilligte „die gar zu sichtliche Anhänglichkeit an sein System von Philosophie", nannte aber doch die Dinge, die ihm dabei missfallen, „Kleinigkeiten" und bezeichnete das Werk als „ein herrliches Buch." Oeffentlich scheint sich Forster darüber nicht geäussert zu haben, obwol er von Herder dazu aufgefordert war*, briefliche Aeusserungen, die Julian Schmidt wol im Auge hat (Einleitung zu s. Ausgabe von Herders Ideen, Lpz. 1869, S. LV, LXXVIII) finden sich in Forsters Briefen (Werke, hrsg. v. Gervinus VII, 364 u. a. m.).

Bekanntlich aber mischte sich Forster in den Kant-Herderschen Streit zu Gunsten des letztgenannten. Wie sehr ihn Herders „herzlicher Brief", der nicht gedruckt zu sein scheint, über seinen Aufsatz gefreut, schreibt er an Sömmerring (20. Nov. 1786, Hettner S. 346; Forsters Antwort an Herder: 21. Jan. 1787, aus Herders Nachlass 2, S. 394—400).**

Ludwig Geiger.

3.

Eine unterdrückte Strophe aus Schillers „Künstlern".

Als ich (Archiv IX S. 261) in einer Anzeige von Imelmanns Commentar zu den „Künstlern" zwei unterdrückte Strophen aus diesem Gedichte anführte, weiss ich nicht, wo ich die Gedanken hatte, dass mir nicht gleich noch eine dritte Strophe einfiel, die schon lange gedruckt und allen Schiller-Kennern bekannt, aber noch von keinem für das erkannt ist, als was ich sie, auf allgemeine Zustimmung

* Mündlich, als er ihn in Weimar kennen lernt (1784 im Mai, wie Düntzer, Aus Herders Nachlass 2, 383 meint, war Forster gar nicht in Weimar, sondern Sept. 1785 mit seiner Frau, wie aus dem Goetheschen Briefe hervorgeht, Düntzer S. 384; Therese Forster gedenkt in ihrem Reisebericht, Hettner S. 247 fg., ihres Weimarer Aufenthaltes gar nicht), oder schriftlich? Die Aeusserung Forsters, Düntzer S. 386, macht das letztere wahrscheinlicher.

** Beiläufig sei bemerkt, dass der in Forsters letzterwähntem Briefe mitgetheilte Plan, für Campes Schulencyklopädie die Naturgeschichte zu bearbeiten, sehr schöne Erläuterungen durch Forsters ausführliche Briefe an J. H. Campe (abgedruckt bei Leyser: J. H. Campe II, 239—256) erhält. Auch an Sömmerring schreibt er darüber S. 331 ff., wobei er Campes Namen nicht erwähnt; doch geschieht dies nachträglich S. 349.

rechnend, unter obiger Aufschrift reclamiere. Ich meine die Verse in Baggesens Stammbuch vom 9. August 1790 (Goedeke, histor.-krit. Ausg. VI, S. 311), die ich, da sie in den gewöhnlichen Ausgaben fehlen, der Bequemlichkeit wegen noch einmal hieher setzen will:

In frischem Duft, in ew'gem Lenze,
Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
Im Lied des Sängers unvergänglich blühn.
An Tugenden der Vorgeschlechter
Entzündet er die Folgezeit,
Er sitzt, ein unbestochner Wächter,
Im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

So reiht sich dies Gedicht, welches bis dahin chronologisch vereinzelt da stand, einem grösseren ganzen an und leitet seinerseits, wie die hier a. a. O. 261 angeführten Strophen, da ja Baggesen das dänische Geschenk vermittelte, über zu den Briefen von 1794 an den Prinzen von Augustenburg über die aesthetische Erziehung des Menschen und von da in das „Jahr der Ideendichtung" 1795, dessen beide ersten Gedichte „Die Macht des Gesanges" und „Poesie des Lebens" (vgl. diese Zeitschrift IV, S. 273 f.) nunmehr wol auch allgemein als Anknüpfungen an jenes grosse Gedicht erkannt werden. Eine Hinweisung auf die Stelle, welche Schiller in einem Briefe an Lotte (3. Ausg. von Fielitz I, S. 130) aus den „Künstlern" anführt, findet man jetzt in Jakob Minors vom Mai 1877 datierten „Beiträgen zur Schiller-Litteratur" in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum". N. F. Bd. 12. S. 53.

Robert Boxberger.

4.

Ueber die Abfassungszeit Schillerscher Gedichte.

Am 8. August 1796 schrieb Schiller an Goethe: „Haben Sie nicht eine Schrift über die Herculanischen Entdeckungen? Ich bin jetzt gerade einiger Details darüber bedürftig und bitte Sie darum. Schon in Volkmanns Geschichte findet man, glaube ich, mehreres davon". Goethe schickt am 10. August den Volkmann, d. h. um den Titel wörtlich anzugeben: „Historisch-kritische Nachrichten von Italien, welche eine Beschreibung dieses Landes, der Sitten, Regierungsform, Handlung, des Zustandes der Wissenschaften und insonderheit der Werke der Kunst enthalten. Von D. J. J. Volkmann. 3 Bde. 2. Aufl. Leipzig, Fritsch 1777/8." Zugleich ver-

wies Goethe auf die „Ausführliche Beschreibung samt hinlänglicher Nachricht von Heracleja u. s. w. von Marchese Don Marcello de Venuti, anjetzo aus dem Italiänischen ins Teutsche übersetzt. Frankfurt und Leipzig 1749."

Dass Schiller dieses Buch von Venuti zu seinem Gedichte über Pompeji und Herculanum benutzt habe, kann ich nicht nachweisen; ausser Zweifel ist aber, dass er den Volkmann zur Hand gehabt hat und ihm im wesentlichen gefolgt ist.

Noch am 10. August dankt Schiller für den Volkmann und die Notiz über Venuti. Am 12. August sendet er die ersten Almanachsbogen und beginnt den Begleitbrief mit den Worten: „Ich bin heut in ein Gedicht hineingerathen, worüber ich den Botentag rein vergessen habe". Düntzer (Schiller und Goethe S. 107) merkt an, dieses Gedicht vom 12. August sei Pompeji und Herculanum, und sicherlich kann dieses Gedicht erst nach dem 10. August gedichtet sein. Dem aber, meint Viehoff (Schillers Gedichte erläutert u. s. w. 4. Aufl. III, 121), widerspreche der Umstand, dass der erste Bogen des Musenalmanachs für 1797, auf dem dieses Gedicht Schillers stehe, schon Ende Juli 1796 gesetzt war. (Vgl. Schiller an Goethe. 3. Aufl. Nr. 202, an Cotta 164.) Aber Viehoff übersah, dass der erste Bogen zum Theil umgedruckt ist (vgl. Goethe an Schiller, den 13. August, Schiller an Goethe, den 15. August, und Schiller an Cotta Nr. 169). Auf dem letzten Drittheil des ersten Bogens stand ursprünglich unter anderem das Goethesche Gedicht: Die Eisbahn, das später mit einigen Abänderungen an den Schluss des Bogens F und den Anfang des Bogens G gerückt ist. An die Stelle dieses Gedichts trat auf dem ersten Bogen das Schillersche Gedicht: Pompeji und Herculanum. Da das Gedicht: Das Mädchen aus der Fremde ebenfalls auf dem letzten Drittheil des ersten Bogens steht, so könnte auch dieses erst nachträglich eingeschaltet sein, und der Juli ist somit nicht, wie Viehoff anmerkt, der späteste Termin seiner Entstehung. Ob das Goethesche Gedicht: Die Eisbahn, in seiner ersten Form, wie es auf dem Probebogen gedruckt war, bekannt ist, finde ich nirgends angegeben.

7. Mai 1879. Fritz Jonas.

Dramen und Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts.

Von

HUGO HOLSTEIN.

1. Susanna.

R. Pilger hat in seinem beachtenswerthen Aufsatze „die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert“ (Zeitschr. f. deutsche Philologie XI, 129 ff.) eine Reihe von Susanna-Ausgaben aufgeführt und damit zum Theil frühere Angaben vervollständigt. Es ist sein Verdienst, der sog. Magdeburger Susanna die rechte Stellung angewiesen zu haben. Sie macht nach Pilger der Nürnberger gegenüber durchaus den Eindruck einer nachgebesserten. Dies gilt, sagt er, von der Interpunction, die in der Magdeburger sehr häufig, in der anderen überaus spärlich ist; ferner von den modernisierenden Wortformen (Nürnb.: spil, weyb, zeyt, Teudtsch, kleynadt [sic], innhalt; Magdeb.: spiel, weib, zeit, Deudsch, kleinad [sic], inhalt u. s. w). Eine sorgfältige Vergleichung beider Ausgaben führt zu dem Resultat, dass die Magdeburger Ausgabe nicht nur nachgebessert, sondern hie und da auch verschlechtert und ganz incorrect ist, indem ganze Zeilen durch Nachlässigkeit des Setzers ausgefallen sind, so I, 3 zu:

Sondern sie solln vns erschrecken
fehlt: Vnd zu Gottes forcht erwecken.

III, 1 Magdeb.:

Ag. Ja fraw ich gehe. Sus. kom wider schir,
Geh du auch vnd sag meinem man
Er sol sich nicht verlangen lan,

Nürnb.:
Ag. Ja fraw ich gee. Su. kum wider schir
Sey nicht lang auß ist meyn begir,
Gehe du Agar vnd sag meynem man
Er sol sich nicht verlangen lan

III, 2 zu: Susanna halt, schrey nicht so sehr
fehlt: Erschrick auch nicht, ist vnser gehr.

III, 3 zu: Wo sein sie denn komen hirein
fehlt: Oder was mügens für leut seyn?

V, 1 Magdeb.: Nu machs nicht lang zuher tritt
Du alter man von Canaan
Nürnb.: Nun zuher tritt vnd machs nicht lang
Du alter man von Canaan.

Bei der Angabe der Personen fehlt: „Joachimus Susanna coniuges“.

Auch Druckfehler finden sich in der Magdeb. Ausgabe: wich statt mich, zweittelt statt zweiffelt, sowie willkürliche Aenderungen, z. B. III, 2 dem halt ich trew weil ich lebe st. in meym leben; IV, 3 Bald bringt mir auch her den andern st. den andern her. Von Flüchtigkeit zeugt ferner V, 1 das unverständliche Israelissam st. Israelis sam.

Was Pilger S. 133 von den bei Goedeke zu machenden Aenderungen sagt, hat nur theilweise seine Richtigkeit. Freilich hat Goedeke gar nicht von Separatausgaben der Susanna gesprochen, was er selbst in den Gött. gel. Anz. 1880 S. 654 bemerkt, allein es erweckt doch den Schein, als seien die angeführten Ausgaben Separatausgaben. Nun aber gibt es nicht zwei verschiedene Ausgaben von 1534 und 1535, sondern nur eine vom J. 1535, und zwar dem Spiele von Jacob und seinen zwölf Söhnen angehängt. Mithin ist Goed. S. 306, 117 und 118 zu vereinigen, Magdeb. 1534 und Magdeb. 1535 sind nur erklärende Zusätze, die irre führen, und der erste von ihnen ist sogar falsch. Ferner ist bei 123 und 124 „Zwickau“ zu entfernen und zu 125 zu setzen. Eine Bemerkung, dass 117 (118) identisch seien mit 125, wäre wol erwünscht. An Stelle von 117 dürfte nun der Nürnberger Druck von Kunigund Hergotin treten können: „Ein kurtz vnd seer | schön spil, von der | Gotfürchtigen vnd keuschen | frawen Susanna“.

[Holzschnitt.] Am Schluss: „Gedruckt zu Nürnberg durch | Kunegund Hergotin". | 24 Bl. 8⁰. (Zwickau.)

Zu Pilger S. 134 Nr. 13 und S. 135 sei bemerkt, dass Georg Pondos Susanna, die ihm nicht aufzufinden gelungen, in der Dresdner Bibliothek vorhanden ist („Susanna. Eine Schöne Lustige vnd Nützliche Action auß Heiliger Schrifft genommen, Durch Georgium Pondo Islebiensem. Witebergae, excudebat Iohannes Gorman, Anno MDCV." 8⁰).

2. Esther.

Das älteste Stück nach Hans Sachsens Esther (1536) ist die Magdeburger Esther von 1537.

Ein seer schön, | lieblich, nützlich vnd tröstlich | Spiel, aus der heiligen Schrifft vnd | dem buch Esther, jnn kurtze reim ge-|setzt, darinn angezeigt wird, wie Gott | alle zeit die hoffart vnd den eigenwil, | die Demut vnd Gottfurchtigkeit, | der bösen vnd fromen men-|ner vnd weiber gestrafft | vnd belonet hat. | Gedrückt zu Magdeburg | durch Michael Lotther. | M. D. XXXVII. Am Schluss: Gedrückt zu Magde|burg bey Michael | Lotther. 30 Bl. 8⁰. (In Zwickau und Wolfenbüttel. Goedeke S. 308, 138 nach der Aufzeichnung Gottscheds im Nöth. Vorr. 1, 77.)

Das Stück ist gewidmet „dem achtbarn vnd wolgelarten herrn M. G. M. meinem günstigen herrn vnd freunde". Dieser ist kein anderer als Mag. Georg Major, von 1529—1536 Rector des altstädtischen Gymnasiums zu Magdeburg. Die Vorrede ist unterzeichnet: „Datum zu Magdeburg am tage der himelfart Christi 1536." Sie beginnt mit folgenden Worten: „Als fur zweien jaren vngeferlich die liebliche, holdselige vnd tröstliche Histori des lieben Ertzvaters Jacobs vnd seiner söne, alhie gespielet, vnd hernach jnn druck geben ward, ist sie (Gott lob) one frucht nicht abgangen." Auch seine Frau, sagt der unbekannte Verfasser, sei dadurch in ihrer „Beschwerung" gestärkt und getröstet worden und habe gewünscht, dass Gott viele solcher Historien aus der heiligen Schrift durch seine Gnade wollte hervorkommen lassen. „Vnd als ich vermerckt, das sie eine sonderliche zuneigung zu der aller fein-

sten vnd tröstlichen Historien der demütigsten Esther gehabt, hab ich mich, wie wol zu viel, mit meiner vngeschickligkeit, vermessentlich vnderstanden, vnd solche Histori jnn kurtze reim bracht“ . . . Da nun sein getreuer Freund solche Reime von ihm begehrt, habe er sie ihm nicht versagen mögen und bitte ihn nach seinem gefallen zu ändern und zu bessern.

Die sechzehn Personen des Stückes lässt der Verfasser ganz nach der biblischen Erzählung auftreten, wie er auch den scenischen Aufbau mitunter sklavisch nach der Bibel gestaltet.

In der „Vorrede“ werden Ermahnungen an die Zuhörer gerichtet: sollte doch nach der Widmung das Spiel als ein Spiegel gelten, „darin wir vns belustigen“.

Nu merckt wohin die rede mein
Sich streckt vnd auch das lieblich spiel
Von zweien frawen es sagen wil . . .

Darumb jr werden frewelein
Lasst euch dis spiel ein warnung sein,
Der ersten Köngin folget nicht
Von hoffart euch nichts guts geschicht, . . .

Zur andern Köngin kert euch hin
Zu jrer tugend gebt mut vnd sinn,
Vnd folget jr, das ist mein rat . . .

Zu einer gleichen Mahnung geben Haman und Mardachai den erwünschten Anlass.

I, 1. König Ahasverus verkündet, dass er zu Schloss Susan ein Mahl anrichten wolle.

Im hof des garten meines haus
Köstlichen schmuck nu henget aus,
Gele tücher rot vnd weis
Mit silbern ringn gfast mit vleis,
Auff Marmel seulen köstlich seer
Seiget benck von gold vnd silber,
Auffs pflaster von Marmelen stein
Inn gülden gefes tragt her den wein . . .

2. Die Königin Vasthi beabsichtigt gleichfalls allen Frauen zu Schloss Susan ein Mahl anzurichten.

3. Ahasverus befiehlt am siebenten Tage des Festes das erscheinen der Königin,

Das ich euch zeig mein Köngin schon
Geziert mit königlicher Kron . . .

4. Vasthi wird von den Kämmerern gebeten vor dem Könige mit ihrer Krone zu erscheinen, aber sie weigert sich:

Vnd wenn jr schon lang redt dauon
Wer sich fürcht mach sich davon,
Vnd treibt mir hie nicht viel vnfug
Last mich mit friden, jr habts gnug.

II, 1. Der König erwartet Vasthi.

2. Die Kämmerer melden die Weigerung der Königin. Als der König über den offenbaren Ungehorsam zürnt, räth Charsena, der erste Fürst, durch ein Ausschreiben alle Frauen des Landes zu entbieten. Der König geht darauf ein.

3. Mehuman meldet, dass das Gebot erlassen sei.

III, 1. Mardachai betet für das Wol der Esther.

O Gott mein Herr im höchsten thron
Fur allem vnfal mich verschon,
Dazu der lieben fründin mein
Esther, behüt sie auch fur pein,
Das sie stets bleib jnn deiner forcht
Vnd deinem wort allzeit gehorcht,
So bleibt sie wol fur aller not
Das verleih jr du lieber Gott.

2. Esther betet für ihr eigenes Wol.

Ach Herr erzeig mir deine güt
Das ich dich fürchte allezeit
Alhie auff dieser erd so weit,
Vnd gib mir stets dein Göttlich wort
Das es ja sey mein höchster hort,
Im rechten glauben warer lieb
Das ich mein nehsten nicht betrieb,
Inn hoffnung auch bestendig sein
Bis an das end des lebens mein,
Dein Göttlich will an mir gescheh
Mein eigen wil auch vnterghe.

3. Hagai verkündet der Esther ihre Erhebung zur Königin.

4. Esther wird zur Königin gemacht.

IV, 1. Mardachai ersucht Esther den König vor zwei Kämmerern zu warnen, welche einen Anschlag gegen das Leben des Königs gerichtet haben.

2. Esther verkündet dem Könige den Anschlag.

3. Der König beruft Haman zum ersten Beamten des Reiches.

Haman kom her zur rechten hand
Geb dir gwalt vber alle land,
Nehest mir soltu sein ein herr
All Fürsten vnd all mein Diener,
On dich sie gar nichts vermögen
Müssen dir all die knie bögen,
Zur erden, dich auch beten an
Es mus dich fürchten jederman,
Das ist also der wille mein
Sol gantz vnd gar beschlossen sein.

4. Die Kämmerer wundern sich, dass Mardachai dem Haman die schuldige Ehre verweigert.

Ach Mardachay entsetz dich nicht
Wir fragen dich thu vns bericht
Vmb eins, das ists, das du vorschmehts
Haman wenn du voruber gehts
Thust jhm kein ehr, kein reuerentz
Kein kny jhn beuchts vorachts jhn gentz
Wie doch der König hat befohln
Du thust darwider vnuorhohln . . .

Haman meldet dem Könige vom Ungehorsam des Juden und erwirkt einen Befehl zur Ermordung der Juden im ganzen Königreich.

5. Mardachai klagt über das Unglück der Juden.

O Gott gedenck der zusag dein
Das wir dein volk vnd geschepff sein
Aus dem auch sol geborn werden
Der Heilant aller leut auff erden
Darumb erhalt zu dieser stund
Dein volck ich bit aus hertzen grund . . .

Er bittet einen Kämmerer zu erwirken, dass Esther bei dem Könige Fürbitte thut.

6. Esther bittet den König Haman zu Tisch zu laden.

7. Haman erzählt seiner Frau die hohen Ehren, die ihm zu Theil geworden sind, nur Mardachai kränke ihn. Seres räth ihm einen Galgen für Mardachai aufrichten zu lassen.

8. Mardachai gelangt zu hohen Ehren, weil er den König einst gerettet hat.

9. Haman erzählt seiner Frau Mardachais Erhebung.

V, 1. Esther bittet für die Rettung der Juden.

Ach hab ich gnad vor euch funden
O König gebt mir zu dieser stunden
Mein leben durch Gott bitt ich sehr,
Vnd meines volcks ist mein beger,
Wir seindt verkaufft auff dieser erden
Wir sollen all erwürgt werden,
Ach wolte Gott wir würden doch
Zu megt vnd knecht verkaufft noch
So möcht ich schweigen, vnd diser feindt
Dem König nicht möcht schaden heint.

Haman soll an den Galgen gehenkt werden, den er für Mardachai hat bereiten lassen.

2. Esthers und Mardachais Dankgebet.

3. Der König nimmt den Befehl wegen der Ermordung der Juden auf Esthers und Mardachais Fürbitte zurück.

4. Mardachai meldet dem Könige, dass die Juden viele Feinde erschlagen haben, und bittet, dass dieser Tag zum ewigen Gedächtniss aufgezeichnet werde.

Yhr schmertzen vnd leit ist gar do hin
Des müssen sie stetz frölich sein,
Ein geb dem andern sein geschenkt
An diesen tag wem er gedenckt,
Vnd halten sie inn guter acht
Esther hat sie zu rüge bracht,
Des dancken wir dem König schon
Zu Erst doch Gott im hochsten Thron,
Hat kein grechten nie vorlassen
Mit lieb vnd glaub die jhn fassen,
Des helff vns Gott inn ewigkeit
Sprecht amen all mit innigkeit.

Der „Beschlus“ enthält eine symbolische Deutung der Erzählung. Gott ladet die Menschen zur Mahlzeit. Vasthi vertritt diejenigen, die dem Rufe nicht folgen, sie werden ver-

worfen. Die sieben Kämmerer sind die Propheten des Alten Bundes, Esther bezeichnet die Heiden, welche von Gott angenommen werden, Mardachai ist Christus, Haman vertritt die Juden, die Christum an das Kreuz bringen. Nach dieser Deutung folgen noch acht Lehren. In der dritten wird Esther als das Vorbild der Frauen hingestellt.

Zum dritten ist ein hubsches bild
Esther aller Ehefrawen milt,
Lehrt mit jhrer gottfürchtigkeit
Vnd auch grossen demütigkeit,
Dann sie freundlich gehorsam ist
Domit sie lehrt zu aller frist,
Das gleicher gestalt sollen sein
Die frawen den Mennern ane pein . . .

Die letzte Lehre enthält eine Mahnung zur Gottesfurcht und zum Glauben und schildert die Früchte desselben.

Leichtlich wil er vns auch hörn
Trewlich wir sein hülffe spören,
Er braucht an vns kein argelist
Noch seim gefallen zu aller frist,
Vormittelst seim göttlichen wort
O Gott darbey erhalt vns nort,
Inn ewigkeit der das begehrt
Trewlich sprech amen er ist gewehrt,
Finis.

Die Entstehung des Spieles von der Esther fällt in die Anfänge des Magdeburger Schuldramas. Georg Major und Joachim Greff hatten mit „Jacob und seinen zwölf Söhnen" den Anfang gemacht. Ihm folgte die Esther, welche an denselben Mängeln leidet wie die Spiele jener Zeit überhaupt, weniger jedoch in Bezug auf die dramatische Entwickelung als in der Handhabung des Verses. Neben der noch überaus incorrecten Betonung verdient die mangelhafte Reimbildung hervorgehoben zu werden. An Beispielen wird es uns nicht fehlen. „Seiget benck von gold vnd silber" möchte man eher für einen trochaeischen Achtsylber halten als für einen jambischen. „All fürsten vnd all mein dienér," „Das wir dein volck vnd géschepff .sein," „Nach jeder schrifft sprach der

völckér," „Vor neit zorné vnd auch vor has" u. s. w. mögen hiefür genügen.

Wir finden dieselben Mängel gleichzeitig bei einem anderen Magdeburger Dramatiker, Valten Voith, in seinem „Spiel von dem herrlichen Ursprung, betrübtem Fal" u. s. w. vom Jahre 1538 (Goedeke 308, 141), das bei demselben Drucker, Michael Lotther in Magdeburg, erschienen ist. Sehr eigenthümlich ist die Uebereinstimmung beider Vorreden. Esther beginnt: „Als fur zweien jaren vngeferlich", Voith: „Als vor dreyen Jaren ungeuerlich". In der Esther wird der Ausgangspunct von dem Spiel „Jacob und seine zwölf Söhne" genommen, Voith nimmt den Anlass zur Abfassung seines Dramas von einem vom Rath in der Rathsstube aufgestellten Gemälde, welches das A. und N. Testament, den Zorn und die Gnade, den Tod und das Leben darstellt. In der Vorrede zur Esther heisst es weiter: „hab ich mich, wie wol zu viel, mit meiner vngeschickligkeit, vermessentlich vnderstanden, vnd solche Histori jnn kurtze reim bracht". Aehnlich sagt Voith: „Derhalben ich vorursacht, vnd mich wiewol vngeschickt vormessentlich vnderstanden vnd solich lieblich gemelde vnd bilde —.— mit gebundenen Teutschen Reymen — — Inn ein spiel — — vorfasset".

Diese Uebereinstimmung dürfte wol nicht für ganz zufällig anzusehen sein. Aber auch im Wortschatze und hinsichtlich des Reimes zeigen sich auffallende Uebereinstimmungen. In beiden Stücken findet sich das Wort „nort". So am Schluss der Esther, wo es mit „wort" reimt. So auch bei Voith:

Gottes gebot vnd sein wort
Schlugs jnn wint vnd vorachts auch nort.

Voith lässt „nort" noch mit „erhort" und „dort" reimen:

Sich wer seint die welch kommen dorth,
O Eua las vns fliehen nort.

Ferner findet sich das Wort „drat" in der Esther im Reime mit „wunderthat", auch „drot" mit „gebot". Voith macht einen sehr häufigen Gebrauch von diesem Wort, er reimt die Form drat mit radt, hat, spat, genad, Goliath, stadt, z. B.

Ihr Knaben bleibt an dieser stadt
Wir wölln hie anbeten drath

oder: Ach Gott hat mich durch sein genad
Gesegnet so schnel vnd drath.

Ferner die Form drot mit noth, brot, Gott:

Aus allen diesen lieber Gott
Mir hast gehulffen also droth.

Andere in der Esther und in Voiths Spiele vorkommende Reime sind: gros — on vnterlos, gros — on alle mos, Schelm — strohelm, geboren — zoren; manche Halbreime: hult — solt, springen — beginnen, entrinnen, gewiss — ist, drumb, widerumb — sum. Selbst die Reimbrechung findet sich in beiden Stücken, in der Esther zwar nur viermal, bei Voith etwa dreissigmal.

Hienach scheint mir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die Magdeburger Esther den auch als Meistersinger bekannten Valten Voith (Valentin Voigt), über dessen Lebensschicksale nichts weiter bekannt ist, als dass er 1487 geboren und nach 1557 verstorben ist (Goedeke, Every-Man S. 90), zum Verfasser hat.

Die biblische Erzählung von der Esther war wie Susanna, Tobias u. a. ein beliebter Stoff und hat mehrere dramatische Bearbeitungen erlebt. Nachdem Thomas Naogeorg 1543 seinen lateinisch verfassten Hamanus hatte erscheinen lassen, folgten drei deutsche Uebersetzungen, die von Johannes Chryseus (1546), Johannes Mercurius und Joh. Posthius (c. 1570) und Damian Lindtner (1607). Deutsche Bearbeitungen des Stoffes lieferten ausserdem noch Andreas Pfeilschmidt (1555), Wolfgang Küntzel (1565), Josias Murer (1567), Georg Mauritius d. ä. (1607), die englischen Komoedianten (1620) und Marcus Pfeffer (1621). Aufführungen fanden in Windsheim 1561 und in Schiltach 1654 statt.

3. Joachim Greff.

Ueber Joachim Greff besitzen wir seit kurzem von Scherer („Deutsche Studien“ III, Wien 1878) eine eingehende Monographie. Wenn auch das Urtheil über diesen Dramatiker nicht

eben günstig lautet und alle darin Scherer beistimmen werden, dass Greff für die Litteraturgeschichte eher eine Unbequemlichkeit als eine Freude ist, so gehört er doch zu den hervorragendsten Vertretern des Dramas des 16. Jahrhunderts und verdient um so mehr Beachtung, als er demjenigen Kreise angehört, welcher sich um die grossen Männer der deutschen Reformation bildete. Wir wissen, dass Joachim Greff von Luther ausserordentlich begünstigt wurde, und er ist sicherlich der Schulmeister zu Dessau und der „Joachimus noster“, auf dessen Veranlassung Luther am 5. April 1543 an den Fürsten von Anhalt und an Georg Held schreibt (Scherer S. 13).

Neben den beiden Zwickauern Paul Rebhun und Johann Ackermann steht Joachim Greff als der dritte, der zur Entwickelung des deutschen Dramas beigetragen hat. Er war zu Zwickau geboren, und zwar war er, wie wir zu Scherer S. 40 nach Herzog im Archiv für d. sächs. Gesch. 4, 406 ergänzend bemerken, der Sohn des 1554 verstorbenen Kirchners der Zwickauer Marienkirche M. Paul Greff oder Gräfe, dessen werthvolle handschriftliche Collectaneen zur sächsischen Geschichte von dem bekannten sächsischen Historiker Petrus Albinus benutzt worden sind.

Es ist nun das Verdienst Scherers, den Nachweis geliefert zu haben, dass Greff 1534 in Gemeinschaft mit Georg Major, dem damaligen Rector des altstädtischen Gymnasiums zu Magdeburg, das Spiel „vom Patriarchen Jacob und seinen zwölf Söhnen“ verfasst hat. Auf das am Ende befindliche Akrostichon, welches die Namen der beiden Verfasser enthält, hatte schon Wackernagel, „Das deutsche Kirchenlied“ 1, 402, aufmerksam gemacht. Auch Heyses Exemplar in Berlin enthält eine Notiz darüber, und W. von Maltzahn sah in den beiden Namen den Namen des Verfassers und Uebersetzers. Scherer sucht nun nachzuweisen, welcher Antheil an diesem Spiele Major und welcher Greff zukömmt. Er kömmt dabei zu dem Resultat, dass Greff nur wenig dazu geliefert hat.

Da die noch jetzt vorhandenen Ausgaben nicht genau geschieden sind, so führe ich sie hier auf:

1. Ein lieblich | vnd nützbarlich spil | von dem Patriarchen

Jacob | vnd seinen zwelff Sönen | Aus dem Ersten Buch Mo-|si gezogen vnd zu Mag-|deburg auff dem Schü|tzenhoff, ym 1534. | jar, gehalten. Am Schluss: Gedruckt zu Magdeburgk | durch Michel Lotther. 1534. 40 Bl. 8°. In Berlin (Heyse 2139).

2. Eine zweite Ausgabe von 1534, ein Nachdruck der ersten Ausgabe, ist in Berlin (Heyse 2140) mit handschriftlich ergänztem Titel. Die Interpunction fehlt, auch finden sich Druckfehler: Bogen B statt D, und am Schluss „Sedruckt“ statt Gedruckt. Schon Heyse bemerkt in seinem Exemplar (Nr. 2139), dass Nr. 1 der erste und nach einer am Schlusse befindlichen handschriftlichen Bemerkung („hoc exemplar est correctius quam illud alterum, curavit enim iam denuo imprimi calcographus“) der correctere Druck dieses Schauspiels sei, des ältesten, welches in Magdeburg gedruckt wurde.

3. Ein lieblich vnd | nützbarlich spiel von dem Pa|triarchen Jacob vnd seinen | zwelff Sönen, Aus dem er-|sten buch Mosi gezogen, vnd | zu Magdeburg auff dem | Schützenhoff, im | 1535. jar ge-| halten. | Dabey ein kurtz vnd seer | schön spiel, von der Susanna, | jtzund erst gedruckt. 60 Bl. 8°. — Ohne Angabe des Druckers und Druckorts, aber nach den Typen und dem Rahmen des Titels von Michael Lotther in Magdeburg gedruckt.

Von dieser Ausgabe existieren Exemplare: 1) v. Maltzahn S. 177, 1082; 2) in Zwickau; 3) in Weimar (Weimar. Jahrbuch 4, 206). Sie ist ein Abdruck der ersten Ausgabe von 1534 und sicherlich durch die beifällige Aufnahme, welche das Stück fand, veranlasst, woraus sich auch die Aenderung der Jahreszahl erklärt.

Scherer scheint die von Maltzahn angeführte Ausgabe als eine besondere anzunehmen, sie ist aber identisch mit der in Zwickau befindlichen. Ferner nennt er nach Goedeke S. 306, 117 noch eine dritte mit Susanna zusammen gedruckte Ausgabe vom Jahre 1534, doch ist hier nur Susanna genannt und der Zusatz „Magdeb. 1534“ ist falsch. Goedeke nennt S. 306, 123 und 124 die Berliner Exemplare, 125 das in Weimar. Der Zusatz „Zwickau“ muss jedoch zu 125 gestellt werden.

Der Holzschnittrahmen, in welchen der Titel eingeschlossen

ist, stellt die Ermordung Abels (nicht Kains) dar und war ursprünglich nicht für Jacob und seine zwölf Söhne bestimmt. Es scheint, dass er in der Druckerei Lotthers zu constanter Verwendung kam, da wir ihn auch zu den Titeln der anonymen Esther und zu Valten Voiths Spiele von dem herrlichen Ursprung u. s. w. gebraucht finden.

Zu den Schriften Greffs, die Scherer in der A. D. Biogr. 9, 624 und Deutsche Studien 3, 11 ff. verzeichnet, fügen wir noch zwei, von denen die eine bis jetzt noch völlig unbekannt ist.

Das Lei-|den vnd Auff-|erstehung vnsers Herrn | Jhesu Christi, aus den vier | Euangelisten durch D. Jo-|han Bugenhagen Pomern | vleissig zusamen gebracht, | vnd nachmals durch Jo-|achimum Greff vō Zwickau | jnn Deudsch Reim verfas-|set, seliglich vnd tröst-|lich zu lesen. Am Schluss: Gedruckt zu Wittem-|berg durch Nickel | Schirlentz. M. D. XXXVIII. 64 S. 8⁰. In Göttingen.

In der Vorrede zu diesem geistlichen Gedichte spricht er zuerst von dem Nutzen der Betrachtung des Leidens Christi für den Wandel, das leben und sterben eines Christenmenschen und bemerkt dann: „Vnd darumb habe ich jderman zu dienst vnd zum besten, das Buchlin von dem Leiden vnd Aufferstehung Christi nach den vier Euangelisten, durch den Hochachtbarn herrn Doctor Johan Bugenhagen Pomern vergliechen vnd zusamen gebracht, jnn Deudsche Reim zu fassen fur mich genomen, jnn druck gegeben, Dardurch vnd damit jderman zu reitzen vnd zu bitten, das jm ein jglicher fromer Christ die selbige Histori des leidens Christi, die weils auffs kürtzte gefast, wolle gemein machen, mit offtem lesen, vnd wie solchs alles jm zu nutz geschehen sey einbilden jnn sein hertz, vnd gleuben“.

Nicht aus „fürwitz“ habe er das Gedicht gemacht, sondern er sei dazu „vermanet vnd hochlich gebeten, vnd auch als der lieber, dem gemeinen man ja sonderlich zu dienst, vnd den Simpeln groben Layen, jn anzuzeigen begir zu gewinnen, zu solcher tröstlichen Historí“. Er meint dann, der gemeine Mann lese poetische Darstellungen lieber.

Am Schluss bittet er den Leser, er möge sich seine Mühe

und Arbeit gefallen lassen, und so ihm Gott sein Leben friste, wolle er auch die Passion „sampt etlichen mirakeln vnd dem leben Christi“ in ein Spiel oder Action bringen. Greff hat diesen Plan zur Ausführung gebracht, indem er 1542 sein geistliches Osterspiel herausgab, das wir nachher anführen werden.

Zuletzt ermahnt er alle deutschen Reimer und Poeten bekannte und unbekannte, sich an demselben Gegenstande zu versuchen, überhaupt sich mit geistlichen Spielen und Historien zu üben, woraus ohne Zweifel Gottes Ehre und des nächsten Nutzen und Besserung erfolgen soll. Die Vorrede schliesst mit „Datum Wittemberg am Gutten Freitag (d. i. 19. April), Im jar 1538 Joachimus Greff“.

In sechs langen Abschnitten löst der Verfasser seine Aufgabe. Zuerst bespricht er die Ursach des Leidens Christi, indem er also beginnt:

Als Jhesus Christus Gottes Son
Aus seines lieben Vatern thron,
Daher jnn diese welt ist komn
Vnd erstlich an sich hat genomen,
Vnser fleisch, hat wollen werden
Ein mensch alhie auff dieser erdn,
Hat sich vns allen gleich gemacht
Das hat er fur kein raub geacht u. s. w.

Im zweiten Abschnitte wird erst die Auferweckung des Lazarus, dann der böse Anschlag der Juden, im dritten Christi letzte Reise nach Jerusalem, im vierten der Sonnabend vor Palmen und der Einzug in Jerusalem, im fünften und sechsten der Montag nach Palmen u. s. w. geschildert. Der Schluss lautet:

Ob Christus gleich gestorben ist
Doch lebet er zu aller frist,
Ein König vber all König schon
Der sey gelobt jnns himels thron,
Mit Gott Vater vnd Heiligem geist
Der aller blöden tröster heist,
Der sterck vnser gwissn blöd vnd schwach
Helff vns aus dieser welt hernach,
Zu Christo jnn das himelreich
Bei jm zu bleiben ewigleich.

Die zweite Schrift ist das Spiel von der Auferstehung Christi:

Ein Geistlich|es schönes newes spil, auff | das heilige Osterfest gestellet, Da-|rinnen werden gehandelt die | geschicht vō der Aufferste-|hung Christi zu sampt | der historien | Thome. | Auch werden gemelt etzli-|che rede Christi, hart fur seiner himmelfart geschehen. | Zu letzt wird der Tri-| umph Christi hirinnen auch ange-|zeigt, was er durch seine Aufferstehung | der gantzen Welt erworben vn̄ auß|gericht. Allen fromen Christen. | sehr tröstlich vnd lustich zu le|sen. Durch Joachimum | Greff von Czwi-|ckau. 60 Bl. 8⁰. Ohne Jahr und Ort des Druckes.

Das einzige, in Zwickau befindliche Exemplar trägt auf dem Titel die eigenhändige Dedication Greffs: „Clarissimo Viro D. Magistro Stephano Rutho amico et fautori suo pręcipuo Joachimus Greff. d. d. 1.5.4.2.“

Der Stadtschreiber Stephan Roth in Zwickau ist bekannt als Förderer der dichterischen Bestrebungen Greffs; ihm widmete Greff seine Uebersetzung der Aulularia des Plautus.

Das Scherer unbekannt gebliebene, von Herzog im Archiv für die sächs. Gesch. 4, 406 und nach ihm von Koberstein-Bartsch § 163, 32 erwähnte Stück vom Jahre 1542 ist den Bürgermeistern, Rathmannen und der ganzen Gemeine der Stadt Freiberg in Meissen gewidmet. Greff bezieht sich in der Widmung auf die von ihm vor vier Jahren in deutsche Reime gebrachte Bugenhagensche Passion und Auferstehung Christi; er habe beabsichtigt die Geschichte des leidens und auferstehens Christi auch dramatisch zu bearbeiten, wie er es schon in der Vorrede zu jenem Büchlein verheissen habe. Auf Luthers und des M. Nicolaus Hausmann Rath jedoch habe er diesen Plan wieder aufgegeben; erst im Winter 1541 auf 1542 sei er wieder darauf zurückgekommen, aber von der dramatischen Darstellung der Passion habe er gänzlich Abstand genommen. Die Widmung an die Stadt Freiberg geschieht aus zwei Gründen, einmal weil daselbst seit langer Zeit das Pfingstspiel oder die Action von der Welt Anfang bis

zum jüngsten Tag* aufgeführt worden sei, sodann weil ihm die Aufführung seines Stückes in Freiberg erwünscht sei.

Es treten neununddreissig Personen auf, darunter als stumme Personen Maria und der Engel, „weil diese auch in den Evangelien nichts reden.“ Das Stück zerfällt in Vorrede und fünf Acte. Die Vorrede beginnt der Actor:

Die Christlich Kirch begehet heutt
In der gantzen Welt weit vnd breit
Das herliche hoche fest fron
Da Jhesus Christus Gottes Son
Nach seiner marter am dritten tag
Erstanden ist wie ich euch sag
Nach dem er den vnschüldign Todt
Vnd grosse schmach erlieden hat
Von wegen aller menschen zwar
Wie man dan dis durchs gantze iar
Sonderlich heut am Osterfest
In der kirchen predigen lest.

Die Zuhörer sollen mit eigenen Augen die Historie, die geschehen ist, sehen, denn ein Ding, welches wir sehen, pflegt uns tiefer ins Herz zu gehen. Den Unglauben der Jünger, von dem das Evangelium nichts sage, entschuldigt er damit, dass sie schwache und gebrechliche Leute seien, die den heiligen Geist noch nicht empfangen hätten. Ueberhaupt müsse der Glaube an die grosse Erlösungsthat, durch welche uns Christus Vergebung der Sünden erworben habe, das Menschenherz erfüllen, und diesen Glauben habe kein Jude, kein Türke, kein Papist. Zuletzt ermahnt der Actor die Zuhörer nicht bloss dem Spiele zuzuschauen, sondern auch einen Gewinn für ihr inneres Leben daraus zu ziehen.

I. Die Jünger reden mit einander. Petrus spricht seinen Zweifel offen aus: Christus war wirklich Gottes Sohn, aber er ist doch wie ein Mensch gekreuzigt und gestorben, wo ist er nun?

---

* Vgl. Iohannis Boceri Fribergum in Misnia. Lips. 1553. 8° (Gedicht in Hexametern), wo Bl. Gj bis Giij sich befindet: „Ludorum Fribergensium integra descriptio, quos apparatu ambitioso et maximis sumtibus singulis septem annis, tribus ultimis pentecostes diebus facere sunt soliti“.

Gewissen trost Nicht plauderey
Wie dann vnser weiber geschrey
Auskomen ist wiewol zwar wir
Nemlich ich vnd Johannes hier
Auch haben gesehen das grab
Dennoch ich kein glauben drein hab
Raus genomen mag er wol sein
Das gleuben wir beyde gemein
Aber das er sey erstanden
Darzu ist noch kein glaub vorhandn . . .
Mehrlein sind es nur allzu mal
Gedey wor zu es mag vnd sal.

Jacobus tadelt des Petrus Rede. Er sei zu heftig und spreche übereilt.

Du bist zu heis wol fur der stirn
Die sold dich zu weil wol verfürhn
Es thut es aber nicht sag ich
Scharff vnd alzuscharff gewislich
Das wird zuletzt gar stumpff, spricht man
Ich bit hör meine red auch an.

Wir können nur zu Gott unsere Klage schicken, „er mag mitler yn der sach sein“.

Johannes erklärt, dass er viel mehr als die anderen zu jammern und zu klagen Ursache habe. Jesus habe ihm seine Mutter anvertraut. Aber er zweifle nicht an der Erfüllung des Wortes, das Jesus zu ihm gesprochen, dass er in Jerusalem leiden und am dritten Tage nach der Schrift auferstehen werde.

Andreas schliesst sich der Ansicht des Johannes an, aber er fügt hinzu:

Ich beken meinen vnuerstandt
Gern wil ich folgen alzuhandt
So mich ymandts recht vnderricht
On das so kan ichs gleuben nicht.

Philippus sagt:

Ich hoffe noch, vnd Zweiffel doch
Dis ist mein hertz zu dieser sach.

Thomas kann es nicht glauben, dass Christus auferstanden ist:

Die straff möcht sein so gros sie wold
Doch michs niemand bereden sold
Das ehr erstanden von dem tod
Mir ist auch wol sehr leid sein not.

Bartholomeus: Wenn die Weiber zuerst die bedeutungsvolle Nachricht gebracht hätten, so habe sie Christus zuerst trösten wollen.

Mattheus bedauert, dass Thomas sich so ungläubig zeige, und schliesst seine Rede mit den Worten:

So er noch nicht erstanden ist
So wünsch ich so zu dieser frist
Gott der Herre im himmelreich
Helff ihm herausser seuberleich
Auff das wir ihn mit freuden all
Sehen mügn, Nicht mehr auff dis mal.

Jacobus erwidert:

Ich wil euch sagen wie vnd was
Wie man saget im sprichwort gmein
Ein ferlickeit gros odder klein
Sey was fur ein vnglück es wol
Welchs einen vbergehen sol
So einer dasselb zuuor weis
Kan ehr sich drauff schicken mit fleis
Vnd nimpts an als der gdüldiger
Leydets also zehn mal lieber
Dan so ehr nichts darumb gewust
Sos plotzlich kumpt, so ists vmbsunst
Dan mus ehrs leyden gut vnd bös
Also auch hie, hört mercket das
Auff dieses sprichwort red ich nu
Mit dir Petre, Drumb hör mir zu.

Er hält das Zeugniss des Petrus und Johannes für wichtig, sowie die Prophezeiung Christi. Darum lässt er folgende Mahnung ergehen:

Wir wollen noch heut diesen tag
Gewislich hoffen wie ich sag
Ehr werd sein worten nachkommen
Habt ihr mein red so vernomen
Es gerad gleich war zu es wol
Dennoch vns niemandt schrecken sol.

Judas Thaddeus befiehlt Gott die ganze Sache ihres Meisters:

Der wird rechnen die vnschuld sein.

Simon räth ihnen sich nicht zu „kieffeln“, als stände ihre Sache so wol:

Hört mich noch eins, Ein itzlich reich
Das wisset ihr ia alzugleich
So es mit ihm selbs vneins ist
Dasselbig wird gar balde wüst
Ein Haus felt vbers ander her
Dis lehrt vns auch vnser Meister
Was woln wir vns den nu wolan
Zeihen doch? Das wir wolden han
Feindtschafft vnder vns vnd gepeis? . . .
Allein ich vns so radten wil
Vnd nempts nur wol zu hertzen ein
So Christus vnser Meister fein
Nicht balde kumpt vnd vns erlost
So weis ich vns kein bessern trost
Dan wir machen vns auff vnd daruon
Ehe wir all werden tod geschlan
In einickeit last vns wandern
Wolln helffen einer dem andern.

Petrus widerräth ernstlich, dass die Jünger Jerusalem verlassen:

Wir wolln noch nicht ziehen von hier
Sondern wollen erwarten schir
Ob noch Christus vnser Meister
Möcht widder zu vns kommen her . . .

Halt ihr fest vnd fallet nicht ab
Ich ob ich wol geirret hab
Vnd hab verleugnet gantz vnd gar
Das ist mir hertzlich leid vorwar.

Maria Magdalena versichert, dass sie den Herrn gesehen habe, ebenso Maria Jacobi, Salome und Johanna.

Petrus schliesst ab:

Es bleib darbey in Gots namen
Last vns aber allzusamen
Wie ich euch zuuor gesagt hab
Von der hoffnung nicht fallen ab
Ist der Meister widder im lebn
So wirdt ehr vns gewis merckt ebn
Ja Nicht verlassen, Nein ehr zwar
Ehr wird zu vns kommen vorwar
Vnd wird vns erscheinen allen
Zu seiner zeit nach seim gefallen.

II. Kaiphas zu den Hütern des Grabes:

Sprechet nur allzumal zugleich
Ehr sey worden gestolen euch
Von seinen jüngern bey der nacht
Dis ist das best hab ich erdacht.

Ebenso Hannas. Ein anderer Hoherpriester Baesa verspricht ihnen im Namen der Hohenpriester Geld. Die Hüter richten sich nach der Anweisung der Hohenpriester. Jacobus ermahnt die beiden Jünger von Emmaus zur Vorsicht. Maria Magdalena klagt über die allenthalben verbreitete Nachricht, dass die Jünger den Meister gestohlen hätten. Christus erscheint mit den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus:

Was fur red habt ihr vnder euch
Sagt mirs ich bit euch seuberleich.

Ganz nach dem Bibeltext erzählt nun Lucas, der andere der beiden Jünger:

Das von Jhesu von Nazareth
Welcher bey vns war ein Prophet
Mechtig von thatten vnd wort zwar
Fur Gott vnd allem volck vorwar
Wie vnser hochenpriester ihn
Haben vberantwort dahin
Mit sampt vnser Obersten schar
Zum verdamnus des Creutz' vorwar . . .

Beim scheiden sagt Kleophas:

Bleib aber vil mehr bey vns hier
Den es wil abend werden schir
Der tag hat sich geneyget schon
Wir wollen mit einander gan . . .

III. Centurio redet zu den Knechten über die Betrügereien der Hohenpriester. Joseph und Nikodemus erkundigen sich nach Christus beim Centurio. Dieser erklärt, Christus sei gewisslich auferstanden, und stellt sich ganz auf die Seite der gläubigen Jünger.

IV. Die Jünger von Emmaus über ihr zusammentreffen mit Christus. Kleophas sagt:

Sag mir dieses recht one schertz
Brandte nicht gar in dir dein hertz

Da ehr mit vns auffm weg redet
Vnd als ehr vns die schrifft öffnet?

Sie treffen mit Johanna und Salome und den Jüngern zusammen, und Kleophas berichtet ihre Begegnung mit Christus. Während Petrus seine Zweifel äussert, erscheint Christus und versetzt die versammelten in so grossen Schrecken, dass Petrus seine Rede nicht einmal beschliesst. Christus sagt:

Pax vobis, der friede mit euch
Mein lieben Brüder allzugleich.
Wie habt ihr doch nur künnen sein
So eins harten hertzn allgemein? . . .
Saget mir doch warumb wancken
In ewerm hertz solch gedanken?

Johannes lobt Gott, Andreas bietet ein Stück von Bratfisch und Honigseim zum Essen. Petrus dankt für das wiedererscheinen Christi. Christus sagt, die Schrift müsse erfüllet werden:

Also ist es geschrieben zwar
Vnd so must Christus leydn vorwar
Vnd aufferstehen wie ich sag
Von den todten am dritten tag
Ehr must auch lassn predign so
Das in seinem namen aldo
Bus vnd vergebung der sünde
Ewiglich zu aller stunde
Vnder allen völkern sold sein
Anzuhebn zu Jerusalem fein
Ihr seid des alles zeugen zwar
Der fried sey mit euch allen dar.

Folgt die Verheissung des Heiligen Geistes an die Jünger.

Thomas kehrt zurück, hört von dem erscheinen Christi, zeigt sich aber doch noch ungläubig.

Ach brüder lieben brüder mein
Kurtzumb es wil mir noch nicht ein
Ich sag euch das zum dritten mal
Ob ihr ihn gleich gesehen all
Es sey den das die augen mein
Sehen wol in den henden sein
Die negelmahl gantz offenbar
Auch das ich meinen finger dar
In die negelmahl leg wolan

Das ichs fülen vnd greiffen kann
Vnd leg mein hand in sein seit frey
Sunst gleub ichs nicht das es wahr sey
Kurtzumb ich folg niemandts hierin.

V. 1. Kaiphas hält es für das beste, die Jünger und die Hüter des Grabes zu fangen und zu tödten. Die anderen stimmen zu. 2. Christus kömmt durch die verschlossene Thür zu den Jüngern.

Brüder der friede sey mit euch
Mit euch allhie allen zugleich
Thoma reich her die finger dein . . .
Vnd sey nicht vngleubig sag ich
Sondern gleubig verstehstu mich?

Thomas. Ach mein lieber herr vnd mein Gott
Der du aufferstanden vom tod
Ich beken mein vnglauben wolan

Christus. Thoma du solt mich verstan
Dieweil du mich gesehen hast
Darauff hastu gegleubet fast
Selig aber sind die, hör mich
Die nicht sehn, Doch gleubn festiglich.

Nach Beendigung des fünften Actes zählt der Verf. dem Leser die Gründe auf, durch die er veranlasst sei auch die Erzählung vom ungläubigen Thomas anzufügen. Er lässt dann noch im sechsten Acte einen Epilog von der Auferstehung Christi folgen und hat hiezu nach seiner eigenen Erklärung Valten Voigts Spiel vom herrlichen Ursprung u. s. w. benutzt. Diese Benutzung erstreckt sich jedoch nur auf die Disposition des Stückes. Zugleich bemerkt Greff, dass der Verfasser des Spieles „Der Weiber Reichstag“ aus seiner Aulularia des Plautus „ein sehr gros teil von wort zu wort aus dem Prolog genommen habe“.

VI. Der Actor leitet den Act ein. Nach dem Gesange „Christ ist erstanden“ beginnt Christus. Er redet zu den Jüngern und zu allem Volk.

Das Gesetz, Sünd, Tod vnd Teuffel
Vnd die tieffe abgrund der Hell
Diese alle seindt ewer feind
Ich aber (gleubts) bin ewer freund . . .

Da kam ich vnd wurd ewer knecht
Aus meines lieben vatern thron
Ob ich wol wahrer Gottes Son
Doch bin ich daher zu euch kommn
Vnd hab erstlich an mich genomn
Ewer fleisch, Hab wollen werden
Ein mensch hie auff dieser erden
Hab mich euch allen gleich gemacht
Ich hab es fur kein raub geacht
Gott gleich sein in Götlicher gstalt
Ich hab mich des geeusert bald
Eines Knechts gestalt nam an mich
Wurd erfunden gantz sichtiglich
Wie ander menschen mit gberden
Ernidrigt mich selbs auff erden
Ich war gehorsam bis zum tod
Ja zum tod durch des Creutzes not . . .

Man erkennt hier deutlich die Grundlage von Phil. 2, 5 ff. Christus erzählt dann seinen Triumph und wie er die Hölle zerbrochen und zerstört habe, wie er darin der alten Schlange den Kopf zertreten, Satan gänzlich überwunden, gebunden und ihm alle seine Macht genommen, wie er das Gesetz vollbracht und erfüllt, wie er die Sünde vertilgt und den Tod durch seinen Tod verschlungen und umgebracht habe. Er schliesst mit einer Anrede an die Jünger:

Also mein lieben jünger fein
Auch all ihr lieben Christen mein
Habt ihr ghort mein Triumph vnd sieg
Den ich aus diesem meinem krieg
Fur euch gefurht, erlanget hab
Lasset ihr nur daruon nicht ab
Zu gleuben stetz im hertzen drin
Das ich warhafftig erstandn bin
Euch zu gut, zu ewerm trost
Vnd das ich euch hab all erlost
Von ewern feinden alln gemein
Nun feylet es an diesem allein
Das ich zu meinem vater schir
Auff fare gen himmel von hir
Hol euch zu mir hernacher bald
Sehet nur das ihr fest anhalt
Zu bitten das solchs möcht geschen
Nach meins vaters willen allein

Auff das sein reich herzuher kum
Des Teuffels reich herwidderumb
Gantz vnd gar auffgehaben werd
Wehr nu solchs von hertzen begert
Der gleubs vnd bitts in meim namen
Als dan sol es geschen! Amen.

Petrus bittet Namens der Jünger, Christus wolle ihren Glauben stärken und mehren, und fordert das Volk auf das Lied M. Luthers „Christ lag in Todes Banden" zu singen. Dieses ist nebst der Melodie abgedruckt.

Was sonst von Greffs breiter ermüdender Darstellung gesagt werden muss, gilt auch hier. Die Reden der Jünger sind fast endlos. Der dramatische Werth des Stückes ist gering; die Sprache nur selten erhaben, der Versbau nicht frei von Härten und Unebenheiten.

4. Johann Bussleben.

In meiner Abhandlung über „das Drama vom verlornen Sohn" habe ich unter den verwandten Dramen, in denen das Gleichniss vom verlornen Sohn nicht ausschliesslich zu Grunde gelegt, sondern nur in allgemeiner und vorbildlicher Weise benutzt wird, auch die Dramen vom Knabenspiegel aufgeführt, und zwar von Jörg Wickram (1554), Josias Murer (1560), Jacob Schertweg (c. 1570—1580), Georg Pondo (1596) und Jacob Ayrer (1598). Es ist hier noch einzureihen Johann Bussleben, der folgendes Drama verfasste:

Ein Spiegel, | Beide wie die | Eltern jre Kinder aufferzie-| hen, Vnd auch die Kinder gegen die | Eltern sich verhalten sollen, | sampt angehengter bey-|der straff. | In ein kurtzweilige Come-|diam sehr nützlichen zu le-|sen verfasset, | Durch | Johannem Bufslebium | Ilmensem. | Syracides. | Qui timet Deum honoret parentes. | M.D.LXVIII. 48 Bl. 8⁰. In Celle.

Das Drama wird von Goedeke S. 311, 172 angeführt. Die Widmung gilt der Stadt Wernigerode. Der Verfasser nennt sein Spiel ein klein einfeltig vnd gering Comediam, die er allen frommen Knaben und Kindern zu einem Exempel und

Spiegel und den bösen zu einer Warnung und Abschreckung ihres bösen frevelhaften und unverschämten vornehmens reimweise gestellt habe. Die Vorrede ist unterzeichnet: „Datum Egeln den 25. December 1568. Johannes Buslebius Ilmensis C: scholae Egelensis“.

Ausser Prolog und Epilog treten siebzehn Personen auf. Die Handlung wird in fünf Acten vorgeführt. Wie in den Dramen vom verlornen Sohn wird der fromme gottesfürchtige Sohn (Amandus) dem bübischen (Alastor) gegenüber gestellt, der letztere ist „ein Schalk, der sich behengt mit einem Balg“. Lais, die unzüchtige Frau, wird von ihm aus ihrem Hause gejagt und erregt einen Streit mit dem Vater Cornelius. Dieser prügelt den ungerathenen Sohn und macht dadurch der Mutter Benigna grosse Pein. Krankheit bringt den Sohn in Elend und zur Erkenntniss seiner Schuld. Der Prophet Nathan wird zu ihm gesandt, der ihn tröstet und errettet. Der Vater will ein Mahl anrichten.

Im ersten Act Scene 1 klagen die Eltern über den unsittlichen Wandel des Alastor; der Vater bedauert, dass er die Erziehung desselben nicht in der rechten Weise geleitet habe.

Hett ichs also zum ersten bdacht,
Vnd jn geschlagn mit aller macht,
Hett jm gegeben schleg fürs gelt,
Vnd jn geschicket auff das felt,
Den ackr zu bawn vnd richten an,
So dürfft ich nicht solch sorgen han.
Aber vorgethan vnd nach betracht,
Hat viele in gros leid gebracht.

Sie wollen nun Amandus zu ihm schicken, da erscheint dieser.

2. Gebet des Amandus.

3. Amandus berichtet, dass sein Bruder in seiner Trunkenheit arge Verwüstungen im Frauenhause angerichtet und Lais mit ihrer Magd Glycerium hinausgejagt habe.

4. Die beiden Teufel Satan und Dämon freuen sich, dass sie wieder eine Seele gewonnen haben; der eine hat dem Alastor gerathen sich mit der Magd einzulassen, der andere hat der Lais gerathen bei Cornelius Beschwerde zu führen und hofft, dass sie werde todtgeschlagen werden.

II, 1. Lais klagt bei Cornelius, wird aber von diesem derb gezüchtigt und vor weiteren Schmähungen durch Benigna und Amandus geschützt. Lais stellt sich zuletzt als Spiegel dar:

Habt acht, habt acht, jr Megdlein gut,
Vnd halt ewer keuscheit in hut.
Die gröste gab die keuscheit ist,
Die bringet ehr zu aller frist.
Last euch mich ewer Spiegel sein,
Nu wil ich gehn wider hinein.

2. Die Teufel rühmen sich ihrer Heldenthaten bei der Verführung der Menschen.

3. Alastor gedenkt mit seinen Gesellen Pamphagus und Promus der letzten Scene im Frauenhaus.

4. Amandus fordert seinen Bruder auf zu den Eltern zu kommen. Er erhält dafür Ohrfeigen, Alastor will lieber das Haus seiner Eltern stürmen.

III, 1. 2. Amandus meldet erst der Mutter, dann dem Vater die Weigerung Alastors, zu den Eltern zu gehen.

3. Cornelius ermahnt den Amandus fromm zu bleiben, die Eltern zu ehren und alle böse Gesellschaft zu meiden.

4. Die beiden Teufel frohlocken über den Entschluss Alastors, seine Eltern und seinen Bruder aus dem Hause zu jagen.

5. Alastor und seine Gesellen beschliessen den Anschlag auf das Elternhaus.

6. Bei dem beabsichtigten Angriffe wird Alastor von seinem Vater gezüchtigt, die Gesellen entfliehen.

7. Der Engel Iriel soll die Haare, die dem alten ausgerauft sind, sammeln.

Die sol ich binden in ein bund,
Vnd bringen balt zu dieser stund
Für vnsern Herren Zebaoth,
Der auff sein Volck ein auge hat.
Gar lieb sind jm̃ ewer grawe Har,
Die jr lebet nach seiner lahr,
Nach seinem willn vnd wolgefalln,
So wird euch nicht ein har entfalln.

IV, 1. Alastor gesteht seinen Freunden, dass er nicht

recht gehandelt. Promus tröstet ihn mit der Geschichte eines Pfaffen aus dem Eulenspiegel.

Ein Pfaff eins mals gewesen ist,
Weis nicht wo es geschehen ist,
Welchr sich zum andern hat geselt,
Bey jnen auch verspielt viel gelt,
Im spielen hatte er gehabt
Gar wenig glück wie man da sagt,
Wie jn das glück ein mal anlacht,
Das er das spiel zu gwinnen dacht,
Fehrt er heraus für freuden gir,
Wenn ich jtzund dis spiel verlier,
So wil ich sagen was ich weis.

Es tragt sich zu er verleust das spiel,
Eim jdern es gar wolgefiel
Zu hören was der Pfaffe wust
Nach seines guten spiel verlust.
Da fing der gute Pfaffe an,
Zu wissen thu ich jderman.
Es ist kein Gott, kein Hell, kein Sünd,
Auch keiner der da rechen kundt
Die Missethat des Menschlich gschlechts,
Der wegen faret fort jr knecht
In fressen, sauffn vnd Hurerey,
Es ist kein Gott, der recher sey,
Abr das indr Welt kein Tod nicht wehr,
Dauon lies er sich gar nicht hörn.

Alastor bittet um einen Arzt, da er sich nicht wol befindet.

2. Auch Pamphagus will sich bekehren, Promus verspricht sich zum Arzte begeben zu wollen.

3. Die Teufel, Tod, Moses, Welt freuen sich über das Opfer, das ihnen zufallen wird.

4. Epidaurus, der Arzt (Satan nennt ihn IV, 3 Doctor Beutelsiech), bezeichnet Alastors Krankheit als bedenklich und verordnet ihm Brustküchlein.

5. Der Tod will Alastor „in Nobiskrug“ führen, Moses hält ihm seine Uebertretungen vor, Alastor fleht Gottes Gnade in Christo an. Die Bühnenanweisung ist in lateinischen Distichen abgefasst:

Tota caterva volens portare ad Tartara eundem
Audito Christi nomine tota tremit.
Diffugiunt igitur post se miserumque relinquunt
Talia et horrificus personat ore Sathan:
Ach mein Arbeit wil vmbsonst sein.

V, 1. Der Engel Raphael befiehlt dem Propheten Nathan dem reuigen Alastor die Gnade Gottes zu verkünden.

2. Nathan führt den Befehl aus.

3. Alastors Gebet zu Gott.

4. Alastor bittet seinen Bruder um Verzeihung und wünscht, dass er bei seinen Eltern ein gutes Wort für ihn einlegen möge.

5. Amandus führt den Auftrag Alastors aus.

6. Alastor thut Abbitte, die Eltern vergeben ihm.

7. Die Teufel u. s. w. bedauern, dass ihnen Alastor entgangen ist, und beschliessen ihr Verführungswerk an anderen Leuten zu versuchen.

Epilog schliesst mit einer Ermahnung an Eltern und Kinder.

Neben der rein paedagogischen Tendenz scheint der Verfasser auch eine antipapistische verfolgt zu haben. Wir sehen dies aus der Pfaffengeschichte aus dem Eulenspiegel und aus einer anderen Stelle. Satan erzählt, wie er neulich einen feisten Mönch gefunden und an einem Spiesse im Feuer habe braten lassen.

Sex Centner bratfeist merck ich ebn
Hat er im braten von sich gebn.

Dazu bemerkt Dämon, dass er vielleicht in kurzem eine feiste Nonne finden würde, deren Fett er mit Pfunden verkaufen könne.

Die Bühnenanweisungen sind in lateinischer Sprache gegeben, ebenso ist der Eintritt musicalischer Piecen bezeichnet, z. B. Hic Cytharis vel alio genere instrumentorum canitur vel quoque voce humana, oder: Voce canas rursum vel tentes pollice chordas. In der Verskunst nimmt der Verfasser eine sehr niedrige Stellung ein; die Verse sind meist hart und ungefüge, die Betonung den Regeln der Prosodie ganz zuwiderlaufend,

häufig ist auch die Reimbrechung angewandt. Für den Sprachschatz merken wir an:

III, 5 Lang borgen ist nicht geben queit.
Wir wolln dem Alten das Nackhar ziehn,
Wir wolln ihm zausen die grawn har
Har, har, ich wils jm kernten ein.

Auch für den Nobiskrug finden sich zwei Belege:

IV, 3 Wenn da sol sein die guldne zeit,
Das man jn zum Nobiskrug tregt.

IV, 5 Sihe die stunde ist nicht weit,
Darumb du dich von stund bereit
Mit vns zu gehn nach Nobiskrug.

Vgl. die Belege über Nobiskrug bei Goedeke, Römoldt S. 75 und Homulus S. 222 f., und bei Holstein, das Drama vom verlornen Sohn S. 32 Anm. 1. Ich füge noch aus Rollenhagens Abraham II, 1 hinzu:

Ein Herr vnd Wirt im Nobis Haus,
Da schlecht das Fewr zun Fenstern aus

und aus Andreas Hartmanns Erstem Theil des Curriculi vitae Lutheri (1600) II, 5:

Weistu, was jensmahl ist geschehen,
Da man dich wolte zu Inssbruck
Fortschicken hin in Nobiskrugk.

Diese Worte spricht Claus Narr zu Tetzel.

Briefe von Peter Watzdorff.

Aus dem K. Hauptstaatsarchiv zu Dresden.

Was zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges wol schon unmöglich gewesen wäre, dass sich die publicistischen Vertreter der kriegführenden Parteien der Sprache der Poesie zum Ausdrucke ihrer Gesinnungen und als Kampfmittels bedient hätten, das begegnet uns hundert Jahre früher noch als eine im Geiste der Zeit wurzelnde Sitte.

Als ein Repraesentant der poetischen Publicistik seiner Zeit darf angesehen werden Peter Watzdorff, sowol insofern als er ohne tendentiöse Berechnung und von einem durchaus naiven Standpuncte aus zu dem Gebrauche der Poesie geführt ward, wie insofern als die handelnden Persönlichkeiten der Zeit, nicht nur die Männer, deren Sache er verfocht, sondern auch die von ihm angegriffenen Gegner, seinem auftreten Beachtung schenkten und seinen Aeusserungen politische Bedeutung beimassen.

Was wir von seinen Lebensumständen wissen, ist das wenige, was sich auch aus den unten folgenden Schriftstücken sofort ergibt: er lebte in der Zeit, um welche es sich hier handelt, als Bürger zu Arnstadt und war vorher kurfürstlicher Amtschösser zu Jena gewesen. Kaum lässt sich daran zweifeln, dass er der Jenaische Schösser „Herr von Watzdorf" ist, welcher von J. C. E. Schwarz, das erste Jahrzehnd der Universität Jena. Jena, 1858. S. 31, genannt wird.

Von seinen Liedern und Spruchgedichten sind mehrere in v. Liliencrons historischen Volksliedern Bd. 4 (Leipzig 1869) aufgenommen, nämlich:

1) Nr. 524 S. 324—326. Vermanung an die Oberlendischen und Sechsischen stedte.
2) Nr. 544 S. 387—392. Ein trewe Vermanung an alle Christliche stende.

3) Nr. 545 S. 392—394. Ein new lied und ermanung an die evangelischen, sich der fromen fürsten und der stadt Wittemberg anzunehmen.
4) Nr. 558 S. 430 f. Ein new lied des frommen christlichen alten churfürsten.*
5) Nr. 563 S. 445 f. Der churfürstin zu Sachsen lied.
6) Nr. 565 S. 448. Ein new lied, den jungen fürsten zu Sachsen und ihrer fürstlichen gnaden frawen mutter zu ehren gestellet.**

Ueber die von ihm selbst verfassten Schriften, deren Watzdorff in seinen nachstehend abgedruckten Briefen Erwähnung thut, habe ich, soweit mir möglich war, in beigefügten Anmerkungen Nachweisung gegeben. Aus der Anführung bei E. Weller (Annalen Bd. 1. Freiburg i. Br. 1862. 8⁰. S. 55 Nr. 231) kenne ich als von ihm verfasst (vgl. unten S. 187):

Eyn Christlich Gebet, darin der Churfürst zu Sachsen ... Seine vnschuld, jetziges Kriegs vor Gott vnd aller Welt offentlich bekendt. 1546.

In Prosa schrieb er:

Außzug aller Gefährligkeiten vnnd Vbels, der sich ein jeglicher, so in diesen Sachen dem Papst, Keyser, oder jhrem Anhang, Fürschub vnd Hülffe thut, theilhafftig machet ... Hiermit wirdt auch das vermeynte Außschreiben, so gewißlich ein Gottloser vnter deß frommen Luthers Namen hat außgehen lassen: Daß sich gegen dem Keyser zu wehren nicht geziemen solt: reprobiert vnnd verlegt ... Durch Petrum Watzdorff, weiland Amptschössern zu Jena, Bürgern zu Arnstatt. Anno 1546.

Abgedruckt bei Fr. Hortleder, der Römischen Keyser- vnd Koniglichen Maiestete Handlungen vnd Außschreiben. [Bd. 2.] Fckf. a. M. 1618. fol. Buch 3, Cap. 15, S. 270—272.

EIn Trewe Vermanung, vn̄ Warnung, an beyde Bischoffe, Wyrtzburgk vnd Bambergk, vnd derselbigen Preißwirdigen Adel. Auch an alle jhre Vnterthanen, sich jnn diesen fehrlichen zeitten, wol fürzusehen, vnd nicht zuuorhetzen

* Fehlt im Register unter Watzdorf.
** Desgleichen.

lassen. Durch Petrum Watzdorff zu Arnstadt beschrieben, Anno M. D. xlvii.

3 Bogen 4⁰. Mit dem Datum: „Sontags nach Epiphanie des zehenden tages Januarij, Anno M. D. xlvii". Dresden. K. öff. Bibl. Hist. Francon. 344, 6.

Wie Watzdorffs politische Schriftstellerei Gegenstand von Erörterungen zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Herzoge Moritz von Sachsen ward, darüber berichtet, leider ohne genauere Zeit- und Quellenangaben, Ge. Voigt in seiner Abhandlung: „Der Bund des Herzogs Moritz von Sachsen mit den Habsburgern 1546" (Archiv für die Sächs. Geschichte. Hggb. von Karl von Weber. Neue Folge. Bd. 3. Lpz. 1877. 8⁰. S. 96). In einem von Watzdorff verfassten „Reimliede" kamen die Worte vor, „dass bereits etliche junge Fürsten beginne nach zeitlicher Ehre zu dürsten, dass sie den kaiserlichen Worten trauten u. s. w." Moritz fühlte sich durch diese Worte getroffen und beschwerte sich bei dem Kurfürsten darüber, dass dieser dem Dichter in einem Schreiben für das Lied gedankt habe. Der Kurfürst erwiderte, er habe nicht daran gedacht, dass die Worte für Moritz beleidigend sein könnten, sondern angenommen, dass in dem Liede die Markgrafen Hans und Albrecht und andere, die in des Kaisers Dienst getreten, gemeint seien. Die Verse

Wie allbereit etlich junge Fürsten,
Nach zeitlicher ehr begind zu dürsten,
Gleubn den Keyserlichen worten fein

sind enthalten in Watzdorffs Spruchgedicht „Vermanung an die Oberlendischen und Sechsischen Stedte" (Liliencron Bd. 4 S. 324); ganz ähnlich äussert sich derselbe aber auch in dem „newen lied und ermanung an die evangelischen" (Liliencron Bd. 4 S. 394), von welchem Liede diejenige Fassung wenigstens, welche bis jetzt einzig und allein bekannt geworden ist, anscheinend dem November 1546 angehört:

Ach ir jungen fürsten,
last euch nit so verführ,
die auch [Liliencr. „euch"] nach ehr thut dürsten!
unglück ist fur der thür;

thut ir dem keiser folgen
nach bäbstischem anschlag,
so wirts euch ie nicht wolgehn,
als ich euch warlich sag.

Ein Schreiben des Kurfürsten an Watzdorff, welches diesem für eine Schrift, in der die dem Herzoge Moritz anstössigen Worte vorkamen, gedankt hätte und welches in solcher Weise sofort bekannt geworden wäre, dass sich Moritz darauf in einer Beschwerde beziehen konnte, ist bisher nicht nachgewiesen worden. Dagegen darf darauf aufmerksam gemacht werden, dass in den Augen des Herzogs Moritz für die mitgetheilte Stelle aus der „Vermanung an die Stedte“ insofern eine gewisse Mitverantwortlichkeit auf den Kurfürsten fallen konnte, als der Druck dieser „Vermanung“ zugleich ein „Weymar, Mitwochs nach Visitationis Marie [= 7. Juli]. Anno Domini 1546“ datiertes Schreiben des letzteren an die Oeffentlichkeit brachte, in welchem er Watzdorff für seine „Trostschrifft“ in anerkennenden Ausdrücken dankte.* Ob danach Voigts Darstellung von jedem Missverständnisse frei geblieben ist und die Beschwerde des Herzogs Moritz sich nicht vielleicht auf das mit der „Vermanung an die Stedte“ zusammen gedruckte Dankschreiben des Kurfürsten bezog, darüber wird man vorläufig zweifeln dürfen.

Die Originalien der Briefe, welche hiernächst folgen, befinden sich in dem K. Hauptstaatsarchiv zu Dresden (Nr. 1—4 in Loc. 9138: „Allerhand Sendschreiben, Relationes“ etc. Nr. 5 in Loc. 8607 Nr. 61: „Der Universität Wittenberg und anderer Theologen Schreiben an Churfürst Johann Friedrichen“). In Loc. 9158: „Allerhand Practiqven“ etc. Bl. 413—422 und 389—392 kommen von Watzdorffs Hand geschrieben vor die oben S. 174 f. unter 2) und 3) aufgeführten Dichtungen, ausser-

* „Vermanung an die ... Stedte ... mit angehengter Churfürstlicher, Hertzog Johannis Friderichs ... Antwort, auff ausgegangene Trostschrifft Petri Watzdorffs ... gethan.“ „Wir haben das schreiben, so du jetzo an vns gethan, sampt den vberschickten reymen, die jtzige für habende Kriegs gewerb, vnd kriegs rüstung ... betreffende, jnnhalts hören lesen.“

dem „Eyn neuh liedt“ und eine „Vormahnung an Teutzsche Nation“, deren in der Anmerkung zu Brief 1 Erwähnung geschehen wird.

1.

[Bl. 218] Durchlauchtigſte Hochgebohrne Furstin, vnnd durchlauchter Hochgebohrner furst, Ewern f. g. ſeynt meyn vnderthänige, Gehorßame, vndt gantzgefliſſenen dienste, alles vermugens mit leybe vnnd guthe, zcuuornn, Genedigſte furſtin vnnd genediger furſt vnnd herre.

Ob wol bäyde e. f. g. jn Hohem furstlichem ſtande, So kan ich doch bedencken, weyl dieſelben die vntrew dießer welt, (. ſunderlich der blutvorwanthen.) ſehenn, horen, vnnd erkennenn, das dieſelben dannoch, abweßens ewers allerliebſtenn hernn vnd vaters vnßers gnedigſten hern, welcher nicht jn geryngster ſhaer ſeyner Churfurstlichen g. eygnen leybs vnd lebens ſtehet, etwas mit trubſal, vnd trauriger ſorgſamkeyt vmbgebenn, Dan ich acht, Souiel höher der ſtandt, Souiel mehr jn widderwertigkeyt bekummernis, Da ſich aber beyde e. f. g. ſampt derſelbenn, Hocherwähenten lieben hern, vnnd vatern, vnter das joch Chriſti begebenn, vnnd One zcweyfel dahin erwegen, ſeyn Creutz zcutragenn, auch gewißlich den ſpruch vnßers herren [Bl. 218′] das der Junger nit beſſer dan der Meyſter haben ſol, jn gemuth haltet, Habe ich doch auch nit vnterlaſſen können, e. bäyde f. g. jn ſolchen ſchwynden,: vom teuffel zcugerichtenn: widderwertigkeytenn die vom Almechtigen, zcweyfels on, wie vber den Iob e. f. g. glauben damit zcuprobiren, verhenget, mit dießem meynem geringen, vnzceytigem schreyben, zcutroſten, vnnd ſollens e. bäyde f. g. vnwanckwar dafür halten, vnnd iſt auch wahr, Das alle Obrigkeyt, Furſtentumb vnd gewalt, vom Almechtigen gegeben, Darvmb auch e. f. g. ſonder ſorgen gewiß ſeynn, woh ſie durch Gotes ordenung (.wie ich nicht zcweyfel,.) jn Herſchung vnd regiment ſeyn ſol, So wirdet keynn gewalt noch macht wie gros die ymmer ſeyn mag, vielweniger falſcheyt, vnd teuffels liſtige griff adder anſchlege, ſolchs brechen mugen, Derhalb ſollen e. f. g. vnd alle Chriſten, mit dem liebenn Paulo feſt haltenn, vnnd ſprechen, Wehr wil vnns ſepariren, vnnd abſcheydenn von der liebe Gottes, jn Summa niemandts, Laſt wueten, vnd Toben, Liegen, vnnd triegen, die Arge welt, vnd wan ſie gleych [Bl. 219] voller teuffel wehr, ſol ſie vns doch nichts anhaben, Aber gleychwol die mittel nicht verachtenn, Der vrſach ich auch beyliegende vermahnung, vnnd eyn Liedle, an alle teutzſchen* geſtellet, die e. f. g. jch

* In Loc. 9158 Bl. 405—412 = Bl. 393—400, und Bl. 287—292 = Bl. 401—404 befinden sich in je zwei Abschriften von Watzdorffs

hirmit vberſende, vnderthenigklich Bithende, meynen guthen willen, vnd hertzliche trew gegen e. f. g. vnd dem Churfurſtlichen haus zcw Sachſſen jn genaden zcuuermergkenn, vnnd mich derſelbenn befohlenn zcuſeynn laſſenn, Dieſelbige vnnd vns allenn Befehl ich hirmit dem der alle dingk Ordent vnd regiert, vnnd erken mich nicht alleyn, ſondern erbieth mich denſelben, mit leyb, lebenn, vnd guthe zcudynen, auffs allerwilligſte, Datum gantz eylend Am tage allerheyligenn, des erſten Tags Nouembris Anno etc xlvj

E. Bäyder f. g.
Gantzwilligk gehorßamer
vnd vnderthaniger diener
Czw Arnſtadt Burger
Peter Watzdorff

Der durchlauchtigſten Hochgebohrnen, Furſtin vnd frawen Frawen Sibillenn, gebohrnen Hertzogin von Cleue etc Churfurſtin, vnd Burggräfin zcw Magdeburgk, Meyner genedigſten frawen, vnd dem durchlauchten Hochgebohrnen furſten, vnd Herren, Hern Johans Wilhelmen, Hertzogen zcw Sachſſen, Landtgrafen in thuringen vnd Marggrafen zcw Meyſſen, Meynem genedigen furſten vnnd Herrenn,

zcu yre beyder f. g.
eygenn handen

Hand: 1) Vormahnung An teutzsche Nation Sich yhe nicht zcuseumen, Der wutterischenn vnnd tyrannischen, jha gantz fyhischenn, frembden spanischen vnnd welschen Nation, den Neuhen turckenn, vndt feynden des Euangelij vnd yrem meuchlischen anhang, zcuerrettung yrer weyb, kinder, gut, ehre vnd althergebrachter freyheyt, vnd vaterlands, eylendt widderstandt zcuthun Durch eyn liephaber Gotlichs worts beschriebenn, [Bl. 405:] „Sontags noch Simonis et Jude Anno etc. xlvi“ ([Bl. 393:] „Donnerstags nach Othmari Anno 46“). 2) Eyn neuh liedt Darjnnen Teutzscher Nation, Sunderlich den Gotsgeliebtenn vnd Euangelischen, angezceygt wirdet wie sich jn dißem fur augen stehenden krieg, zcuhalten beschriebenn [Bl. 287:] „den ersten Nouembris Anno, sechs vnd viertzigk“ ([Bl. 401:] „durch Petrum Watzdorff mitwoch nach Martinj Anno etc. sechvndviertzigk“) Im thon zculobe woln wir Singen. In 1) Bl. 411 und 399 liest man die Verse:

„Hofirt bey leyb nicht etzlichn fursten,
die nach zceytlicher ehr thut tursten,
Ehr die den käyßer erzcurnen tethen,
viellieber sie Gots wort nit hetten“.

Ein Druck von diesen beiden Dichtungen (vgl. unten S. 184) ist mir nicht bekannt geworden.

2.

[Bl. 220] Meynn gantzwilligenn dienſte zcuuor, Edler vnnd Hochgelerther, Gunſtiger lieber Her Doctor, ſunderlicher herr vnnd furderer, Was trubſal angſt vnnd Schwehrmut Die vntrew dißer welt meynem Hertzen eyndrucket Was Hertzenleyds vnd traurens die vndanckbarkeyt derſelbenn jn mir wircket, kan ich nicht auſſprechen vielweniger beſchreyben, aber jammer vber allen jammer iſt mir das, Das man vnßerm lieben landſfürſten, Der vmb Gotes worts, Teutzſcher Nationn, vnd des Vaterlands willen ſeyn leyb vnnd leben gegen den Babſt teuffeln jn gefhar geſatzt, von ſeym eygen Blut vnd fleyſch ſolch vntrew begegen ſol, O trewer got vom Hymel ſich dreyn vnd ſtraff,

Dieweyl ich dan bedenck Das weyplich Hertz der frumen furſtin, Darzcw des lieben jungen hern, nit minder mit trubnis gequehlt werden, Hab ich zcw eynem kleinen troſt, damit ſie doch auch ſpuren mügen, das noch leüt (.der ich on zcweyfel allein nicht werd ſeyn.) die es mit yren f. g. trewlich meynen, Beyliegende ſchriffte an yre f. g. geſtellet, Bith gantz dienſtlich [Bl. 220′] Ewer großachtbarkeyt wollenn mir vmb kuntſchafft vnnd gunſt willen ſouiel zcu gefallenn ſeynn, vnd ſolche ſchriffte yren f. g. zcuhanden ſtellenn, Damit ich auch warhafft wiſſen mecht, Wie es vnſerm lieben landſfurſten zcuſtunde, Vnd wie es ſonſt allenthalb gelegenn, Bith ich woh es thunlich e acht wollen mir deſſelben eyn kleynenn bericht thun, Dißer müh nicht befeyhlen laſſen wil ich meyns vermugens zcuuordynen willigk vnd gefliſſenn ſeynn, Datum eylend dinſtags noch Omnium ſanctorum [= 2. November] Anno ꝛc xlvi
E. Acht.

Gantzwilliger
Peter Watzdorff zcw
Arnſtadt Burger

[Bl. 221′] [Von fremder Hand: „Auf Auff Lerma Lerma“.] Dem Edelnn vnnd Hochgelerthenn Hernn N. vonn Teuteleubenn der Recht Doctorj Churfurſtlichem Rath Meynem großgunſtigen hern vnnd furderernn

3.

[Bl. 222] Durchlauchtigſter Hochgebohrner Churfurſt, Ewernn Churfurſtlichenn genadenn ſeynt meynn vnderthänigſte gehorßame vnnd gantzwilligenn dienſte mit hochſtem fleys zcuuor, Genedigſter Churfurſt vnnd herre, In e. churfurſtlichen g. anzcyhen dißes furſtehenden krieges Habe ich, : Ob mir wol jn gemuth gefallen, wie vngewiß der ausgangk des kriegs *et meliorem eſse certam pacem quam ſperatam victoriam* : e. churf. g. mit etzlichenn kurtzen Reym-

lein, aus heyliger ſchrifft zcu ſammen getragen,* getröſtet, vnnd bißher, vber die ermahnung So ich an die Nydderländiſchen, vnndSächſſiſchenn Stedte** gethann, jnnengehalten, vnd dißer ſachen halb meyn feder jn ruhe ſtehen laſſenn, des vorhoffens, der kriegk ſolte durch Gotliche furſichtigkeyt ſich abgeſchnitten, vnnd ſelbſt zcu endt gelendet haben, Als ich aber aus vielfeltigen vngewiſſen reden jn zcweyfel geſhuert, dardurch ich meyn gemuth nit ſtillen kennen, ſondern daſſelb mit ſorgenn (.ob es gleych vergeblich ſeyn ſolt.) belahden muſſen, bedenckende, Das der Almechtige widder den Prophetenn Balaam durch eyn Eſellin geredet, vnnd der Philiſtiniſche Goliath Durch den kindiſchen Dauidem den Suhn Iſai, geſchlagenn, [Bl. 222′] Bin ich beweget wordenn, mich, dem Teuffel zculeyde (.So mirs doch durch etzliche : meyns erachtens Babſts käyßeriſche : vorarget,.) der kunheyt vnterwundenn, Ewern Churf. g. weyther mit dißem meynem ſchreyben Troſtlichen meyn vnreyffs bedenckenn zcueroffnenn, Hirzcw vrſacht mich nit wenigk, Das ich allenthalb ſpuer, jha furwahr weys, wie e. churf. g. Sampt andern furſten vnnd ſtenden, dißes angefangnen kriegs anhangenden des Chriſtlichen gemueths, das ſie yr furhaben nicht jn die macht yres Armes ſetzenn, Sunder dem Almechtigen, des diße ſache iſt, die hinaus zcuſhuren, vertrawen, Es wil aber dannoch, : dem Sprichwort nach : vornunfft bey der ſtercke zcugebrauchen, vnd der feyndt nicht zcuuerachtenn, vielweniger zcuuorſchonen ſeynn, Dan daraus viel vbels erfolget, vnnd ſich zcum offternmahl ergibet, das mit wenigk volgk groſſe hauffenn geſchlagenn, vnnd der vorgeßliche käyßer, eynn gevbter kriegßman, viel gunſt von Biſchoffen vnnd Adel habende, auch die kriegßleuthe, vmb ſtetiges ſhurenden kriegs willen, yme mehr dan e. churf. g. geneygt***, Solch bedenckenn vnnd

* Trostschrifft, an den Christlichen Churfürsten zu Sachssen etc. Landtgraffen zu Hessen etc. vnd andere Fürsten, auch alle stende der Religion sachen verwandt. M. D. XLVI. (Vorrede an Churfürst Johann Friderich, unterz. „Arnstad, Dinstags nach Hůlderici, des Sechsten tags Julij, Anno M. D. xlvj. Peter Watzdorff zu Arnstad Bürger“.) (4 Bll. 4°. Dresden. K. öff. Bibliothek. Hist. Saxon. B 153, 58.) Anfang: „FRomen Fürsten habt achtung drauff, Wie frewet sich der Gottlos hauff“.

** Vermanung, an die Oberlendischen vnd Sechsischen Stedte (abgedruckt bei Liliencron, histor. Volkslieder Bd. 4. S. 324–326). Mit einer „Sontags nach Kiliani [= 11. Juli], Anno etc. Sechs vnd viertzig“ datierten, an Joachim Mörlein, damals Superattendenten zu Göttingen, gerichteten Vorrede, welche Watzdorff mit den Worten schliesst: „mein Hausfraw vnd Kinderlein grüssen euch, ewer hausreb vnd treuble gantz freundlich“.

*** In seiner „Vermanung an alle christliche stende“ (Liliencron, histor. Volkslieder Bd. 4. S. 389) sagt Watzdorff:

Sorgen, fur e. churf. g. vnd derſelben vorwanthen vnnd gelieder, als die mir Hertzlich liep [Bl. 223] Derenn ſchadenn mir auffs trewlichſte leydt, wil mich gantz nicht ruhen laſſen, Bith hirvmb e. churf. g. wollen diß meyn bedencken vnnd Rath (.als des Armen.) nicht vorſchmehen, ſonder jn genaden auffnehmen, vnd meyn trewes gemuth gegen derſelben hirbey vormercken.

Es iſt bey vns jn e. churf. g. Churfurſtentumb eyn gemeyne ſage, wie der vnbedachte keyßer furhabens, ſeyn wintherlager gegen Nurnbergk, vnd daſelbſt vmbher zcuſchlahenn, (.wiewol ichs denn von Nurnbergk nicht zcuuertraw,.) wan aber ſolchs geſchehe, achte ichs dahin, das es darvmb furgenohmen, den kriegk jn die harre zcuſpielenn, mit lauren (.wie des Neytharts art iſt.) vnndt ſtettigem ſträyffenn, vnnd bevnruhen Deutzſche Nation auszcuſaugenn, mat vnd mude zcumachen, welchs warlich durch Offnung ſolchs gewaltigenn Haußes, als Nurnbergk iſt, zcuuorbringen, vnd hoch von Nötten ſolchem anſchlag entgegen zcudencken, kan meyns erachtens alßo geſchehenn

Erſtlich vnnd fur allenn dingen, Bey denen von Nurnbergk auffs verborgenlichſte zcuerkunden, was yr gemueth vnnd wes ſich bey ynen zcuuerſehen, vnd ſo mann [Bl. 223′] Spueren wurde, Das der Rath daſelbſt den Hundt hincken laſſen wolt*, alsdan der gemäynt, die dem wort Gotes vnnd e. churf. g. geneygt, hirvmb ſchreyben, vnnd trewlich vorwahrnen, Ob ſie yhe zcu dießem krieg nit helffen, das ſie ſich auch deſſelben, mit furſchiebung vnnd auffhaltung des feynnds, nicht teylhafftigk machenn wolten, Damit nicht ander fhurnehmen hiraus gevrſacht, Wann nuh erkundet (.des ich mich doch bey der gemeyn keynes wegs beſhare.) das ſie warhafftigk, dem feynde mehr dan e. churf. g. vnnd den religion ſtenden geneygt, alsdan vnſeumlich die Styfft Bambergk vnndt Wirtzburgk eyngenohmmen**, Den kriegßleuten das winterlager daſelbſthin

„Wie dann an mehr als einem ort
offentlich von etzlichen ist gehort:
zuraten wer nit den keiser zu schlagen,
thun sie frei unverholen sagen,
dem adel und den kriegsleuten,
dann beim keiser erlangt man gut beuten,
der wer ein alt geübter kriegsman,
ein ander jar must man auch solt han;
des keisers könt auch mehr genießen
der adel“.

* Vgl. Grimm, Wörterbuch Bd. 4, 2. Sp. 1914.

** Watzdorff, Vermanung an beyde Bischoffe, Wyrtzburgk vnd Bambergk. 1547. Bl. Aiij. „Jha jetzo jnn diesem Anzug, was hette jhnen (Johann Friedrich und Landgraf Philipp) gebrechen sollen, das sie nicht Ewerer F. G. beyde Bisthumb eröbert, vnd eingenommen hetten?“

angeſtellet, vnnd e. churf. g. Sampt dem Landtgrafen yrenn Auffryth bey denen vonn Augſpurgk anczudyngen vnnd furzcubehaltenn, damit e. churf. g. ſampt den yren heubternn nicht mynder dan der käyßer eynn refugium vnd ſtarcke Offnung haben, vnnd alßo den wynther beharlich bleybenn mugen.

Darnach ferner Souiel ymmer muglich die pas vnd zcugeng, (.welchs meyns erachtens, weyl es alles auff der achßen, vnd nicht dem waſſer zcubracht werden mus : [Bl. 224] wol geſchehenn mag.) wehrenn vnnd ſperrenn, Auch denen vonn Nurnbergk yren handel vnd kauffmanſchafft gantz nidderlegenn, woh ſie jn den Religions vnd andern ſtedten gewerb vnd nidderlag habenn, alles eynnehmen, vorbiethen vnd abekurtzenn, darzcw ſie alle preys gebenn, Solt es nuh der keyßerlichen macht halben ann volgke mangeln, alsdan vns Thuringen Auffmahnen vnnd gebiethen laſſen, die Oberzcehltenn Styfft eynzcunehmen, werden e. churf. g. den gemeynen man gantz gehorßam vnnd willigk befynden, vnd ſo hirzcw eyn kleyner Reißiger zceugk vnnd feldgeſchutzle verordent wollen wir abgotwil dem falſchgenanthen gäyſtlichen vnd vnbeſtendigen ſtand mit hylff yrer äygnen vnderthanen wäydlich das Conterere ſingen,

Fur allen dingen aber Rath ich das e. churf. g. zcum eylendeſten vorſchaffen, jn Thuringen vnd Meyſſen die leuthe auffzcumahnen, damit ſie widdervmb bewehret, vnnd alßo gefaſt werden mechtenn, Das man wiſſen hett, wie man zcum Ernſt geſchickt, Dan gewißlich hie zcw Arnſtadt, (.obs gleych auffs höchſt von Nötten.) nicht funffzigk bewehrte man [Bl. 224′] zcufinden, So doch Ob ſechs hundert Burgern alhie ſeyn, beſorg das es wol an mehr Ortten alßo ſtehe,

Ewern Churf. g. kan ich auch jn vortrawter geheym nicht vorhaltenn, Das ich von allen kriegßleuten ſo zcum teyl paßbart, zcum teyl auch ſonſt abgelauffen vorſtehe, wie die feynde wol zcuſchlahen wehrenn, Es mangelte aber nuhr an den heubtleuten, vnd dem adel, welche vielleycht dem keyßer mehr geneygt dan e. churf. g. vnd dem Landtgrafen, Dan ich ſelbſt, von etzlichen vom adel gehort, Das es dem Adel nicht zcurathen, den käyßer zcuuerfolgen helffen, als vonn dem ſie mehr befreyhungen dan von Furſten haben mugen, vnd nicht alßo gewarttigk ſeyn durfften, das ynen jhaget weydewergk, vnd andere gerechtigkeyt abgedrungen wurd als von den furſten*,

* In der angeführten „Vermanung an alle christliche stende“ (Liliencron Bd. 4. S. 388) redet Watzdorff „den adel“ an:

„Babsts und keisers worten glatt
gebt bei leibe weder raum noch stat.
Denkt nicht zurlangen hasenjagd
oder hirsen, drumb gotts wortn absagt“.

Darzcw auch die kriegßgurgeln, ſonderlich die heubtleute vmb yres genieß vnd finantzen willen den kriegk gerne jn die harre vnd wie vorgeſagt, mehr das hertz zcum keyßer dan e. churf. g. haben, wie ich auch gehort, das ſie den keyßer nicht gerne vorluhren, als des ſie mit kriegen mehr zcugenieſſen wiſten, Solche vnd andere Reden gehen mir vberaus ſehr zcuhertzen, vnd weyl ich ſunderlich weys das vnter e. churf. g. Adell viel, viel ſeyn die dem Euangelio entgegen, Daraus ich [Bl. 225] auch ſchlieſſen kann, das ſie widder e. churf. g. vnd ich warlich beſorg, das der zcehende e. churf. g. vnd Gotes wort nicht treulich meyne, hat mich beduncket, auffs höchſte von Notenn ſeyn, e. churf. g. zcuuorwahrnen, Das dieſelb mit meym g. h. Landtgrafenn die ſache fleyſſigk jn acht nehmen, vnd die geſchicktenn der Stedte, auch derſelben leute, denen jn dießer ſachen (.gotes worts halben.) beſſer zcugetrawen, vnd die es gewiß trewlich vnd gut meynen, zcu ſich zcyhen, vnd ſo beyde e. churf. vnd f. g. an macht nit ſtargk gnugk, weyther dieſelbigenn vmb zcuſchickung anrueffen, Damit dem krieg zcw end geholffenn, vnd der feyndt, ſeynen liſtigen anſchlegen nach, nicht abhendigk kohmen mecht, woh derſelb durch Gotes hylff erlegt, So wehr alsdan mit e. churf. g. vetternn Der ſich meyns verſtands mit eynnehmung e. churf. g. landes zcumahl vorgeßlich vnd vnvetterlich heldet auch vbereyn zcukohmen, vnd die zceche von Leyptzk, Dreßden, Annenberg vnd anderm ſeynem guthen land bezcahlt zcunehmen Damit auch e. churf. g. meynn trewes gemuth vnd hertzliche ſorgfeltigkeyt, ſpuerenn vberſend e. churf. g. ich hirmit, eyn liedle, vnnd vermahnung An Teutzſche Nation* die ich jn druck gefertiget [Bl. 225′] Damit das volgk auff e. chur vnd f. g. anrueffen deſte ehr zcuſolgen, vnd yr weyp, kindt, vnd vaterlandt, zcuuertretten beweget werden mechten, e. churf. g. wollen ſolch meyn trewe wahrnung jn genaden vermergken, vnd mich derſelben befohlen ſeyn laſſen, Die ich ſert, ſampt derſelben trewen kriegſfolgk (.die vngetrewen aber vnnd fynantzer, Sampt Babſt, keyßer vnd ſeyn Soldatenn fhuer der teuffel.) befehl ich dem Almechtigen, Der wolle e. churf. g. vnd derſelben allen hende zcum ſtreytten fhuren, Gluck, ſiegk, gedeyhen vnd ſegen gebenn, vnd die feinde zcum Schemel ſeyner fuſſe legen, Das ſie zcuſchanden, vnd jn yrem wurgen erwurget werden darzcw helff der ewige Got amen, Amen,

---

Ferner (S. 389) „die fürsten“:

„dann wie ewrer kriegsleut viel thun sagen,
hettet ihr den feind vorlangst kont schlagen,
so ewer heubtleut hetten dran gewolt“.

* Vgl. oben S. 178 Anm.

Datum Arnſtadt Donnerſtags noch Othmari des achtzehenden Tags Nouembris Anno etc xlvi

E. Churf. g.

vnderthänigſter vnd
gantzwilliger
Burger zcw Arnſtadt
Peter Watzdorff

4.

[Bl. 226] Genedigſter Churfurſt vnnd herre, Was e. churf. g. zcw vnderthanigſter, demutigſter vnd trewiſter wahrnung mit eroffnung meyns eynfeltigenn bedenckens, auch wie ich mit meyner federnn (.wolt Got das ichs mit dem leybe auch thun konth.) meynen fleys die Teutzſchen jn ewrer Churf. g. hylff zcuerregenn, werden e. churf. g. jn beyliegenden ſchrifften, vermahnungen vnnd zcuſammen geſetztenn geſänglein genedigklichſt vernehmen, Hette ſolchs e. churf. g. gerne vorlengſt zcugeſchickt, So hab ich nit jederman jn dißen fherlichen ſchwinden zceyten zcuuertrawen wiſſen Da aber, (.got ſey lob vnd danck.) e. churf. g. : des ich mich auffs allerhochſte frew, vnd nicht minder, alle e. churf. g. vnderthanen des zcum hertzlichſtenn frolocken werden : widder zculand kohmen, Hab ich mich dißer kunheyt vnterfangen, ſolche meyne Arbeyt ſo aus trewem hertzen geſchehenn, e. churf. g. hirmit zcuvberſenden, Sunderlich beweget mich hirzcw, das vngefherlich bey zcweyen jharen, Diße ſtadt Arnſtadt, gegen e. churf. g. auffs Hochſte vervnglimpfft geweßen, vnd jn vngnaden geſtanden, Daraus [Bl. 226′] die Armen Eynwohner noch jn ſorgen ſtehenn e. churf. g. mechten ſolche Suſpition vnd gefaſten groll noch jn gemuth haben, vnd derhalben der ſtadt etwas beſchwehrliche vnd verterbliche vberlaſt zcuwenden, weyl ſie dan jn warheyt vnſchuldigk hirzcu kehmen, vnd ich weys das alle Burger (.ausgeſchloſſen eyn wenigk Bäbſtiſchs vnzcyffers.) e. churf. g. auffs Hertzlichſt geneygt vnd woh ſie von e. churf. g. Hylff vnd rettung zcuwartten haben, bey derſelben leyb vnd leben zcuſetzen Bith e. churf. g. ich gantz vnderthanigklich ſouiel muglich, diße ſtadt genedigklichſt mit aufflage vnd beſchwerungen zcuuerſchonen, vnd damit ich etwas troſt haben, vnd andern mitteylen mecht So wollen e. churf. g. vmb gotts willen mir eyn kurtze genedigſte antwort mitteylen, meyne Armen dienſte jn gnaden auffnehmen, auch mich derſelben befohlen ſeyn laſſen, wil ich mich troſten vnd mit leyb vnd gut e. churf. g. zcudynen gefliſſen ſeyn Datum eylendſt mitwoch nach Thome [= 22. December] etc xlvi.

E. Churf. g.

alter diener vnd etwa
Schoſſer zcw jhena
Peter Watzdorff zcu
Arnſtadt Burger

5.

[Bl. 1] Durchlauchtigſter Hochgebohrner Churfurſt, Ewernn Churfurſtlichenn genadenn ſeynt Meyne vnderthänigſten vnd gantzwilligenn dienſte mit Hochſtem vermugen leybs vnd gutes alle zceyt zcuuorn beräydt, Genedigſter herre,

Czeyt dißes krieges Hab ich nicht auffhorenn konnen, Tag vnd nacht fur e. churf. g. zcuſorgenn, Dan ich ſtets bedencke, jnn was fehrligkeytenn, nicht alleinn der feinde, Der doch e. chf. g. ſouiel habenn, ſonder auch der freunde halbenn, Die vmb vnd nebenn e. churf. g. ſeyn, e. churf. g. ſtehenn, Da ich aber aus gottlicher ſchrifft ſouiel Troſtes habe, Das der gerechte nicht vorlaſſen wirt, vnnd, Ob tauſent auff ſeyner ſeytenn, vnnd zcehentauſent zcu ſeyner Rechtenn fallen, So wirt es doch ynen nicht treffenn, jſt mir diße ſorge vnd bekummernis etwas deſte linder zcutragenn Nachdem aber der almechtige gleychwol ſeyne mittel gegebenn, die nicht zcuuorachtenn, jſt mir diße beyſorge eyngefallenn, das e. churf. g. zcu gutigk, vnd des feindes zcuſehr verſchonen, dadurch der ſelbe zcuſehr geſtercket, vnd e. f. g. endtlich vber wältigen mecht, So wehr es dan nicht vnßers [Bl. 1′] lieben Gotes, ſonder e. churf. g. ſchuldt, was jammers dan e. churf. g. armen vnderthanen mit ewiger Seruitut vnd leybeygenſchafft, ja auch abkurtzung Gotlichs worts Hiraus erfolgen wurde, Damit gegen dem almechtigen auffs allerhochſt geſundiget, kehme alles aus e. churf. g. ſchedlichen gutigkeyt, die billich eyn mutwillige laſſigkeyt zcuachtenn, vnd wurden alßo e. churf. g. mit dißer gutigkeyt mehr ſundigen, dan got verſuhnen, wie auch dem Sauel geſchach, da er widder Gotes befehl ſeyner feynde vnd des beſten verſchonte, wart er vom konigklichen ſtuel abgeſetzet*, vnd Ob wolt furgewendet werden, vnd auch vielleicht e. chf. g. eynfiele, Sauel Hett befehl gehapt, das wehre dißes Orts nicht, So ſage ich Hirwidder, Das e. churf. g. yhe ſo ſtarcken befehl, vnd ſterckern, dan der ſaul gehapt, Dan hie ſteth Das e. cf. g. Das ſchwert befohlen zcum ſchutz der frummen vnd ſtraff der Boßenn, Nuh iſt yhe niemants frum zcuſchlieſſen, dan der eyn Chriſt, vnd Gotes wort liept, widderumb niemand Boß, dan der daſſelb verfolgt, Szo iſt yhe Offentlich, das der Babſt, keyßer, e. churf. g. vetter, vnd alle derſelben anhenger (.ob wol von ynenn eyn mäntelein druber gehenget, vnd eyn ander farb [Bl. 2] angeſtrichen werden wil: wie es auch wol ſeyn mag, das Hertzog Moritz vnd die bäyden Marggraffen die welſchen tuckle nit verſehen) : Gotes wort zcudempffen ſich befleyſſen, weyl dan e. churf. g. vnd derſelben landtſchafft Hirmit fur andern jn dißen letztenn zceytenn Sunderlich begnadet, Thun dieſelbigen billich vnd recht darann, das ſie, als ob dem feſten Prophetiſchen worte, wie Petrus ſagt, ſteyff vnd mit Dar-

* 1 Samuelis 15.

ſetzung bluts, gutes, land, vnd leut, wie e. churf. g. Herr vater vnd vorſharen, woh es ynen dermaſſen vnter augen geſtoſſen, auch gethan hetten, jha gethan haben, feſt haltenn, vnd Ob gleych : wie es dan kriegsrecht, : von e. churf. g. widder den feindt vorteyl geſucht, kan derſelben nicht verarget werden, dan die Recht ſagen, *Bonus dolus quem quis machinatur in hoſtes,* Das iſt, eyn guter betriegk, denn eyner widder ſeyn feind erdencken vnd brauchen kan, Derhalb wollenn ſich e. churf. g. So bald es das wetter leyden mag, yhe nicht lenger ſeumenn den feindt mit fleys ſuchenn, vnd friſchlich angreyffen, Fehelts an folgk, (dan Got ymmer [Bl. 2′] die mittel darbey haben wil, : doch das man yme allein die ehr gebe, yme vortraw, vnd ſich nicht auff eygene, adder mentzſchliche kreffte verlaſſe:) So Rueffen e. churf. g. derſelben vnterthanen vnd alle liephaber getliches wortes an, gewißlich e. churf. g. werden den gemeynen man auffs allergehorßamſte vnd willigſte erfinden, Damit man alßo, hinten, vnd forn, den feyndt vmbringen, vnd endtlich zcwyngen muge, Reybt ſich darnach ymands weyther an e. churf. g. wirdet ſonder zcweyfel der almechtige auch weyter ſtergke, hylffe vnd gnaden geben, dan er gibt vnd nimpt den furſten den mut, vnd leitet vnßer Hende ſtreytten, Ob auch wie es wol zcugleuben (.dan wie man ſagt: das Blut wallet:.) vnter e. cf. g. Ritterſchafft vnd kriegsleuten vmb deswillen, das ſie Bruder, ſchwäger, vnd freund vnter den feynden hetten, widder den angriff riethen, adder rathen wurdenn, So bedencken e. churf. g. woh den feindenn die ſchantz gelunge, was ſie gegen e. churf. g. fhurnehmen vnd vben wurden, Derhalb folg e.´chf. g. dem Rath gar nichts, ſonder ſetz jm nahmen [Bl. 3] Gotes mit denen ſo es trewlich meynen, vnd mit den frummen landßknechten auch e. churf. g. trewen vnterthanen feiſthlich hinnein, e. churf. g. werden ſehen, das got ſcheynbar helffen wirdet, Dan e. churf. g. Haben yhe dißen kriegk nit mutwilligk ſonder gezcwungenlich erhoben, weyl dan das anfahen an e. churf. g. nit geweßen, So gedencken e. churf. g. an der ſelben allerlöblichſten anvaters Hertzog Friderichs antwort ſo ſeyn churf. g. ſeyner Räthe eynem geben, da er geſagt, jch wil nit kriegk anfahen, fecht aber eyner an, ſo ſol das auffhören bey mir ſtehenn, Solchenn vnd zcufurderſt an Gotes wortten trachten e. churf. g. nach vnd laſſen ſich nit ſchrecken, ab gleych ſtedt vnd furſten abfallen, laß fharen was nit bleyben wil, ymmer zcum teuffel zcu, ſagt Heßler, wir haben Gotlop eyn ſterckern, der Jheſus Chriſtus heyſt, des iſt diße ſache, der wirt ſie verteydigen, Sthe darnach jn keynem zcweyffel, Die Saxen als die teuern helden werden ſich nit [Bl. 3′] abwenden laſſen, vnd Ob es ſchon auch geſcheh, ſteht doch vnßer hylff jm nahmen des herren, Euer churf. g. | : wie ich dan zcuuor e. churf. g. auch geſchrieben : | haben nuhr ſelbſt gut acht mit auff die ſchantze,

Weyl dan dißer kriegk Gotes ſelbſt ſache belanget, wirt mit fleyſſigem gebeth der feyndt wol ſo ſehr geſchlagen, als mit dem ſchwerdt, Derhalb e. churf. g. jch zcwey gebetle, eyns aus dem Pſalterio, daraus e. churf. g. zcuerſehen, das es derſelben ytzo gehet, wie es dem heyligen Dauidt gangen iſt, dan den e. churf. g. erzcogen, vnd alle wolthat bewießen, der iſt ewer feindt, Das andere aus des frummen vaters Martini ſchrifften, welchs billich alle kriegßleut jn ſcharmutzeln vnd ſchlachten Bethen ſollen, Solchs wollen e. churf. g. ſampt dißem meynem armen vnd trewen Rath genedigklichſt auffnehmen Dan kont ich derſelben meyns vormugens zcuuortilgung yrer feind mit leyb vnd gut, feder vnd zcungenn dienſtlich ſeyn, wolt ich wahrlich keynen fleys erwi[n]den laſſen, Befehl e. churf. g. dem almechtigen, vnd ich mich fert e. churf. g. Datum gantz eylend donnerſtags nach valentinj des 17 tags februarij anno etc xlvii.

[Bl. 4] Beyliegend vberſend e. ch. f. g. ich auch eyn ſchrifft, ſo jch an Hertzog Moritzen geſtelt, Hab aber die One e. churf. g. furwiſſen nit wollen laſſen ausgehen, Dan ich nicht geneygt, die ſache Bößer, ſonder wolt die viellieber als zcwiſchen freunden (.ob wol ſolch ſchreyben, die lauter warheyt,.) beſſer machen, ſonſt hett ich, die warheyt zcubekennen, keyn ſcheuh, Darzcu hab ich dem Babſt zcu ehren, per antiphraſin, auff genedigs geſinnen Graff wolffs zcu Gleychen, eyn liedle, vnd auff die bildtnis der Religions furſten etzliche ſpruch gemacht, welche e. chf. g. ich hirmit auch vberſchick, Die werden, woh es der feyndt halben die zceyt leyden wil e. churf. g. zcu eyner kleynen recreirung vnd ergetzung, die doch jn mitte der trubſal, wie Paulus ſagt wol ſeyn kan, verleßen laſſen vnd genedigklichſt anhören, Dan wie ich mich erbothen, ſo bleyb ich,

E. Churf. g.
vnderthanigſter vnd
gantzwilliger
Peter Watzdorff
zcw Arnſtadt

Dem durchlauchtigſten, Hochgebohrnen Furſten vnd herren, Hern Johanſfriderichen, Hertzogen zcw Sachſſenn, Des heyligen Romiſchen reychs Ertzmarſchahln Churfurſten etc Landtgrafenn jn Thuringen, Marggrafen zcw Meyſſenn vnd Burggrafen zcw Magdeburgk, Meynem Genedigſten Churfurſten vnd herrenn
zcu ſeyner churf. g. eygen handen

Ein ungedruckter Brief von Schubart.

Mitgetheilt von

Erich Schmidt.

Der nachstehende Brief, in dem sich Schubartsche Schwärmerei mit Schubartschem Grobianismus part wie so häufig, ist in einer Abschrift von Rings Hand erhalten und ohne Zweifel an den Karlsruher Secretär Griessbach gerichtet, den Berufsgeschäfte und freundschaftliche Verbindungen öfters nach Ulm führten. Vgl. „Schubarts Leben und Gesinnungen" 2, 123. Ferner Schubart an Miller, Asperg im Juni 1782, über eine willkommene Tabackspende (Strauss, Ges. Schriften 9, 34). Miller berichtet an Voss, Ulm 15. Juni 1776: „Ich hab einen braven Mann aus Carlsruh kennen lernen, den Sekr. Griesbach, der als Sekretär bey der schwäbischen Creisversamml. mit hier ist. Er kennt unsern Klopst. gut, und gilt viel beym Marggrafen. Von diesem hört ich, dass man sehr auf Klopst. wartet und ein wenig bös ist, dass er gar nicht wieder kommt. — Kommt Kl. nach Carlsruh, so reis ich auch bald hin, und logire bey Griesbach." Und am 6. October 1777: „Jezt Adieu. Ich fahr mit meinem Mädel und Griessbach aus Carlsruh und seinem gar herrl. Weib auf der Donau."

Schubart an G.. Ulm d. 19. Nov. 1775.

Dein Brief, liebster G.. hat mich unendlich erfreut und jeden seligen Augenblick erneuet, den ich in deiner Gesellschaft zubrachte. Oft möcht' ich Städt' und Dörfer und Berg und Flüsse verwünschen, die zwischen Ulm und Carlsruh

liegen und deine Stadt wenigstens zu einer Vorstadt von Ulm machen, nur daß wir öfters zusammen kommen und mit einander plaudern könnten. Denn ein Brief ist doch todt, man mag ihn so heiß schreiben, als man will. O wenn ich meinen Freund gegen mir über sehe mit dem offenen Gesicht voll Seele, mit dem Auge voll Herz, sehe das Lächeln seines Munds und höre der himmlischen Freundschaft Silberstimme, dann fühl ich ganz was anders, als wenn ich schwarz auf weiß lese. Gelt, 's ist dir auch so Bruder! Daß Klopstock diesen Winter nicht nach Carlsruh kommt, wußt' ich schon. Kürzlich waren die Grafen von Stollberg hier, diese herrliche geistvolle deutsche Grafen, die sagten mir: daß Klopstock mit ihnen nach Copenhagen zu reisen und daselbst bis aufs Frühjahr zu bleiben gedenkt. Er arbeitet jezt am zweiten Theile seiner Gelehrtenrepublik, dieses so sehr verkannten ächten deutschen Werkes und an einer zwoten Ausgabe seines Messias. Klopstock ist ein groser Mann und um ihn ganz zu verstehen, zu fühlen muß man selbst Anlage zu einem grosen Mann haben. Die Grafen von Stollberg und Miller haben mir Anecdoten von diesem Manne erzählt, die mich gen Himmel hoben und ihn als einen Engel schätzen lehrten. O glaubs, G.. grose Seelen handeln ganz anderst als gewöhnliche. Jene sind dem Himmel nahe, sehen in Sonnenglut ohne zu blinzen, sind voll Gottesgefühl und diese — kriechen im Staub, sind blöden Blicks, kleines Herzens, fühlen nichts, hören nichts, sehen nichts. Und doch wollen sie grose Leute beurtheilen? Das Sandkorn den Caucasus, die Milbe den Elephanten, der Roßkäfer den Vogel Jupiters, beurtheilen? Himmelsakrement! 's ist nicht auszustehen, 's Teufels möcht einer über die Kerls werden, die von Klopstocken nichts zu sagen wissen, als daß sein Dreck so gut stinkt als der ihrige. Bruder, verzeyh mir meinen Eifer, du weißts daß ich schwärme, wenn ich von Klopstocken spreche. — Aber ärgern thuts mich doch, daß ich diesen Winter nicht nach Carlsruh kommen soll, deinen Fürsten und die Edlen und Weisen um ihn her zu sprechen. Dein Fürst ist ein guter Mann, lieber G.. menschlich, edel, deutsch — Wann ich über die Durchlauchtigen Tyrannen, Ignoranten, Jäger,

Hurenhengste, Leutschinder, Gottesverächter — manchmal vor Unmuth die Erde stampfe, so denk ich geschwind an deinen Fürsten und den Fürsten von Dessau, dann ists mir wieder leichter ums Herz. — Herrn Professor — wollt sagen Kirchenrath B.. [Böckmann] grüß meinetwegen ins Herz nein. Seine Uebersetzung des Thomas* ist gut gerathen und läßt sich wie ein Original lesen. Seite 6. nach dem Gedankenstrich muß vor dem Wort Simplicität der Artikel die weggestrichen werden, dadurch wird der Stil gedrungener. Seite 8. Schon ahmet ihr diesen Völkern des Orients nach, muß blos heißen den Völkern. Seite 9. wie französisch ist nicht die Stelle: ein schändlicher Respect etc. Da spricht der Deutsche ganz anderst. Auf eben dieser Seite: die Mäßigkeit, die Sanftmuth etc. das waren Gegenstände die er entdeckte, als er die Wiege verließ etc. Wie gedähnt, wie schleppend, wie undeutsch! Mehr solche Stellen sind mir in der Lobrede aufgestoßen, die andre Kunstrichter ahnden mögen. — Dem Forstmeier vermeld auch meinen Gruß; werd ihm nun nächstens schreiben. Verändern kann ich am Text nichts, weil ich die Partitur nicht vor mir habe. Könnte just ein Wort, das er kolorirt hat, wegrücken und an eine ungeschickte Stelle setzen. — Daß ihr Schmidbauern nach zwanzigjährigen treuen Diensten zum Teufel gejagt, war nicht recht, nicht Mark Aurelisch. Ein welscher Schurke muß deinen Fürsten dazu verleitet haben. Der Teufel hohl die italiänischen Arschfuchser.

Und nun eine Bitte — und dann geschlossen. Schreib mir zuweilen politische, ökonomische, literarische, anthropologische Neuigkeiten aus deiner Gegend — weise Anstalten im Schul und Kirchenwesen, in der Polizey, Anecdoten von guten Menschen u. dgl. Wills in der Chronik brauchen, die ich dir sonderlich vor künftiges Jahr bestens empfehle. Die beygelegten Gelegenheitsgedichte verrathen keinen poetischen Blutstropfen, sie sind kalt wie 'ne Hundenase, darfst mir solche Wische nimmer schicken. Wandsbecker Musenalmanache

---

* „A. L. Thomas, Lobrede auf Mark Aurel; aus dem Französischen von Joh. Lor. Böckmann (Carlsr. 1778 [?])“ dürfte gemeint sein.

aufs Jahr 1776. worinnen trefliche Stücke vorkommen kanst von mir das Stück vor 1 fl so viel bekommen als du wilst. Die Göttinger und Leipziger Almanache sind ausgedroschnes Stroh, zur Streu vors Rindvieh. Ich bin ausgezogen, leb jezt in einem Privathause, les' und schreib viel, hab an Millern 'n Herzensfreund, immer wenig Geld und meistens gute Laune, spiel mit meinem Clavier die Grillen weg, seh dem Lauf der Welt zu und grein' und lach' oft untereinander. Deiner Gemahlin empfiehl mich. Trink meine Gesundheit. Bin ewig dein — Vergiß Stübern nicht. Grösere Tugenden ersetzen seine Unkenntniß der Nasensprache.

Das Heidenröslein eine Goethesche Dichtung oder ein Volkslied?

Von

HERMANN DUNGER.

In dem 5. Bande dieser Zeitschrift (S. 84—92) hat der verdiente Herder-Herausgeber Bernhard Suphan ausführlich die Frage erörtert, ob das viel gesungene Liedchen von dem Röslein auf der Heiden eine Goethesche Dichtung oder ein Erzeugniss der Volkspoesie sei: er kömmt dabei, unter Bekämpfung der Ausführungen des Freiherrn Woldemar von Biedermann (Zu Goethes Gedichten. Leipzig, Serbe 1870. S. 9 f.), zu dem Ergebnisse, dass man das Heidenröslein als ein Volkslied betrachten müsse, welches Herder wahrscheinlich in seiner ostpreussischen Heimat gehört, jedesfalls aber schon vor seiner Bekanntschaft mit Goethe gekannt habe. Trotz den scharfsinnigen Erörterungen Suphans kann ich seiner Behauptung nicht beistimmen und erlaube mir daher auf diese Frage zurückzukommen, zumal da es gilt, keinen geringeren als Goethe von dem Vorwurfe der Aneignung fremden Gutes zu entlasten.

Der Sachverhalt ist in aller Kürze folgender: Das Heidenröslein ist zuerst gedruckt i. J. 1773 in den von Herder herausgegebenen „Blättern von deutscher Art und Kunst" unter der Ueberschrift „Fabelliedchen", und zwar, wie der Zusammenhang lehrt, als Volkslied, wenn es auch nicht ausdrücklich als solches bezeichnet wird. Ein zweiter Abdruck erfolgte i. J. 1779 in dem zweiten Theile der Herderschen Volkslieder, wo es den Zusatz erhalten hat: „Aus der mündlichen Sage". Zehn Jahre später erschien dasselbe Lied mit wenig Aenderungen in der ersten vom Verfasser selbst be-

sorgten Ausgabe der Goetheschen Schriften, und es hat in allen folgenden Ausgaben seinen Platz unter den lyrischen Dichtungen Goethes behauptet. Wie ist diese überraschende Erscheinung zu erklären? Schmückt sich Goethe mit fremden Federn, indem er ein Volkslied als Kind seiner Muse in die Welt hinaussendet? oder ist Herder im Irrthum, indem er ein Goethesches Gedicht als Volkslied bezeichnet?

Dass Goethe irrthümlich das Heidenröslein für seine eigene Arbeit gehalten habe, können wir unmöglich annehmen. Denn er kannte beide Herdersche Veröffentlichungen genau, er ist sogar bei beiden Mitarbeiter gewesen: zu den Blättern von deutscher Art und Kunst lieferte er den Aufsatz „von deutscher Baukunst" und für die Volkslieder hatte er selbst während seines Aufenthaltes in Strassburg Beiträge gesammelt, welche er i. J. 1771 an Herder nach Bückeburg schickte; wir besitzen sogar auch noch die Handschrift Goethes mit zwölf Volksliedern (abgedruckt bei Düntzer und Herder, „Aus Herders Nachlass" I, S. 153—176). Ferner ist Goethes Lied vom Fischer in den Volksliedern mit abgedruckt (von den späteren Herausgebern weggelassen), ebenso finden sich dort vier poetische Uebersetzungen von seiner Hand: Klaggesang von der edlen Frauen des Asan-Aga, Morlackisch, von Goethe später in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen; Darthulas Grabgesang aus Ossian; Fillans Erscheinung und Fingals Schildklang; Erinnerung des Gesanges der Vorzeit aus Ossian. Endlich hat Goethe vier Volkslieder aus Herders Sammlung in sein Singspiel „die Fischerin", das er i. J. 1782 verfasste, eingelegt, was uns beweist, dass er dieses Werk seines Freundes auch später wieder in Händen gehabt hat. Aber selbst wenn das unbegreifliche geschehen wäre, wenn er wirklich ein zweimal gedrucktes Volkslied irrig für sein eigenes Erzeugniss gehalten hätte, so wäre er doch sicher von Herder, mit dem er in einer Stadt, in persönlichem Verkehre zusammenlebte, auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht worden, er hätte bei späteren Ausgaben Gelegenheit gehabt seinen Fehler zu berichtigen. Das ist aber nicht geschehen, obgleich er das Gedicht in der Ausgabe letzter Hand einer Revision unterzogen hat, indem er die Worte der letzten

Strophe: „— half ihr doch kein Weh und Ach“ — umänderte in: „half ihm doch kein Weh und Ach“. Von einem Irrthume Goethes kann demnach keine Rede sein. Man hat darum die Aufnahme des Heidenröschens unter die Goetheschen Gedichte auf eine andere Weise zu rechtfertigen gesucht: man sagt, Goethe habe an diesem Volksliede so wesentliche Veränderungen vorgenommen, dass er berechtigt gewesen sei dasselbe als seine eigene Schöpfung zu betrachten. So bemerkt Oskar Schade in seinen Volksliedern aus Thüringen (Weimarsches Jahrbuch 3, S. 250): „Dass Goethe ein Volkslied, das Haideröslein, mit einigen Veränderungen unter seine Lieder geradezu aufnahm, ist bezeichnend. Herder hatte es schon in der deutschen Art und Kunst aufgeführt: er benutzte Herders bei dieser Gelegenheit gegebene Winke“. Ebenso urtheilt Viehoff (Goethes Gedichte erläutert I, S. 39—41): „Herder theilte unserm Dichter vermuthlich schon in der Strassburger Zeit das Gedicht mit; und dieser eignete sich auf Grund einiger Veränderungen, die er damit vornahm, das Stück an“. Noch weiter geht Suphan in seinem oben erwähnten Aufsatze (S. 92): „Wer so, wie es Goethe hier gethan, ein Lied zu seinem Ideale zurückdichtet, der darf sich daran, wie an einer eigenen Schöpfung erfreuen. Seine Phantasie musste es als ein ganzes von neuem hervorbringen, wenn die frisch hinzugethanen Züge das Bild nicht unnütz verschönern, nur seinen natürlich morgenschönen Glanz und Duft erneuern sollten“. Sehen wir zu, worin jene bedeutenden Veränderungen bestehen. Um die Vergleichung zu erleichtern setze ich beide Fassungen des Gedichts neben einander, indem ich die Abweichungen durch gesperrte Schrift hervorhebe:

Aeltere Fassung.	Spätere Fassung.
1 Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,	1 Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden!	Röslein auf der Heiden,
Sah, es war so frisch und schön,	War so jung und morgenschön,
Und blieb stehn, es anzusehn,	Lief er schnell es nah zu sehn,

Und stand in süssen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Der Knabe sprach: „Ich breche Dich,
Röslein auf der Heiden!“
Röslein sprach: „Ich steche Dich,
Dass Du ewig denkst an mich,
Dass ichs nicht will leiden.“
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber es vergass darnach
Beim Genuss das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Dass du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr (ihm) doch kein Weh und Ach,
Musste es (Musst' es) eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Wir sehen, beide Gestalten des Liedes stimmen in Form und Inhalt fast vollständig mit einander überein. Beide behandeln unter dem Bilde des Heidenröschens das Geschick eines jungen Mädchens, das sich einem von leidenschaftlicher Liebe entbrannten Jüngling trotz versuchter Gegenwehr ergeben muss. Denn dass nicht in wörtlichem Sinne von dem brechen einer Rose die Rede ist, dies geht, wenn es nach dem genialen Bilde Kaulbachs überhaupt noch einer Erläuterung bedarf, unwiderleglich aus Zeile 18 hervor, wo Goethe in den älteren Ausgaben das Bild verlassend schrieb: half ihr doch kein Weh und Ach. Erst später hat er, wie schon bemerkt, das Bild bis zum Ende durchgeführt, indem er ihr in ihm veränderte um „den Sinn der Allegorie nicht zu deutlich werden“ zu lassen (Strehlke, Goethes Werke I, S. 295).

Weit weniger verhüllt ist der Schluss in der früheren Fassung — und dies ist der einzige wesentlichere Unterschied zwischen beiden Gestalten. Auch hier wehrt sich das Röschen gegen die ungestümen Liebeswerbungen des Knaben, aber als ihr Widerstand gebrochen ist, als sie sich hat ergeben müssen, so vergisst sie ihr Leiden im Vollgenusse sinnlicher Lust. Das ist eine kecke und unverblümte Sprache, aber es entspricht dem Leben, es ist psychologische Wahrheit darin, und ich gestehe offen, mir scheint dieser Ausgang menschlicher und versöhnlicher als der in der späteren Fassung, wo das Heidenröschen unter bitteren Klagelauten Gewalt über sich ergehen lassen muss. Während die ältere Fassung eine gesunde Sinnlichkeit athmet, hinterlässt die spätere ein Gefühl der Trauer über das Los der geopferten Unschuld.* Aber

* Merkwürdiger Weise findet sich in den mir bekannt gewordenen Herder-Ausgaben in der 18. Zeile die Lesart: „Aber er vergass darnach beim Genuss das Leiden". Dies ist offenbar ein Fehler, mag derselbe nun dem Drucker oder Herder selbst zur Last fallen. Dann würde der Zusammenhang folgender sein: Der Jüngling, der das Röslein brechen will, wird vom Dorn gestochen, oder wenn wir das Bild auflösen, das Mädchen leistet ihm Widerstand, aber er vergisst dann bei dem Genuss diesen Schmerz. Kann denn bei dem wilden Knaben, der in siegesgewissem anstürmen alle Hindernisse überwindet um sich dem Genusse der höchsten Lust hinzugeben, überhaupt von Schmerz die Rede sein? und kann ein Schmerz, den das ritzen am Dorn, den das ohnmächtige widerstreben eines schwachen Mädchens erregt, ein Leiden genannt werden? Ausserdem passt die Verbindung mit aber besser in den Zusammenhang, wenn dasselbe Subject bleibt: das Röschen wehrte sich zwar, aber es vergass dann beim Genusse das Leiden. Auch A. W. Grube (Deutsche Volkslieder. Vom Kehrreim des Volksliedes etc. Iserlohn 1866, S. 204 f.), welcher das Herdersche Lied als wirkliches Volkslied ansieht, nimmt Anstoss an dem Schlusse: „Mit dem Schicksal des Rösleins hätte das Volkslied enden sollen; es springt aber plötzlich von der Blume auf den Knaben über und erzählt, wie er wohl den Dorn der gepflückten Rose empfinden musste, aber das Leiden doch über dem Genuss vergass. Da weiss man nun nicht recht, ob das Lied auf den allgemeinen Satz, dass, wie keine Rose ohne Dornen ist, auch der Liebe nicht das Leid fehlt, oder auf den Stachel, der in der wilden Begierde liegt, hindeuten will. Das Bild der sich sträubenden Jungfrau, das in der letzten Strophe erst recht hervortreten sollte, wird plötzlich in den Hintergrund geschoben und der sich an nichts kehrende «wilde» Knabe

sicherlich hatte Goethe Recht, als er bei der Aufnahme des Liedes in seine gesammelten Gedichte die derbe Natürlichkeit des Schlusses in der früheren Fassung beseitigte. Dies ist aber auch, wie gesagt, die einzige bedeutendere Abweichung. Die Aenderungen in Z. 1, 5, 8, 12, 15, 16 sind eigentlich nur redactioneller Art; denn wenn er den trochaeischen Rhythmus herstellt, so führt er nur das aus, was Herder selbst in der an das Liedchen sich anschliessenden Bemerkung ausspricht, dass man den vorantretenden Artikel nur als Vorschlag betrachten müsse („de Knabe, 's Röslein"). Dagegen möchte ich die Aenderungen in Z. 3—5 nicht als Verbesserungen bezeichnen — auch Viehoff nennt sie „minder beifallswürdig"; die Neubildung „morgenschön", so glücklich getroffen und poetisch sie sein mag, entspricht doch nicht der Einfachheit des Volkstones, in dem das Liedchen gehalten ist. Damit aber sind bereits alle Abweichungen erschöpft. Geben diese kleinen Aenderungen wirklich einem Dichter das Recht, eine fremde Geistesschöpfung als sein Eigenthum zu betrachten? heisst das ein Lied zu seinem Ideale zurückdichten? Ich glaube, jeder unbefangene muss mit einem entschiedenen nein antworten. Dies hat wol auch Düntzer gefühlt, der, obgleich er die „kleinen Veränderungen Goethes als glückliche Herstellungen des wahren Volkstones" betrachtet, dennoch an die Spitze seiner Erläuterung des Heidenröschens den Satz stellt: „Goethe hat hier gewagt ein im Volksmund umgehendes Lied mit wenig Veränderungen ohne weitere Angabe unter seine eigenen Gedichte aufzunehmen". Und noch entschiedener spricht sich der pseudonyme Reinhard Wager aus (Umdichtungen. Nebst Abhandlung über Volkspoesie und Umdichtung, Barmen 1860, S. 72): „Ein bloss verbessertes, nur geringeren Theils umgedichtetes Volkslied ohne Weiteres

---

tritt in den Vordergrund. Obwohl damit indirekt auch das Schicksal des Rösleins angedeutet ist, so verlieren wir doch die Einheit der Anschauung und Stimmung".

Uebrigens findet sich die Lesart es an dieser Stelle ohne weitere Angabe bei Schuré, Geschichte des deutschen Liedes, deutsche Ausgabe S. 106, und in der als Supplement zu Kleinpauls Poetik erschienenen Schrift „Von der Volkspoesie", Barmen 1870, S. 54.

für ein neues Originalgedicht auszugeben, halte ich für mindestens ebenso unrecht. Dieses Unrechts aber hat sich, wie es mir scheint, sogar Goethe schuldig gemacht"; und S. 73: „Dass er ohne alle Bemerkung und Ursprungsangabe das oben mitgetheilte Heidenröslein unter seine Originalgedichte stellte, also stillschweigend für sein eigenes Erzeugniss ausgab, das scheint mir durch die, wie wir gesehn haben, zwar meisterhaften, aber doch ziemlich unwesentlichen Variationen, welche das Lied bei ihm von dem bei Herder unterscheiden, keineswegs gerechtfertigt werden zu können".

Wenn es also wirklich ein Volkslied wäre, so könnten wir Goethe von dem Vorwurfe, fremdes Eigenthum für das seinige ausgegeben zu haben, nicht freisprechen. Aber ist es denn auch wirklich ein Volkslied? Suphan glaubt dies durch ein „unanfechtbares Beweismittel" darthun zu können, indem er gestützt auf zwei briefliche Aeusserungen Herders v. J. 1773 behauptet, der Ossian-Aufsatz, der den ersten Druck des Heidenröschens enthält, sei bereits i. J. 1769 von Herder geschrieben und zu Ende 1770 oder Anfang 1771 noch einmal überarbeitet; auf zwei Blättern, welche sich von der ersten Bearbeitung erhalten haben, sei Bezug auf das Liedchen genommen, es müsse also bereits i. J. 1769, d. h. vor seiner Bekanntschaft mit Goethe in Herders Besitz gewesen sein. Dass freilich jene Blätter wirklich i. J. 1769 geschrieben sind, kann Suphan nicht beweisen. Wol aber hat R. Haym in seiner vortrefflichen Herder-Biographie (Bd. I, S. 425 f.) in überzeugender Weise dargethan, dass Herder den Ossian-Aufsatz nicht vor dem Juli 1771, also erst nach seinem Strassburger Verkehr mit Goethe abgefasst habe. Wir besitzen nämlich, wie Haym nachweist, mehrere Briefe sowol von Herder selbst als namentlich von seinem Verleger aus dem Jahre 1771, nach welchen es gar nicht zweifelhaft sein kann, dass sich Herder in den späteren Briefen vom Jahre 1773 in Folge eines Gedächtnissfehlers geirrt hat. Damit fällt aber der Hauptbeweis gegen die Goethesche Abfassung. Ueberhaupt ist der Ossian-Aufsatz, so geistvoll und anregend er auch ist, doch ziemlich flüchtig geschrieben. Herder nennt ihn selbst in einem Briefe an Nicolai „das hingeworfenste

Stück, was aus einer menschlichen Feder kommen kann" — und verwahrt sich in der „Nachschrift" dagegen, als könne oder wolle dies sorglose „Geschwätz" Muster sein, wie dergleichen Dinge zu sagen seien (Haym, Herder I, S. 443). Wie flüchtig er gerade das Heidenröslein angesehen hat, geht daraus hervor, dass er den Sinn dieses Liedchens, als er es 1773 drucken liess, wie es scheint, gar nicht verstanden hat. Er führt es nämlich mit folgenden merkwürdigen Worten ein: — „zu unsern Zeiten wird so viel von Liedern für Kinder gesprochen; wollen Sie ein älteres deutsches hören? Es enthält zwar keine transcendente Weisheit und Moral, mit der die Kinder zeitig genug überhäuft werden — es ist nichts als ein kindisches Fabelliedchen: Es sah ein Knab' ein Röslein stehen —"; nun folgt das Liedchen in der oben angegebenen Fassung, und zum Schluss fügt er noch einmal hinzu: „Ist das nicht Kinderton?" Er hat sich also trotzdem, dass in der älteren Fassung schon durch die Worte: „es (er) vergass darnach beim Genuss das Leiden" die Deutung sehr nahe gelegt war, dennoch durch „das kindische Ritornell", wie er es nennt, bestimmen lassen in dem Gedichte ein unverfängliches Kinderlied zu sehen. Das ist doch nur bei recht flüchtigem ansehen möglich! Auch die Bezeichnung als Fabelliedchen ist wenig glücklich gewählt. Dies hat übrigens Herder selbst eingesehen, indem er bei dem zweiten Drucke in den Volksliedern diese Bezeichnung weglässt und als Ueberschrift darüber setzt: „Röschen auf der Heide". Ferner möchte ich noch auf einen Widerspruch in den Aeusserungen Herders über unser Lied aufmerksam machen: im Ossian-Aufsatz nennt er es ein älteres deutsches Lied, in den Volksliedern fügt er die Worte hinzu: „aus der mündlichen Sage". Aber wenn er das Lied wirklich aus der mündlichen Sage, d. h. aus dem Volksmunde geschöpft hat, dann ist es kein älteres Volkslied. Denn unter einem älteren Volksliede kann man nur ein solches verstehen, welches früher vom Volke gesungen worden ist, aber jetzt nicht mehr, das also auch in der mündlichen Sage nicht mehr zu erlangen ist: es wäre denn, dass besondere Alterthümlichkeiten der Sprache diese Bezeichnung rechtfertigten; aber das

ist bei dem Heidenröschen nicht der Fall. Wenn es sich also darum handelte, wer von den beiden Männern sich geirrt hat, so wäre dies weit eher wahrscheinlich bei Herder als bei Goethe, welcher doch sicher gute Gründe haben musste, wenn er ein bereits zweimal als Volkslied veröffentlichtes Gedicht unter seine Werke aufnahm, und zwar gleich in die erste, mit grosser Sorgfalt von ihm selbst veranstaltete Sammlung.

Aber wichtiger als alle bisher angeführten Gründe ist ein Umstand, welchen W. von Biedermann bereits angedeutet, aber nicht genug hervorgehoben hat. Das Heidenröschen in der Gestalt, wie es uns in beiden Fassungen vorliegt, ist kein Volkslied und kann kein Volkslied sein. So glücklich auch der Volkston von Goethe getroffen worden ist, so ist doch dies Lied zu kunstvoll, zu vollendet, als dass es ein Volkslied sein könnte. Mit wie wenig Pinselstrichen ist dies meisterhafte kleine Gemälde hingeworfen! welch dramatisches Leben in den wenigen Zeilen, wie geschlossen die Schilderung, wie knapp und treffend der Ausdruck! kein Wort zu viel, jede Farbe auf der richtigen Stelle aufgesetzt — das vermag nur ein Meister des Liedes wie Goethe, die Volkspoesie kann das nicht. Ich denke gewiss nicht gering von dem deutschen Volksliede, im Gegentheile seit Jahren bin ich damit beschäftigt, den Liederschatz meiner vogtländischen Heimat zu sammeln und zu bergen; aber gerade diese eingehende Beschäftigung mit dem lebendigen Volksgesange hat mich je länger je mehr in der Ueberzeugung bestärkt, dass das Heidenröslein kein Volkslied ist. Und ich stehe mit dieser Ansicht nicht allein: in die neuesten Volksliedersammlungen ist das Heidenröschen nicht aufgenommen trotz Herders Veröffentlichung, und einer der besten Kenner des deutschen Volksliedes, Hoffmann von Fallersleben, bezeichnet es in seinen „Volksthümlichen Liedern“ einfach als von Goethe verfasst: „zuerst gedruckt 1773“. Es ist auch bis jetzt trotzdem, dass wir so zahlreiche Volksliedersammlungen aus allen Theilen Deutschlands besitzen, noch nirgends im Volksmunde entdeckt worden. Gerade aus Ostpreussen, wo nach Suphans Vermuthung Herder das Lied in seiner Jugend gehört haben soll, besitzen

wir sehr sorgfältige Sammlungen der volksthümlichen Ueberlieferungen von Frischbier; aber vom Heidenröschen hat sich keine Spur gefunden, überhaupt scheint diese Provinz an Volksliedern ziemlich arm zu sein.

Schon der eine Umstand scheint mir entscheidend für die Frage, ob Volkslied oder nicht: das Heidenröschen ist eine Allegorie, oder es ist in der früheren Gestalt wenigstens in der Hauptsache allegorisch. Das Mädchen wird ein Röslein auf der Heiden genannt — ein Bild ganz aus dem Geiste des Volksliedes, aber dieses Bild wird durchgeführt: der Knabe will das Röslein brechen, das Röslein sticht den Knaben — eine solche Weiterführung des Bildes widerspricht der Einfachheit und Naivetät des Volksliedes. Zum Beweise dafür brauchen wir bloss ein wirkliches Volkslied zu vergleichen, das, wie sich zeigen wird, überraschende Aehnlichkeit mit unserem Liedchen hat, ein älteres Volkslied, welches Uhland aus dem Liederbuche des Buchdruckers Paul von der Aelst aus Deventer v. J. 1602 mittheilt (Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder I S. 111):

1. Sie gleicht wol einem Rosenstock,
drumb gliebt sie mir im herzen,
sie tregt auch einen roten rock,
kan züchtig, freundlich scherzen,
sie blüet wie ein röselein,
die bäcklein wie das mündelein;
liebstu mich, so lieb ich dich,
röslein auf der heiden!

2. Der die röslein wirt brechen ab,
röslein auf der heiden,
das wirt wol tun ein junger knab,
züchtig, fein bescheiden,
so sten die steglein auch allein*,
der lieb got weiss wol wen ich mein:
sie ist so grecht von gutem gschlecht,
von ehren hoch geboren.

* Uhland vermuthet darunter die Stäbe, woran der Rosenstrauch aufgebunden wird (Volkslieder 2. Bd. Abhandlung [Zur Geschichte der Dichtung und Sage 3. Bd.] S. 545).

3. Wann mich das mägdlein nit mer will,
röslein auf der heiden,
so will ich weichen in der still
und mich von ir tun scheiden,
so will ich sie auch faren lan
und will ein anders nemen an,
ein schöns, ein jungs, ein reichs, ein frums,
röslein auf der heiden!

4. Das röslein das mir werden muss,
röslein auf der heiden,
das hat mir tretten auf den fuss
und gschach mir doch nicht leide;
sie gliebet mir im herzen wol,
in eren ich sie lieben sol,
bschert gott glück, gets nicht zurück,
röslein auf der heiden!

5. Behüt dich gott, mein herzigs herz,
röslein auf der heiden!
es ist fürwar mit mir kein scherz,
ich kan nicht langer beiten,
du komst mir nicht auss meinem sinn
dieweil ich hab das leben inn;
gedenk an mich wie ich an dich,
röslein auf der heiden!

6. Beut mir her deinen roten mund,
röslein auf der heiden,
ein kuss gib mir auss herzengrund,
so stet mein herz in freuden!
behüt dich gott zu ieder zeit,
all stund und wie es sich begeit;
küss du mich, so küss ich dich,
röslein auf der heiden!

7. Wer ist der uns diss liedlein macht,
röslein auf der heiden?
das hat getan ein junger hacht
als er von ir wolt scheiden;
zu tausent hundert guter nacht
hat er das liedlein wol gemacht;
behüt sie gott on allen spott,
röslein auf der heiden!

In diesem interessanten und für die Entscheidung unserer Frage hochwichtigen alten Volksliede finden wir denselben Vergleich; das Mädchen wird ein Röslein auf der Heiden genannt, aber dieses Bild ist nicht ausgeführt; denn das Röschen tritt dem Knaben auf den Fuss, es soll ihm seinen rothen Mund darbieten und aus Herzens Grund ihn küssen, was man von einer Rose nicht verlangen kann. Zugleich sehen wir aber bei der Vergleichung dieses älteren Liedes mit unserem Heidenröschen, dass das letztere ohne Kenntniss des ersteren nicht gedichtet sein kann. Schon der Vergleich der geliebten mit dem Röslein auf der Heiden kann nicht zufällige Uebereinstimmung sein; noch weniger die zweimalige Wiederkehr des „Röslein auf der Heide“ in der zweiten und letzten Zeile jeder Strophe. Ueberhaupt hat das Goethesche Lied, wenn es auch kürzere Strophen hat, doch denselben Rhythmus; die Zahl der Hebungen in den einzelnen Versen ist die gleiche. Wir finden aber auch sonst auffällige Anklänge in Wort und Inhalt, besonders in den beiden ersten Strophen. In beiden Liedern heisst der liebende Jüngling K n a b e; beide haben fast denselben Anfang: Sah ein Knab' ein Röslein stehn — „Sie gleicht wol einem Rosenstock“ —; das Röslein „war so frisch und schön“ = „sie blüet wie ein röselein“; „der Knabe sprach: ich breche dich, Röslein auf der Heiden“ = Str. 2 „Der die röslein* wirt brechen ab, röslein auf der heiden, das wirt wol tun ein junger knab“; das Röschen droht ihn zu stechen, „dass du ewig d e n k s t a n m i c h“, es will es nicht leiden — auch im Volksliede fügt es sich nicht den Wünschen des Knaben, es „hat mir tretten auf den fuss“; auch dort heisst es Str. 5: „g e d e n k a n m i c h, wie ich an dich“. Endlich erinnert auch Zeile 5 der früheren Fassung: „und s t a n d i n s ü s s e n F r e u d e n“ — an Str. 6: „so s t e t mein herz i n f r e u d e n“.

Alles dies beweist, dass Goethe das ältere Lied gekannt haben muss. Ob in dieser Fassung oder in einer anderen, das lässt sich nicht entscheiden. Denn dass dieses Volkslied

* Ich mache darauf aufmerksam, dass hier der Plural gebraucht ist, dass also von wirklichen Rosen die Rede ist, freilich in unverkennbarer Hindeutung auf d a s Röslein.

früher in Deutschland weiter verbreitet war, können wir daraus erkennen, dass uns eine Strophe desselben in einem Liederbuche aus dem Jahre 1586 erhalten ist (Uhland, Zur Geschichte der Dichtung und Sage 3. Bd. S. 546):

Will uns das meidelein nimmer han,
rot röslein auf der heiden,
so wöllen wirs nur faren lan,
ein anders wöln wir nemen an,
ein schöns, ein jungs, ein reichs, ein froms,
nach adelichen sitten.

Diese Strophe entspricht, wenn wir von einigen Verkürzungen absehen, vollständig der dritten Strophe unseres Volksliedes.

Auf welche Weise Goethe in den Besitz des Volksliedes gekommen ist, wissen wir nicht. Mir scheint es am wahrscheinlichsten, dass der Dichter, der sich ja bekanntlich in Strassburg mit besonderer Vorliebe dem deutschen Alterthume zuwandte — schon wegen seines Götz von Berlichingen* — und die Bücherschätze der Universitätsbibliothek in umfassender Weise benutzte (vgl. Leyser, Goethe zu Strassburg S. 131—163), bei diesen Studien auf das alte Lied gestossen ist, welches ihn durch seine schlichte und treuherzige Gefühlswahrheit zu einer Umdichtung anregte.

Aber wenn auch Goethe unleugbar die Farben und die ganze Stimmung seines Bildchens dem Volksliede entlehnt hat, so ist doch die Composition durchaus sein Eigenthum. Und diese ist ja gerade so echt Goethisch, dass wir durch dieses Lied unwillkürlich an andere Jugendgedichte des Meisters erinnert werden. Ein vollständiges Gegenstück zum Heidenröschen ist das wahrscheinlich in derselben Zeit gedichtete Veilchen. Wie das Röslein von dem kecken, verwegenen Knaben gebrochen wird, so wird das herzige Veilchen, das Bild der bescheidenen, unwandelbar treuen Liebe, von der leichten Schritts daher kommenden Schäferin niedergetreten, aber es freut sich doch wenigstens unter ihren

* Leyser, Goethe zu Strassburg S. 86, weist nach, dass in die Strassburger Zeit nicht bloss „embryonische Ansätze" des Götz fallen, sondern dass Goethe schon einen ersten Entwurf zu Strassburg ausgearbeitet und an einzelne Freunde mitgetheilt habe.



Füssen sterben zu können. Und dieselbe Durchführung eines ganz ähnlichen Bildes finden wir in dem auf sein Verhältniss zu Christiane Vulpius sich beziehenden Gedichte Gefunden. Der Dichter geht im Walde so für sich hin, da sieht er im Schatten ein Blümlein stehen, das er Anfangs brechen will, aber gerührt von seinen Bitten mit allen Würzlein ausgräbt und zu Hause einpflanzt, wo es immer fort zweigt und grünt. Auch die „parabolischen" Gedichte Die Freuden: „Es flattert um die Quelle die wechselnde Libelle" — v. J. 1769 (Strehlke II, 279) und Dilettant und Kritiker: „Es hatt' ein Knab' eine Taube zart" — gedruckt i. J. 1774, erinnern in der Ausführung des gewählten Bildes durchaus an die Art unseres Heidenröschens.

So kann man also unser Liedchen in gewissem Sinne ein Volkslied und zugleich ein Goethesches Originalgedicht nennen, und so erklärt sich auch in der einfachsten Weise das Doppelgesicht, mit dem es bei Goethe und Herder erscheint. Wir brauchen nicht mit W. von Biedermann anzunehmen, dass Goethe sich mit Herder einen Scherz erlaubt habe, indem er ihm seine Dichtung als Volkslied übergab; denn mit Recht weist Suphan darauf hin, dass dies „der machtvollen Stellung, die Herder damals anerkannter Massen unter der jüngeren Generation einnahm", durchaus nicht entspreche, um so weniger, als es beiden Dichtern um die Sache „heiliger Ernst" war. Vielmehr handelte Goethe offenbar in gutem Glauben, als er dieses nach dem alten Volksliede umgedichtete Lied seinem Freunde als älteres* Lied übergab. Nach unseren Anschauungen freilich kann man das Heidenröslein nach der Umdichtung nicht mehr für ein Volkslied halten, aber damals war der Begriff Volkslied noch ziemlich fliessend und unbestimmt: Herder hat unter seinen Volksliedern Gedichte von Goethe, Claudius, Rist, Simon Dach, Opitz, Roberthin, Hein-

* So wird es ja von Herder bei der ersten Veröffentlichung i. J. 1773 genannt. Wenn er später in den Volksliedern hinzufügte „aus der mündlichen Sage", so ist das offenbar eine nahe liegende Verwechselung mit den wirklichen Volksliedern, die Goethe für ihn im Elsass gesammelt hatte und die zum Theil in der Herderschen Sammlung Aufnahme gefunden haben.

rich Albert und Luther aufgenommen, die zum Theil nicht einmal im Volkstone gehalten sind; und gerade was die Veränderung von Volksliedern anlangt, so erinnere ich nur an die Art, wie Achim von Arnim und Clemens Brentano bei der Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn“ verfuhren, welche Strophen wegliessen oder neue hinzudichteten, die Texte willkürlich umgestalteten und oft den Beisatz „mündlich“ hinzufügten, wo alte Texte zu Grunde lagen oder namhafte Verfasser allgemein bekannt waren, wie bei der „Tabakspfeife“ von Pfeffel. Recht bezeichnend für die damaligen Anschauungen in dieser Beziehung ist die Erwiderung Arnims auf die Angriffe von Voss, der ihn deshalb getadelt hatte, in dem Intelligenzblatte der Jenaer Literaturzeitung v. J. 1809 S. 104. Arnim weist im Gefühle seines Rechtes mit sittlicher Entrüstung die Beschuldigungen seines Recensenten zurück und schliesst mit den charakteristischen Worten: „Nun wolan, so fordere ich Sie auf, mir ein Lied anzuzeigen, dem kein älteres Fragment oder Sage zu Grunde liegt, oder eine Aenderung, für die ich keinen Grund anzugeben wüsste, aus höherer Kritik oder allgemeiner Verständlichkeit“. Also schon das genügte um ein Lied zum Volksliede zu stempeln, wenn ein „älteres Fragment“ zu Grunde lag! Wenn dies der Herausgeber einer grossen Volksliedersammlung i. J. 1809 aussprechen kann, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn in den siebenziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu einer Zeit, wo man in litterarischen Kreisen vom Volkslied überhaupt nichts wusste, wo Herder eben erst in vertrautem Freundeskreise anfieng auf die Bedeutung der Volkspoesie hinzuweisen, Goethe seine Umdichtung eines Volksliedes als Volkslied seinem Freunde übergab. Bezeichnet doch der Dichter auch seine Ballade Der Müllerin Verrath in dem ersten Drucke als Altfranzösisch, obgleich das als Quelle dienende französische Gedicht (abgedruckt bei Strehlke, Goethes Werke I, 246) mit der Goetheschen Ballade weit weniger Aehnlichkeit hat als das alte Heidenröslein mit dem umgedichteten.

Für uns aber, die wir jetzt auch an die Erzeugnisse der Volkspoesie den Massstab philologischer Kritik anlegen, ist

das Heidenröschen ein Goethesches Gedicht, und zwar eines von denen, die uns recht deutlich zeigen, welch mächtigen Einfluss die durch Herder vermittelte Bekanntschaft mit dem Volksliede auf das dichterische schaffen unseres grossen Liederdichters ausübte. Denn — um mit einem Satze Hayms zu schliessen (Herder I, S. 450) — Herder „war nur vergönnt die ergiebige Ader des Volksgesanges aufzudecken, die rinnenden Quellen zu zeigen, sie blosszulegen und hie und da aus ihnen einen erquickenden Trunk zu schöpfen: tiefer beugte sich der Andere zu diesen Quellen nieder, in vollen Zügen trank er aus ihnen Gesundheit, Kraft und Schönheit und wurde so, ein geborener Dichter, nicht bloss zum Dolmetscher, sondern zum schöpferischen Erneuerer des echten Liedergeistes“.

Zu „Julius von Tarent."

Von

Otto Brahm.

Als ich kürzlich in Kutscheras „Johann Anton Leisewitz" (Wien 1876) die Darstellung des Verhältnisses von „Emilia Galotti" zum „Julius von Tarent" las (S. 89 ff.), fand ich zu meinem grossen erstaunen nur ganz wenige Uebereinstimmungen zwischen den Dramen beigebracht. Mir dagegen war die Aehnlichkeit von „Emilia" und „Julius" stets als eine ausserordentlich grosse erschienen; ich prüfte nach und fand meine Meinung bestätigt. Hier die Resultate des Vergleiches.

Die stärksten Uebereinstimmungen enthält der letzte Act. Kutschera hat ganz richtig erkannt, dass der Ausgang des „Julius", die Ermordung des Sohnes durch den Vater, den Charakteren widerspricht. Er hat aber sonderbarer Weise nicht gesehn, was doch mit Händen zu greifen ist, dass dieser Ausgang ganz und gar durch die „Emilia" bedingt ist; deshalb gerade hat das Ende etwas den Charakteren widersprechendes. Dies ist überhaupt, meines erachtens, der springende Punct für alle Copien — sofern es sich nicht um Nachahmungen unter gleichberechtigten handelt —, darin wird sich am deutlichsten die Abhängigkeit zeigen, dass ein Dichter Motive seines Vorbildes sich aneignet, die für ihn nicht passen. So ist es auch hier. Guido muss seinen Vater um den Tod bitten, weil Emilia den ihrigen darum bittet, ob es gleich seinem Charakter weit besser entspräche, wenn er sich selbst tödtete. Im Anfang der Scenen (V. 7; V. 6—9) ist der Dolch verdeckt; Odoardo „zieht ihn heraus", der Fürst „deckt ihn auf". Odoardo ruft aus:

„Und wenn Du ihn kenntest, diesen Dolch! —



Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne!“
und der Fürst fragt:

„Kennst Du den auch?

Guido. Nur halb“.

„Odoardo. Wenn ich Dir ihn nun gebe — da! (Giebt ihr ihn).

Emilia. Und da! (Im Begriffe, sich damit zu durchstossen, reisst der Vater ihr ihn wieder aus der Hand).“

„Guido (indem er nach dem Dolche greift). Ich werde ihn ganz kennen lernen.

Fürst (hält ihn ab).“

Darauf droht Emilia sich mit einer Haarnadel zu tödten, und Guido sagt:

„Es giebt mehr Dolche, auch Feuer und Wasser, Berge und Abgründe.“

Odoardo „durchsticht“ Emilia und „fasst sie in seine Arme“, der Fürst „umarmt Guido mit dem einen Arm und durchsticht ihn mit der andern Hand“. Odoardo ruft klagend:

„Gott, was hab ich gethan!

Emilia. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“
und der Erzbischof fragt:

„Bruder, was hast Du gemacht?

Fürst. Mein oberrichterliches Amt zum letzten Male verwaltet!“

Odoardo denkt nicht an Selbstmord, er will sich ins Gefängniss liefern; und der Fürst ruft aus:

„Selbstmord ist Sünde“ und wird Carthäuser.

Von Odoardos Benehmen vor der That berichtet Marinelli:

„Er geht die Arkade auf und nieder“;
von dem Fürsten der 1. Soldat (in der später fortgefallenen 1. Scene des fünften Actes; vgl. Kutschera 132 f.):

„Unser Fürst ging darin (im Ulmengange) auf und nieder.“

Der Fürst selbst sagt:

„Ich muss mich noch mehr abkühlen. — Noch einen Gang unter den Ulmen!“

Marinelli erzählt, dass Odoardo „um ein Grosses ruhiger“ ist, und Odoardo ruft:

Da steh' ich nun vor der Höhle des Räubers — (indem er den Rock von beiden Seiten aus einander schlägt und sich ohne Gewehr sieht). Nichts! gar nichts! nirgends!" (IV. 7).

„1. Soldat. Zuweilen griff er (der Fürst) auch nach dem Degen, ob er gleich keinen an hatte" (V. 1).

Die echt Lessingsche Phantasie:

„Genug für mich, wenn Dein Mörder die Frucht seines Verbrechens nicht geniesst. — Dies martere ihn mehr als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Ekel von Lüsten zu Lüsten treiben, so vergälle die Erinnerung, diese eine Lust nicht gebüsst zu haben, ihm den Genuss aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wenn er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt, so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle und erwache!" (Odoardo V. 2) hat Leisewitz in der Rede des Guido nachgebildet (III. 4):

„Ich will Dir eine Erinnerung in die Seele setzen .. Mörder! — Jeden Gedanken in Dir will ich mit meinem Namen stempeln, und wenn Du Blanka siehst, sollst Du nicht an sie, sondern an mich denken. — Mitten in Euren Umarmungen soll plötzlich mein Bild in Eurer Seele aufsteigen, die Küsse werden auf Euren Lippen zittern .. Des Nachts sollst Du im Traume sehen, wie ich sie Dir entführe, und so erschrocken auffahren, dass Blanka aus Deinen Armen gleiten, erwachen und schreien soll: Guido!"

Des Prinzen Worte (V. 5):

„So viel Schönheit soll in einem Kloster verblühen?" kehren in Julius Frage (III. 5) wieder:

„So soll ich es länger ansehen, dass diese Vollkommenheiten im Kloster verwittern?"

Blanka soll, gleich Emilia, vom Prinzen entführt werden, gegen ihren Willen, wie man annehmen muss. Aspermontes Plan gleicht dem Marinellis; dieser erzählt (III. 1):

„Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben, gleichsam um ihn zu plündern. Und ein anderer Theil .. wird aus dem Thiergarten gestürzt sein .. Mein Bedienter soll Emilien ergreifen .." und Aspermonte (IV. 2): „Ich habe zwanzig

Bewaffnete zusammen, und die denk ich in zwei Haufen zu theilen: mit dem einen fallen wir ins Kloster und versichern uns ihrer Person; — der andere soll mit dem Reisegeräthe an der Gartenthür auf uns warten.“

„Prinz. Aber die Anstalten sind doch so —

Marinelli. Als sie nur immer sein können!“

„Julius. Aber Sie haben doch auch für Blankas Bequemlichkeit gesorgt?

Aspermonte. Als wenn sie meine Geliebte wäre . . Alle Anstalten sind getroffen . .“

Die Entführer sind hier wie dort verlarvt; Guido, als er auftritt (IV. 5), „nimmt die Larve ab“, Angelo (III. 2) die „Maske“. (Dieser hat Emiliens geliebten getödtet, jener will Blankas geliebten tödten.) Guido muss Julius mit einem Dolche ermorden, damit er von seinem Vater mit demselben Dolche getödtet werden kann; nur für Odoardo aber ist der Dolch das angemessene, dem tapfern Guido wäre ein Degen natürlicher. — Kutschera vergleicht die Worte des Prinzen und des Julius (I. 6; I. 1):

„Ein Fürst hat keinen Freund! kann keinen Freund haben!“ und „Kein Fürst hatte jemals einen Freund“ und fügt die Bemerkung hinzu: „Doch waren diese Anschauungen damals so allgemein, dass dabei eine directe Einwirkung Lessings nicht angenommen zu werden braucht“; er übersieht aber, dass, ebenso wie Marinelli, auch Aspermonte nach einigen Zwischenreden auf die Worte zurückkömmt. Marinelli sagt:

„Fürsten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!“

Und Aspermonte „... weil ich wusste, wie selten Fürsten Freunde haben.“

„Prinz. So verzeihen Sie mir . . (indem er sich ihm in die Arme wirft) . .“

„Julius (umarmt ihn). Verzeihen Sie dem Affect.“

Diese Uebereinstimmung ist doch wol kaum durch die „Allgemeinheit der Anschauungen“ bedingt.

Das bemerkenswertheste bei Kutschera scheint, was er über die Wiederholungen sagt; doch ist auch hier zu berichtigen und zu ergänzen. Zunächst ist es falsch, dass die

Wiederholungen in der „Sara" und in der „Minna" „vereinzelt" begegnen; sie sind zwar nicht so häufig wie in der „Emilia", aber immerhin noch gerade zahlreich genug. Ich zählte in der „Sara" 280, in der „Minna" 180, in der „Emilia" 420, oder auf einer gedruckten Seite (der Hempelschen Ausgabe) 3,5, 2,1, 6,4.*

Die Zahlen beanspruchen nur ungefähre Geltung; der Begriff Wiederholung muss noch genauer festgestellt werden.** Einstweilen schien es mir richtig, alle Formen, die auch nur ungefähr hieher gehören, zu berücksichtigen, lieber zu viel als zu wenig zu beobachten.

Ferner führt Kutschera nur Beispiele einer Art an, nämlich Wiederholungen innerhalb der Rede einer Person — die von mir gegebenen Zahlen beziehen sich ebenfalls nur auf diese; nicht minder charakteristisch aber für Lessings Stil sind die Wiederholungen im Dialog.

Dieselben sind von grosser Mannigfaltigkeit; bei Leisewitz kehren etwa diese Unterarten wieder:

---

* Es wiederholen bei Lessing, wie bei Leisewitz, alle Hauptpersonen und die meisten Nebenpersonen, auch Angelo in der „Emilia", auch der Bauer im „Julius"; Riccaut de la Marliniere wiederholt gar in zwei Sprachen.

** Die Bemerkung R. M. Werners im „Ludwig Philipp Hahn" (Quellen und Forschungen XXII. S. 63): „Wenn Kutschera im Leisewitz eine Ausdrucksweise als Einfluss Lessings anführt, nämlich die Wiederholung einer oder mehrerer Worte gleich hinter einander, so thut er daran nicht ganz recht, da sich diese Form fast bei allen Dramen des Sturms und Drangs findet. Goethe im Götz nur selten.. Hahn liebt diese Ausdrucksweise über alle Massen. So im Hohenecken allein weit über 30 Male." — diese Bemerkung ist mir nicht recht klar. Weshalb sollten die Wiederholungen bei den Stürmern nicht auf Lessing zurückgehen können? Aus chronologischen Gründen? Aus inneren? Kann es überhaupt zweifelhaft sein, dass sie auf ihn zurückgehen? Wolverstanden, nicht auf ihn allein; auch Rousseau ist von Einfluss (vgl. Erich Schmidt, „Richardson, Rousseau und Goethe" S. 248); und das gleiche streben, der Versuch, die Leidenschaft ihre eigene Sprache reden zu lassen, musste natürlich auch zur Anwendung ähnlicher Mittel führen. — Im „Götz" sind die Wiederholungen keineswegs selten, ich zählte etwa 175, auf einer Seite (Hempel) 1,9; in Hahns „Hohenecken", obgleich Hahn diese Ausdrucksweise „über alle Massen" lieben soll, nicht mehr als 150 (was allerdings „weit über 30" ist).

a. Die Worte des Mitunterredners werden einfach aufgenommen. Z. B.:

„Prinz. Aber das Original, sagen Sie, fand ..

Conti. .. Das Original ist eine Person ..“ (I. 4).

„Erzbischof. In der That ein unruhiger, gefährlicher Charakter!

Fürst. Noch gefährlicher, weil er ..“ (I. 6).

b. Sie werden bestätigend wiederholt.

„Marinelli. Wollen Sie Alles genehmigen ..

Prinz. Alles, Marinelli, Alles ..“ (I. 6).

„Aspermonte. Warten Sie wenigstens einen Monat.

Julius. Ich will warten.“ (I. 1).

c. Sie werden fragend und verwundernd wiederholt.

„Kammerdiener. Ein Brief von der Gräfin Orsina.

Prinz. Der Orsina?“ (I. 1).

„Guido. Ich gebe meine Rechte nicht auf ..

Julius. Deine Rechte?“ (I. 2).

d. Die Wiederholung erfolgt im Tone eines Einwurfs.

„Prinz. Ihres darf sie nur zurücknehmen.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfin, wenn ..“ (I. 6).

„Guido. Ich will einen frischen Schnitt durch das Geschwür ..

Julius. Wenn nun aber kein Geschwür da wäre.“ (I. 2).

e. Spöttische, höhnische Wiederholung.

„Marinelli. Was wollen Sie aber .. dass ich weiter hätte thun sollen?

Prinz. Weiter thun? — Als ob er etwas gethan hätte!“ (III. 1).

„Julius. Sehn Sie da das ganze Wunder.

Aspermonte. Wunders genug, dass ein Jüngling ..“ (II. 5).

f. Wiederholungen der Wuth, des Zorns, der Verzweiflung.

„Marinelli. Bedenken Sie, wo Sie sind.

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in wessen Walde sie brüllt?“ (III. 8).*

---

* Kutschera findet in der „Emilia“ „einen einzigen Vergleich aus der belebten und unbelebten Natur“ („Eine Rose gebrochen“); ist der obige keiner? Ein anderes Naturbild III. 6: Claudia „wird Augen machen, wenn sie den Wolf bei dem Schäfchen sieht“.

„Julius. Haltet ihm die Hellebarden vor!

Guido. Mich halten? Guido von Tarent? (Er ersticht Julius)." (IV. 6).

g. Schwärmerisches und wehmüthiges, träumerisches und schwermüthiges wiederholen.

„Odoardo. .. So spricht keine Wahnwitzige!

Orsina. Wahnwitzige? Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun, es mag leicht keine von seinen gröbsten Lügen sein. — Ich fühle so was!" (IV. 7).

„Aebtissin. Du brauchst noch lange Thränen.

Blanka. Noch lange? — Aber sind Thränen nicht wider unser Gelübde?" (III. 7).

h. Freudiges wiederholen.

„Odoardo. Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater..

Orsina. Vater?.. Ha, willkommen!" (IV. 6).

„Caecilia. Ich weiss es zu schätzen.

Fürst. Weisst Du, weisst du wirklich?" (I. 7).

Sehr häufig sind e und g (ähnlich bei Lessing), weniger häufig a, b, d, f und c (letzteres bei Lessing sehr oft), am seltensten h, wie im Trauerspiele natürlich. Es versteht sich, dass nicht alle angeführten Formen Lessing besonders eigenthümlich sind; einige sind alte Kunstgriffe, den Dialog weiter zu führen. Es kann nicht Aufgabe dieser Untersuchung sein, die Frage nach ihrem Ursprung des näheren zu erörtern.

Eine dritte Art der Wiederholungen ist die refrainmässige; dieselben Worte kehren in grösseren oder geringeren Zwischenräumen ein Par Mal wieder. (Vgl. Jagos „Thu Geld in Deinen Beutel".)

„Prinz. .. Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein... (IV. 4).

Orsina. ...«Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein»... Beschäftigt? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bei ihm?... Was hat er zu thun? Wer ist bei ihm?...

Marinelli. Der Prinz ist wahrlich nicht allein. Es sind Personen bei ihm... Der Graf Appiani —

Orsina. Wäre bei ihm?... Die sind bei dem Prinzen?" (IV.5). (Sieh ferner Camillo Rotas „Recht gern", I. 8, und Appianis „Perlen bedeuten Thränen", II. 7 und 8).

„Blanka. Ich will ihr Grab mit Rosen .. und Thränen ehren.

Aebtissin. Spare Rosen und Thränen! ...

Blanka. Nein, Aebtissin, Ihre Thränen und Rosen für mich! ...

Blanka. Rosen und Thränen für mich! ...

Blanka. Schwester, bald Rosen und Thränen für Dich!“ (III. 7).

(Vgl. auch „die Palmen Asiens oder die nordischen Tannen“, II. 2 und 3; „Ziehen Sie hin“, II. 5.)

Und noch eine vierte, Lessing nachgebildete Form des wiederholens lässt sich im „Julius“ nachweisen, das corrigierende und das mit einem „auch“ oder „nicht minder“ gleichsetzende wiederholen. Z. B.:

„Conti. Gleichwol hat mich dieses noch sehr unzufrieden mit mir gelassen. — Und doch bin ich wiederum sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir selbst.“ (I. 4).

„Julius. Freilich fehlte unendlich wenig daran, aber unendlich wenig ist hier genug!“ (III. 5).

„Emilia. Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund.“ (V. 7).

„Guido. Doch das Erworbene erhalten ist auch Gewinn!“ (I. 5).

Hier findet allerdings keine Wiederholung statt; aber die Phrase ist doch dieselbe.

„Claudia. Dem Himmel ist beten wollen auch beten.

Emilia. Und sündigen wollen auch sündigen.“ (II. 6).

„Julius. Allein ein schwaches Bild ist doch noch immer ein Bild.“ (II. 2).*

Lessings Einfluss auf den Stil des „Julius“ mag man auch in den mit einem „O“ anhebenden Ausrufungen erblicken, meist mit folgendem Genetiv, wie: „O, der rauhen Tugend!“ (Claudia II. 5), „O, des weisen Mannes!“ (Orsina IV. 3), „O, des gnädigen Prinzen! O, der ganz besondern Ehre!“ (Odoardo

* Auf die hier erörterten stilistischen Fragen bin ich inzwischen in einem grösseren Zusammenhange zurückgekommen in meinem Buche „Das deutsche Ritterdrama“ (Quellen und Forschungen XL) Beilage II.

IV. 7), „O, über die wilden, unbiegsamen Männer!“ (Minna (IV. 6),
und: „O dass die Starrköpfe durch Gegengründe nur noch starrer werden!“ (Portia im „Julius“ II. 4), „O des entzückenden Streites der Religion und Liebe um ihre Seele!“ (Julius II. 5).

Auch einzelne, Lessing besonders eigenthümliche Wendungen kehren im „Julius“ wieder, wie „Mädchen“ in der Anrede, und zwar in der Anrede durch ein Mädchen.

„Das Fräulein. Mädchen, Du verstehst Dich so trefflich auf die guten Menschen . .“ („Minna“ IV. 3).

„Blanka. Merk' auf meine Worte, Mädchen . .“ (V. 4),* oder das einfache „Prinz“, wo man „mein Prinz“, oder „gnädiger Prinz“ erwarten sollte.

Nach alledem muss eines sehr auffallen: dass Lessing die Verwandtschaft des „Julius“ mit seinem Drama nicht erkannt hat, wie aus dem allbekannten Umstande hervorgeht, dass er den „Julius“ für ein Werk Goethes halten konnte!

Für unser heutiges Stilgefühl kann es nichts entgegengesetzteres geben als die derbe, temperamentvolle, leidenschaftliche Sprache des jungen Goethe und die milde, kühle, pointenreiche Sprache des Leisewitz. Und man muss sich daran erinnern, wie fort und fort in jener Zeit die Werke der neuen Schule, die Dramen von Goethe und Klinger, von Lenz und Wagner durcheinander geworfen werden, um es zu verstehen, dass selbst ein Lessing ausser Stande war die erdige Frische dort von der blassen Zimmerluft hier zu unterscheiden.

---

* Seine Braut redet Leisewitz unzählige Male so an. „Ich muss Dir gestehen, Mädchen . . Noch einmahl, Mädchen . . . Es muss einmahl heraus, Mädchen . .“ (Kutschera S. 28, 30, 31).

Ein unbekannter Brief Schillers an seine Frau.

Mitgetheilt von

WILHELM ARNDT.

Zu „Schiller und Lotte, herausgegeben von Wilhelm Fielitz, drittes Buch“ kann ich einen kleinen Nachtrag in folgendem, bisher unbekanntem Briefe Schillers an seine Frau geben. Mein hochverehrter Freund, Senator Culemann in Hannover, hatte die Güte, mir auf meine Bitte die Originale des Briefwechsels zwischen Goethe und Kirms, die in seinem Besitze sind, mitzutheilen. Diesen beigelegt fand ich den folgenden Brief, allerdings nicht im Original, sondern in einer alten Copie, von der ich nur feststellen kann, dass sie nicht von Kirms Hand angefertigt. Es erhellt sofort, dass Schillers Schreiben eine Antwort auf seiner Frau Brief vom 1. Juni (Nr. 413, S. 139 bei Fielitz) ist. Dass Schiller am 2. Juni aus Ettersburg nach Weimar zurückkehrte, ist aus seinem Kalender bereits bekannt; dass er es in Gesellschaft von Frau und Kindern — wie unser Brief doch schliessen lässt — gethan, wird neu sein. Beendet hatte er Maria Stuart an diesem Tage freilich nicht, erst am 9. Juni geschah dies, wie der Kalender ebenfalls bezeugt.

Ettersburg 1. Jun. 1800.

Ich komme eben von einem kleinen Spaziergang im Walde nach Hause, wo mich der Regen vertrieben und finde Deinen Brief. Ich beklage, daß Du Dich so einsam findest, mir geht es auch so und in den Stunden, wo ich nicht arbeite, fühle ich die Leere um mich herum sehr. Meine Arbeit rückt übrigens zu ihrem Ende, und wenn man bei solchen Arbeiten nicht gerade durch Kleinigkeiten chicanirt würde, deren

Schwürigkeiten niemand einsieht und einem also auch die Mühe nicht dankt, so könnte ich Morgen fertig seyn. Ist es Dir aber angenehm, so könntest Du mich ja Morgen Mittag besuchen mit dem kleinen Volk und das Karlinchen mitnehmen. Du träfst etwa gegen 12 Uhr ein und wir blieben zusammen biß um 6 Uhr Abends. Ich schickte meine entbehrlichsten Sachen mit zurück und folgte in einigen Tagen vielleicht zu Pferde nach. Ich will auf jeden Fall die Oberförsterischen darauf bereiten, weil mir Dein Kommen wahrscheinlicher ist als das nicht. Es ist auch möglich, daß ich ganz mit zurückgehe, daher Du suchen mußt (wenn das Karlinchen mitkommt) einen geräumigen Wagen zu bekommen.

Adieu liebes Herz. Wir sehen einander also wahrscheinlich morgen. Solltest Du nicht kommen können und es zeitig genug wissen, so findet sich wohl ein Bursche, durch den Du mir's aber noch vor 9 Uhr kannst zu wissen thun.

Adieu.

Schiller.

An Frau Hofräthin Schiller
in
D. Gefälligkeit. Weimar.

Zu Schillers Balladen.

Von

HERMANN ULLRICH.

1. Der Taucher.

So viel mir bekannt, haben, seitdem von Val. Schmidt*, F. Liebrecht**, Karl Goedeke*** und H. Düntzer† die Zeugnisse über den Fischmenschen Nicolaus zusammengestellt worden sind, weil sie Quelle für Schillers Quelle gewesen sein könnten, die Forschungen nach der letzteren geruht. Durch einen glücklichen Zufall bin ich in der Lage, eine Reihe weiterer Zeugnisse beizubringen, von denen zwei das nächste Anrecht haben als Schillers Quelle zu gelten. Das eine Zeugniss findet sich in des Pedro Mexia Sylva de varia leccion, einer Art von historischem Notizenbuch, welches durch die nicht unbedeutende Zahl von Auflagen, sowie durch sechs Uebersetzungen in das Deutsche, Holländische, Englische, Französische und Italienische hinreichend seine ehemalige Beliebtheit bekundet. Der Verfasser des Buches, Chronograph Kaiser Karls V., erzählt die Geschichte vom Taucher im 21. Capitel, und zwar ganz nach den Dies geniales des Alexander ab Alexandro. Die französische Uebersetzung von Cl. Gruget (Les diverses Leçons de Pierre Messie Gentilhomme de Seville. Lyon 1592), sowie die beiden deutschen von Johann An-

* Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stolberg und Schiller. (Berlin 1826.)

** Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia. In einer Auswahl herausgegeben u. mit Anmerk. begl. (Hannover 1856) Anm. 24, S. 94, sowie in seinem Buche Zur Volkskunde (Heilbronn 1879) S. 49.

*** Historisch-kritische Schiller-Ausgabe Bd. XI.

† Schillers lyrische Gedichte erläutert (Leipzig 1879) Bd. II, S. 246.

dreas Matthe (Historischer Geschicht- Natur- und Wunder-Wald. Nürnberg 1669) und Lucas Zoleckhofer (Vilualtige beschreibung christenlicher vnnd heidnischer Keyseren, Künigen, weltweiser Männeren Gedächtnuß wirdige Historien, löbliche Geschicht etc. Basel 1564) befinden sich auf der Jenaischen Universitätsbibliothek und waren Schiller leicht erreichbar, da sie früher, wie noch jetzt ihre Signatur ausweist, zu dem Fonds der Bibliothek des Jenaischen Schlosses gehörten, in welchem letzteren Schiller bekanntlich eine Zeit lang seine Wohnung hatte.

Eine zweite Nachricht über den „Taucher", und zwar von grossem Umfang, findet sich in des Erasmus Francisci „Ost- und West-Indischem wie auch Sinesischem Lust- und Stats-Garten, Mit einem Vorgespräch von mancherley lustigen Discursen. .... Aus den fürnemsten, alten und neuen, Indianischen Geschicht- Land- und Reisbeschreibungen, mit Fleiß zusammengezogen, und auf annehmliche Unterredungs-Art eingerichtet. Nürnberg, In Verlegung Johann Andreae Endters, und Wolfgang deß Jüngern Sel. Erben. Anno MDCLXVIII." (Fol.)

Die auf Seite 68—74 befindliche, einen Theil des „Vorgesprächs" bildende Erzählung verdient hier mitgetheilt zu werden.

„Zu den Leb- und Regierungs-Zeiten König Friedrichs, hat in Sicilien sich diese wunderbare Geschicht gefüget. Es war damals, in Sicilien, ein sehr fertiger Schwimmer und gar berühmter Wassertretter, mit Namen Niclas; wiewol ihm seine grosse Erfahrenheit im Schwimmen einen Beynamen unter dem Volck erworben: angemerckt, man ihn in gemein Pescecola (ist soviel gesagt, als Niclas der Fisch,) genannt. Dieser Mensch hat sich, von seiner Kindheit an, auf das Schwimmen, und, so zu reden, gleichsam in die Gesellschafft der Fische, begeben; die meiste Zeit in dem Meer zugebracht; Austern, Muscheln, Korallen, und dergleichen Sachen, so an dem Boden deß Meers ihre nasse Wohnstatt haben, gesamlet; hernach dieselbe verkaufft, und sich von dem gelösten Gelde ernährt. Auf welche Muschel-fängerey er so eifrig gewest, daß er vier oder 5. Tage im Wasser offt geblieben, und, zu Stillung des Hungers, rohe Fische gegessen. Er schwamm nach Calabrien hinüber, und wieder her, und gab einen Wasser-Boten ab. Man will, er solle, durch die Liparitanische Insuln, mehr als einmal, schwim-

mend gedrungen seyn. Unterweilen haben ihn die Schiffe, mitten in dem Busen deß stürmisch-wallenden Meers, gegen Calabria über, angetroffen, und die Schiffleute anfangs gemeint, sie sehen ein Meerwunder: nachdem ihn aber etliche erkannt, ist er von ihnen auf- in das Schiff genommen worden: und, wie man gefragt: wo er, in einem so ungestümmen Meer, hinausgedächte? ist seine Antwort gewest: Er trüge, nach weiß nicht was für einer Stadt, Briefe ... [Diese] waren in ein klein Fell-Eisen gethan, und mit Schloß und Kettlein gar artlich, verwahrt. Wenn er sich denn, mit Essen und Trincken, wol gefüttert; nahm er von den Schiffern Abschied, und warff sich wieder in die Wellen. Man erzählt über das, es habe dieser Niclas seine Natur, durch die stetige Behausung deß Wassers, und Aufenthalt in der See, der Gestalt verändert, daß er einem Land-Wasser-Thier (Amphibio) fast gleicher, weder einem Menschen, worden: gestaltsam ihm, zwischen den Fingern, ein Krospel wie ein Gänse-Fuß heraus gewachsen, damit er desto besser könnte schwimmen; zudem auch seine Lunge dermassen ausgedehnt, und erweitert, daß sie so viel Luffts mögen behalten, als zum Athem holen, auf einen gantzen Tag, gnug gewesen. Als nun, auf eine Zeit, der König von Sicilien, zu Messana sich aufhielte, und von diesem Wasser-tretter unglaubliche Dinge erzählen hören: hat er Lust gewonnen, den Menschen zu sehen, und begehrt, man möchte ihm denselbigen stellen: welches auch, nachdem man ihn lange, zu Land und Wasser, gesucht, endlich geschehen. Nun hatte der König viel Wunderliches vernommen, von der benachbarten Charybdis: (ist ein sehr gefährlicher Würbel-Schlund, im Sicilischen Meer, von den Anwohnern sonst Calofaro, und La Rema genannt) wolte also diese bequeme Gelegenheit, selbigen Meer-Schlunds innerliche Bewandniß recht zu erkündigen, nicht aus der Hand gehen lassen; sintemal ihm, zu solcher Verrichtung, niemand geschickter daugte, als gegenwärtiger Fisch-Nickel, oder Niclas der Fisch. Befihlt derhalben, derselbe solle sich hinablassen, und machte ihm, weil er die Schultern zoch, mit Fürwendung der grossen Gefahr, die keinem, weder ihm allein, recht bekandt, durch stattliche Belohnung, einen Muth, indem er eine güldene Schüssel daselbst an dem gefährlichen Ort ließ hinab werffen, mit Verheißung, sie solte sein seyn, so fern er dieselbe wieder heraus brächte. Es ist ein Wunderding um das Golde, denn selbiges macht das abscheuliche annehmlich, verkleinert die Grösse der Gefahr, wie ein subtiles Schau-Glas; macht die forchtsamen muthig, die blöden und verzagte hertzhafft, die langsame Schnecken zu Adlern, oder leichten Fischen; und ist der allerkräfftigste Balsam, so man einem Geitzhals unter die Nasen streicht, ja der Auszug und das fünffte Wesen seiner Seelen. Das gab Niclas, mit seinem Exempel, gnugsam zu erkennen. Denn so bald er diese Hertz-Stärcke, und kräfftigen Seelen-Trost, von dem Könige, empfan-

gen, nemlich die Zusage, daß die güldne Schüssel seiner Mühe Vergeltung wäre: verlor er alle Barmhertzigkeit über sich selbsten, und begunnte vielmehr mit der herrlichen Schüssel Mitleiden zu haben, daß sie also in dem finstern Abgrund, unter dem tieffen Wasser solte begraben ligen: bedachte sich demnach nicht länger, sondern stürtzte mitten in den Wasser-Würbel sich hinein, und war das Gold der Magnet, der ihn ebenso starck hinab zoch, als wie das in einen Kreys sich drehende Wasser hinunter in den Schlund zu fallen pfleget. Er blieb unter dem Wasser, bey drey viertheil Stunden, als unterdessen der König, und alle, die neben ihm stunden, mit sehnlichem Verlangen seiner Wiederkunfft erwarteten: biß er endlich wieder, aus dem untersten Grunde deß Würbel-Schlundes, mit grossem Ungestüm, herfür kommt, und als ein triumphirender, die verworffene Schüssel mit der Hand herum schwinget. Hierauf wird er in den Königlichen Palast geführt, und, weil ihn die vielfältige Arbeit etwas abgemattet, mit Essen und Trincken zuvorderst gelabt: schläfft hernach, und ruhet ein wenig aus. Nach diesem bringt man ihn für den König: welcher ihn, um alles, was er auf dem Grunde erblicket, gefragt, und von ihm folgende Antwort soll bekommen haben: Gnädigster König: was eure Majestät befohlen, hab ich verrichtet: würde aber nimmermehr ihrem Geheiß folge geleistet haben, so ich vorher gewust hätte, was ich nun erfahren; wenn dieselbe mir gleich auch die Helffte dero Königreichs hätten versprochen. Eine grosse Verwegenheit hab ich begangen, indem ich es für eine Verwegenheit gehalten, deß Königs Befehl nicht zu gehorchen. Als der König zu wissen begehrt, warum er denn solches eine so grosse Verwegenheit tauffe? spricht der Wassertretter abermal: Eure Königliche Majestät mögen wissen, daß vier Dinge seynd, welche nicht nur meines gleichen Wasser-Täuchern, sondern wol den Fischen selbsten, diesen Ort solten undurchdringlich, forchtsam und erschrecklich machen. Das erste ist die Ungestümme und Gewalt eines Stroms, der aus dem innersten Schlunde und Abgrunde der See heraufstrudelt, dem kaum der stärckste Mensch widerstehen mag, welchen auch ich selbsten nicht durchbrechen können, sondern durch andre Neben- oder Umwege in die Tieffe hinab fahren müssen. Das andre, die Vielheit der Felsen und Klippen, so einem hin und wieder begegnen, auf deren Gründe ich, nicht ohne merckliche Lebens-Gefahr, bin gekommen. Das dritte; die unterirdische Flüß-Röhren, welche sich, mit hefftiger Gewalt, mitten durch die Felsen heraus giessen: deren Gegen- oder Quer-Strömung so erschreckliche Würbeln und Wasser-Kreyse verursacht, daß einer, für der blossen Forcht, möchte davon sterben. Das vierdte; die Menge der ungeheuren Blackfische oder Vielfüsse, welche an den Seiten der Klippen hafften, und, mit ihren weit und breit ausgestreckten Füssen, mir einen kalten Schauder machten:

darunter ich eines gewahr worden, der von Leibe grösser, weder ein Mensch, und dessen Füsse einer Meßruthen, an Länge, nichts nachgaben, und, so sie mich erwischet hätten, ohn Zweifel mich, mit ihrer blossen Umfahung, als recht tödtlichen Banden, würden ersticket und gewürget haben. In den benachbarten Winckeln und Hölen der Felsen haben die grausame Fische ihren Aufenthalt, welche man Pesce Cane Hund-Fische nennet, und mit einer dreyfachen Reyhe Zähnen gewaffnet sind, an Leibes-Grösse den Delphinen gantz vergleichlich: für deren Wüte und Grimmigkeit niemand mag sicher seyn; sintemal es um denjenigen, der ihnen einmal unter die scharffe Raubzähne fällt, geschehen: denn kein Sebel, noch Schwert, kan so scharff schneidend, oder spitzig seyn, weder das Gebiß dieser ungeheuren Meer-Fische, welches alle Sachen von einander schneidet. — — — Wie viel genandter Niclas alles, was er gesehen, und zu fürchten gehabt, so nach einander ausgesaget; fragt man ihn: auf was Weise er doch die hinabgeworffene Schale so bald finden können? Darauf er geantwortet: die Schale sey, wegen deß ungestümmen Hin- und Wieder-strömens deß Gewässers, nicht gerad hinab gesuncken, sondern, von der Ungestümmigkeit desselben, also bald ausgeschlagen und abwerts geworffen, auf gleiche Weise, wie es ihn selbsten abwerts geschmissen: da hab er sie, in der Aushölung eines Felsens, gefunden: welches nicht hätte geschehen können, von so vielen Strudeln und strengem Würbeldrehen, so fern die Schale wäre an Grund gefallen. Denn die Fluß-Röhre, vermittelst deren das unterirdische Wasser bald in das Eingeweide der Erden verschlungen, bald wieder ausgestrudelt würde, würden mit einer so unwiderstreblichen Gewalt bewegt, daß keine Macht so groß, die ihnen möchte Widerstand thun. Wozu auch dieses käme, daß das Meer, an selbigem Orte so tieff, daß es schier eine kimmerische Finsterniß den Augen fürwürffe. Als man noch weiter geforschet, wie es, mit dem innerem Meer-Busem beschaffen? hat er zur Antwort gegeben: es sei gantz überall mit Felsen und Klippen gleichsam durchgeflochten, aus deren Wurtzeln oder Grund-Füssen, der unterirdischen Gewässer, Fluß und Rückfluß nach Unterscheid der Zeit, oben auf der Fläche deß Meers solche Verwirrungen und Kreyselungen machte, wie die Seefahrende, mit grosser Gefahr ihrer Schiffe, erführen. Auf diß ist er abermal ersuchet und gefraget worden, ob er sich getrauete, und so viel Hertzens hätte, den Grund dieses Charybdischen Meer-Schlundes noch eins zu untersuchen? dazu er nein gesagt. Aber

Quid non mortalia pectora cogis
Auri sacra fames!

Ach wozu zwingst du nicht deß Menschen fäige Brust,
Verfluchter Durst nach Gold! aus Schrecken machst du Lust.

Ihn überwandt, zum anderm Mal, ein Beutel mit Goldgülden gefüllt, daran eine Schale von grossem Werth war geknüpfft; welches man mit einander der Würbelringlein-giesserinn, will sagen, der Charybdis, in ihren tieffen und grundlosen Schos schüttete, als ein Lock-Bißlein, so den Niclas solte hinabreitzen, dasselbige wieder daraus zu erheben. Also sprang er wieder in den Würbel-Schlund: soll aber noch wiederkommen. Vielleicht haben ihn die streng-aufwallende Ströme in die irrsame und unwiederausfindliche Berge verworffen, oder die vorgeförchteten Fische, zum Raube erschnappet."

Dies ist der aus Athanasius Kircher entlehnte Bericht des Erasmus Francisci, den ich aus mehreren Gründen hier wiedergegeben habe: einmal, weil seine Benutzung durch Schiller, direct oder indirect, höchst wahrscheinlich ist; zweitens, weil der deutsche Bericht eher eine Vergleichung mit der Romanze ermöglicht. Von Schriftstellern, die den Nicolaus gleichfalls, mehr oder weniger ausführlich, erwähnen, macht Erasmus Francisci namhaft den auch schon von Liebrecht (Zur Volkskunde S. 50) erwähnten Raphael Volaterranus (Commentariorum urbanorum octo et triginta libri. Parrhisiis 1511), ferner den Simon Majolo (Dierum Canicularium tomi septem. Francofurti 1642), endlich den Caspar Bugati (Historia universale dopo la creatione del mondo infin a suoi tempi).

Man hat schon mehrfach angenommen, dass der Dichter für seine Romanze gar keinen gedruckten Bericht benutzt habe, sondern dass ihm vielmehr der Stoff aus Goethes mündlichem Berichte bekannt geworden sei, der seinerseits wieder denselben aus Athanasius Kircher kennen gelernt habe. Obwol es hinreichend bezeugt ist, dass Goethe die Schriften Kirchers gekannt hat, so glaube ich dennoch in diesem speciellen Falle aus einigen Stellen des Briefwechsels mit Schiller schliessen zu müssen, dass Goethe die Tauchersage nicht aus Kircher, sondern aus Erasmus Francisci kennen gelernt hat.

Am 3. Jan. 1798 nämlich (nach Vollendung des „Tauchers") theilt Goethe Schiller eine Abschrift eines Gesprächs zwischen einem Chinesen und einem Jesuiten mit, das ihn „unglaublich amüsirt hat". Schiller erwidert unter dem 12. Jan., dass auch er sich dabei gut unterhalten, und fragt an, wo Goethe das schöne „Morceau" aufgefunden habe. Darauf repliciert Goethe

unter dem 13. Jan.: „Das tolle philosophische Gespräch ist aus des Erasmus Francisci neupolirtem Geschicht-, Kunst- und Sittenspiegel, einem abgeschmackten Buche, das aber manchen für uns brauchbaren Stoff enthält."

Diese Stellen beweisen zunächst allerdings nur, dass Goethe ein anderes Werk des Francisci als das die Sage vom Taucher behandelnde, oben ausführlich erwähnte Buch jenes Schriftstellers gekannt hat. Nimmt man aber den Umstand hinzu, dass Goethe gerade in jenen Jahren mit der Katalogisierung der Jenaischen Bibliothek eifrig beschäftigt war, ferner die Thatsache, dass gerade die Blätter in Franciscis ersterwähntem Buche, die die Tauchersage enthalten, in dem Exemplar der Jenaischen Universitätsbibliothek die deutlichsten Spuren der Benutzung aufzuweisen haben (mehrere Stellen der Erzählung wie auch der Anfang sind mit Rothstift angestrichen und unterstrichen), so werden wir wol mit Fug und Recht annehmen dürfen, dass Goethe jenen Schriftsteller im allgemeinen und das oben erwähnte Buch desselben im besonderen gekannt hat.

Joachim Meyer hatte bereits 1847 im „Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen u. Literaturen" (Bd. III, Jahrg. II. S. 232—237) zwei Erzählungen aus E. G. Happelii Grösten Denckwürdigkeiten der Welt oder Relationes Curiosae (5 Bde. Hamburg 1683—1691) mitgetheilt, die ihm als Quellen für den „Taucher" und den „Kampf mit dem Drachen" erschienen waren. Es ist jedoch in keiner Weise wahrscheinlich gemacht worden, dass Happels Buch unserm Dichter bekannt gewesen ist. — Was jene Berichte selbst betrifft, so ist der über den Kampf mit dem Drachen aus Bosio, Istoria della sacra religione ed illustrissima militia di S. Giovanni (Rom 1594—1602), der über den Taucher wahrscheinlich aus Kircher oder Francisci geschöpft.

Schliesslich sei mir noch gestattet hier, als an dem passendsten Orte, noch auf einige Varianten der Tauchersage hinzuweisen, die besonders deutlich die Triebkraft des ursprünglichen Kerns der Sage erkennen lassen.

In einer Sage aus dem Werra-Thale (aufgezeichnet von C. L. Wucke, Sagen der mittleren Werra nebst den angren-

zenden Abhängen des Thüringer Waldes und der Rhön [2 Theile, Salzungen 1864]. II, 37) wird von dem eine halbe Stunde von Salzungen gelegenen Büchensee erzählt, dass an seiner Stelle früher ein Schloss gestanden habe, dessen Bewohner, ein Ritter mit drei Fräulein, ein so heilloses Leben geführt hätten, dass in Folge des Fluches eines kleinen grauen Männchens das Schloss sammt seinen Bewohnern eines Tages verschwunden sei. Von dem wiedererscheinen der Fräulein in Gestalt von Nixen wurden die Bewohner oft beunruhigt. Im Dorfe hatte sich alsdann ein neuer Herr angesiedelt. Da kömmt einmal ein Taucher zufällig in die Gegend, badet sich in dem See und erzählt dann, von dem neuen Herrn gezwungen, nicht diesem, sondern einem Ofen, was er auf dem Grunde des Sees gesehen habe. Der Herr erfährt dadurch von den ungeheuern im See begrabenen Schätzen und zwingt den Taucher noch einmal in den See hinab zu steigen; jener sieht aber das Tageslicht niemals wieder. — Diese aus verschiedenen, leicht erkennbaren Bestandtheilen zusammengeflossene Sage erweist sich deswegen als eine ältere Fassung, weil in ihr, wie in den übrigen älteren Berichten, nur von einem zweimaligen hinabsteigen des Tauchers die Rede ist und das hinabtauchen nur durch die im See befindlichen Schätze motiviert wird. Anders verhält es sich mit zwei französischen Volksliedern (Französische Volkslieder zusammengestellt von Moriz Haupt und aus seinem Nachlass herausgegeben von A. Tobler [Leipzig 1877]. S. 29: „C'est sur le pont de Nantes“ u. s. w. und S. 78: „La fille du roi d'Espagne“ u. s. w.).

In beiden Liedern ist ein in das Wasser gefallener goldener Ring einer Jungfrau (im zweiten Falle einer Königstochter) die Veranlassung, dass ein vorübergehender sich in das Wasser stürzt. Beim ersten tauchen findet er nichts, beim zweiten Male sieht er den Ring erglänzen, nach dem dritten untertauchen wird der kühne Jüngling nicht mehr gesehen.

Beide Lieder sind entschieden jüngere Fassungen der Sage. Der Umstand, dass eine schöne Jungfrau das eigentliche Motiv des wiederholten tauchens für den kühnen Jüngling ist, nähert sie am meisten der Schillerschen Romanze.

An eine Abhängigkeit beider Fassungen von einander dürfte aber wol in keinem Falle zu denken sein.

---

2. Der „Kampf mit dem Drachen".

Wenn ich versuche auch für diese Ballade eine andere Quelle als die bisher angenommene wahrscheinlich zu machen, so muss vorher mit zwei schwerwiegenden Thatsachen abgerechnet werden. Bisher nämlich galt Vertot, Histoire des chevaliers de Rhodes et aujourd'hui chevaliers de Malte (Paris 1726. 4 Bde. in 4⁰; andere Ausgabe: Paris 1772. 7 Bde. in 8⁰), oder vielmehr dessen deutsche Bearbeitung (Geschichte des Malteserordens nach Vertot von M. N[iethammer]. Jena. 2 Bde. 8⁰. 1792—93), zu der Schiller eine Vorrede geschrieben hatte, als der Fundort des Balladenstoffes. Vertot aber war ihm bei seinen geschichtlichen Studien bekannt und gelegentlich des Planes zu den „Maltesern" gebraucht worden; ausserdem befand sich die zweite der oben genannten Ausgaben desselben in des Dichters Besitz.* So zwingend diese Thatsachen für den geforderten Beweis erscheinen, so steht ihnen doch ein Umstand entgegen: der Zwischenraum von mindestens sechs Jahren, der zwischen der ersten Kenntniss des Stoffes und der Conception des Gedichtes liegt und der mit den in den Briefen an Goethe so häufig wiederkehrenden Klagen des Dichters über den Mangel an passenden poetischen Stoffen (in Folge dessen er sich mehrmals einen modernen Hyginus wünscht) und mit seinen Sorgen um passendes Manuscript für die „Horen" in merkwürdigem Widerspruche steht. Dieser Umstand, sowie die in den Bemerkungen über den „Taucher" ausgezogenen Stellen des Briefwechsels veranlassen mich die dies Mal directe Benutzung eines anderen Schriftstellers für mindestens eben so wahrscheinlich zu halten als die Entlehnung aus Vertot. Jener Schriftsteller nun ist der im Briefwechsel erwähnte Erasmus Francisci. Der ausführlichere Titel von dessen erwähntem Buche lautet: „Neu-polirter Ge-

* Vergl. Friedrich von Schillers Bibliothek, Berlin. J. A. Stargardt (1859). S. 8.



schicht- Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völker, fürnemlich der Sineser, Japaner, Indostaner, Javaner, u. s. w. dargestellt von ERASMO FRANCISCI. (Nürnberg. Johann Andreas Endter. MDCLXX. fol.)

Es müsste dann angenommen werden, dass Schiller durch Goethes Bemerkung, dass das Buch manchen für sie brauchbaren Stoff enthalte, veranlasst, sich das Buch ausgebeten habe. Da die betreffenden Briefe in den Januar 1798 fallen, der „Kampf mit dem Drachen“ aber, nach Schillers Kalender, am 18. August 1798 angefangen und am 26. desselben Monats vollendet ist, so lägen höchstens sechs Monate zwischen der Kenntniss und der Benutzung des Stoffes. — Erasmus Franciscis Bericht ist der folgende:

„Der kühne Ritter.“

„Gefahr, und Verachtung deß Todes, seynd gleichsam die Myrrhen, womit ritterliche Helden ihr Gedächtniß balsamiren, daß es, bey der Nachwelt, nicht verwese: wenn sie nemlich schwere und hochgewagte Verrichtungen, um gemeinen Nutzens willen, angeben. An dem heiligen Könige, rühmt die Schrifft, daß er einen Leuen, Bären und Riesen, gefället, und so wol für seine Heerde, als für die Ehre seines GOttes und Volcks, Leib und Leben in Gefahr gestellet. Deßgleichen zählet sie unter die verwunderlichste Thaten Simsons, daß er einen brüllenden Leuen wie ein Böcklein, zerrissen: ohnangesehn er nichts in seinen Händen gehabt. Bedenckt man aber die Umstände, wie nemlich der Geist deß Herrn diesen Leuten ihren Arm geführt: ist solches nicht so hoch zu verwundern, als wenn, ohn den sonderbaren Trieb, und unmittelbaren Beystand deß Himmels, durch eigene Resolution und Entschliessung einer tapffermütigen Person, dergleichen kühne Thaten vorgenommen und vollzogen werden: wiewol solche Großmütigkeit und Stärcke dennoch auch eine Gabe und Gnade von oben ist. Auf diese letzte Art, hat sich wunder-würdig und seinen Namen unvergänglich gemacht ein fürtrefflicher Rhodiser Ritter: von welchem die Historien deß Malteser Ritter-Ordens, und insonderheit der hochberühmte Jesuit, Herr Pater Kircherus, in seinem stattlichen Werck de Mundo Subterraneo, so wol aus dem Bosio, als aus den Urkunden, so ihm ein fürnehmer Malteser Ritter mitgetheilet hat, nachgesetztes Helden-Stücklein erzählen.

Als man schrieb 1345. und Clemens der Sechste auf dem Päpstlichem Stuhl, Elion de Villanova aber in Groß meisterlicher Ritter-Ordens-Würde, saß; begab sich eine Sache, die sehr denck-

würdig, und zu allen Zeiten verwunderlich ist. In der Insel Rhodos, nicht weit von der Kirchen S. Stephan, war ein grosser Fels, und unter demselben eine trefflich-weite Höle, darauß ein Bach herfür rinnete. In derselben unterirdischen Hölen, hatte ein grausamer, und erschröcklicher Drach sein Lager, und verwüstete nicht allein den gantzen Morgentlichen Theil selbiger Insul, als darinn er viel Menschen und Vieh umbrachte: sondern steckte auch, durch seinen gifftigen Hauch, die Lufft dergestalt an, daß niemand, ohn mercklich-grosse Lebens-Gefahr, in derselben Gegend kunnte wandeln; und dannenhero der Großmeister ein ernstliches Verbot ergehen ließ, kein Mensch, weß Standes und Ordens er wäre, solte sich gelüsten lassen, deß Orts hinzugehen. Insonderheit ward den Rittern, bey Verlust deß Lebens, und ihres ritterlichen Orden-Kleids, solches untersagt: angemerckt dem Ort, nicht ohn Ursach, annoch, bis auf gegenwärtigen Tag, der Nam Mal passo verblieben. Damals befand sich, in dem Orden, ein junger hochadlicher Ritter, mit rittermässiger Leibes-Stärcke, und tapfferem Mut begabt, Namens *F. Deodatus de Gozon,* von Geburt ein Gasconier. Diesen bedunckte es, eine Schande zu seyn, daß, unter so manchen edlen Rittern und Kriegsleuten, keiner sich antreffen liesse, der das Hertz hätte, diese allgemeine Wunde der Insul, verstehe den Drachen, zu verwunden, und das schädliche Wunder anzugreiffen: welches hingegen seine Großmütigkeit für das rechte bequeme Mittel schätzte, so ihm ein ewiges Lob-Gedächtniß könnte erwerben. Darum sinnete und tichtete er darauf, wie er wider diesen ungeheuren Wunder-Wurm kämpffen, und von einer so schweren Last, von solcher schädlichen Pestilentz, die gantze Insul erretten möchte: ungezweiffelter Hoffnung, durch so verderblicher Bestien Hinrichtung, seinem Namen ein unausleschliches Denckmal aufzurichten, und durch ihren Tod in allen Ehr- und Ruhmliebenden Gemütern, sich unsterblich zu machen. Diese heroische Gedancken lieffen ihm Tag und Nacht im Kopff gewaltig herum, und verstatteten ihm keine Ruhe, bis er sein Fürhaben hätte ins Werck gerichtet. Weil aber deß Großmeisters strenges und an den Hals gehendes Verbot seinem Wunsch Scheu und Hinderniß gab: speculirte er auf Mittel und Wege, wie er, ohn einiges Menschen Wissen und Mercken, seinen Zweck möchte erzielen: griff demnach den Handel, folgender Gestalt, an. Zuvorderst trachtete er darnach, wie er seinen Feind recht möchte kennen lernen: schlich heimlich an den Ort, nahm die gantze Leibs-Gestalt deß Drachens, samt deren mancherley Farben, in genaue Betrachtung, und fand dieselbe also gebildet. Der Leib war so dick, wie ein grosses Pferd, oder Ochs: der Hals lang, und scharff-geschuppt: der Kopff Schlangenförmig; ausbenommen, daß daran ein paar langer Ohren sassen, wie die Maulesel haben. Sein Maul öffnete einen grossen Rachen, und war mit vielen spitzigen Zähnen gerüstet. Seine grosse Augen

glänztzten, und funckelten nicht anders, als ob sie Feuer bliesen. Seine vier Füsse hatte die Natur, mit Bären-Klauen, und Messerscharffen Nägeln, gewaffnet. Der Schwantz, und die übrige Gliedmassen, fielen einem Krokodil allerdings gleich. Der gantze Leib war, mit Eisenfesten Schuppen, welche Ziegel-weise sassen, geharnischt, und mit zwey krospelichten Fittichen beflügelt, so den Fischohren deß Meerschweins oder Delphins ähnlich sahen, oben Himmelblau, unten blutrot mit Schwefelfarbe vermischt: welche Farbmischung auch den übrigen gesammten Leib bespreckelte. Seiner schnellen Bewegung solte das allerschnellste und leichtfüssigste Roß nicht haben folgen oder entfliehen können: sintemal er theils zu fliegen, theils zu lauffen schien. Wenn er sich herfür wolte machen auf den Raub, und Nahrung; hörte man das Getöß, Geräusche, und Geklapper seiner harten Schuppen, so wol auch das grausame Zischen, so weit und breit, daß auch die, so am allerfernsten davon, dennoch dafür erschauderten.

Nachdem Ritter Theodatus sich dessen allen sattsam, mit seinen eigenen Augen erkündigt: hielt er, bey dem Großmeister, bittlich an, um Vergunst, eine Reise in sein Vaterland zu thun: und wandte weiß nicht was für Haus-Geschäffte vor. Daselbst machte er alsobald ein Drachenbild, von Papier und Rhodiser-Hanff, in gleicher Grösse, Manchfärbigkeit, Glieder-Fügung und Positur: also daß, an vollkommener Gleichheit, anders nichts, ohn das Leben, mangelte. Hernach kauffte er zu diesem Ende, ein Pferd von der allerbesten Schlacht, welches zum Kampff, und zu martialischen Händeln, geschickt war: und, neben demselben, zween mächtig-starcke Hunde, von der Art, so man Englische Doggen heisst. Nach solcher Vorbereitung, ließ er den gemachten Drachen, durch etliche hiezu abgerichtete Diener, hineinkommen, und eben die Actionen oder Geberden und Bewegungen machen, welche er an dem lebendigen hatte gesehen. Der ging bald hie, bald dort hin: öffnete unterweilen seinen grausamen Rachen: drehete und schlängelte den Schwantz, auf unterschiedliche Weise, herum: schüttelte auch und schlug die Flügel so leibhafftig, daß man meinen solte, es wäre der rechte Drach selber: und solches alles, vermittels etlicher Seilen und Drats, so von erwehnten Dienern geschicklich regiert wurden. Er, Theodatus, selber setzte sich unterweilen zu Pferde, und auf den ertichteten Drachen zu, machte also ein Spiegelfechten, und hetzte die Hunde gleichfalls darauf an. Da er nun dieses, zween Monat lang, also getrieben: wurden Pferd und Hunde, in solcher Zeit, meisterlich wol abgerichtet, und deß Kampffs so begierlich, daß man sie kaum im Zaum halten kunnte, so bald sie nur das Drachenbild erblickten. Weßwegen er nunmehr den Scheinkampff einstellete, und unverzüglich sich, mit samt dem Pferde, den Rüden und Dienern, gen Rhodos auf die Reise begab. Kaum war er allda angelangt,

als ihn seine heroische Begier alsobald, zu Vollentziehung deß längst ausgespeculirten Streits spornete. Massen er, an einem, dazu bestimmten, Tage, sich mit einem guten Pantzer, starckem Spieß, und bequemen Schwert, versahe, und zuvorderst, in S. Stephans Kirche, die nicht weit von dem Lager deß Drachens entfernt war, GOTT um Beystand anrieff, ingleichen den heiligen Stephanum, Johannem den Täuffer, um fürbittliche Nebenhülffe begrüsste; und endlich seinen Weg, nach der gefährlichen Hölen zu, nahm. Den Dienern aber hatte er gleichwol vorher fürsichtiglich anbefohlen, sie solten auf einen hohen Fels steigen, von dannen herab dem Streit zusehen, und, im Fall sie ihn, nach Erlegung deß Drachens, noch lebendig fünden, oder vielleicht von dem gifftigem Dampff aller Kräfften beraubt, und in der Ohnmacht ligend, schleunig mit gewissen Artzney-Mitteln erquicken: auf den unverhofften Fall aber, daß der Drach Meister spielen und ihn umbringen würde; solten sie ihr Leben retten, und fliehen, wohin sie könnten. Nach solcher Anstalt und Ordre, geht er hin, tritt mit hochvermessener Kühnheit, und behertztem Mut, in die Höle hinein, worinn der Drach sein Nest hatte: und weil dieser sich nicht regte, noch hören ließ; macht er ein Geschrey und Getöß, um die Bestie damit aufzuwecken, und herfür zu reitzen. Worauf der Drach erschröcklich anhub zu zischen, und mit dem grausamen Geklapper seiner Schuppen die Befehdung und Ausforderung gleichsam beantwortete. Aus solchem, von dem hintersten Theil der Hölen herausschallendem, Gezische und Schuppen-Gerassel, merckte der Ritter, daß der greuliche Wurm ankäme: machte sich derhalben eilig wieder hinaus, auf den ebenen Platz, der zum Streit bequem war, und erwartete daselbst seines Feindes, mit unerschrockener Entschliessung. So bald der Drach diesen kühnen Reuter erblickt hatte; lieff und flog er gegen denselben zu, als auf einen verhofften Raub, wie ein Pfeil; und fiel ihn an, mit hefftigem Ungestüm. Dessen sich der tapfere Ritter im geringsten nicht entsetzte; sondern sein Roß so wol, als die Rüden, die durch vorgemeldte Uebung den nunmehr gewöhnten Anblick eines so grausamen Ungeziefers im wenigsten nicht scheueten, zum Streit auffrischete; gestaltsam sie auch alsobald drauf los giengen, und den Drachen angriffen, an welchem Ort und Ende sie kunnten. Der edle Rittersmann war selber auch nicht faul, erwischte seine Lantze, und versetzte damit dem Ungeheur einen so ungestümen, wiewol nicht durchdringenden, Stoß auf die Schuppen, daß sie gleich das erstemal brach, und zu Trümmern sprang. Also war sein bestes Gewehr hin: und solte hierauf die Bestie leicht seiner mächtig worden seyn; da nicht die getreuen Hunde das Beste hätten bey der Sache gethan. Denn, indem sie den Reuter, nebenst seinem schnaubendem, hinten und vorn mutig um sich schmeissendem, und trefflich-wolgewandtem Roß, umzubringen strebete; machten ihr

diese ringfertige Rüden eine Diversion über die andre, scharmitzirten mit sonderbarer Behutsamkeit und Geschwindigkeit, wie dergleichen abgerichtete Hunde pflegen. Wenn der eine sich retirirte; so setzte der andre an: ward dieser verfolgt; so secundirte ihn jener, sein Compagnon und Mitstreiter, aufs allerbehendeste. Zuletzt ersahen sie ihren Vortheil, erwischten den Drachen von hinten, bey dem Gemächte, oder Geburts-Gliede, und setzten ihm die Zähne so fest und schmertzhafft darein, daß er von ihnen sich nicht zu retten, noch sein Patrimonium gnugsam zu salviren wuste. Schreckte und zwang er gleich unterweilen den einen, ihn los zu lassen: fasste doch der andre indessen dasselbige wieder an, was der erste verlassen, und gab ihm mit seinem Gebiß in besagtes Glied, einen Hieb von der lincken Seiten, indem der Drach nach der rechten um sich schnappte, und einen von den Rekeln zu würgen trachtete. Indem solcher Gestalt, das Monster beschäfftiget, wider die Hunde sich zu schützen; gewann der Ritter Weile, den Streit zu erneuren. Derselbe nahm sein Schwert, samt dem Schilde, zu sich, und stieg vom Pferde ab: vermeinend, er wolle zu Fuß bequemer fechten, und leichter mit seinem Feinde zu recht kommen. Als solches der Drach sahe; richtete er sich empor, stund auf seine Hinter-Füsse, begriff mit der vordern rechten Tatze deß Ritters seinen Schild; mit der linken den Ritter selbsten, und trachtete mit seinen grausamen Klauen denselben zu erdrücken. Aber dieser feyerte nicht viel: suchte und probirte etliche mal, wo der Hals am weichsten, und stieß endlich das Schwert darein mit gantzer Macht, also, daß bald das Blut häuffig heraus stürtzte. Worüber der Drach aller wütig ward, und aus ergrimmter Rachgier desto härter auf den Ritter drang. Aber je mehr er sich ihm näherte, je tieffer derselbe seinen Degen in die Wunde hineindrückte, und denselben, wie eine Säge, so lang hin und wieder, aus- und einzoch, bis er dem Drachen seinen Hals schier gantz aufgeschnitten. Worauf die, durch erfolgte große Blutstürtzung geschwächte, Bestie zu Bodem gefallen; zu gleich aber auch den Ritter, welcher von diesem schrecklichem Kampff aller ermüdet, über das von dem, aus der Wunde herfür dringendem, Gestanck, Dufft und Dampff, sehr vergifftet, und an Kräfften gar erschöpfft war, mit sich nidergerissen, ja dergestalt befallen, und unterdrückt, daß er fast für todt angesehn wurde. Als die Diener solches gewahr wurden, kamen sie, dem empfangenen Befehl nach; liefen von dem Hügel eilig hinunter, ihrem Herrn zu helffen; welcher, unter dem Drachen, halb erstickt, lag. Schleppten demnach das Ungeheur beyseits, zogen ihn herfür: Und weil noch einige Lebens-Zeichen an ihm zu spühren; eileten sie geschwinde, zu dem in der Nähe rinnendem Bächlein, schöpfften daraus, mit ihren Hüten, kaltes Wasser, und gossen ihm solches über den gantzen Leib: erquickten ihn folgends, mit einigen Hertzstärckungen, so

lang, bis er wieder zu sich selbst kam, und nach gäntzlicher Erholung voriger Kräffte zu Pferde stieg, nach der Stadt zuritte, als ein sieghaffter Ueberwinder, und dem Großmeister allen Verlauff ordentlich erzehlte: In Hoffnung, durch eine solche Ritter-That, wodurch dem gemeinen Wesen so grosses Heil widerfahren, keine geringe Ehre einzulegen, und keine schlechte Belohnung seiner Tapfferkeit, aufs wenigste ein stattliches Lob, welches tapfferer Helden fürnemster Gnaden-Pfenning ist, zu überkommen. Aber es gieng ihm weit ausser der Rechnung, und ward viel anders aufgenommen, weder er ihm hatte eingebildet. Der Großmeister, welcher den Gehorsam besser, als ein solches Opffer der Vermessenheit, schätzte, und seinen eigenen Willen bezwingen für ritterlicher, denn einen ungeheuren Drachen erlegen; stellete einen öffentlichen Convent, verwiß ihm daselbst seine verwegene Kühnheit, Verachtung und Uebertrettung deß scharffen Verbots: Ließ ihn darauf seines Ritter-Schmucks entkleiden, und in ein hartes Gefängniß legen. Mittler Weile schwang sich der Ruff, von der Ertödtung deß Drachens, durch die gantze Insul, nebenst dem Ruhm deß unverzagten Ritters, welcher denselben mit solchem Helden-Mut bekämpffet, und ein solches abscheuliches Wunder, deß gantzen Landes gemeine Niederlage, danider gelegt hätte. Jederman preisete die That aufs höchste, und führte den Namen deß Ueberwinders stets im Munde. Das bewog den Großmeister, deß Gefangenen grossen Verdienst reifflicher zu überlegen, und ihn nicht allein aus dem Kercker zu lassen, sondern auch zu den obersten Ehren-Stellen deß Ordens zu befördern. Darinn derselbe sich hernach gar klüglich bezeiget; und, bey Abhandlung schwerer Sachen, einen solchen hohen Verstand und Tapfferkeit erwiesen, daß, als der Großmeister, Elion de Villanova, vier Jahre hernach, von der Welt geschieden, er, durch einhellige Wahl, zu dessen Nachfolger bestimmet und erkohren worden."

Die vorstehend abgedruckte Erzählung ist die erste des ganzen Buches, musste daher dem Leser gleich in die Augen fallen, ist auch überdies durch ein eine halbe Folioseite einnehmendes Kupfer erläutert, welches den Moment darstellt, wo die Lanze des auf den Drachen anstürmenden Ritters in Stücke bricht, während die Rüden das Unthier von beiden Seiten an den Weichtheilen packen.

Nachdem der Verfasser noch die Grabschrift des Helden in den verschiedenen Fassungen bei den verschiedenen Schriftstellern mitgetheilt hat, führt er als seinen Gewährsmann Athanasius Kircher (Mundus subterraneus, lib. 8; Sect. 4, cap. 2, fol. 91 ff. mit Abbildung des Drachens) an, der seiner-

seits aus Hieronymus Megiserus geschöpft habe. Von den Büchern des letzteren Schriftstellers könnte sowol sein „Tractatus de ordine S. Johannis seu Melitensi", wie die „Deliciae ordinum equestrium", oder auch sein „Propugnaculum Europeum. Warhaffte, eigentliche und außführliche Beschreibung der viel- und weitberühmten Insel Malta" [Propugnaculum Europae. Lpz. 1606. 8° S. 198 = Delitiae ordinum equestrium. Lpz. 1617. 8° S. 445 f.] gemeint sein. Ausserdem wird die That des Ritters erwähnt von Michael Heberer von Bretten in seiner „Aegyptiaca servitus, d. i. wahrhafte Beschreibung einer dreijährigen Dienstbarkeit und nachherigen Reisen in Böhmen, Polen, Schweden" etc. (Heydelberg 1610. 4°).

Studien zu Schlegels Shakespeare-Uebersetzung.

Nach den Handschriften A. W. Schlegels.

Von

Rudolf Genée.

Schon 1872 hatte M. Bernays unter dem Titel „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare“ eine Schrift herausgegeben, aus welcher man zuerst über die Schlegelschen Manuscripte zu seinen Shakespeare-Uebersetzungen Kunde erhielt. Nachdem ist der ganze litterarische Nachlass Schlegels, der bis dahin sich in den Händen des verstorbenen Professor Ed. Böcking in Bonn befunden hatte, in den Besitz der Königl. öffentl. Bibliothek in Dresden gelangt. Durch diesen Umstand und durch die grosse Gefälligkeit der Verwaltung der Königl. Bibliothek war es mir vergönnt, mich Jahre lang mit jenen Manuscripten zu beschäftigen. Und wenn auch die hier dargebotenen Resultate dieser in hohem Grade fesselnden und belehrenden Beschäftigung um des Gegenstandes willen wol für sich selbst auf das Interesse der Leser werden rechnen dürfen, so sollen doch diese Mittheilungen auch zugleich als Ergänzungen zu der Schrift von Bernays dienen, und werden deshalb auch jenen Lesern, denen die erwähnte Schrift bekannt ist, willkommen sein. Ich habe mit Rücksicht darauf die Manuscripte ausschliesslich von jenem Gesichtspuncte aus beleuchtet, von welchem aus die grösste Ausbeute zu machen übrig blieb.

Bekanntlich hat Schlegel von den in der späteren Schlegel-Tieckschen Ausgabe befindlichen sechsunddreissig Stücken Shakespeares nur siebenzehn übersetzt. Nachdem er schon im Jahre 1789, also in dem Alter von 22 Jahren, in Göttingen mit

Bürger zusammen an einer Uebertragung des „Sommernachtstraums“ gearbeitet hatte, veröffentlichte er in Schillers „Horen“, im Jahrgange 1796, zuerst einige Proben seiner neu begonnenen Shakespeare-Uebersetzung, und zwar aus „Romeo und Julie“ und aus dem „Sturm“. Dazwischen erschien in derselben Zeitschrift sein Aufsatz „Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters“, worin er gewissermassen das Programm für seine Shakespeare-Uebersetzungen entwickelte. Erst ein Einblick in seine Manuscripte macht es recht klar, wie sehr Schlegel bestrebt war nach jenen von ihm entwickelten Grundsätzen zu verfahren, und seine ganze Uebersetzung erscheint hier in einer helleren Beleuchtung.

Zunächst möge hier einiges allgemeines über die Beschaffenheit der Schlegelschen Manuscripte und über ihr Verhältniss zu den gedruckten Ausgaben vorausgeschickt werden.

Unter den siebenzehn Schlegelschen Uebersetzungen der Shakespeareschen Dramen, wie sie zuerst in den Jahren 1797 bis 1810 in neun Bänden erschienen*, sind uns die Manuscripte von zwölf Stücken erhalten, und zwar:

Ein Sommernachtstraum, in zwei Heften (Entwurf und erste Abschrift mit der Umarbeitung).

Romeo und Julie, in zwei Heften (Entwurf und Abschrift von Schlegels Gattin).

Julius Caesar.
Was ihr wollt.
Der Sturm.
Hamlet.
Der Kaufmann von Venedig.
König Johann.
Richard der Zweite.
König Heinrich der Vierte, 1. Theil.
König Heinrich der Vierte, 2. Theil.
König Heinrich der Fünfte.

Es fehlen also in diesem Nachlasse von den Schlegelschen Manuscripten nur: Wie es euch gefällt; die drei Theile Hein-

* Die ersten acht Bände erschienen 1797—1801; dann nach langer Pause erschien 1810 noch ein Band (mit Richard III.), und hiemit hört Schlegels Werk ganz auf.

richs VI. und Richard III. — Von den genannten zwölf Stücken sind, wie bemerkt, die beiden ersten in doppelten Manuscripten, alle übrigen nur einzeln, von Schlegels eigener Hand geschrieben und mit noch zahlreichen Aenderungen, Correcturen und Varianten versehen, vorhanden.

Bei manchen dieser Manuscripten-Hefte sind die Correcturen so zahlreich, dass es bei den oft mehrfachen Durchstreichungen und zwischengeschriebenen veränderten Lesarten nicht immer möglich wäre, die letzte Fassung zu bestimmen, wenn sie uns nicht durch das gedruckte Buch bezeichnet würde. Aber auch abgesehen davon liegt in diesen Manuscripten nicht in allen Fällen die Entscheidung für die Richtigkeit des Textes. Denn wie wir von „Romeo und Julie“ ausser der ersten Schlegelschen Niederschrift noch eine von Caroline Schlegel herrührende Abschrift haben, so wird auch von den anderen Stücken noch eine Reinschrift und ausser dieser vermuthlich noch eine zweite, für den Druck bestimmte Copie vorhanden gewesen sein. Auf diese uns fehlenden Copien mögen viele der in den Drucken befindlichen Fehler zurückzuführen sein. Anderseits hat aber Schlegel für jene letzten Copien noch viele Aenderungen gemacht, die wir nur im gedruckten Buche finden. Aus diesem Grunde sind nicht alle Stellen, die in den vorliegenden Manuscripten vom Drucke abweichen, als die endgiltigen Lesarten anzusehen; obwol man bei manchen Stellen in Zweifel geräth, ob man nicht der Lesart im Manuscript den Vorzug geben soll.

Bezüglich der Vollständigkeit wie auch der Menge von Correcturen und Varianten sind die Manuscripte der einzelnen Stücke sehr ungleich. Am vollständigsten ist das Manuscript vom „Kaufmann von Venedig“; hier sind auch alle Bezeichnungen der Scenen und Auftritte angegeben, so wie sie im gedruckten Buche stehen, während diese Bezeichnungen in den anderen Manuscripten ganz fehlen oder nur hie und da angegeben sind. Auch sind bei diesem Stücke die Ausstreichungen und wiederholten Aenderungen nur auf ein par Seiten sehr gehäuft, während in anderen Heften kaum eine Seite zu finden ist, auf der sie nicht in grosser Menge wären. Aber gerade diese Manuscripte, welche die ganze Arbeit des

Uebersetzers, nicht nur das Resultat dieser Arbeit, enthalten, sind für uns von höchstem Interesse, indem sie uns einen Einblick in die geistige Werkstatt des Uebersetzers gewähren und das reichste Material zum Studium enthalten, nicht nur für Schlegels Arbeit, sondern für die Kunst des übersetzens überhaupt. Wer in diese Arbeit blickt, für den müssen sich die Worte Schillers, die er einmal (es war nach dem erscheinen des 5. Bandes von Schlegels Shakespeare) an Goethe richtet: es wäre gut, „Schlegeln etwas mehr Fleiss zu empfehlen“ — recht sonderbar ausnehmen.

Von ganz apartem Interesse sind die beiden Manuscripte, welche den „Sommernachtstraum“ enthalten, indem sie uns zwei verschiedene Uebersetzungen Schlegels aus verschiedenen Zeiten zum Vergleich darbieten. Das erste dieser beiden Hefte enthält die Arbeit, welche Schlegel bereits im Jahre 1789 mit Bürger zusammen unternahm. Wir erhalten jene ältere Arbeit nicht im vollständigen Zusammenhang; es sind vielmehr nur einzelne grössere Partien derselben zu einem Bande zusammengeheftet. Manche Bogen und Blätter sind ausserdem aus Versehen in das zweite Heft gerathen. Es fehlt dadurch nicht nur häufig der unmittelbare Anschluss in der Scenenfolge, sondern es sind auch manche Scenen und Bruchstücke, die er später nochmals übersetzte, angefügt und deshalb mehr als einmal vorhanden.

Ich habe schon früher, in meiner „Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland“ (1870), einzelne Proben von Bürgers Uebersetzung dieser Komoedie mitgetheilt, und zwar nach dem Abdrucke derselben in der Allgem. Literatur-Zeitung von 1797. In den vorliegenden Manuscripten Schlegels haben wir nun Bürgers Antheil an der Arbeit in umfänglicher Weise vor Augen. Viele Scenen hatte Schlegel anfänglich ganz und gar von Bürger mit aufgenommen, und sie sind, in Bürgers eigener Handschrift, dem zweiten Hefte beigelegt. Dies zweite Manuscript gibt nicht nur die Abschrift der älteren Schlegelschen Uebersetzung in vollständigem Zusammenhang, sondern enthält auch gleichzeitig die ganze spätere Umarbeitung, welche Schlegel damit vornahm, als er im Jahre 1797 die Uebersetzung der Shakespeareschen Dramen

begann. Da M. Bernays in seiner genannten Schrift gerade dies Verhältniss Schlegels zu Bürger sehr eingehend erörtert und dabei viele Proben aus Bürgers Uebersetzung mitgetheilt hat, so will ich mich hinsichtlich dieses Punctes hier nur auf die nöthigsten Andeutungen beschränken. Bei der früheren Arbeit Schlegels war in der Versification (die Handwerkerscenen fehlen in dem älteren Manuscript gänzlich) noch der Alexandriner vorherrschend. Wie Schlegel dann bei seiner späteren Umarbeitung überhaupt die Spuren des Bürgerschen Einflusses zu tilgen suchte, so hatte er auch den Alexandriner in die fünffüssig jambischen Verse umzuwandeln. Schlegel selbst spricht sich im Vorworte zum ersten Bande seiner Shakespeare-Uebersetzung darüber aus. Er habe „vor acht Jahren mit Bürgern gemeinschaftlich an einer Nachbildung des Sommernachtstraums gearbeitet“, müsse aber hier ausdrücklich erklären, dass in seiner jetzigen Uebersetzung „nicht das geringste“ von Bürgern herrühre. „Meine Einsichten über die Art, wie man Shakespeares Darstellungen in unsere Sprache übertragen müsse, hatten sich in dem beträchtlichen Zeitraume seit jenem ersten Versuche, bis ich vor kurzem das Stück wieder vornahm, so wesentlich verändert, dass ich mich genöthigt sah theils meine eigene damalige Arbeit ganz umzuschmelzen, theils die wenigeren von Bürger noch freier übersetzten Stellen bei Seite zu legen.“

Die vorliegenden Manuscripte nebst den Einlagen von Bürger bestätigen vollkommen das hier gesagte. Nach Schlegels Angabe über die ältere, „vor etwa acht Jahren“ gemachte Arbeit würde dieselbe in das Jahr 1789 zu setzen sein. Wir finden auch unter verschiedenen, den Manuscripten beigelegten losen Blättern u. a. einen Brief von Schlegels Hand mit der Aufschrift „An Herrn Doctor Bürger“; und da Bürger 1787 Doctor, im November 1789 aber Professor wurde, so stimmt dies zu Schlegels Zeitangabe.*

Ich habe schon erwähnt, dass die eine Abschrift von „Romeo und Julie“ von der Gattin Schlegels herrührt. Aber auch in den anderen Manuscripten finden sich vielfache Ein-

* Schon im 3. Bande des „Archivs“ vom J. 1874 (S. 436) ist auf diesen Umstand hingewiesen worden.

schaltungen von Caroline Schlegels Hand, welche darthun, dass sie überhaupt an der Shakespeare-Uebersetzung vielen Antheil nahm. Dass sie aber auch für zahlreiche Fehler und Auslassungen, die aus den anderen letzten Abschriften in den Druck übergiengen, die Verantwortung zu tragen hat, lässt schon ihre Abschrift von „Romeo und Julie“ und ein Vergleich derselben mit Schlegels eigenhändigem Manuscript vermuthen. Schlegel selbst hat mehrere Druckfehler-Verzeichnisse angefertigt, die — auf einzelnen Blättern — seinen Manuscripten beigelegt sind und den 2., 3., 4. und 6. Band der ersten Ausgabe betreffen. Da aber nicht alles darin für die späteren (Schlegel-Tieckschen) Ausgaben berücksichtigt wurde, und da auch die Verzeichnisse selbst bei weitem nicht vollständig waren, so blieben zahlreiche Fehler, darunter auch eine grosse Menge Auslassungen, in den späteren Drucken bis auf die neueste Zeit unverbessert.

Nachdem ich in Dresden mehrere Jahre hindurch den Genuss gehabt, jene Manuscripte Schlegels mit aller Musse durchstudieren und das wichtigste daraus zusammenstellen zu können, war es anfänglich meine Absicht, nicht nur von den interessantesten Varianten, sondern auch von den Druckfehlern ein vollständiges Verzeichniss zu geben, und in dieses Verzeichniss auch diejenigen Abweichungen aufzunehmen, welche wenigstens Zweifel an der Richtigkeit des gedruckten Textes aufkommen lassen. Nun ist in der von der Shakespeare-Gesellschaft besorgten (ersten) Ausgabe des sogenannten Schlegel-Tieckschen Shakespeare zwar schon ein Theil der Druckfehler nach eigenen Erwägungen der Revisoren (vorzüglich des Dr. Alex. Schmidt) verbessert worden. Eine umfangreiche Correctur konnte aber dem Texte erst zu Theil werden, nachdem die Handschriften Schlegels vorlagen. Mit ihrer Benutzung hat denn auch Bernays den Text der Reimerschen Ausgabe in vollständigerer Weise verbessern können, weshalb diese von Bernays redigierte Ausgabe die Schlegelschen Uebersetzungen in reinerer Weise gibt als die unter Ulricis Namen von der Shakespeare-Gesellschaft besorgte Ausgabe, in welcher neben der Verbesserung von Druckfehlern auch Schlegel selbst verbessert werden sollte.

Obwol ich nun trotz der vortrefflichen Bernaysschen Revision des Textes noch zahlreiche Stellen in den Manuscripten gefunden habe, welche Druckfehler nachweisen, so will ich doch hier aus verschiedenen Gründen von einem vollständigen Verzeichniss der Druckfehler absehen und nur von einigen derselben Notiz nehmen, namentlich von solchen, welche von Bernays übersehen worden sind.

Bezüglich der hier aus den Schlegelschen Handschriften mitgetheilten Varianten oder mehrfach veränderten und verworfenen Lesarten bin ich darauf bedacht gewesen, dasjenige zu entfernen, was schon von Bernays in der genannten Schrift berücksichtigt worden ist. Der Reichthum ist immer noch ein so grosser, dass sich leicht ein ganzer Band damit füllen liesse; aber es ist selbstverständlich nicht alles dabei von gleichem Interesse und von Bedeutung für die Kunst des Uebersetzers.

Romeo und Julie. — Von den zwei Manuscripten dieser Uebersetzung enthält die Abschrift von der Hand Caroline Schlegels viele Verbesserungen, aber auch manche Versehen. Die Varianten im ersten Manuscript sind weniger bedeutend als bei anderen Stücken; viele aber sind interessant und belehrend.

Im I. Act, gegen das Ende der 1. Scene, in dem langen Zwiegespräch zwischen Romeo und Benvolio, heisst es in dem einen längeren Satze Romeos, da er von der Liebe spricht, im ersten Manuscript:

Gequält, ein Meer, von Thränen angeschwellt.

In Carolinens Abschrift heisst es statt „von Thränen" —: „von Seufzern". Im Drucke aber steht es wie im ersten Manuscript.

In der 2. Scene steht gegen das Ende der längeren Rede des Capulet, worin es heisst:

Du, Bursch, nimm dies Papier mit Namen —

in Schlegels Manuscript: „voll Namen"; in der Abschrift, in welcher es statt „voll" „mit Namen" heisst, wurde das vermuthlich von Caroline beliebte „mit" von Schlegel ausdrücklich wieder in „voll" geändert.

In der 4. Scene lauten die Worte Mercutios:

Und wolltet ihr denn in die Liebe sinken?

im Manuscript:

Und wolltet ihr in Liebe denn versinken?

Die spätere Aenderung, die wir nur im Drucke finden, ist nicht als glücklich zu bezeichnen.

Im II. Aufzug, 2. Scene, steht in den Worten Romeos „Hör' ich noch länger" etc. im Mspt.: „Horch' ich noch länger". Ob die gedruckte Lesart eine Aenderung Schlegels ist, scheint mindestens fraglich.

4. Scene; in der Rede Mercutios „Kein papierner Held" heisst es im Mspt. statt: „Ein Raufer! Ein Raufer!" —: „Ein Fechter! ein Fechter!" Das „Raufer" ist jedesfalls eine spätere Correctur Schlegels und entspricht auch dem Sinne nach mehr dem Englischen: A duellist!

Die in der folgenden Unterredung Romeos und Mercutios (nach Romeos Worten „thut man wohl einmal der Höflichkeit Gewalt an") weggebliebene Reihe von Sätzen fehlt auch im Mspt., und Schlegels Weglassung dieses Wortgefechtes war offenbar eine absichtliche. (Auch Al. Schmidt hat die Lücke mit Vorbedacht nicht ausgefüllt.)

Im III. Acte, 1. Scene, als nach Romeos ausweichender Rede Mercutio gegen Tybalt vorgeht, ist statt der Worte

Die Kunst des Raufers trägt den Sieg davon

im Schlegelschen Manuscript zu lesen:

Die Klinge wetzt es aus mit Hieb und Stich.

Im V. Acte sind die Schlussverse der Tragoedie, welche allerdings jedem Uebersetzer Bedenken erregen müssen, mehrfach geändert. Anfangs hiess es:

Denn niemals gab's ein so unglücklich Paar,
Als Julia und ihr Geliebter war.

Darunter ist geschrieben:

Denn niemals gab es ein so traurig Loos
Als Juliens und ihres Romeos.

Danach aber wurden mit dem Adjectiv für „Loos" die mannigfachsten Versuche gemacht. An den Rand geschrieben steht

dafür zur Auswahl: schmerzlich, grausam, kläglich, traurig. Endlich wurde für „hartes Loos“ — „herbes Loos“ geschrieben. Im Drucke heisst es trotzdem wieder: „hartes Loos“.

Die Druckversehen, welche die Manuscripte von Romeo und Julie nachweisen, darunter auch Auslassungen, sind zahlreich. Zu den in den neuesten Ausgaben schon enthaltenen Verbesserungen mögen hier noch einige weitere Stellen angemerkt sein.

Im II. Aufzug, 2. Scene, in dem Satze Romeos „Drum hielten deine Vettern mich nicht auf“, heisst es im Mscpt.: „halten“ statt „hielten“, und so ist es auch dem Englischen (*are* no stop to me) entsprechend.

Im III. Aufzug, 2. Scene, in der Rede Julias „O Schlangenherz“ steht im ersten Mspt.: „Ein ehrenwerther Schurke“, in der Abschrift dagegen: „ein ehrenvoller“. Da für den Druck wieder die richtige erste Lesart hergestellt wurde, so ist es wol nicht begründet, wenn Bernays sich nach der Abschrift Carolinens für „ehrenvoller“ entschied.

In der längeren Rede Lorenzos (3. Scene) „Halt ein die tolle Hand“ sind die Verse:

Das ist ein Glück. Dich wollte Tybalt tödten,
Doch du erschlugst ihn: das ist wieder Glück —

von Schlegel selbst am Rande der Abschrift also geändert:

Ist das kein Glück? Dich wollte Tybalt tödten,
Doch ihn erschlugst du u. s. w.

Im IV. Aufzug, 1. Scene, sind nach den Worten des Paris „Um ihrer Thränen Ströme zu vertrocknen“ zwei im Drucke weggebliebene Verse von Bernays, wie folgt, wiedergegeben:

Gesellschaft nimmt vielleicht den Schmerz von ihr,
In den sie sich allein zu sehr vertieft.

Diese allerdings im Mspt. befindlichen Verse sind aber ausdrücklich durchstrichen und waren zuerst so geändert:

Vielleicht dass die Gesellschaft von ihr nimmt,
Worein sie sich allein zu sehr versenkt.

Auch diese sind durchstrichen, und dafür ist weiter oben an dem Rande des Papiers (wodurch wol der Abschreiber wie auch Bernays es übersehen haben) die letztgiltige Lesart gegeben:

Worin sie Einsamkeit so tief versenkt,
Das nimmt vielleicht Geselligkeit von ihr.

Ein Sommernachtstraum. — Das erste Manuscript enthält, wie schon bemerkt, die ältere mit Bürger gemeinsam unternommene Arbeit, und kann ich bezüglich dieser nur auf die Schrift von Bernays verweisen. Im zweiten Manuscript, welches ursprünglich eine vollständige Reinschrift der älteren Uebersetzung war, ist gleichzeitig die ganze spätere Umarbeitung enthalten. Nur die Handwerkerscenen, welche in dem ersten Mspt. noch ganz fehlten, sind hier fast ganz ohne Veränderungen geblieben so, wie sie auch im gedruckten Buche stehen. Die Umarbeitung aller anderen Theile des Stückes ist dagegen so durchgreifend, dass z. B. auf der ersten Seite von 28 Zeilen nur acht in der ursprünglichen Fassung geblieben sind, auf der zweiten Seite gar von 28 Zeilen nur zwei, auf der dritten nur vier, und in diesem Verhältnisse geht es fort.

Den Namen Droll für Puck hat Schlegel aus der älteren Uebersetzung beibehalten, auch war ursprünglich bei den Auftritten der Elfen statt „Elfen" überall „Feen" gesagt, und der Name Hermia war durchweg in Elmire umgewandelt.

Im I. Aufzug, 2. Scene, lauteten auf Zettels Frage „Was ist Piramus" die Worte des Squenz „Ein Liebhaber, der sich auf die honetteste Manier vor Liebe umbringt" im Manuscript anfänglich: „der sich höchst galant (im Engl.: most gallant) vor Liebe umbringt"; das wurde dann in „auf das allerhöflichste" geändert, und das im Drucke stehende „auf die honetteste Manier" dann vermuthlich erst in der letzten Abschrift gewählt.

Im II. Aufzug, 1. Scene, sind die Schlussverse in der ersten Rede des Elfen:

Leb wohl! Ich geh, du täppischer Geselle!
Der Zug der Königin kommt auf der Stelle —

ebenfalls erst später geändert worden; denn in unserm Mspt. lauten sie noch:

Leb wohl, du täppischer Gesell! ich gehe,
Der Zug der Königin ist in der Nähe.

In dem folgenden Auftritte des Demetrius und der Helena sagt letztere:

Das wildeste hat nicht ein Herz wie du.

Das „du" ist aber im Mspt. ausdrücklich durchstrichen und „ihr" darüber geschrieben. Allerdings redet Helena Demetrius abwechselnd du und ihr an. Aber da gerade in dieser nämlichen Rede unmittelbar darauf folgt: „Lauft, wenn ihr wollt," so dürfte wol auch vorher das ihr stehen bleiben müssen.

In der 3. Scene dieses Actes sind nach dem Elfengesange die letzten Verse:

Alles gut: nun auf und fort!
Einer halte Wache dort —

mehrfach geändert worden, und die für den Druck gewählte Fassung befindet sich noch nicht im Manuscript. Erst lauteten die Verse:

'S ist Alles gut; Nun flugs und fort!
Und einer schildr' in Lüften dort!

Das ist durchstrichen und an den Rand geschrieben:

Alles gut; nun fort gemacht!
Einer steh von fern als Wacht.

Im III. Aufzug, 1. Scene, nach den Worten des Squenz „Gut, wir wollen einen solchen Prologus haben", fehlen bei Schlegel zwei Sätze. Im englischen Original heisst es danach: and it shall be written in eight and six. Worauf Bottom (Zettel) erwidert: No, make it two more, let it be written in eight and eight. — Wie aus dem Mspt. zu ersehen ist, hatte auch Schlegel ursprünglich diese zwei Reden übersetzt, nämlich:

. . . und er soll in Acht und Sechsen geschrieben sein.
Zettel.
Nein, machet zwei mehr, schreibet ihn in Acht und Achten.

Beide Sätze sind aber durchstrichen, und so blieben sie, weil die Sache unverständlich, auch im Drucke fort. Neuerdings hat Alex. Schmidt in seiner Revision des Textes die Lücke sehr geschickt ergänzt.

In derselben Scene, nachdem Zettel verwandelt worden, heisst es nach dem Schreckensrufe des Squenz im Mspt. statt „sie laufen davon": „Die Rüpel laufen davon". — Es mag hiebei bemerkt werden, dass Schlegel anfänglich Tölpel geschrieben

hatte; ebenso später bei dem „Tanz von Rüpeln“. Beide Male ist von ihm das „Tölpel“ in „Rüpel“ verändert worden.

In der nächsten Scene, in der grossen Zänkerei zwischen Lysander, Hermia u. s. w. ist zwischen Lysanders Worten

Packe dich, du Zwergin!
Du Ecker du, du Paternosterkralle!

eine Verszeile von Schlegel weggelassen. Er selbst hat dies im Mspt. mit den Worten angemerkt: „Hier ist ein unübersetzbarer Vers ausgelassen“. Dieser Vers lautet im Englischen:

You minimus, of hindering knot-grass made.

Wieland und Eschenburg sagten dafür: „Du Minimus, aus Besenkraut gemacht“. Simrock übersetzte: „Du Knirps, aus Wachsthum hinderndem Natterwurz“. — Diese Versuche zeigen aber um so mehr, dass Schlegel recht that, den Vers für unübersetzbar zu erklären. Ich erinnere hiebei an Schlegels Aufsatz „Etwas über William Shakespeare“ in Schillers „Horen“ vom J. 1796, worin er bezüglich der von ihm aufgestellten, für eine poetische Shakespeare-Uebersetzung massgebenden Grundsätze u. a. sagt: „Uebrigens wäre alles sorgfältig zu entfernen, was daran erinnern könnte, dass man eine Copie vor sich hat. Die Wortspiele, welche sich nicht übertragen oder durch ähnliche ersetzen lassen, müssten zwar wegbleiben, aber so, dass keine Lücke sichtbar würde. Ebenso hätte es der Uebersetzer mit durchaus fremden und ohne Commentar unverständlichen Anspielungen zu halten. Von bloss zufälligen Dunkelheiten hätte er den Text zu befreien; aber wo der Ausdruck seinem Wesen nach verworren ist, da könnte auch dem deutschen Leser die Mühe des Nachsinnens nicht erspart werden“.

Dass Schlegel nach diesen, wie überhaupt nach allen in jenem Aufsatze dargelegten Grundsätzen bei seiner Uebersetzung streng verfahren ist, liesse sich in einer reichen Mustersammlung von Beispielen nachweisen.

Im IV. Act, 1. Scene, da Titania in der Laube ihren Esel-Zettel liebkost, hat Schlegel auf Titanias Frage „Willst du Musik vernehmen?“ den Zettel nur antworten lassen: „Ich hab ein raisonnabel gutes Ohr für Musik“. Im Englischen

folgen aber danach noch die Worte: „Let 's have the tongs and the bones", was Schlegel zuerst unübersetzt liess, aber an den Rand die Bemerkung schrieb: „Eschenburg setzt dazwischen eine ländliche Musik; in Johnsons Ausgabe finde ich nichts. Was the tongs and the bones bedeutet, habe ich auch noch nicht finden können". Diese Anmerkung ist dann durch den späteren Zusatz ergänzt: „Redhead hat es mir jetzt erklärt; die gemeinen Leute in England machen eine Art Musik, indem sie mit den Knochen eines Thiers auf eine Zange schlagen. Die Instrumente, die ich genannt [Schlegel hatte später hineingeschrieben: „Spielt nur ein Stück auf der Maultrommel"] wären ungefähr in diesem Geschmack".

Am durchgreifendsten sind die Umwandelungen, welche Schlegel mit der älteren Uebersetzung in allen Elfen-Scenen vorgenommen hat. Eine Ausnahme hievon bildet die letzte, auf des Theseus Schlussrede folgende Scene der Komoedie, in welcher er die allergeringsten Veränderungen gemacht hat. Es gilt dies auch von der Schlussrede des Puck, und es ist dies zu bedauern; denn gerade hier wäre eine Umarbeitung wünschenswerth gewesen. Dass er selbst für das Reimpar am Schlusse

Give me your hands, if we be friends,
And Robin shall restore amends

die dem Original so ganz und gar nicht entsprechenden deutschen Verse

Nun Gute Nacht. Das Spiel zu enden,
Begrüsst uns mit gewognen Händen

unverändert stehen liess, muss den Glauben erwecken, dass er bei der Arbeit ermüdete und sie zuletzt eilends zum Abchlusss bringen wollte.

Dagegen ist von denElfenchören u. s. w. aus dem II—IV. Acte kaum ein Satz unverändert geblieben. Mit welcher zügellosen Freiheit Schlegel in der früheren und nun durchaus von ihm verworfenen Uebersetzung verfuhr, wie er den Bürgerschen Stil auf sich einwirken liess, davon hier nur ein kleines Beispiel. Als im II. Acte Puck mit der Blume zurückkehrt, war die Verszeile Oberons

Da kommt mein Bote ja. — Nun, toller Geist?
(Here comes my messenger. How now, mad spirit!)

ehemals von Schlegel umschrieben:

Da kommt mein Famulus! wie geht's, du Aff' der Affen?

Diese Umgestaltung ist um so auffallender, da hier gerade die englische Verszeile sich wortgetreu im Deutschen wiedergeben liess. So wie oben („Da kommt mein Bote ja“ etc.) steht sie denn auch im zweiten Manuscript. Warum Schlegel sie später für den Druck wieder änderte („Hast du die Blume da? Willkommen, Wildfang!“), ist nicht recht begreiflich.

In der Stelle, wo im IV. Aufzug (1. Scene) Oberon die schlafende Titania von ihrem Zauber wieder befreit, weichen die zwei letzten Verszeilen in dem Manuscript vom Drucke ab. Anfänglich stand hier:

Sei, was du vorher gewesen!
Auch dein Auge soll genesen;
Lunas Knospe soll dich lösen
Von dem Bann, womit das Kraut
Amors deine Stirn bethaut.

Also trotz der Freiheit, die er sich mit dem Inhalte der Verse nahm, musste er doch die vier Verse des Originals um eine Zeile überschreiten. In der späteren Umarbeitung lauteten die Verse dann:

Sei, als wäre nichts geschehn,
Sieh, wie du zuvor gesehn.
Cynthias Blum' hat solche Kraft
Ueber Amors Zaubersaft.

Schliesslich hatte er für den Druck, indem er von dieser zweiten Lesart die beiden ersten Zeilen stehen liess, die 3. und 4. Zeile also verändert, wie wir sie kennen:

So besiegt zu hohem Ruhme
Cynthias Knospe Amors Blume.

Bei den hier mitgetheilten Proben aus der Masse von Varianten, die gerade der Sommernachtstraum enthält, habe ich zum grössten Theile nur diejenigen Abweichungen berücksichtigt, welche zwischen dem Manuscript der zweiten Bearbeitung und dem gedruckten Texte bestehen. Der Leser wird ein erhöhtes Interesse an diesen Vergleichungen haben,

wenn er dafür auch das englische Original zu Rathe zieht. — Für die ganze Aufführung von Pyramus und Thisbe, incl. des Prologs hat Schlegel, wie bekannt, die Wielandsche Uebersetzung fast ganz und gar acceptiert, und zwar mit Wielands ausdrücklicher Genehmigung. Diese Scenen sind denn auch im Manuscript von Correcturen fast gänzlich frei.

Von den Druckversehen sei hier nur eines nach dem Manuscript berichtigt. Im V. Act, nachdem Lysander, Demetrius u. s. w. aufgetreten sind, ist in der längeren Rede des Theseus eine Verszeile im Drucke versetzt worden. Die Verse

Die Angst erstickte die erlernte Rede,
Noch eh sie ihren Willkomm vorgebracht,
Und endlich brachen sie verstummend ab —

müssen nach dem Mspt. so folgen:

Die Angst erstickte die erlernte Rede,
Und endlich brachen sie verstummend ab,
Noch eh sie ihren Willkomm vorgebracht.

Von **Julius Caesar** ist das Manuscript weniger wichtig wegen der Varianten als wegen des Nachweises der zahlreichen im Drucke enthaltenen Versehen. Zu diesen letzteren gehört auch der Wegfall eines ganzen längeren Satzes in der 2. Scene des II. Actes. Hier, in dem Zwiegespräch des Brutus und Cassius, in dem einen der längeren Sätze des Cassius, beginnend „Ja er beschreitet, Freund", fehlen die im Manuscript stehenden vollen acht Verse:

Nun denn, im Namen der gesammten Götter,
Mit was für Speise nährt der Caesar sich,
Dass er so gross ward? Zeit, du bist entehrt!
Rom, du verlorst die Kraft des Heldenstammes!
Welch Alter schwand wohl seit der grossen Flut,
Das nicht geglänzt durch mehr als einen Mann?
Wer sagte jemals, wenn er sprach von Rom,
Es fass' ihr weiter Kreis nur Einen Mann?

Dieser im ersten Drucke weggebliebene Satz fehlte auch in allen späteren Ausgaben, bis erst Alex. Schmidt die Lücke durch eigene Uebersetzung der Stelle ausfüllte, während Bernays sie später nach Schlegels Text hergestellt hat.

In den Worten, welche Marc Anton zu Caesar über Cassius spricht,

Er ist ein edler Mann und wohl begabt

hatte Schlegel selbst für „wohl begabt“ das richtigere „wohl gesinnt“ an den Rand geschrieben, doch gieng diese Verbesserung nicht in den Druck über.

In der grossen Scene des Brutus und Cassius im IV. Acte heisst es im Drucke:

Gehasst von einem, den er liebt; getrotzt
Von seinem Bruder; wie ein Kind gescholten —

Wie dies „wie ein Kind“ (für like a bondman) in den Druck gekommen, ist unbegreiflich, da im Schlegelschen Mspt. deutlich steht „wie ein Sklav“. (A. Schmidt hat schon nach eigenem ermessen „Knecht“ für „Kind“ gesetzt.)

Von den wenigen von Schlegel wiederholt geänderten Stellen hat Bernays bereits die eine mitgetheilt, in welcher des Brutus zu Strato gesprochene Worte (im V. Act) „In deinem Leben war ein Funken Ehre“ erst sechsmal in anderer Form versucht wurden, bis sie die letzte endgiltige Fassung erhielten.* Es sei hier noch eine nicht weniger interessante Stelle erwähnt. Sie betrifft die letzten Worte des Brutus vor seinem Ende; und die wiederholten Aenderungen dieser zwei Zeilen mag man aus nachstehender Wiedergabe nach dem Mspt. ersehen. (Was von Schlegel durchstrichen wurde, ist nachstehend in Klammern gesetzt.)

[Leb wohl, mein guter Strato!]
[Nun, Caesar, stille nur dein Unmuth sich!]
Dich tödtet' ich nicht halb so gern als mich.
Leb wohl, mein guter Freund! Besänftge, Caesar, dich!
[Dich tödtet' ich nicht halb so gern als mich.]
Nicht halb so gern
[erschlug ich dich] als mich.
Bracht' ich dich um.

In **Was ihr wollt** weist das Manuscript weniger Druckfehler nach als zahlreiche Varianten und solche Lesarten ein-

* Warum trotzdem Alex. Schmidt diese Worte verändert hat, ist nicht recht verständlich.



zelner Stellen, die erst später für den Druck geändert sein müssen.

Im ersten Gespräche des Junkers Tobias mit Maria hiess es bei der ersten Erwähnung des Junkers Christoph im Texte: Junker Christoph von Blasswang. Das Wort war ausgestrichen und an den Rand gesetzt (mit dem Fragezeichen): Bleichenwang? — Schon auf der nächsten Seite wird dann der Name Bleichenwang beibehalten.

In der 5. Scene, nach den Worten des Narren (zu Olivia) „Ich muss euch katechisiren, Madonna, antwortet mir“, hiess es weiter im Mspt. „schönes Engelstäubchen“. Das ist durchstrichen, dann aber wieder durch darunter gesetzte Puncte für giltig erklärt. In den Druck ist es trotzdem nicht gekommen. Im Englischen lautet der Ausdruck: „good my mouse of virtue“ viel bezeichnender, sowol im Munde des Narren wie auch mit Rücksicht auf die angeredete Olivia. Wie treffend und dabei genau dem Originaltext entsprechend würden hier die Worte sein „mein gutes Tugendmäuschen!“

Auch am Schlusse des Briefes, welchen Malvolio (II. Act, 5. Sc.) liest, ist in dem Satze: „Darum lächle stets in meiner Gegenwart, holder Liebling“ das „holder Liebling“ im Drucke ausgelassen.

Im III. Aufzug, 4. Scene, in Olivias vor ihrem Abgange gesprochenen Worten „Trag mir für diesen Menschen Sorge“ hat sich Schlegel eine seiner vielen so feinsinnigen Veränderungen mit dem Wortlaute des Originals gestattet, in welchem es für „diesen Menschen“ heisst: thys fellow. Schlegel hatte auch erst im Mspt. geschrieben „Gesellen“, und dann dafür „Menschen“ gesetzt. Die komische Wirkung davon zeigt sich erst in den Wiederholungen des Wortes in Malvolios langem Satze: „Mensch — nicht Malvolio“. Auch hier stand anfänglich überall „Gesell“.

Am Ende des III. Actes sind die letzten anderthalb Verse Violas mehrfach verändert worden. Erst hiess es:

O wären Stürme mild,
Und salzge Fluth von süsser Lieb' erfüllt!

Dafür ist an den Rand geschrieben:

O wenn es ist, so sind
Die salzgen Wellen süss, die Winde treu gesinnt.

Endlich wurde auch hier die zweite Zeile (in der er sich einen sechsfüssigen Vers gestattete) also geändert und beibehalten:

O wenn es ist, so sind
Die Stürme sanft, die Wellen treu gesinnt.

Endlich mögen hier noch die Schlussverse Orsinos am Ende der Komoedie erwähnt sein, welche zuerst lauteten:

Doch wenn man euch in andern Kleidern schaut,
Orsinos Dame, seines Herzens Braut.

Dies wurde also verändert, dass statt „Dame" „Herrin" und statt „Herzens" „Liebe" gesetzt wurde. Auf einem eingelegten aparten Blatte, welches das Schlusslied des Narren enthält, befindet sich für jene Verse noch die andere Variante:

Doch mit der Tracht verändert sich dein Name:
Dann sei Orsinos Braut und seines Herzens Dame.

Dies wurde wieder durchstrichen und dafür die erste Lesart, mit der Veränderung der beiden Wörter, beibehalten.

Vom **Sturm** hatte Schlegel bereits 1796 in Schillers „Horen" eine Uebersetzungsprobe mitgetheilt, welche den ganzen ersten Aufzug, mit Ausnahme des Vorspiels auf dem Schiffe, umfasste. Sein Manuscript ist deshalb auch, was den ersten Act betrifft, sehr unvollständig, indem hier nur diejenigen Partien enthalten sind, welche er änderte. Doch ist diesem Hefte auch das Mspt. von jener ersten Veröffentlichung beigelegt.

Von den in seinem zweiten Manuscript enthaltenen Varianten mögen hier nur wenige mitgetheilt werden.

In der zweiten Scene, in dem Gespräche zwischen Prospero und Miranda, ist in dem Satze Prosperos, welcher beginnt „Ich bitte dich, gieb Achtung" der etwas unklare Satz

Wie einer, bis zur Wahrheit, durchs Erzählen
Zu solchem Sünder sein Gedächtniss macht

vorher von Schlegel wiederholt in anderer Fassung versucht worden. Erst hiess es:

Wie einer, der durch öftres Wiederholen
Der eignen Lüge sein Gedächtniss so
Zum Sünder macht, dass es für wahr sie hält.

Dies ist durchstrichen und so geändert:

Wie einer durchs Erzählen seiner Lüge
Zu solchem Sünder sein Gedächtniss macht,
Dass es für wahr sie hält.

Auch dies ist eingeklammert und dann die obige, in den Druck gekommene Lesart darunter geschrieben. Dadurch, dass er sich dabei bemühte das Mass von zwei Verslängen nicht zu überschreiten, ist der Ausdruck dunkler geworden. Alex. Schmidt hat deshalb in seiner Revision diese Verse nochmals geändert.

Die verschiedenen Umwandelungen, welche „Ariels Lied" (ebenfalls im I. Act) erfahren hat, sind schon von Bernays mitgetheilt, weshalb ich hier eine Wiedergabe unterlasse.

Auch im IV. Acte, im ersten Auftritt des Ariel, sind die sechs Verse desselben „Eh du kannst sagen" im Manuscript zum Theil in anderer Fassung gegeben:

Eh du kannst sagen: komm und geh,
Athem holst und rufst: he he,
Mach' ich, dass hier auf der Zeh
Jeder hüpf' und Mäuler dreh.
Liebst du mich, mein Meister? Ne.

Für „Mäuler" ist an den Rand „Männchen" geschrieben. Für den Druck sind dann die mittleren Verse nochmals umgestaltet, und aus den „Mäulern" und „Männchen" ist „Hokuspokus" geworden.

Von Druckfehlern möge hier nur der éine erwähnt sein, welchen Bernays schon berichtigt hat. Im IV. Acte nach Beendigung des Schauspiels (Maske), wo Prospero den Ariel herbeiruft, heisst es im Drucke:

Komm wie ein Wind!

Im Mspt. heisst es aber: „Komm wie ein Wink!" Im Englischen steht hier thought, worauf dann Ariel antwortet: „An deinen Winken (thoughts) häng' ich".

Hamlet. — Die Stellen im Mspt., welche von der Lesart im Drucke abweichen, sind hier sehr zahlreich, aber meist

betreffen sie nur einzelne Wörter und sind nicht von Bedeutung. Grösseres Interesse bieten die wiederholten Umarbeitungen einzelner Stellen, namentlich auch solcher, die in ihrer letzten Fassung eine besondere Popularität erlangt haben und zum Theil zu geflügelten Worten geworden sind. So lauteten in Hamlets Anrede an den Geist die Worte

Du kommst in so fragwürdiger Gestalt

anfänglich:

Du kommst in solcher lockenden Gestalt.

Die Worte, mit denen Hamlet den ersten Act schliesst,

Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram,
Dass ich zur Welt, sie einzurichten kam —

lauten im Schlegelschen Manuscript noch:

Die Welt ist aus den Fugen, o verhasst!
Sie einzurichten fällt auf mich die Last.

Im ersten Auftritt sagt Francisco nicht: „Bernardo hat den Posten“, sondern: „Bernardo schildert“.

Nach dem ersten erscheinen des Geistes sind für die Verse des Marcellus

So schritt er, grad um diese Stunde
Schon zweimal kriegrisch unsre Wacht vorbei —

die folgenden an den Rand geschrieben:

So zweimal schon und grad um diese Stunde
Ging er mit kriegerischem Tritt vorbei.

In der 3. Scene hatten des Laertes Worte

Er selbst ist der Geburt ja unterthan

vorher mehrere Umarbeitungen zu erfahren:

(1.) Denn die Geburt macht selbst abhängig ihn.
(2.) Ihn macht ja selbst abhängig die Geburt.
(3.) Er selber hängt von der Geburt ja ab.
(4.) Er hängt ja selber ab von der Geburt.

Alle diese vier Fassungen sind durchstrichen, und ist dafür die für den Druck bestimmte an den Rand geschrieben.

Als Hamlet in der Schlussscene des Acts die Aufforderung zum Schwur wiederholt, hatte Schlegel das „Hic et ubique“ Anfangs deutsch wiedergegeben: „Hier, da und dort“, dann aber das Lateinische darüber geschrieben.

In der Unterredung Hamlets mit Rosenkranz und Güldenstern (II. Act, 2. Sc.), in dem Satze, welcher beginnt „Der den König spielt“, hat Schlegel für „oder die Verse sollen dafür hinken“ anfänglich im strengen Anschluss an das Englische (the blank verse) geschrieben: „die Jamben“, dies ist aber ausgestrichen und dafür gesetzt: „der Vers.“

In Hamlets berühmtem Monolog im III. Act, 1. Scene, sind einige Stellen wiederholt geändert. Ich setze hier die von ihm ausgestrichenen Zeilen wieder in Klammern:

zu wissen, dass ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stösse endet,
[Die unserm Fleisch anhängen]
Die unsers Fleisches Erbtheil.
— — — — — — —
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
[Wenn wir vom irdschen Drang uns losgemacht]
Wenn wir den Drang des Irdschen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu stehn. Das ist die Rücksicht,
[Die Ungemach so lange leben lässt]
[lang am Leben hält]
Die Elend [zu so hohem Alter bringt]
lässt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg [den Hohn und Trotz (Spott) der Zeiten]
der Zeiten Spott und Geissel
[Des Stolzen Schmach, des Unterdrückers Unrecht]
Des Mächtgen Druck, des Stolzen Misshandlungen,
Wenn er sich selbst [den Abschied geben könnte]
in Ruhstand setzen könnte —
— — — — — — — — — —
So macht Gewissen [aus uns allen Memmen]
Memmen aus uns allen.

In der Scene mit Ophelia sagt Hamlet: „dass ihre Tugend kein Gespräch (statt „keinen Verkehr“) mit ihrer Schönheit pflegen soll“.

Bei der Stelle mit der Flöte (nach dem Schauspiele) hiessen in dem Satze Hamlets „Nun seht ihr“ die Schlussworte „Ihr könnt mich zwar verstimmen“ anfänglich: „ihr könnt mich zwar ärgern, aber nicht auf mir spielen“.

Im V. Aufzug, 2. Scene, im Gespräche zwischen Hamlet und Horatio sind die Worte Hamlets

Mit diesem Arme dem den Lohn zu geben

an den Rand geschrieben:

Mit diesem Arm dem seinen Lohn zu geben.

In der letzten Scene stand in den Worten Hamlets

Erkläre mich und meine Sache
Den Unbefriedigten

für das letzte Wort erst „den Unzufriedenen". Das ist gestrichen und darunter gesetzt: Unbefriedigten.
Zweifelhaften.

Endlich heisst es in den Schlussversen der Tragoedie:

Solch ein Blick wie der
Ziemt wohl dem Schlachtfeld, hier entstellt er sehr.

Die Aenderung „ziemt wohl dem Feld" war darunter geschrieben, aber wieder gestrichen.

Von den vielen Druckfehlern, die in den ersten Druck von Hamlet (1798) sich eingeschlichen, hatte Schlegel selbst schon für die i. J. 1800 erschienene Separat-Ausgabe der Tragoedie eine Anzahl corrigiert, so u. a. auch in der 4. Scene des I. Actes, wo Horatio von dem „grausen Gipfel jenes Felsen" zu sprechen hat. Trotzdem ist der Fehler der ersten Ausgabe, wo „Wipfel" für „Gipfel" steht, in alle späteren Drucke übergegangen, bis er in der neu revidierten Ausgabe corrigiert wurde. Auch die Versehen, dass Rosenkranz, da er von den angekommenen Schauspielern berichtet, von ihren „Künsten" statt „Diensten" spricht, so wie in dem Monolog des Königs (III. Act), wo es am Schlusse heissen muss: „kann nie zum Himmel dringen" (statt „nicht"), erweisen sich nach Schlegels Mspt. als blosse Druckfehler und sind bereits corrigiert worden.

Vom **Kaufmann von Venedig** enthält das vollständig ausgearbeitete, auch mit allen Auftritten und scenischen Anweisungen versehene Manuscript nicht gerade zahlreiche, wol aber einige besonders interessante Varianten.

Im I. Aufzug, 1. Scene, in der längeren Rede des Graziano, stand für die Worte

Doch fische nicht mit so trübselgem Köder

anfänglich im Mspt.:

Doch fisch nicht mit dem Köder deiner Schwermuth.

In der 2. Scene lauteten in der einen Rede Nerissas die Worte „als von einem, den ihr recht liebt“ anfänglich dem Original gemässer (who shall rightly love): „der euch recht liebt“. Sonderbarer Weise ist dies von Schlegel selbst in die obige Lesart verwandelt worden, was allerdings im Sinne Nerissas logischer, aber dem englischen Wortlaute nicht entsprechend ist.

Im Auftritt Maroccos waren die ersten Verse

Verschmähet mich um meine Farbe nicht,
Die schattige Livrei der lichten Sonne

in wiederholten anderen Formen versucht worden. Für die erste Zeile stand anfänglich:

Seid mir nicht abgeneigt um meine Farbe.

Die zweite Verszeile war gleich so wie oben gegeben, dann aber sind an den Rand die Varianten geschrieben:

[Der blanken Sonnenscheibe dunkle Tracht.]
[Die dunkle Tracht der blanken Sonnenscheibe.]

Beides wurde wieder gestrichen und die erste Fassung beibehalten.

Im II. Aufzug, 5. Scene, war die einfache Schlusszeile

Mir trägt die schöne Jessica die Fackel

immer wieder in anderer Form versucht:

Das schöne Kind trägt mir die Fackel vor.
Das Liebchen soll mein Fackelträger sein.
Mein Fackelträger werde Jessica.
Ich habe Jessica zum Fackelträger.

Alles das ist wieder durchstrichen und die erste Form beibehalten.

Auch in der nachfolgenden kurzen Scene Shylocks sind ein par Stellen wiederholt umgearbeitet worden. So waren mit dem Vers

Es braut ein Unglück gegen meine Ruh

anfänglich folgende Versuche gemacht:

Ein Unglück brütet gegen meine Ruh.
Es brütet etwas Schlimmes gegen mich.
Was Schlimmes brütet gegen meine Ruh.

So auch nach Lanzelots Abgange zeigen die ersten Verse Shylocks die folgenden Umwandelungen:

[Gutherzig ist der Narr wohl, doch ein Fresser,
[Ganz gut ist der Hanswurst,] jedoch ein Fresser,
Der Laff ist gut genug,
Ne Schnecke zum Gewinn und schläft bei Tag
Mehr als [die wilde Katze] ein Murmelthier.*

In Porzias Rede vor Gericht, in ihrer Verherrlichung der Gnade, sind mit dem ersten Verse wiederholt Aenderungen versucht. Erst steht wie im Drucke:

Die Art der Gnade weiss von keinem Zwang.

Darunter ist geschrieben, aber wieder ausgestrichen:

Die Gnade hat mit Zwange nichts gemein,
Der Gnade Wesen ist ohn' allen Zwang.

Noch zahlreichere Veränderungen sind endlich im letzten Act mit dem Verse Jessicas vorgenommen

Nie macht die liebliche Musik mich lustig —

wofür erst folgende Versuche standen:

Nie hör' ich fröhlich liebliche Musik.
Nie bin ich froh, spielt liebliche Musik.
— — — — | wenn ich Musik vernehme.
Nie bin ich froh bei lieblicher Musik.
Nie war bei lieblicher Musik ich lustig.

Dies alles war wieder durchstrichen und endlich die in den Druck gekommene Wendung gewählt.

Die Druckversehen im Kaufmann von Venedig bestehen hauptsächlich in Auslassungen, und zwar an vier verschie-

* Erst unlängst hat sich jemand berufen gefühlt (in einem Artikel der „Gegenwart") Schlegels Wiedergabe von wild-cat durch „Murmelthier" als einen Fehler aufzumutzen. Es braucht wol hier nicht erst nachgewiesen zu werden, dass die Kunst des Uebersetzers nicht in dem Besitze eines Wörterbuchs besteht. Man wird aber aus obigem mit Interesse ersehen, dass auch Schlegel anfänglich den englischen Ausdruck wörtlich übersetzt, dann aber die wilde Katze sehr zweckmässig durch den uns näher liegenden Vergleich mit dem Murmelthiere ersetzt hat.

denen Stellen in Auslassungen einzelner Zeilen, welche sich im Mspt. alle vorfinden. Andere Druckfehler sind weniger wesentlich und auch, wie jene, neuerdings zum grösseren Theile corrigiert worden.

Bei den hier gemachten Mittheilungen habe ich diejenige Reihenfolge der Stücke beibehalten, in welcher sie in der ersten, noch von Schlegel allein herrührenden Ausgabe enthalten sind.* Ausser diesen hier besprochenen sieben Stücken sind in den Handschriften auf der Kgl. Bibliothek in Dresden noch die schon genannten fünf Historien (von König Johann bis Heinrich V.) vorhanden. Ich glaubte in den aus den Manuscripten gemachten Auszügen mich zunächst auf die sieben Stücke um so eher beschränken zu können, als gerade diese zu den populärsten unter den Tragoedien und Komoedien des Dichters gehören.

Aber auch bezüglich dieser Stücke hätte ich das Verzeichniss von Varianten nach meinen Collectaneen erheblich vergrössern können. Doch hielt ich an dem Grundsatze fest, dass hier nur eine passende Auswahl dem Zwecke dieser Mittheilungen entsprechen konnte, nämlich eine Auswahl derjenigen Partien, welche für Schlegels Uebersetzungs-Arbeit, für die Art seines Verfahrens am bezeichnendsten sind und welche in vielen Fällen seine ihn leitenden Grundsätze erkennen lassen.

Schlegels Werk hatte, wie man weiss, nicht sogleich bei seinem ersten erscheinen die volle Anerkennung erhalten, die ihm heute unbestritten zu Theil wird. Erst Ludwig Tieck hat in seinen „Briefen über Shakespeare" („Poetisches Journal", 1800) sich mit grosser Entschiedenheit dahin ausgesprochen, dass Schlegels Shakespeare „die erste wahrhafte Uebersetzung aus einer fremden Sprache" sei. Ja, er fand, dass in ihr für uns Deutsche der Commentar des

* Später hatte Tieck, als er die Vervollständigung der Schlegelschen Uebersetzung unternahm, die Reihenfolge der Stücke zunächst dahin geändert, dass er die ganze Reihe der englischen Historien voranschickte. Aber in den folgenden Bänden ist in der Anordnung auch nicht der Schimmer eines leitenden Princips mehr zu erkennen.

Dichters liege. Nichts kann den Werth der Schlegelschen Uebersetzung treffender bezeichnen, als es mit diesem höchsten Ausdruck des Lobes geschieht. Und mit Bezug darauf können wir heute sagen, dass wieder der beste Commentar für Schlegels Uebersetzung in seinen Manuscripten gegeben ist. Jeden, der es einmal unternommen hat, mit kleinlichen Kritteleien und vorgeblichen Verbesserungen an Schlegels Shakespeare um den Scheinruhm des besserwissens und besserkönnens zu ringen, müsste beim Studium dieser Manuscripte das Gefühl der Beschämung überkommen. Gewiss kann nicht in Abrede gestellt werden, dass auch Schlegel in manchen Einzelheiten geirrt, dass selbst hie und da ein treffenderer Ausdruck an die Stelle des von ihm gewählten gesetzt werden kann. Diese einzelnen Fälle wollen aber gar nichts bedeuten, wo in der weit überwiegenden Zahl schwer wiederzugebender Ausdrücke und Wendungen das Genie des Uebersetzers in so glänzender Weise hervortritt, wo vor allem auch der Geist des ganzen so erstaunlich getroffen ist wie hier.

Schlegels Shakespeare zählt bereits mit allem Rechte zu den deutschen Classikern. Es ist deshalb auch durchaus gerechtfertigt, wenn man endlich in neuerer Zeit dahin gelangt ist, auf die correcte Wiedergabe des Textes eine gleiche Sorgfalt zu verwenden, wie bei den neueren Ausgaben unserer Classiker. Diese Erkenntniss hätte aber auch die Forderung in sich schliessen sollen, bei den angeblichen Verbesserungen seiner Uebersetzung etwas zurückhaltender zu sein, als es leider bei der seit 1867 unter H. Ulricis und der deutschen Shakespeare-Gesellschaft Aegide erschienenen revidierten Ausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare der Fall gewesen ist. Auch den unter Tiecks Namen gehenden Stücken dieser Uebersetzung darf die Anerkennung nicht versagt werden, dass — so vieles auch in Einzelheiten darin sich möge verbessern lassen — doch die Farbe des ganzen vorzüglich getroffen ist. Wie pietätlos und ungerecht man mit denjenigen Uebersetzungen verfuhr, welche von Baudissin herrühren, ist erst vor kurzem von Gustav Freytag in einem trefflichen Aufsatze über „Wolf Graf Baudissin“

in der Zeitschrift „Im neuen Reich“ (1880 Nr. 2 und 3) nachgewiesen worden.* Ganz so übel haben die Revisoren dieser Ausgabe freilich Schlegel nicht mitgespielt. Aber neben den vielen wirklichen Verbesserungen, wo es sich um Aufdeckung von Druckversehen und einigen nachweislichen Irrthümern handelt, hat doch leider auch der Schlegelsche Text eine Menge von angeblichen Correcturen erfahren, welche zum Theil entschiedene Verschlechterungen, zum Theil aber mindestens überflüssig sind. Es ist ein Glück, dass die Reimersche Verlagshandlung neben diesem so wesentlich alterierten Schlegel-Tieckschen Shakespeare noch eine Ausgabe fortbestehen liess, in welcher — unter Redaction von M. Bernays — einzig die Druckversehen nach den Schlegelschen Manuscripten verbessert worden sind, während im übrigen der Text des Schlegel-Tieckschen Shakespeare unangetastet geblieben ist.

* [Auch des Grafen Baudissin eigenhändig geschriebene Shakespeare-Uebersetzungen sind in den Besitz der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden durch Schenkung der Frau Wittwe gekommen. — S. v. C.]

Franz Muncker, Lessings persönliches und literarisches Verhältniss zu Klopstock. Frankfurt a/M. 1880.

Die vorliegende Schrift entstand aus Veranlassung einer Preisaufgabe, welche die Münchner Universität 1875 gestellt hatte. Der Verfasser, der sich rühmt von früher Jugend auf mit den Werken beider Autoren vertraut zu sein, erhielt 1876 den Preis, verzichtete aber vorläufig auf den Druck seiner Schrift, weil er „zunächst das Zeitalter Klopstocks und der (? die) Literatur, die er in Deutschland hervorrief, genauer durchforschen“ wollte. „Ich gelangte,“ berichtet er sodann weiter, „dabei, namentlich auf einer Reise, die ich vor dem Abschluss der Arbeit im vorigen Sommer durch Norddeutschland unternahm, zu manchen Ergebnissen, die ich als Vorarbeiten für eine Biographie und kritische Ausgabe des Dichters betrachten darf.“ Also wieder eine kritische Ausgabe Klopstocks in Aussicht! Wenn das nur des guten nicht am Ende zu viel wird! Als den Zweck der vorliegenden Arbeit aber gibt er an: „Zunächst ist es meine Absicht gewesen — und von diesem Gedanken gieng bereits die Facultät aus, als sie die Preisfrage stellte —, des verdienstvollen Danzel einseitiges Urtheil über Klopstock und über Lessings Verhalten gegen ihn zu berichtigen. Ich durfte mich aber auch fast überall in meiner Schrift auf Danzel beziehen, da die spätern Biographen Lessings, Stahr und Sime, in dieser wie in nahezu allen Fragen nur Danzels Gedanken in populärer, oft aber unwissenschaftlicher Form ungeschickt wiederholen.“ Das letztere zugegeben, und auch die Berechtigung zu dem ersteren, der Berichtigung von Danzels Urtheil über Klopstock, gern zugestanden, müssen wir doch aussprechen, dass die vorliegende Schrift weit über ihr Ziel hinausschiesst. Indem der Verfasser „namentlich Herrn Professor Dr. Michael Bernays, durch den ich zuerst Klopstocks und Lessings litterarhistorische Bedeutung erkennen lernte“, seinen Dank darbringt, gibt er uns einen Fingerzeig, wer eigentlich das Agens bei der Stellung dieser Preisaufgabe war. Mag sein, dass des Herrn Professor Bernays doch jedesfalls eben so einseitige Vorliebe für Klopstock dessen Oden sammt allen Varianten seinem trefflichen Gedächtnisse so treu einprägte, dass er sie, wenigstens in einer früheren Periode seines Lebens, zum erstaunen seiner Zuhörer wört-

lich auswendig producierte; jedesfalls hat diese Gewandtheit ihrerseits wieder seine Vorliebe für diesen Dichter gesteigert. Aehnlich ist es Danzel ergangen; doch liegt dessen Einseitigkeit in etwas ganz anderem, als Herr Muncker vermuthet. Danzel war als Leipziger Docent in der Lage, den Wust des Gottschedschen Nachlasses benutzen zu können, und entschloss sich endlich dazu, ihn in „Gottsched und seine Zeit" herauszugeben. Dadurch verlor er, wie dies ja dem Menschen so natürlich ist, die Fähigkeit, diesen Repraesentanten aller Stuben- und Zopfdichter, aller derer, die nach vollbrachtem prosaischem Tagewerk des Abends bei der Lampe mit gespitzter Feder erst die Reime, und dann, wills Gott, auch einige Gedanken, poetische Bilderchen und dgl. zu den Reimen aufhaschen, so gründlich zu verachten, wie man es von dem späteren Biographen Lessings hätte erwarten sollen. Statt dessen dreht und wendet er sich um auch dieser Stubenpoesie gerecht zu werden und ihre endlose Langeweile zu rechtfertigen, und dabei ist ihm denn seine philosophische Fähigkeit zu schematisieren, alles, weil es einmal so ist, auch als nothwendig und nützlich darzustellen, zur Hilfe gekommen. Dadurch verwischt sich bei ihm und seinen Lesern die Vorstellung von all dem Jammer, aus welchem uns erst Lessing, nicht Klopstock, erlöst hat. Mit dieser philosophischen Constructionssucht wird man niemals eine erquickliche Litteraturgeschichte schreiben; und mir sind gerade diese Partien seines so gründlichen Werkes die unerfreulichsten, ja bisweilen sogar sind sie mir unverständlich. Dem gegenüber wirkt es daher geradezu erfrischend, wenn er einmal über Klopstock einige „kräftige Wörtlein" sagt und, was er an Gottsched nicht auslassen mochte, diesen büssen lässt, und mit Recht büssen lässt; denn auch Klopstock steckt noch, trotz der anscheinenden Neuheit und Genialität der Form, tief in der Zopfpoesie; auch bei ihm ist alles nur gedichtet, nicht gelebt.

Professor Bernays also (und das ist überhaupt das bedenkliche bei akademischen Preisaufgaben) ist Schuld, dass Muncker in die entgegengesetzte einseitige Richtung hineingetrieben wurde, Lessing und Klopstock als zwei ebenbürtige, ja sogar innig befreundete Geister darzustellen. Er versteigt sich (S. 200) sogar bis zu der Behauptung: „So stellt sich uns das Verhältniss der beiden Grossen in den letzten Jahren ihres Lebens als das einer wahren Freundschaft dar, auf etwas niedrigerer Stufe ein Vorbild des in der Geschichte aller Litteraturen einzigen Lebensbundes zwischen Schiller und Goethe." Das heisst die Bedeutung Lessings sowol wie Schillers und Goethes herabdrücken, und Klopstock wird dadurch nicht gehoben, einfach weil die Behauptung falsch ist. Was Lessing und Klopstock in den siebenziger Jahren an einander knüpfte, war lediglich das gemeinsame Interesse für germanistische Studien, nichts anderes. Lessing durfte mit Recht von sich behaupten, er

habe Zeit seines Lebens an niemanden auch nur eine Zeile geschrieben, die nicht hätte gedruckt werden dürfen. Ebenso wahrhaftig war er auch in seinem Umgange, wenn ihn nicht die „Lust des Widerspruchs" zu Paradoxen trieb. Wie er über Klopstock noch in seinen letzten Lebensjahren dachte, ersehen wir aus den Briefen der Elise Reimarus an Hennings, die Herrn Muncker unbekannt geblieben zu sein scheinen. Vgl. A. Stahr, Kleine Schriften, II (1872), S. 330: „«Was hätte ich darum gegeben» — schreibt sie in einem der nächsten Briefe (1778) an Hennings — «wenn Sie mit dem Manne selbst hier zusammengetroffen wären! Mehr gesunden, gleich dem Blitz gerade durchfahrenden Menschenverstand, glaub' ich, giebts nicht unter dieser Erde Bewohnern. Und daher gesteht er auch, dass er Klopstock nicht nur bloss in seinen Epigrammen, sondern in seinen alltäglichsten Reden, die den Epigrammen gleichen, nicht allemal verstehe, — und daher schläft er auch so oft in einem Cirkel von Schöngeistern, umtönt von Bonmots à la . . . ein, und schwatzte doch bei uns bis Mitternacht von den trockensten Materien ohne müde zu werden, bloss weil echte Vernunft zum Grunde lag.»" Ebenda S. 334: „Auch der geringe Zusammenhang, den Lessing mit dem hohenpriesterlichen, sich in dunkle Orakelsprüche hüllenden Klopstock hatte, wird durch diese Briefe bestätigt." Die Tendenz der Schrift müssen wir also als verfehlt bezeichnen; im einzelnen enthält sie manches gute, und für einige Untersuchungen, die mich in meinen eigenen Studien fördern, bin ich dem Verfasser aufrichtig dankbar. Robert Boxberger.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Dr. Ludwig Geiger. Erster Jahrgang. Frankfurt a/M. 1880.

Da ich selbst einen, wenn auch nur bescheidenen, Beitrag zu dem vorliegenden Werke beigesteuert und somit Antheil an der Ausführung habe, so würde es mir nicht ziemen, mich hier in Lobeserhebungen über dasselbe zu ergehen. Aber an der Idee des Unternehmens habe ich keinen Antheil, und deshalb darf ich hier wol öffentlich wiederholen, was ich früher einmal gegen den befreundeten Herrn Redacteur dieser Zeitschrift äusserte: Wir haben ein Shakespeare-, ein Dante-, neuerdings sogar ein Molière-Jahrbuch; es ist also Ehrensache der Deutschen, für einen unserer grössten nationalen Dichter dasselbe zu thun, was wir schon seit Jahren für Ausländer thaten. Es ist das erste Unternehmen dieser Art in der Goethe-Litteratur. Diezmann, der zwar auch sein „Goethe-Schiller-Museum" fortsetzen wollte, brachte es nicht bis über den ersten Jahrgang hinaus, vielleicht weil er der einzige Arbeiter daran war, während Geiger sich mit einem respectabeln Kreis tüchtiger Mit-

arbeiter umgeben hat. Schon haben die „Grenzboten“ erklärt, dass sie freilich mit bedauern voraussähen, wie die Goethe-Litteratur in ihren Blättern nicht mehr so wie früher vertreten sein würde; dass sie aber der guten Sache und dem patriotischen Unternehmen zu Liebe gern dieses Opfer brächten; das „Archiv“ ist in einem ähnlichen Fall, glaube ich im Sinne des Redacteurs hinzusetzen zu dürfen. Wenn es auch Artikel über Goethe und Beiträge zur Goethe-Litteratur gern aufnahm und fortfahren wird aufzunehmen, so kann es doch, seiner Bestimmung nach, nicht als Sammelplatz für diese Litteratur dienen. Vor allen Dingen aber wäre zu wünschen, dass die Feuilletons unsrer grossen politischen Zeitungen, die so reichlich mit Stoff versehen sind, sich zu Gunsten des Jahrbuchs der Mittheilung Goethescher Briefe und dgl. fortan ganz enthielten, damit wenigstens dadurch unsers verehrten Mitarbeiters v. Biedermann Nachträge zu Hirzel, und Geigers Regesten in seinem Jahrbuche kleiner würden.

Hiemit habe ich den verdienstlichsten Beitrag zu dem ersten Jahrgange desselben genannt. Sie bilden einen Theil seiner „Bibliographie“ (nämlich Bibliographie nur des letztvergangenen Jahres), die den Schluss des Buches, S. 393 bis S. 448, also 55 Seiten füllend, ausmacht. Er hat diese eingetheilt in I. Schriften. A. Ungedrucktes. 1. Dramen (2 Numern), 2. Gedichte (3 Numern), 3. Briefe. I. Werke, aus denen die unten folgenden Regesten entnommen sind (10 Numern). II. Regesten (nach dem Datum der Briefe, mit Inhaltsangabe, 159 Numern). B. Neue Ausgaben der Werke (3 Numern). C. Einzelschriften und Erläuterungen. 1. Allgemeines (4 Numern), 2. Dramen (10 Numern), 3. Gedichte (11 Numern), 4. Erzählungen und Prosaschriften (10 Numern). II. Biographisches. A. Allgemeines (4 Numern). B. Biographische Einzelheiten (20 Numern).

Mir ist aufgefallen, dass Geiger die Schriften von Paul Haffner (S. 434) und von Alexander Baumgartner Societatis Jesu (S. 443) „streng katholisch“ nennt; es muss durchaus heissen: „streng ultramontan“. Denn was kann ein vernünftiger Katholik dafür, dass es in dieser Confession eine Partei gibt, die es nun einmal liebt, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn“? Es ist Taktik der Centrumspartei, die Sache des Ultramontanismus mit der des Katholicismus zu identificieren. Gewisse Katholiken, die ihre Zustimmung zu den „Maigesetzen“ öffentlich erklärten, hat man fallen lassen, man hat sie ruhig als „Staatskatholiken“ bespötteln lassen. Wenn die Politik so schüchtern ist, so soll es wenigstens die Wissenschaft nicht sein. Hoffentlich hat Düntzer in dem angeführten Aufsatze dem Herrn Pater gründlich die Wege gewiesen; was beide Herren, die die Verunglimpfung unserer grossen Geister nachgerade wie ein Geschäft betreiben zu wollen

scheinen, neuerdings gegen Lessing gesündigt haben, soll ihnen seiner Zeit auch nicht geschenkt sein.

Die „Bibliographie" bildet zusammen mit „Miscellen" und „Chronik" den IV. (letzten) Abschnitt des Buches, und wie reich und mannigfaltig dieser ist, davon werden sich die Leser aus meiner Aufzählung schon einen kleinen Begriff machen können. Nicht minder reich ist auch der III. Abschnitt, „Neue Mittheilungen", ausgefallen, der allein 36 neue Briefe bringt und damit die Wichtigkeit und Nützlichkeit eines solchen Unternehmens als Sammelplatzes für Studien-Material darthut. Diese „Neuen Mittheilungen" bringen dann unter Nr. 2: „Prometheus, nach der Strassburger Handschrift herausgegeben von Erich Schmidt", einen wichtigen Beitrag zur Textkritik dieses unsterblichen Werkes. 3. „Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe. Veröffentlicht von Robert Boxberger. Mit Beiträgen von H. Grimm, H. Hüffer und L. Urlichs". Ich will wünschen, dass diese Mittheilungen den Goethe-Forschern recht viel Handhaben zu neuen Combinationen liefern; selbst einen Commentar dazu zu geben bin ich unfähig. Dass ich sie überhaupt geben konnte, verdanke ich der Dresdner Bibliothek, die den Böttigerschen Nachlass in so musterhafter Ordnung hält. 4. „Sieben Briefe der Frau Rath an Herrn und Frau Senator Stock. Mitgetheilt von Wilhelm Creizenach."

Indem wir nun von hinten nach vorn fortschreiten, gelangen wir zu II. Forschungen. 1. Wilhelm Scherer: „Satyros und Brey". Scherer hält seine schon früher vorgetragene Meinung, Satyros sei Herder, mit sehr plausibeln Gründen aufrecht. 2. Karl Bartsch: „Goethe und der Alexandriner". 3. Heinrich Düntzer: „Die Zuverlässigkeit von Goethes Angaben über seine eigenen Werke in Dichtung und Wahrheit" (schien mir nichts zu bringen, was D. nicht schon öfter discutiert hätte). 4. Wilhelm Wilmanns: „Goethes Belinde" (die kleine vermeintliche Entdeckung ist schon mit Recht in Abrede gestellt worden). 5. Richard Maria Werner: „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern". 6. Daniel Jacoby: „Zu Goethes Faust." 7. Moritz Ehrlich: „Anmerkungen zu den Weissagungen des Bakis". Und so gelangen wir endlich zum Anfang. I. Abhandlungen. 1. Hermann Grimm: „Bettina von Arnim". Mittheilungen von Augenzeugen über bedeutende Persönlichkeiten sind immer dankenswerth. 2. Woldemar Freiherr von Biedermann: „Goethe und Lessing". Die alte Streitfrage, ob Lessing mit seinem eigenen Geständniss, er sei kein Dichter, Recht habe, wird hier auf Grund sorgfältiger Vergleichung der Beziehungen beider Dichter bejat. Wäre unser allverehrter Mitarbeiter in seiner Goethe-Schwärmerei nicht so liebenswürdig, brächte diese Schwärmerei nicht so viele schöne Sachen hervor, man könnte in Versuchung gerathen mit ihm anzubinden. Indessen es hat nicht

jeder, wie Faust, zwei Seelen in seiner Brust, und Herrn von Biedermann ist nur die Goethe-Seele eigen, mir und einigen anderen wird er wenigstens hoffentlich nach wie vor erlauben Lessing für einen grossen Dichter zu halten. Der verstorbene Hofrath Göttling (der ja auch in dem heurigen Goethe-Jahrbuche stark vertreten ist) sagte von einem jüngeren Collegen: Wenn Sie prüfen wollen, ob eine Statue echt antik ist, so sehen Sie nur ihn an: wenn der vor Rührung dabei weint, so ist sie echt. Und so habe ich mir auch einen eigenthümlichen Kanon für unsere grossen Dichter zurecht gemacht: wenn ich beim vorlesen oder beim fürmichlesen (zum zwanzigsten Male) ihrer Lustspiele unwillkürlich lache, ihrer Trauerspiele unwillkürlich weine, so sind es echte Dichter nach meinen Begriffen. Und dies widerfährt mir bei Lessing regelmässig, so dass ich bisweilen vor Rührung (z. B. in der Scene zwischen Nathan und dem Klosterbruder, wo über die Abkunft der Recha verhandelt wird) oder vor lachen (wie in dem „Jungen Gelehrten", wo dieser seine Hochzeit besingt) nicht weiter lesen kann. Eines ist mir aufgefallen bei der sorgfältigen Arbeit. v. Biedermann sagt (S. 36): Noch 1780 konnte Lessing — wie Jacobi an Heinse meldete — Wielanden nicht verzeihen, dass er in begeistertem Lob über Goethe geschrieben hatte". Da v. Biedermann also diesen Brief kennt (aber vielleicht nur aus Jacobis Werken?), so hätte er, der Gerechtigkeit und Vollständigkeit wegen, auch noch folgende Stelle daraus anführen sollen (Zöppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlass I, S. 41): „Knebel versicherte, das Lob, das Goethe dem Oberon ertheilt habe, sey aufrichtig gewesen. Aber vor Nathan dem Weisen sey er ordentlich prosterniert. Er werde nicht müde ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Lessing selbst hatte mir schon gesagt, dass man ihm von Weimar aus grosse Complimente über sein Stück gemacht." 3. F. Bobertag: „Faust und Helena".

Man sieht, der Redacteur hat seine Schuldigkeit in vollem Masse gethan; auch an Stoff und an Bearbeitern desselben wird es so bald nicht fehlen: es ist nur abzuwarten, ob auch das Publicum seine Schuldigkeit bei diesem patriotischen Unternehmen thun wird.

Robert Boxberger.

---

1) Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer. Wien 1880, Konegen.

2) Jugendbriefe Goethes. Ausgewählt und erläutert von Dr. W. Fielitz. Berlin 1880, Weidmann.

Seit Hirzel und Bernays den fruchtbaren Gedanken verwirklicht haben, den „jungen Goethe" in seinen Schriften übersichtlich vorzuführen, hat sich die Goethe-Forschung mit Vorliebe den

Jugenderzeugnissen des Dichters zugewandt. Nicht nur dass wir Lebensbeschreibungen von Personen, die dem jungen Goethe nahe standen, wie von Klinger, Wagner, Lenz, Lobstein, beziehentlich wiederholt erhalten haben, es haben auch nicht nur Aufsätze in verschiedenen Zeitblättern, sondern auch besondere Schriften das Ziel verfolgt, Goethes Jugenddichtungen zu durchforschen — darunter namentlich „Aus Goethes Frühzeit" von Scherer, „Goethes Faust" von Vischer und zuletzt das an der Spitze genannte Buch von Minor und Sauer.

Diese beiden wollen für alle einzelnen Aufsätze des Buches als gemeinschaftliche Verfasser angesehen werden; so wollen wir denn uns nicht als Chorizonten aufdrängen, vielmehr die Firma anerkennen. Allerdings kennzeichnet sämmtliche Aufsätze übereinstimmend die unendliche Geduld des streng philologischen Spürers.

Der erste Aufsatz, „Goethes älteste Lyrik", weist durch zahlreiche Parallelstellen nach, dass Goethe namentlich in Leipzig mit seiner Dichtung sich inhaltlich und sprachlich an die Anakreontiker anschloss (worauf auch schon, sofern Weisse zu diesen Dichtern gehörte, im allgemeinen in „Goethe und Leipzig" I, 95 hingewiesen war), und sucht darzuthun, dass Goethe auch in Strassburg sich noch nicht von dem Einflusse derselben losgemacht hatte. Den Verfassern scheint mir jedoch das zu widerfahren, was Philologen manchmal: dass sie vor lauter Buchstaben die Worte nicht sehen; denn sie gehen gewiss darin zu weit, dass sie bei jeder Situation, jeder Wendung, jedem Worte, das bei einem Anakreontiker vorkömmt und sich in Goethes Gedichten jener Zeit wiederfindet, Nachahmung der Anakreontiker wittern und mehr nach der groben und zufälligen Thatsache des Gegenstandes oder Ausdrucks als nach dem die Gedichte beherrschenden Geiste urtheilen. Wie schon die Leipziger Gedichte mehr Leben athmen als die der Anakreontiker, so ist das spielende, gemachte Wesen derselben ganz unbestreitbar in Strassburg vollständig dem wahren Ausdrucke des Gefühls gewichen, wennschon in der Sprache der Goetheschen Gedichte sich unvermeidlich manches findet, was der dichterischen Sprache der Zeit geläufig war. So erkennen auch die Verfasser selbst richtig an (S. 50), dass „Adler und Taube" zwar äusserlich an die Fabelliebhaberei der Anakreontiker erinnert, aber in der Ausführung ganz und gar in Sturm und Drang steht. Indessen, wie die Verfasser Goethes Gedichte jenes Zeitraums einzeln durchgehen, überzeugt man sich allerdings mehr und mehr von der Empfänglichkeit, mit der Goethe Eigenthümlichkeiten anderer Dichter annahm; so von Weisse, Gleim, Jacobi, Klopstock, Herder, Pfeffel, Clodius. Doch ist ihm alles das nur Material, das er in die Masse, aus der er seine selbständigsten Kunstwerke giesst, hineinwirft um sie flüssiger zu machen.

Nur ein par Bemerkungen zu einigen Stellen dieses Aufsatzes.

Seite 7 erklären es die Verfasser als zweifelhaft, ob das „Hochzeitlied — An meinen Freund", jetzt „Brautnacht", in Leipzig gedichtet sei, und neigen sich der Ansicht zu, dass es eins der für Käthchen Schönkopf versuchten Hochzeitsgedichte war. Düntzer hat aber jedesfalls Recht, wenn er („Goethes lyrische Gedichte erläutert" I, 465) dieser schon früher aufgetauchten Muthmassung entgegentritt; denn abgesehen davon, dass auf jenes Lied an seinen Freund dasjenige schlechterdings nicht passt, was Goethe über die eben nur versuchten, also nicht abgeschlossenen Gedichte für Käthchen sagt, so lässt sich die zeitigere, also in Leipzig erfolgte erste Niederschrift daraus entnehmen, dass Goethe das Gedicht bereits in wesentlich verbesserter Gestalt in die 1769 gedruckten (1770 erschienenen) „Neuen Lieder" aufnahm, wie denn auch am 12. December 1769 — an welchem Tage Goethe an Käthchen über die missglückten Versuche, ihre Hochzeit dichterisch zu feiern, schreibt — nicht davon als von einem nur erst versuchten Gedichte die Rede sein kann, da es an diesem Tage, und zwar in abgeänderter Gestalt, schon in Druck war. Das an sich berechtigte streben, so viel als möglich gegenseitige Bezüge aufzudecken, führt manchmal zu trügerischen Entdeckungen.

Auch der Eifer, Beweisstellen für ihre Behauptungen beizubringen, führt die Verfasser bisweilen zu weit und verleitet sie z. B. die nöthige Erörterung der Frage, ob gewisse Sachen überhaupt von Goethe herrühren, zu umgehen; so S. 49, ingleichen S. 103 und 110 bezüglich der Recensionen des „Musenalmanachs" auf 1773 und der „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung", sowie S. 67 ff. bezüglich des Gedichts „So ist der Held, der mir gefällt!"

Die Neigung dazu, Parallelstellen um jeden Preis zusammenzubringen, ist besonders im zweiten Aufsatze, „Herder und der junge Goethe", übertrieben. Beispielsweise setzen sie Goethes Ausspruch: „So ruft jeder, der sich fühlt!" mit Herders Auslassungen über die Bedeutung des Gefühlssinnes in Verbindung, übersehen also, dass Goethe das „fühlt sich" in moralischem Sinne gebraucht. Das bei Seite, weisen die Verfasser in diesem Aufsatze eingehend nach, wie Herders Einfluss auf Goethe ein ausgedehnter und tiefgehender gewesen ist, nicht nur in Hinsicht auf dessen Charakter, sondern auch auf sein künstlerisches schaffen, welches letztere die Verfasser in Sprache und Metrum, in Schätzung von Volksdichtung und Ossian, sowie im Studium der Griechen und der Bibel fleissig ins einzelste verfolgen. Es muss ihnen dabei ein ausserordentliches Gedächtniss zur Seite gestanden haben.

In diesem Aufsatze lassen sich die Verfasser auch gelegentlich auf Untersuchung der von mir wiederholt angeregten Frage ein, ob

gewisse in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ erschienene, von Goethe in seine Werke aufgenommene Recensionen wirklich Goethe zum Verfasser haben. Durchgängige Uebereinstimmung wird hier bei der Unsicherheit der Grundlagen nicht zu erreichen sein; zum Theil erkenne ich aber an, dass sie gegen mich im Rechte sind. In einem Falle, in dem die Verfasser mir beitreten, muss ich mich jedoch berichtigen, da es nach dem von L. Hirzel 1878 in der Wochenschrift „Im neuen Reich“ (Nr. 43) unverstümmelt abgedruckten Briefe Lavaters an Zimmermann vom 4. Mai 1773 nicht mehr zweifelhaft sein kann, dass in der That die Recension der „Aussichten in die Ewigkeit“ von Goethe geschrieben ist.

Der dritte Aufsatz, „Die zwei ältesten Bearbeitungen des Götz von Berlichingen“, worin dieselben Zeile für Zeile nach gewissen Kategorien verglichen und die Gründe der Veränderungen erörtert werden, ist eine sehr werthvolle Arbeit, mit welcher der vierte Aufsatz, „Götz und Shakespeare“, in Verbindung steht, worin eine beträchtliche Anzahl von Auftritten und einzelnen Stellen des „Götz“ als aus Shakespeareschen Erinnerungen hervorgegangen dargelegt werden. S. 260 ff. möchte indessen den Verfassern nicht beizutreten sein, wenn sie in der zweiten Bearbeitung des „Götz“ ein abgehen von Shakespeare erblicken; vielmehr hat Goethe, wenigstens in der Hauptsache, nur das übershakespearen getilgt und ist, ohne im wesentlichen von Shakespeares Spur zu weichen, nur mit mehr Mass und Besonnenheit seiner Dichtungsweise gefolgt.

Es ist zu erwarten, dass die verdienstlichen „Studien zur Goethe-Philologie“ noch häufigen Anlass zu Besprechungen bieten werden.

Die oben an zweiter Stelle genannten „Jugendbriefe“ sind eine Auswahl von 204 aus den 1865 gedruckten Briefen, die Goethe bis zum 3. September 1780 geschrieben hat. Das Buch hat nicht den Zweck, die Goethe-Litteratur zu fördern, sondern nur darin einzuführen, einen Begriff vom Charakter des brieflichen Verkehrs Goethes in jener Zeit zu geben. Anmerkungen erleichtern das Verständniss. Hoffentlich veranlasst diese sachgemässe Auswahl recht viele Personen die Jugendbriefe Goethes vollständig kennen zu lernen. Woldemar Frhr. von Biedermann.

Friederike Brion. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur. Von Dr. Albert Bielschowsky. Breslau. Verlag der Schletterschen Buchhandlung E. Franck. 1880. 47 SS. 8⁰.

Dies Heftchen bietet in sehr zierlicher Ausstattung manche reizende Seite dar. Vor allem möchte ich den Leser auf S. 9—13

und 22—26 verweisen, auf denen er den Genuss hat, die übrigens längst bekannten Briefe von Goethe nach und aus Sessenheim zu finden ohne durch den Verfasser in der weihevollen Stimmung gestört zu werden, in welche Goethe uns versetzt. Was Bielschowsky sonst noch darbietet, ist herzlich unbedeutend, die Citate aus Goethe natürlich ausgenommen. Richtig scheint nur die Modification, welche er an der Auffassung der neuen Melusine in Lucius' Buch vornimmt. Auch Meyer von Waldeck in seinem von Bielschowsky noch nicht benutzten Werke über Goethes Märchendichtungen sieht den Grund des verlassens nicht im Unterschiede der socialen Stellung, sondern im Unterschiede der geistigen Stellung. Nicht dass Goethe Friederike zu sich hätte heraufziehen sollen, sondern dass er zu ihr hätte hinabsteigen müssen, das treibt ihn von ihr — wenn man das Märchen von der neuen Melusine wirklich auf das Verhältniss zu Friederike beziehen darf, so gibt Goethe diese Auffassung der Trennung an die Hand, und wir können uns bei ihr beruhigen. Beklagen müssen wir die arme verlassene, aber sagen, besser sie ist Goethes Geliebte gewesen, seiner würdig, als sie wäre Goethes Gattin geworden, seiner Grösse nicht entsprechend. Es ist interessant, zu sehen, wie gerade alle diejenigen, welche Goethes Treulosigkeit Friederiken gegenüber verdammen, die Wahl seiner Gattin von ihrem conventionellen Standpuncte aus verwerfen. Bielschowsky zählt aber nicht zu diesen, er ist für Goethe begeistert und, wenn er besser schriebe und mehr eigenes zu sagen hätte, dann könnte man sein Aufsätzchen getrost empfehlen. Leider sind die einleitenden Sätze S. 5 höchst unglücklich: „Ohne die Berührung mit Goethe hätte die Pfarrerstochter von Sesenheim spurlos und gedächtnisslos (?) ihre Lebensbahn vollendet, wie tausend andere liebenswürdige und schöne Pfarrerstöchter vor ihr und nach ihr. Denn nicht bloss die Stätten, sondern auch die Personen, die ein grosser Mensch berührt, sind «eingeweiht, nach hundert Jahren klingt ihr Wort und ihre That dem Enkel wieder»." Wie begeistert Bielschowsky für Friederike ist, kann man aus der Behauptung (S. 5) entnehmen: „Gretchen, Käthchen, Friederike Brion, Lotte, Lilli — doch alle überstrahlt Friederike". Ich bedauere sagen zu müssen, dass in der grossen Litteratur über Goethes Sessenheimer Idyll das Heft von Bielschowsky höchstens sich selbst überstrahlt und werth ist „gedächtnisslos" seine Laufbahn zu vollenden; nach hundert Jahren dürfte sein Wort dem Enkel kaum noch wiederklingen.

Richard Maria Werner.

Miscellen.

1.

Zu S. 6 ff.

Dass mir die Angabe Joan. Vogelgesangs, der Verf. der Tragedia Johannis Huss (Tragedia des Joh. Huss war nur ungenaue Titelangabe nach dem Gedächtniss) sei Joh. Agricola von Eisleben, wol bekannt war, geht aus Grundriss I, 308, 139 hervor. Ich liess aber die Bezeichnung Eisleben aus, weil ich dieselbe für unrichtig hielt. Die Angabe des Joan. Vogelgesang hat für mich auch gegenwärtig nur in soweit Glaubwürdigkeit, soweit sie den Namen betrifft, bei dem der Verf. des heimlichen Gesprechs zunächst an den bekannteren Inhaber dieses Namens denken mochte. Die Uebereinstimmung der Tragedia mit der Uebersetzung, deren G. Kawerau gedenkt, beweist nur die Bekanntschaft des Dramatikers mit Joh. Agricolas Schrift, nicht die Identität dieses mit dem Verf. der Tragedia. Karl Goedeke.

2.

Zu Erasmus Alberus.

Goedeke im Grundriss S. 362, 25 führt als eine Schrift des Erasmus Alberus das Gespräch auf, das Leonhard Jacobis Dialog (Goedeke S. 251, 87) zu Grunde liegt, ohne den Titel zu nennen und ohne die Existenz desselben nachzuweisen. Jacobi sagt nämlich in der Widmung 1552, er habe für sich genommen das liebliche tröstliche Gespräch von Adams Fall und der Erlösung unsers lieben Herrn Jesu Christi, welches D. Alberus vor elff Jahren entworfen und publiciert. „Aber es ist solch fein Büchlein für wenig Leut komen, vnnd dasselbig hab ich gemehret, gebessert vnnd eine Christliche auslegung darüber geschrieben."

Ein Exemplar der Schrift des Alberus befindet sich in Zwickau. Der Titel ist folgender:

Von der Schlangen | Verfürung, vnd Gnade Christi | vnsers Heilands, Ein gesprech | zwischen Gott, Adam, Eva, | Abel, Cain. |

Erasmus Alberus. | Gedruckt zu Berlin, M.D.XLI. Am Schluss: Gedruckt zu Berlin durch | Hans weissen. 44 Bll. 8⁰.

Die Widmung an die Markgräfin Hedwig von Brandenburg, datiert Prima Januarij An. M.D.xli, umfasst 15 Seiten. Der Verfasser legt seiner Schrift den Hauptartikel der christlichen Lehre: „Der Glaube an Jesum Christum macht allein gerecht und selig", zu Grunde. Diesen Artikel habe er einst gegen „Ischariot Witzel, Apostat und Mameluck" vertheidigt (die darauf bezügliche Schrift s. bei Goedeke 361, 9). Er erklärt ferner die Ursache und das Argument dieses Gesprächs aus Melanchthons Brief an den Grafen Johann von Weda [gedruckt Francof. 1539] gezogen zu haben. Am Schluss S. 40—44 finden sich „Frag vnd antwort fur die Kinder wenn sie zu des Herrn Abendmal gehen wollen".

Das Verhältniss zwischen dem Originaldrucke und der von Leonhard Jacobi besorgten Ausgabe ist folgendes. Jacobi theilt — ich benutze die von Friedrich Gutknecht gedruckte Nürnberger Ausgabe von 32 Bll. — zunächst das Gespräch des Alberus dem Wortlaute nach mit, und zwar trennt er es in zwei Theile; dann lässt er seine Auslegung folgen. Also: Bogen A 1′—A 6′ Alberus, A 7—B 3′ Auslegung, B 3′—D 1 Alberus, D 1—D 5′ Auslegung, endlich Anhang D 6—D 8′ Alberus (Frag vnnd Antwort fur die Kinder wenn sie zu des Herren Abendtmal gehen wöllen).

Der Nürnbergische Druck ist sehr klein und eng, während der Druck der Berliner Ausgabe des Gesprächs von 1541 splendid genannt werden muss, da der Berliner Druck, der doch nur den Text des Alberus enthält, die Jacobische Ausgabe, die ausser dem Texte auch die Auslegung enthält, an Umfang noch um 12 Seiten übertrifft. Die von mir benutzte Nürnberger Ausgabe ohne Angabe des Druckjahrs befindet sich in Celle. Hugo Holstein.

3.

Zu Heinrich Chnustin.

Das von Goedeke im Grundriss S. 327, 325b angeführte Spiel des Henricus Chnustinus hat nach der in Zwickau befindlichen Ausgabe folgenden Titel:

Ein seer schön vnd nütz-|lich Spiel, von der lieblichen Ge-| burt vnsers Herren Jesu Christi, | Zu Coln an der Sprew gehalten, | Durch Henricum Chnusti-|num Hamburgensem. | Anno M.D.xLi. Am Schluss: Gedruckt zu Berlin durch Hans | Weissen. 1541. 39 Bll. 8⁰.

Hugo Holstein.

4.

I. Der getreue Eckhard.

Die Verwendung der Sage vom treuen Eckhard in Predigtbüchern dürfte den Lesern des „Archivs" etwas neues sein. Ein bairisches Predigtbuch aus dem Anfange des 18. Jahrh. „Historische Sonntag-Predigten" (der genauere Titel ist mir verloren gegangen) beginnt sein Thema auf den 19. Sonntag nach Pfingsten mit der „Historia" von dem treuen Eckhard. „Viel treiben nur Gespött darauß (dass Christus uns vor der Hölle warnt) und wollens nicht glauben." „Von dem treuen Eckhart, den man vom Hegsar dem König in Bayern herführet, wird öfters gemeldet, daß er zur Zeit deß Trojanischen Krieges solle gelebet und ihn die Alten gemahlet haben, als sitze er vor der Höllen-Thür und lehrete die Leuthe, wie sie sich halten solten, damit sie nicht in die Hölle kommeten. Dahero er der Troische Heccard, hernach Troje Heccard und ferners der treue Eckhart genennet worden." „Applicatio. Dises ist Zweifel frey nur eine Fabel oder Gedicht; Dises aber, was ich darauf setze, ist kein Gedicht; sondern die gewisse und gründliche Warheit, daß nemmlich Christus Jesus unser treuer Warner und Freund seye, der uns treulich warnet, lehret und weiset, wie wir die Hölle und ewige Peynen meiden sollen u. s. w." Es folgt eine drastische Schilderung der Höllenqualen. Der Verfasser hat seinen Eckhard aus Aventin, Annales Bojor. (Basil. 1580) genommen; da heisst es (Heldensage edd. Grimm-Müllenhoff S. 306): „Heccard. Den haben die alten für ein richter vnter das thor der hellen gesetzt, der die leut gewarnt vnd gelehrt, wie sie sich in der hell sollen halten, ist noch ein sprichwort, als der troisch Heccard." Vgl. über den treuen Eckhard Büchmann, geflügelte Worte, 12. Aufl. S. 469 (1880).

II. Ibrahims Ausspruch über die deutsche Einigkeit.

Derselbe Prediger wählt auf den 23. Sonntag nach Pfingsten als „Historia" zu Eingang des Türkischen Gesandten Rede von der deutschen Einigkeit, die kritisch nachzuweisen weder meine noch des „Archivs" Sache sein kann, sondern den Historiker angeht. Bei der Kaiserwahl Maximilians II. zu Franckfurt, sagt unser Prediger, war Ibrahim des Türkischen Kaisers Abgesandter. „Da nun disem die überauß herrliche Pracht der Churfürsten gezeiget wurde, mit Erinnerung: wie diese Churfürsten so sehr mächtig also daß ein jeder unter ihnen ein grosses Kriegsheer wider den Türcken werben, erhalten und führen könnte, ja, daß im Teutschland dergleichen mächtige Herren und Fürsten mehr wären, dahero er erachten und schliessen solte, was wohl geschehen könnte, wann sie alle mit zusammengesetzter Macht den Kayser Solymannum an-

fallen und bekriegen möchten? Auf dieses lächelte der Gesandte und sprach: An der grossen Macht deß Teutschlands zweifle ich nicht, kann auch aus der gegenwärtigen Pracht leicht muthmassen und schliessen, daß der Abwesenden Macht und Vermögen groß sein müsse; Aber mich beduncket gleichwohl, daß die Gemüther, Rathschläge und Thaten gleich seyen einem viel-köpfigen Thier, die sich alle bewegen und durch einen löchrichten Zaun dringen wollen; weil aber solche unterschiedene Köpfe unterschiedene Löcher am Zaun suchen, geschiehet es also, daß zugleich der gantze Leib stecken bleibet und verhindert werde weiter durch den Zaun zu kommen: Hingegen ist mein Kayser Solymann einem Thier gleich, welches nur einen Kopf hat und, wann derselbe einmal durch ist, leichtlich nachgehends mit dem ganzen Leib hindurchdringen kann." Daran heftet der Prediger sein Thema: die Einigkeit unter den Gebrüdern ist seltzam, ob dieser Türke „hierinnfalls recht oder unrecht geredet, lassen wir gelehrten Statisten zu verfechten über."

III. Die Thiersage und der Beichtstuhl.

„Da sie sich sonderlich (die Jesuiten) umb Reiche Leuth zu reissen pflegen, wie vor Zeiten die Franziskaner und Prediger Münch gethan, davon Gerson einen Apologum referiert, daß auf ein Zeit ein Fuchs Beicht anzuhören gesessen, dem ein Löw, Pferd, Wolf und andere mehr gewaltige frässige Thier vorkommen, die er alle nach einander absolviert: aber ein armen Esel, darumb daß er bekennen müssen, er hab einem Bettler ein Löcklein Häw auß den Schuhen gezogen und gefressen, hab er von sich geschickt und nicht absolvieren wöllen."

Gerson, Ser. ad pleb. An. 1409. Aus einem Pasquill, betitelt: Geitzvögelein, S. 24. 17. Jhd. Kempten.

IV. Die Volksbücher in Reformationsstreitschriften.

Aesopus. Eulenspiegel. Marcolphus. Der Jesuite Franz Xaver Pfyffer, Ordinari-Domprediger zu Augsburg, liess eine Lob- und Ehrenpredigt a. 1746 ausgehen, die eine Streitschrift gegen einen gewissen Röhm sein soll. Es handelt sich um Luthers Meinung von der Epistel Jacobi. S. 28: „Die Fabeln Aesopi und der Eulenspiegel seynd bey ihme in grösserm Werth gestanden, als diese hl. Epistel." S. 357 wird Röhm eingeführt: „Luther wird hier ferners beschuldiget, dass er das Sendschreiben dess hl. Apostels Jacobi nicht nur auss der göttlichen Schrift verworffen, sondern sogar eine ströhene Epistel genennet; mithin seyen die Fablen Aesopi und der Eulenspiegel in grösserem Werth bey ihme gestanden als dise heilige Epistel." H. Röhm antwortet, „das seye

geschehen nicht auss böser Gemüthsneigung, sonder auss einer besonderen Hochachtung gegen Hieronymum, Eusebium und andere, welche an dem canonischen Ansehen dieser Epistel gezweiflet haben... Luther lege anderstwo derselben ein grosses Lob bey. Dass die Fablen Aesopi und der Eulenspiegel in grösserem Werth bey dem Luther gestanden als diese heilige Epistel, seye ein schändliche Lug. Pabst Leo X habe die ganze heilige Schrift vor Fabel- und Eulenspiegel-Possen gehalten." Abfertigung Röhms: „Mit was Wahrheit kann dann Luther dise Epistel loben, weilen kein Menschenlehr darinn enthalten? Ob ein Lug seye, dass die Fablen Aesopi und der Eulenspiegel in grösserem Werth bey dem Luther gestanden, als die Epistel Jacobi, lasset sich aus folgendem entscheiden. Luther hat den Aussspruch ertheilet, dass man nächst der Schrifft kein besseres Buch habe, als die Fablen Aesopi: Tisch-Reden. f. 579. Die Epistel dess H. Jacobi ist bey dem Luther kein H. Schrifft, sonder ein anderes Buch. Weilen dan nach Aussspruch dess Luthers die Fablen Aesopi das beste Buch nach der Schrifft ist, wird es ja diser Epistel vorgezogen? Die Böse von dem Teuffel eingegebene Gedancken zu überwinden, schreibet Luther in seinen Tisch-Reden als ein Mittel für das Wort GOttes, so fern aber solches nicht wolte verfangen, rathet er, man solle an etwas lustiges gedencken, einen guten Trunck thun, Spihlen und Kurtzweilen. Unter lustigen und kurtzweiligen Dingen ware bey ihm auch den Marcolphum lesen. Weilen dan die Epistel dess H. Jacobi kein Wort GOttes ist bey dem Luther, wird das Lesen Marcolphi (ist so vil, als dess Eulen-Spiegels) besser taugen die Anfechtungen zu vertreiben, als dise heilige Epistel. Dass der Pabst Leo X. die gantze heilige Schrifft für Fabel und Eulen-Spiegels-Possen gehalten, ist die dritte allzu freche Lug in disem Absatz dess H. Röhms. Jovius in dem Leben Leonis soll es bezeugen. Wo dan? In was für einem Blatt? Zeige er es an, so fern er dem Namen eines Ehrlosen Lugners will entgehen. Ist dan nicht genug, dass Luther seinen Hass und Wuth wider disen so fürtrefflichen Pabst schon hat abgekühlet theils mit denen schändlichsten und lästerlichsten Spitz-Nämen, die er ihme hat gegeben, theils mit unsinnigen Verläumdungen, theils mit gedruckten und aussgesprengten Bildnussen, in welchen er ihn vorgestellet, bald wie einen Teuffel mit Hörneren, bald wie einen Esel mit langen Ohren, bald wie ein Schlang mit aufgespertem Rachen, bald wie ein unflätiges Schwein, mit beygefügten unchristlichen Spott- und Läster-Worten?"

V. Der Name Schiller in Sulz.

Im Taufbuche der Stadt Sulz am Neckar erscheint A. 1636, als fremde Völker da lagen, ein protestantischer Lieutenant Johannes Schiller wiederholt vom März bis Juli als gebetener Tauf-

pathe. Wir finden da beim Stadtschreiber Rottner den Schwedenkönig als Pathen vertreten, ebenso Wiederhold, einen Herrn von Türkheim, Obristlieutenant. Eine damals wie immer blühende Sitte. Sollte dieser Johannes Schiller zu den Vorfahren unseres Dichters gehören? Der Vorname „Johannes" spricht dafür. Johann Caspar Schiller, geb. 1650, zog von Grossheppach nach Bittenfeld, dessen Sohn hiess ebenfalls Johannes.

Johannes war ja auch der Name von Schillers Vater. Der Familienname ist ursprünglich bairisch und kömmt früher auch nur da vor; von Schilcher, Schilender, und nicht vom Remstaler Wein „Schiller" benannt, wie Schwab phantasiert. Die Familie dürfte in der Reformationszeit aus dem Salzburgischen oder Tirol eingewandert sein. H. Praeceptor Schaumann in Sulz theilte mir auf meine Bitte aus dem dortigen Taufbuche folgendes ausführlich mit: „Dises Buch ist den 23. Januarii 1675 new eingebunden vndt von dem Armen Casten bezahlt worden, Begreifft in sich Alle die Jenige, welche von Año 1614 biß 1662 getaufft, copulirt vndt begraben worden;

Mors tua, mors Christi, fraus terrae, gloria Coeli —
Quatuor haec semper sunt meditanda tibi."

Allda fand ich über den Namen Schiller, zunächst Johann Schiller, folgendes:

1636. den 21. Martii. Parentes: Jerg Frieß, Maria. Infans: Margaretha. Patrini: Hans Heinrich Rauch, Burgerm.; Stadtpfl. Johan Spri--[a]); Herr Leüttenant Joh. Schill--[a]) etc.

[a]) Durch das oben erwähnte „newe" einbinden ist mit dem Papierrand auch die Schrift beschnitten und so einzelnes verstümmelt worden.

1636. 9. Junij. Parentes: Jerg Römer, miles[b]), Barbara. Infans: Elisabetha. Patrini: Johann Schiller Leüttenant, an sir statt 1 Soltat[b]); Herr Baldenhofer vnd si---[a])

1636. 17. Junii. Par.: Jacob Schertle messer-Schmid vnd Catharina; Inf.: Hans Jacob. Patr.: Hans Schiller Leuttenant; Michel Frei vnd Jacob Geßler Dreher, Agnes des Fritzlins (uxor) [?][a])

1636. 30. Julii. Par.: Johannes Frey Sattler, Esther. Inf.: Johannes Jacobus. Patr.: Ego M. Joh. Cappel Spec.[c]); Christoph Farner; Margaretha Hans Schweickhlins uxor. H. Leuttenant Joh. Schiller.

[b]) Wol von der Besatzung des damals noch befestigten Bergschlosses Albeck bei Sulz.

[c]) Damaliger Stadtpfarrer und Decan („Special") von Sulz.

Ausserdem habe ich den Namen Schiller („Schiler") in dem Taufbuche 1614—1662 noch an folgenden zehn Stellen gefunden:

1614. 23. Julij. Parentes: Michel Schiller, Anna. Liberi: Agnes. Patrini: Juncker Obervogt Carolus Kechler von Schwandorff etc.; Jacob Schweicker; Agnes, Jacob Schmiden Hausfrauw.

1615. 6. Novembris. Par.: Michael Schiller, Anna. Lib.: Annamaria. Patr.: (iidem, eadem wie vorhin).

1618. 31. Jannarii. Par.: Michael Schiler,[d]) Agnes. Lib.: Agatha. Patr.: Carolus Kechler Ober Vogt allhie; Jacob Schweickher Sonnenwürth; Agnes Jacob Schmiden Haußfraw.

1620. 13. Junij. Vater: Michael Schiler.[d]) Mutter: Catharin Anna. Kind: Georg. Gevattern: Den Edlen vnd Gestrengen Carle Kechlern von Schwandorf etc. oberuogt alhie. Jacob Schweigger, geweßner Sonnenwirt. Agnes, vx. Jacob Schmid Burgermeister.

1622. 1. Novemb. Vater: Michel Schiler,[d]) Schmid. Mutter: Anna. Kind: Stephan. Gevattern: Jacob Schweicklin, Würth zum Ochsen; Ludwig Dietsch, Mayer auf dem Burgösch; Agnes, Jacob Schmiden Burgermaisters Haußfraw.

Ferner:

1618: Den 27. September Ist dem Hans Schiler taglener ein vnehlich kind tauft worden, die Mutter heist Eua Ruffen, ein Dippel,[e]) das kind heist Maria. Gevetterich, Jacob Rehfuß, Martin Spatt, vnd Maria Conradt Harters Haußfrawe.

[e]) Der Cretinismus war früher in Sulz stärker als jetzt vertreten.

[d]) Von anderer Hand, d. h. anderem Geistlichen geschrieben.

1631. Den 22. Octob. Ist Catharina Hans Schilers Haußfrav im 60. Jahr ihres Alters gestorben, vnnd den 23. christl. begraben worden.

1633. Den 11. Decembris würdt begraben Anna, Martin Schillers. nachgelaßne Wittib, War Spittahlmutter.

1635. Den 26. Augusti seind begraben worden -- [7 Personen, darunter:] Katharina Michel Schilers tochter Altt 21 Jahr.

1635. Den 2. 7bris seind begraben worden Michel Schiler, Schmid, Altt -- [?; und andere].

VI. Alte gereimte Buchanpreisung.

Kauff mich o frommer Christ in trewen
Laß Dich zu lesen kein Mühe rewen
Dann Dir ist viel hieran gelegen
Von des Satans Schalkheit wegen.

1530

An die Kauffleut gen Augspurg geschrieben
Von dem newgebornen Abgott zu Babel.
Flugblatt.

VII. Alte Bitte um Nachsicht wegen der Druckfehler.

Die Buchstab-Fehler, so sich hin und wider weisen,
Die wird der Leser selbst zu beßern sich befleißen,
Nach dessen Gunst ich streb
Und ihm verpflichtet leb.

Altes Münzbuch 4°. 17. Jhd.

VIII.

Semiramis. Abele in den Seltzamen Gerichtshändeln, Casus XV, erzählt die Geschichte der Semiramis und des unglücklichen Ninus. „Ehe ich nun weiter schreite, wil ich mich derjenigen Maß, Ordnung und Manier in Fortsetz: und blutiger Beschliessung dieser eingeführten Fleischbanck bedienen, allermassen solche, in der Englischen Tragoedie gedruckt zu finden ist.“ S. 352. Ausgabe 1654.

Welches Trauerspiel ist gemeint?

IX.

Zum Volksliede. In des Thomasius lustigen und ernsthaften Monatsgesprächen, Anderer Theil Halle 1688, wird von einem Evangelus, einem vornehmen Tarentiner, erzählt, der als Mitbewerber bei den Pythischen Spielen in Delphi auftrat. Als die Reihe an ihn kam: „sunge er seinen Traut Hedewig oder Tannenbaum so gut als seine Bäurische Heischere und zum öftern überschnappende Stimme es ihm zuliesse.“ S. 231.

Eben hier ist verständnissvoll Hans Sachsens gedacht. S. 401 ff., wiederholt Opitz angezogen S. 252. 259. 266.

Zum Eulenspiegel S. 396. S. 356 wird aufgemuntert „die deutsche Sprache durch dienliche Uebersetzungen in Aufnehmen zu bringen, worzu die Buchführer nicht wenig contribuieren könnten, wenn sie in Verlegung solcher Bücher sich nach rechtschaffenen Leuten, die sich zum Uebersetzen schickten, umbthäten, und nicht den nächsten, den liebsten, der es am wohlfeilsten zu thun sich offerierete, darzu erkieseten, weil doch dieses fast eine unbetrügliche Regel ist, dass wer sich seine Arbeit so gar schlecht bezahlen läst, gemeinglich ein Hümpler sey, der nicht viel verstehe.“ S. 359 ist auch der lange Fritze genannt, dem Schiller seinen langen Peter aus Itzehoe nachbildete, wie ich in meiner Alemannia 8, 34 ff. auszuführen versucht habe.* — Die Satiriker heissen Schweinehunde, die sich einmal aus dem Sauneste ihrer Satire hervormachen sollen.

* Meine Annahme ist seither nur bekräftigt worden, indem Pasques Angabe nur auf der Bemerkung einer alten Dame in Frankfurt beruht.

X.

Zu Lessings Nathan. Unter den grossen Haufen Aufklärungsschriften der Josephinischen Zeit, worin Mönche verschiedener Orden Red und Antwort stehen, gehört auch das nur 56 Seiten umfassende Schriftchen „Erbauliche Gespräche im Reiche der Lebendigen, in allem Ernste gehalten zwischen dem Pfarrer Selmann, einem ehmaligen Jesuit, Pater Sincerus, einem Exkartauser“ u. s. w. ed. F. A. Bauer, Wien 1782. 8°. S. 33 wird der Kölner Reliquien von den hll. Dreikönigen gedacht. Mailand soll dieselben besitzen, „und wie ich von glaubhaften Personen gehört habe, soll man sie daselbst mit eben dem Enthusiasmus verehren und es soll sogar Lebensgefahr dabei sein, öffentlich nur den mindesten Zweifel über die Aechtheit dieser Häupter zu äusern. — — Welche wären also nun die wahren Häupter? — Vermuthlich giengs hier wie mit den 3 Ringen. Sieh Lessings Nathan.“

Zu Goldoni. Ebenda sind die einfachen alten Ordensverhältnisse gegenüber den neuen, die zu Kunstgriffen, sinnreichen Erfindungen — die Zuflucht nehmen, erwähnt, und in der Anmerkung ad Erfindungen heisst es: „Was eine sinnreiche Erfinduug ist, kann man in Goldonis Lustspiele: Der Lügner nachschlagen.“

Anton Birlinger.

5.

Die älteste Ausgabe des „Hosenteufel“ von Andreas Musculus.

Antiquarische Kataloge können uns öfters als bibliographische Hilfsmittel dienen, und gar mancher, der sich mit der älteren gedruckten Litteratur beschäftigt hat, wird diese Hilfe in Anspruch genommen haben, wenn ihn die gelehrten Bücher im Stiche liessen. Anderseits wird aber auch die Benutzung jener Hilfsmittel eine vorsichtige sein müssen, denn die Herren Antiquare machen nicht allein verzeihliche Fehler, sondern sie lassen sich auch bei ihren gelehrten Nachweisen ungenaue und irrthümliche Angaben zu Schulden kommen. In einem Bücher-Verzeichnisse des Buchhändlers Oscar Richter in Leipzig fand ich einmal eine falsche Angabe über des Andreas Musculus „Hosenteufel“, die ich auf sich beruhen liess. Jetzt tritt sie mir wiederum in dem neuesten Verzeichnisse (Nr. 28) Richters, welches schon die Jahreszahl 1879 trägt, entgegen. Da fühle ich mich doch bewogen den Fehler zurückzuweisen und zu berichtigen, damit er sich nicht verbreite und festsetze. Unter Nr. 515: „Theatrum diabolorum“ (Frankf., S. Feyrabendt, 1587. Fol.) findet sich folgende litterarische Notiz:

„Diese für die Cultur- und Sittengeschichte des 16. Jahrh. höchst wichtige Sammlung enthält 24 Abhandlungen oder Flugblätter, auf deren Titel jedesmal ein Teufel figurirt. Einer der merkwürdigsten ist der Hosenteufel von Andr. Musculus, welcher 1555 erschien, jedoch unauffindbar ist und nur als getreuer Abdruck in dieser Sammlung vorkommt."

Selten mag der Einzeldruck sein, denn er kömmt in bedeutenden Sammlungen gar nicht vor, z. B. nicht in Heyses, nicht in von der Hagens Bücherschatz, nicht in Kuczyńskis Thesaurus, nicht in Wendelins von Maltzahn d. Bücherschatz. Aber unauffindbar ist er keineswegs. Karl Goedeke verzeichnet in seinem Grundriss S. 380 vier Ausgaben: Frankf. a. d. O. 1556. 8^0; 1563. 8^0; o. O. 1629. 4^0; Hamb. 1682. 4^0. Dazu bemerkt er in den Nachträgen S. 1166 mit Verweisung auf Spiekers Monographie über Musculus: „Spieker führt als erste Ausgabe des Hosenteufels eine Frankfurter 1556. 4^0 an und setzt die 8^0 desselben Jahres vermuthungsweise nach Erfurt."

Das von Spieker S. 166 beschriebene Frankfurter Exemplar in Quart vom Jahre 1556 stimmt mit dem in meinem Besitze überein. Auch auf der Rostocker Universitäts-Bibliothek ist die gleiche Ausgabe zu finden.

Richter hat die Annahme, dass der Einzeldruck im J. 1555 erschienen sei, ohne Zweifel aus der an den Schluss gesetzten Dedication gefolgert, die allerdings vom Jahre 1555 datiert ist. Auf dem Titelbild steht auch 1555, aber die buchhändlerische Datierung ist vom J. 1556.

Rostock, November 1878.

Reinhold Bechstein.

6.

Zur Geschichte von Chr. Fr. Dan. Schubarts Kaplied.

Unter den Gedichten des unglücklichen Patrioten und Sängers Schubart nimmt nach fast einstimmigem Urtheil das Kaplied den ersten Rang ein. Wenn auch auf specielle Veranlassung hin verfasst, erhebt es sich doch zu allgemein menschlicher Bedeutung und lebte deshalb und wird noch lange im Munde des Volkes fortleben. Die kräftige Sprache, das glücklich gewählte Metrum, die tiefe und doch nicht weichliche Empfindung sicherten ihm solchen Erfolg.

Ueber die Zeit der Entstehung kann kein Zweifel sein. In einem Briefe Schubarts an Himburg, datiert aus Veste Asperg vom 22. Februar 1787 (Nr. 252 bei Strauss), finden sich gleich am Anfange die Worte: „Künftigen Montag geht das auf das Vorgebirge der guten Hoffnung bestimmte würtembergische Regiment ab, der Abzug wird einem Leichenkondukte gleichen, denn Eltern, Ehe-

männer, Liebhaber, Geschwister, Freunde, verlieren ihre Söhne, Weiber, Liebchen, Brüder, Freunde, wahrscheinlich auf immer. Ich habe ein paar Klagelieder auf diese Gelegenheit verfertigt, um Trost und Muth in manches zagende Herz auszugiessen. Der Zweck der Dichtkunst ist nicht mit Geniezügen zu prahlen, sondern ihre himmlische Kraft zum Besten der Menschheit zu gebrauchen."

Die Zeit ist demnach auf Anfang oder Mitte Februar 1787 zu setzen, um so mehr da Schubart in einem Briefe vom 2. Februar d. J. an den nämlichen Himburg noch nichts über diese Gedanken äussert. Wie auch schon D. F. Strauss (II, 5) richtig bemerkt, ist das Datum der Frankfurter Ausgabe „1785" entschieden falsch, denn damals dachte noch niemand an ein Cap-Regiment.

Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, dass unser Lied auffällige Anklänge verräth an ein Gedicht aus der ersten Periode Schillers, an das „Kriegslied" Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg, das sich bekanntlich schon findet in der „Anthologie für das Jahr 1782." Vor allem stimmt der Bau der Strophen in beiden überein; beiderseits besteht die Strophe aus drei vierfüssigen Jamben V. 1. 3. 4, und zwei dreifüssigen V. 2. 5, nur mit dem Unterschiede, dass bei Schiller die drei längeren Verse durch den Reim verbunden sind, indess Schubart die erste Zeile reimlos lässt. Die frische und lebhafte Darstellung, Ton und Stimmung, sowie das anstreben möglichst objectiver Haltung zeigt hier und dort augenfällige Aehnlichkeit, ja diese tritt sogar an Einzelheiten hervor; so Schub. 12, 5 und Schiller 5, 5, die Anfänge beiderseits durch Anrede, die vielen „Und" zu Beginn der Sätze. Lassen sich nun aber auch äussere Anhaltspuncte gewinnen?

Gegen Ende des Jahres 1780 genoss bekanntlich Schubart zuerst grössere Freiheit in seiner Haft. Kurz nach dem erscheinen von Schillers Räubern ward durch Rieger in der uns durch von Hoven erzählten theatralischen Weise auf dem Asperg die Bekanntschaft beider Dichter vermittelt. Als Rieger starb, ward er von beiden Dichtern verherrlicht. Schiller scheint Schubart gewissermassen ergänzt zu haben, wie Hoffmeister, Suppl. zu Schillers W. I, 231, als nicht unwahrscheinlich darthut, Schubart aber bewahrte fortwährend eine grosse Meinung von Schiller.

Schon in einem Briefe Schubarts an seine Gattin vom J. 1782, wahrscheinlich von Sommersanfang (Nr. 155 bei Strauss), finden sich die Worte: „Schiller ist ein groser Kerl — ich lieb ihn heiss — grüss ihn!" Am 5. April 1783 warnte er seinen Sohn Ludwig durch seine Gemahlin „keine Ausfälle mehr in seinen Gedichten gegen den Herzog zu thun." „Denn der Herzog hat an Schillers, an meinem und mehreren Beispielen gezeigt, wie wenig Achtung er für Genies hat." Ueber den Fiesko äussert er gegen seinen Sohn am 12. Aug. 1783: „Hast du Schillers neuestes Trauerspiel schon gelesen? —

herrlich, original ist's. Aber Sattheit ist auch sein Fehler" (wie des vorgenannten Zumsteeg). Im II. Bde., 65, wendet er sich dichterisch an Schiller.

Was mir in unserer Frage den Ausschlag zu geben scheint, ist das schon oben erwähnte Schreiben an Himburg vom 2. Febr. 1787 (Nr. 251 bei Strauss), drei Wochen vor Abgang des Cap-Regiments. Hier findet sich die Stelle:

„Wir haben jetzt sehr markichte Schreiber in Schwaben. Schiller, der Starke, ist von uns ausgegangen; aber es streben bei uns Eichen empor, in deren Wipfeln der Sturm orgelt." Und jenem Hochgefühl, dass auch manchen Mann, auch manchen Held das Schwabenland gebar, hatte er auch einen Monat früher Ausdruck gegeben, als er am 2. Januar 1787 an Himburg schrieb: „Wir Schwaben haben würklich einige aufkeimende Genies, die es an Kraft und deutscher Eigenheit mit jeder andern Provinz aufnehmen."

Also zweimal eine Aeusserung, die an den Anfang von Schillers Ballade anklingt, das eine Mal verbunden mit einer Anerkennung Schillers, und bald darauf jenes Kaplied, eine Frucht der Lectüre Schillers, die der 20 Jahre ältere Dichter pflückte! So gewännen wir ein Seitenstück zu Schubarts Fürstengruft; vgl. jedoch „Archiv" Bd. 8 S. 163 f.

Wilhelm Zipperer.

Das Urkundliche über G. E. Lessings Aufenthalt auf der Landesschule St. Afra 1741—1746.

Zur Erinnerung an seinen hundertjährigen Todestag zusammengestellt

von

Dr. Hermann Peter,
Rector zu St. Afra.

„Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermässigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte .. Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe."
Lessing, Vorr. z. d. kl. Schr. III. (1754.) Ausg. v. Lachmann-Maltzahn IV S. 4.

In der Spärlichkeit, mit welcher die Quellen über Lessings Leben fliessen, wird es Entschuldigung finden, wenn im folgenden der Versuch gemacht wird, alles dasjenige, was über seine Schulzeit eine sorgfältige Durchmusterung der Acten ergab, hier mitzutheilen und mit seinen eigenen, in seinen Werken oder in seinem Briefwechsel bereits gedruckten Aufzeichnungen zusammenzustellen.

Viel wesentliche Momente für die Erkenntniss, welchen Gang die Entwicklung des grossen Mannes genommen, wird das neue Material allerdings nicht liefern; immerhin aber wird es für den Litterarhistoriker von Interesse sein, hier das gesammte urkundliche Material über eine Lebensperiode, welche der Dichter selbst seine glücklichste genannt hat, in bequemer Uebersicht vor sich zu haben. Dass es mir bei dieser meiner Sammlung gelungen ist, auch das erste vollständig erhaltene Gedicht Lessings, das einzige, das mit Sicherheit auf seine Schülerzeit zurückzuführen ist, aus dem Archive der Familie von Carlowitz für die Veröffentlichung zu gewinnen, gereicht mir natürlich noch zur besonderen Freude.

Ich enthalte mich hier aller Ausführung; der Kenner weiss, dass der Hintergrund, auf welchem sich Lessings Schulleben

abspielt, vorzüglich geschildert ist von Th. Flathe, „Sanct Afra, Geschichte der königl. sächs. Fürstenschule zu Meissen seit ihrer Gründung im Jahre 1543 bis zu ihrem Neubau in den Jahren 1877—1879“ (Leipzig, B. Tauchnitz 1879), auch dass Danzel in seiner gründlichen Weise den Einfluss der Schule und ihrer Lehrer auf Lessing nachgewiesen hat; für einen grösseren Leserkreis habe ich selbst in einem gleichzeitig erscheinenden Aufsatze der Deutschen Rundschau („Lessing und St. Afra“) ein Bild Lessings des Schülers zu zeichnen versucht und dabei das ganze mir zugängliche Material bereits benutzt, sodass ich glaube die für ihre Zeit verdienstliche, aber ihrer Anlage nach etwas wunderliche Schrift von E. A. Diller („Erinnerungen an G. E. Lessing Zögling der Landesschule zu Meissen“, 1841), die im Buchhandel vergriffen ist, ersetzt zu haben.

1*.[1]) 1737 d. 30. Apr. Schreiben des Vaters an den Kurfürsten Friedrich August mit dem Gesuche um Verleihung einer Stelle im Alumnat. Schulact. Rep. II n. 40.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster,
Allergnädigster König, Churfürst und Herr.

Da Ew. Königl. Mayt: und Churfürstl. Durchlauchtigkeit seit Dero angetretenen Regierung aus einer angestammten Liebe und Gnade gegen Dero getreue Unterthanen sämmtlicher Erbländer, die drey Churfürstlichen Land Schulen in Dero Landes Väterlichen Schutz und einem ieden zum Studiren geschickten Subjecto die hohe Königl. Huld in eine Derselben auf vorhergeschehenes allerunterthänigstes Ansuchen auf und angenommen zu werden beständig allergnädigst angedeyhen lassen; So erscheine vor Ewr. Königl. Mayt. und Churfürstl. Durchlauchtigkeit aus einer allerunterthänigsten Hertzens-Deuotion mit allerdemüthigster Bitte als ein ehemals auf Dero Uniuersitaet Wittenberg gewesener Stipendiate, diese hohe Landes-Väterliche Gnade auch auf meinem ietztlebenden ältesten Sohn Gotthold Ephraim Leßing hierinne allergnädigst kommen zu laßen, daß derselbe nach vorhergegangener Prüfung in Deroselben florirenden Churfürstlichen Land Schule Meißen als ein Alumnus mit einer freyen Kost-Stelle allergnädigst möge versorget werden. GOTT der Allerhöchste wird davor Ew. Königl. Mayt. und Churfürstl. Durchlauchtigkeit geheiligte Person in seine mächtige hohe Schuz Hand nehmen und es Dero gantzen Königlichen Hause auf die spä-

1) Die mit einem Sterne bezeichneten Stücke sind bis jetzt noch nicht gedruckt.

testen Zeiten nach dem Wunsche der Hohen in der Welt allezeit ergehen laßen, der ich vor diese und andere Hohe Königl. Gnade in allerdemüthigster Dankbarkeit und unveränderter Treue lebenslang beharre

Ew. Königlichen Mayt.
und Churfürstl. Durchl.

zu unablässigen Gebet
allerunterthänigst gehorsamster Knecht
M. Joh. Gottfr. Leßing
Past. Prim.

Camenz
den 30. April
1737.

Dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friderich Augusto, Könige in Pohlen etc.

Ueber die Einrichtung, Expectanzen auf Alumnatstellen zu ertheilen, s. Flathe a. a. O. S. 95.

2*. 1737 d. 6. Mai. Antwort des Oberconsistoriums auf n. 1. Schulact. Rep. II n. 40.

Von Gottes Gnaden Friedrich August, König in Pohlen, Hertzog zu Sachßen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen etc. Churfürst etc.

Lieben getreue; Beygefügt befindet ihr, wie bey Uns der Pastor Primarius zu Camenz, M. Johann Gottfried Leßing, um eine Gnaden- und inmittelst KostStelle in der Landschule zu Meißen vor seinen Sohn, Gotthold Ephraim, unterthänigst angesuchet.

Nachdem Wir nun dem Suchen statt zu geben gemeynet; Also ist Unser Begehren hiermit, ihr wollet ermeldten Knaben, daferne er, Alters und Geschicklichkeit halber, tüchtig, und die älteren Expectanten untergebracht, eine Kost- wie auch künfftig, jedoch ebenfalls der Ordnung nach, eine GnadenStelle einräumen, und ihn mit Kost und Lehre, dem Herkommen gemäß, versorgen. Daran geschieht Unser Meynung. Dat. Dreßden, am 6. Maji, 1737.

Christian von Loß.

Unseren lieben getreuen, Rectorn und Verwaltern Unserer Land Schulen zu Meißen, M. Theophilo Grabnern und Johann George Schimmeln.

3*. 1740 d. 11. Juni. Aus der von Rector Grabner eigenhändig geführten Registrande (Schulact. Rep. III n. 2*):

d. 11. Jun. [1740] hat der Primarius zu Camenz, Hr. M. Joh. Gottfried Leßing de dat. 7. Jun. die offerirte KostStelle für s. Sohn, Gotthold Ephraim, dergestalt depreciret, daß er ihm das

Recht zur Stelle nach JahresFrist ausdrücklich vorbehalten, und um Versicherung darüber angesuchet, welche ihm auch schrifftlich ertheilet worden. Der Knabe hat das Zwölffte Jahr noch nicht erfüllet, und depreciret also vorizt die Stelle excusatione aetatis.

4*. 1741 d. 21. Juni. Aus dem von den Rectoren eigenhändig geführten Album der recipierten Schüler:

d. 21. Junii, Gotthold Ephraim Leßing, Camentianus, auff eine KostStelle, welche Johann Abraham Heine beseßen.

Die damals bei der Reception gestellten Anforderungen und das Verfahren bei derselben s. in J. A. Müllers Versuch einer vollständigen Geschichte der Chursächs. Fürsten- und Landschule zu Meissen (Leipzig 1787 u. 1789) Th. I S. 81 f.

5ª. 1741. Michaeliscensur Lessings, der damals in der vierten Emendation sass und nach derselben den 9. Platz in der 10. Decurie erhielt, ausgestellt von M. S. H. Kauderbach.[2])

Ne quod laudis ex uenusta facie habet, licentia aliqua et procacitate contaminet, monitus monitisque parere uisus est.

5ᵇ*. Aus dem Censurbefehl des Oberconsistoriums im Namen des Kurfürsten an den Rector und Schulverwalter vom 10. Nov. 1741 (Rep. II n. 43):

— — Alß begehren Wir hiermit nochmahlen, ihr wollet dieselben deßen nachdrücklich erinnern, und sie, damit Wir im wiedrigen zu dergleichen oder anderer Verfügung nicht möchten bewogen werden, zu mehrern Fleiß und Gehorsam, unter solchen aber vornehmlich — — — —, desgleichen Gotthold Ephraim Leßingen, daß er der angenommenen Leichtsinnigkeit sich enthalten — — solle, ernstlich anermahnen.

6ª. 1742. Ostercensur, ausgestellt von Kauderbach; durch sie kam Lessing in die 3. Emendation, in die 9. Decurie, auf den 8. Platz (also den 28. der Emendation).

Ingenio non obscuro, sed regendus et gubernandus, ut recte et industrie, quae legibus debet, exsolvat.

6ᵇ*. Aus dem Censurbefehl vom 4. Mai 1742 (Rep. II n. 43):

---

2) Die Censuren sind im Original bis jetzt nur einmal veröffentlicht, in Kreyssigs Afraner-Album S. 281; ich habe sie noch einmal nach den Acten (Rep. XII n. 1) collationiert, einige Ungenauigkeiten verbessert und den Classenplatz Lessings hinzugefügt.



— — So wollen Wir jedoch nicht zweifeln, ihr werdet durch euren Fleiß und nöthige Ermahnungen diesem Mangel abzuhelffen, und dergestalt, inmaßen Unser gnädigstes Begehren hiermit, sowohl diejenigen, welchen ihr ein gutes Lob beygeleget, in solchen ihren Fleiße und Wohlverhalten noch weiter zu erhalten, alß auch — — — endlich George Ernst Türckeln, Johann Friedrich Hieronymus Typken, Gotthold Ephraim Leßingen nebst August Siegmunden von Kosericz zu einem wohlgesitteten Wandel, williger Annehmung guter Zucht, und zu allen schuldigen Gehorsam ernstlich anzuermahnen unvergeßen sein.

7. 1742. Michaeliscensur, ausgestellt wie auch die beiden folgenden, n. 12 und 14, von dem M. Chr. Fr. Weisse; nach ihr rückt Lessing in der 3. Emend. auf den 6. Platz der 8. Decurie.

Pollet mentis facultate et tranquille agit; ab incuriae uero nota ubique non est liber.

Den darauf erfolgten Censurbefehl habe ich nicht gefunden.

8*. 1742 d. 19. Nov. Der Oberstlieutenant C. L. von Carlowitz praesentiert Lessing für die Carlowitzsche Geschlechtstelle dem Kurfürsten (Rep. II n. 43).

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König und
Churfürst etc.
Allergnädigster Herr,

Ew. Königl. Mayt: und Churfürstl. Durchl: geruhen Sich in allerunterthänigkeit vortragen zu laßen, welcher gestalt ich als Senior der Carlowitzsischen Familie die derselben zuständige Freystelle in der Land-Schule Meißen zu vergeben habe, welche bißhehro mit Dero Majors des Allenbeckischen InfanterieRegiments von Carlowitz Sohne, Hanß Carln August besetzt gewesen, welcher aber wegen seiner zugestoßenen Unpäßlichkeit das studiren abandonniren mußte und deshalben nach dem Adjecto sub ⊙ von dem Vater zu militaire Diensten emploiret worden, dahero diese vacant gewordene Stelle auf des Pastoris Primarij zu Camentz, Dr: Johann George Lößings Ansuchen, deßen Sohne, Gotthold Ephraim, so bißhehro in gedachter Land-Schulen Meißen 2. Jahr eine Kost-Stelle beseßen, zu conferiren und selbige solcher gestalt mit einem andern tüchtigen Subjecto wiederum zu besetzen, mich obligiret gesehn; Wann dann, allergnädigster König, Churfürst und Herr, demselben wegen seiner Fähigkeit, so gedachter Gotthold Ephraim Lößing zum studiren albereit von sich blicken läßet, hierinnen nicht entstehen mögen: Als habe Ew. Königl. Mayt: und Churfürstl: Durchl: solchen hiermit allerunterthänigst zu praesentiren, mit dem allergehorßamsten

Ersuchen, Höchstdieselben wollen dem Rectori und Schul-Verwalter zu Meißen diese vacant gewordene Carlowitzsische Frey-Stelle mit besagten Dr: Lößings albereit auf der Schule befindlichen Sohne auf 4 Jahre wiederum zu besetzen und ihm die daher rührende beneficia auff solche Zeit an Lehre und Kost genießen zu laßen allergemeßenst anzubefehlen, geruhen. Davor ich in allerunterthänigsten Respect verharre

Ew. Königl. Mayt: und
Churfürstl: Durchl.

Dreßden
den 19. Nov:
1742.

allerunterthänigst-
gehorsamster
Carl Leonhardt von Carlowitz
m. pr.

Dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herren, Herrn Friedrich Augusto, Könige in Pohlen etc. etc.

Der Wolthäter Lessings wird von Danzel, Leben Lessings[2] I S. 19, und Redlich in der Hempelschen Ausg. XX 1 S. 4 Johann Georg genannt, wie das abgedruckte Actenstück zeigt, fälschlich; Carl Leonhardt ist geboren zu Rabenstein im J. 1676, war von früh auf Soldat, bringt zwölf Jahre wegen eines Duells ausser Landes zu, kämpft in Ungarn gegen die Türken, in Livland gegen die Schweden, wird aber nach einem bewegten Leben 1735 als Oberstlieutenant in kurfürstlichen Diensten wieder angestellt und war Geschlechtsvorstand in den Jahren 1739—1760; 1764 stirbt er und wird in dem seinem Gute Liebenau benachbarten Camenz begraben: „Aus dem Archive der Familie von Carlowitz“ S. 158 f. Nach einer gütigen Mittheilung des Herrn von Carlowitz auf Proschwitz hat ihm G. E. Lessings Vater die Leichenrede gehalten und deren Aufzeichnung dem Familienarchive übergeben, wo sie noch vorhanden ist.

9*. 1742 d. 21. Nov. Bestätigung der Praesentation (n. 8) durch das Oberconsistorium (Rep. II n. 43).

Von GOTTES Gnaden Friedrich August, König in Pohlen, Herzog zu Sachßen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen etc. Churfürst etc.

Lieben getreue; Vermittelst des Beyschlußes praesentiret Uns Carl Leonhard von Carlowiz, Obrist-Lieutenant, den iezo bereits auf einer Kost-Stelle sizenden Alumnum Gotthold Ephraim Leßingen zu derjenigen Carlowizischen Geschlechts-Stelle in der Land-Schule zu Meißen, welche Hannß Carl August von Carlowiz bis daher beseßen, und welche, nachdem dieses Vater, der Major von Carlowiz, ihn nach dem adjecto sub ⊙ wiederum aus besagter Land-Schule herausgenommen und unters Regiment in Kriegs-Dienste

gegeben, sich ohnlängst verlediget, mit Bitte, besagten Leßingens Reception halber, inmaßen daraus mit mehrern zu ersehen. Nachdem wir nun, daferne es sich dem Anziehen allenthalben gemäß verhält, nicht nur geschehen laßen können, daß besagten dem von Carlowiz, gegen Abentrichtung derer gewöhnlichen DiscessGebühren, mit der gebethenen Dimission gefüget, sondern auch, daß der iezige praesentatus Leßing, auf sothane Carlowizische Geschlechts Stelle, wenn sie ledig, die noch übrigen gewöhnlichen Jahre über recipiret werden möge;

Alß ist Unser gnädigstes Begehren hiermit, ihr wollet euch darnach achten und diesem leztern auf angeregten Fall sothane Stelle einräumen und ihn fernerweit mit Kost und Lehre dem Herkommen gemäß versorgen, deßen solchergestalt sich erledigende Kost-Stelle aber dem nächsten Expectanten anweisen. Daran geschieht Unsere Meinung. Datum Dreßden, am 21. Nov. 1742.

C. G. von Holtzendorff.

Unseren lieben getreuen Rectoren und Verwaltern unser LandSchule zu Meißen, M. Theophilo Grabnern und Abraham Waltern.

10\. 1742 December. Glückwunschrede bey dem Eintritt des 1743sten Jahres, von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern. Ausg. v. Lachmann-Maltzahn XI 1 S. 1—10 (aus s. Nachlasse herausgegeben v. Karl Lessing in G. E. Lessings Leben II S. 113—118; vgl. I S. 33 ff.); gerichtet an seinen Vater, der „mit der Mutter bey allen Gelegenheiten äusserte, dass die Welt schlimmer würde“.

11*. 1743 d. 9. Febr. Aus dem Censur- (d. h. Synoden-) Protokoll des Rectors u. d. T. (Rep. III n. 2^b Vol. I):

Leßing wird mit seinem SchreibeBuch vorgeladen und noch ziemlich befunden.

12\. 1743. Ostercensur (nach derselben 5. Platz in der 3. Emendation, 7. Decurie).

Huius ingenii neruis accurata diligentia, diligentiae optata progressio respondet.

In dem darauf erlassenen Censurbefehl wird Lessing nicht genannt.

13*. 1743 d. 22. Sept. „Tumult“ der Tertianer und Secundaner auf der Landesschule wegen der ungenügenden Verpflegung des Schulverwalters, von dem sich Lessing nach Ausweis der Acten nicht fern hält; eine Bestrafung erfolgt jedoch

nicht trotz der sorgfältigsten Untersuchung, weil niemand sich überführen liess. Rep. VIII n. 16[b].

14. 1743. Michaeliscensur, durch welche Lessing in die 2. Emendation (19. Platz, 6. Decurie) kömmt.

In literis promtum hoc et industrium ingenium aperte proficit; in morum cultura tectius agit, qvam ut omnis simulationis expers judicari possit.

Die letzte Bemerkung wol wegen der Betheiligung an dem Tumult, s. n. 13. — In dem darauf erlassenen Censurbefehl wird Lessing nicht genannt.

15. 1743 d. 30. December. Neujahrsbrief „A Mademoiselle Mademoiselle Lessing ma tres cher Soeur à Camenz". — — „Ich wünsche Dir, dass Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nüzen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geld-Beutel mit einigen 100 Stück Ducaten vermehrte". Im Besitz des Banquier E. Mendelssohn-Bartholdy zu Berlin, der erste der erhaltenen Briefe, in allen Sammlungen, z. B. bei Lachmann-Maltzahn XII S. 6 f., Hempel XX 1 S. 3 f.

16. 1744. Ostercensur, durch welche Lessing den 11. Platz in der 2. Emendation (5. Decurie) erhält, ausgestellt, wie auch die zwei folgenden — n. 18 und 20 — von dem Conrector M. Joh. Gottfr. Höre.

Acri ingenio et egregiis memoriae uiribus ualet, atque ad morum dignitatem animum applicat.

Den dazu gehörigen Censurbefehl habe ich nicht gefunden.

17. 1744 d. 20. Juni. Aus dem Censurprotokoll des Rectors u. d. T. (Rep. III n. 2[b] Vol. I):

Inspector hebdomadarius, Herr ConRector weiß nichts zu erinnern, als was Heerwagen und Goldschmidt mit einander vorgehabt, ingleichen Heerwagen und Leßing. Heerwagen gestehet ein, er habe Leßings Peruque in den Abtritt geschmißen, und verspricht die Zahlung dafür auf instehende Woche zu leisten. — — d. 27. Juni: — Heerwagen wird zu Bezahlung der Peruque — mit Carcere bestraft.

Erwähnt auch von Flathe a. a. O. S. 275.

18. 1744. Michaeliscensur, nach welcher Lessing in der 2. Emendation Primus wird (4. Decurie).

Praestantiam ingenii crebris exercitiis, etiam geometricis, emendatisque moribus reddit laudabiliorem.

Den Censurbefehl habe ich nicht gefunden.

19*. 1745 d. 27. März. Aus dem Censurprotokoll des Rectors u. d. T. (Rep. III n. 2^b Vol. I):

Inspector hebdomadarius Herr ConRector weiß nichts erhebliches zu erinnern, als daß Leßing seit dem 23. Decembr. keine oration, oder sonst etwas, eingegeben, welcher vorgiebet, er habe nur deßwegen nichts eingegeben, weil der Herr ConRector alles andere vorher publice corrigiret gehabt, und er also die Zeit menagiren wollen. Er wird aber deßwegen nachdrücklich reprimandiret, und zur Beßerung ermahnet, da er sonst fleißig genung gewesen.

20^a. 1745. Ostercensur, durch welche Lessing in die erste Emendation (Classenplatz 18, Decurie 2) versetzt wird.

Ingenio prompto artes mathematicas, et, quae traduntur, alia addiscit, sed monetur, ne stili exercitationem negligat.

20^b. Aus dem Censurbefehl vom 28. Juli 1745 (Rep. II n. 44):

— — Wie Uns nun überhaupt zu mehrern gnädigsten Gefallen gereichen würde, wenn diejenigen, von denen ihr bemercket, daß sie sich in Mathesi und in Calligraphia, ingleichen in Arte Musica hervorzuthun scheinen, zugleich auch in denen übrigen hauptsächlich zu treibenden Studiis, und besonders in Exercitatione Styli mehrere Profectus zu zeigen sich angelegen sein ließen, als deßen ihr dieselben, und unter solchen besonders Gotthold Ephraim Leßingen, Johann Friedrich Gottlieb Meyen, Johann Michael Höpnern, und Johann Carl Schlegeln zu errinnern habet — —

Erwähnt von Diller a. a. O. S. 37.

21*. 1745 d. 9. September. Aus dem Rectoratsalbum u. d. T.:

Friedrich Traugott Wehse Prieticensis ualediciret Latina prorsa de causis longaeuitatis primaeuorum hominum. Ihm respondirete uernacula uorsa Gotthold Ephraim Leßing Camentianus de uitae breuis felicitate.

22. 1745. Michaeliscensur, ausgestellt wie auch die letzte von Rector Grabner; nach ihr erhält Lessing den 12. Platz (2. Decurie).

Nullum est doctrinae genus, quod non aveat vegetus hujus animus, et capiat, revocandus interdum, ne in justo plura distrahatur.

23. 1746 d. 16. Jan. Aus der Registrande des Rectors (Rep. III n. 2^a):

War der Weynachts-Fest-Actus, der verschoben werden muste, theils wegen der in der LandSchule fortwährenden grosen Unruhe wegen der blessirten, theils weil ein peroraturus einen bösen Halß bekam, daß er kein laut Wort reden kunte. Die Peroranten waren Gottlob [!] Ephraim Leßing, Camentianus, der Latina prorsa de Christo, Deo abscondito, Gregorius Eysold, Dresdensis, welcher Graeca prorsa de ...., Zacharias Benedictus Dicel, Lipsiensis, welcher Germanica prorsa de .... perorirte.

Erwähnt bereits von Flathe a. a. O. S. 270.

24. 1746 d. 1. Febr. Brief „A Monsieur Monsieur Lessing premier Pasteur de l'Eglise mon tres honoré Pere de et à Camenz". Lessing verspricht ein anderes, besseres Sendschreiben an den Oberstlieutenant von Carlowitz zu verfertigen (s. n. 26), schildert den schrecklichen Zustand Meissens und der Schule, den die Verlegung des preussischen Lazareths dorthin herbeigeführt (s. Flathe a. a. O. S. 280 ff.), und bittet seine Entlassung von der Schule bei der Behörde zu beantragen. — Der zweite der erhaltenen Briefe Lessings (in dem gleichen Besitz mit n. 15) und oft gedruckt, bei Lachmann-Maltzahn XII S. 7 f., Hempel XX 1 S. 4 ff.

25. 1746 d. 14. März. Der Schluss eines Programms des Rectors Grabner, der „Ad glossarium germanicum viri celeb. Ioannis Georgii Wachteri quaedam ab se animadversa commentatus" die Inspectoren und Freunde der „bonae literae" einlädt zu hören „adolescentes multae spei de variis argumentis varie dicturos" S. 4.

Nunc autem mihi, quod constitueram facere sub mensis Decembris anni nuper praeterlapsi primordia, uelut iure postliminii, est peragendum. Tumultus tum bellici repente orti disturbabant, quod ceperam, consilium producendorum, qui et nouo Imperatori Augustissimo, *Francisco I.*, susceptum imperium, et *Augustissimo regi nostro* depositam feliciter imperii tutelam, gratularentur, adolescentum. Diffugiebant illi, iam paene ad dicendum parati, et tutos a terrore hostili recessus quaeritabant. Pace, quam DEI beneficium agnoscimus ingens, facta, plerique redierunt, iis autem, quos substitui in locum absentium oportuit, aliud dicendi argumentum, idque his temporibus magis idoneum, proponendum fuit. Ad diem igitur VIII. Id. Mart., qui *nonus* huius mensis erit, prodibunt ad dicendum in illustri Afraneo

CHRISTIANVS DAVID GAVTZSCH,
Stauchensis,

Heroico carmine Latino *res ciuiles* A. C. MDCXXXV *gestas* enarraturus,

CAROLVS DANIEL FREIBERG,
Dresdensis,

Latina prorsa *actas* eodem anno *res sacras* expositurus,

DANIEL ERDMANN MEVSLER,
Christianstadiensis,

uersibus germanicis *colloquii Thorunensis* memoriam repetiturus,

CHRISTOPHORVS SIGISMVNDVS ERNST,
Misnensis,

Principum Saxonicorum et Brandenburgicorum amicitiam ab aliquot saeculis coniunctissimam Latino sermone prorso celebraturus, et simul ultimum uale illustri ludo acclamaturus, cui Germanico sermone prorso discessum gratulabitur

ZACHARIAS BENEDICTVS DICEL,
Lipsiensis.

Pridie autem Idus Martias, qui est in fastis *decimus quartus* huius mensis dies, hora, locoque, constituto dicendi faciet initium sermone Gallico

IOHANNES FRIDERICVS POHLE,
Dresdensis,

factae pacis commoda, ut magnum DEI *beneficium*, praedicaturus, eumque excipiet

IOANNES GVILIELMVS HERMANN,
ex agro Poenigensi Hartmannsdorffensis,

rerum ciuilium A. C. MDXXXXV *gestarum caussas et euentus explicaturus,* quem sequetur

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING,
Camentianus,

prorsa uernacula, *quid actum in Germania de re sacra sit* A. C. MDXXXXV, explanaturus. Addet huic dicendi exercitationi coronidem

GREGORIVS EYSOLD,
Dresdensis,

anniuersaria pietate in Vicedomianum beneficium, oratiuncula de *nobilibus et bello et ingenio, claris,* habita, defuncturus. His ut post horam nonam matutinam dicturis beneuolas praebere aures ne dedignentur, qui haec legunt, perreuerenter ac perhumaniter oro. Perscripsi Misenae in illustri Afraneo VIIII Id. Mart. MDCCXXXXVI.

Bereits abgedruckt von Flathe a. a. O. S. 269 ff., jedoch mit einigen Druckfehlern, die oben verbessert sind.

26*. 1746 d. 15. März. Gedicht Lessings an den Collator seiner Stelle, Carl Leonhardt von Carlowitz, aus dem Carlowitzschen Familienarchive, jetzt in Proschwitz bei Meissen.

Bis hieher gab ich's zu, daß meine Danckbarkeit
aus Hoheit ihrer Pflicht Dich
Edler Mann
gescheut.
Doch länger laß ich nicht den kahlen Vorwand gelten;
Der Undanck möchte sie sonst ihres gleichen schelten.
Sieh! hier ist Brief und Herz! Diß machet jenen groß;
Doch mich noch nicht dadurch von meinen Schulden loß.

Der Winter wird sich bald das fünffte mahl beschließen
und der geschmückte Lenz sein Kind, die Blume, küßen,
seitdem betrübt und froh, in meisnischen Districkt,
des Wein-Gotts liebste Stadt mein junges Aug' erblickt.
Hier hat ein stiller Ort der seit zweyhundert Jahren
was Gott und Muse sey in sichrer Lust erfahren
mich, deßen Jugend schwach, beschüzt, versorgt ernährt;
dem rohen Geiste Licht, dem Willen Zucht gewährt,
als ich, dem treuen Rath der Lehrer übergeben,
von Freund und Vaterstadt begann entfernt zu leben.
Doch wenn mein reger Geist den Seegen überdenckt
den Afra auf mein Haupt mit Ueberfluß gesenckt,
so kann ich anders nicht, ich muß auf Dich verfallen.
Und da, da kann ich kaum vor zarter Regung lallen.
Dem Danck sez ich den Wunsch, dem Wunsch das Loben zu,
und meines Lobes Stoff ist Gott, August und Du.
Ja! Gott, August und Du! ihr Quellen meines Glückes!
Durch euch hab ich den Sturm des wiedrigen Geschickes,
der auf den jähen Sturz des Vaterlands gezielt,
in Afrens sichren Schooß gesehen, nicht gefühlt!
Denn als der blaue Feind sich durch die Lausiz drengte,
und Schwerd, und Schlag, und Tod auf Sachsens Kinder senckte
wie kläglich war das Land! durch seine tolle Wuth
ward der, bald der, verjagt von Freunden Haab und Gut.
Und wen er nicht verjagt dem konnt er Angst und Schrecken
durch Drohn, und durch die That des Todes Furcht erwecken.
Wer ist der glückliche, der da der Noth entging,
die jedes Sachsen Herz mit schwehren Feßeln fing?
Nur uns, die wir getrost auf Afrens heilgen Hügel
beschützte selbst der Feind und seines Adler Flügel.
Die Stad, die unter uns im schmalen Thale liegt,
ward theils durch Hungers Noth theils durch den Feind bekriegt;

der, was man ihm nicht gab, mit frecher Macht entrißen,
und was er nicht gebraucht, verderbt, verbrannt, zerschmißen.
Wir sahen dieser Noth in ungestöhrter Ruh,
mitleidig zwar, doch nicht mit Furcht vor gleichem, zu.
Der greßliche Tumult blutgieriger Soldaten
ließ uns den Frieden nur nicht seine Ruh entrathen.
Zwey Cronen stunden da der frommen Schule für,
die eine gab uns Schuz, der andern dienten wir.
Gedrenckter Waffen Stoß und ihr geschäfftig klirren;
der Feld Trommete streng verengtes, schmitternd, schwirren;
der Trommel rauher Lerm, der Paucke stumpffer Schall
der Ruck auf Ruck geschieht bey jedem Kloppel Fall;
erregte zwar die Lufft, betäubte zwar die Ohren,
und konnt der Furchtsamkeit durch Marck und Adern bohren.
Nur hier verhinderte dergleichen Krieges Klang
nicht den gewöhnlichen zufriednen Schul Gesang.
Und als die streitge Macht den nahen Kampff Plaz wehlte,
als Preußen Adler stritt, als Sachsens Schwerd entseelte,
als sich der Donner Knall mit bebern hören ließ,
der manches Mutter Kind ins Reich der Toden wieß,
wie kläglich winselte das ungewiße Meisen;
wie mußte dieser Tag des Glückes letzter heißen;
wie naß war Aug' und Kinn; und wie war jedes Herz
voll Kummer, voller Angst, voll Sorgen, voller Schmerz:
„O Herr der Sieger! Gott! wem willst du siegen laßen
„es siege wer da will; so must du Meisen haßen!
„Denn crönt der Lorber-Zweig der Preußen stolzes Haupt,
„so ist dem Land und ihr Wohl, Schmuck und Ruhm geraubt.
„Ein aufgeblasner Held wird über uns gebieten,
„und statt des Regiments wird ein Tyranne wüten.
„Fällt aber Friedrichs Heer und wird die Sieges Cron
„der sächschen Redlichkeit, und ihrer Streiter Lohn,
„so wird (es siehts der Geist der aus sich selbst gerißen)
„die Stadt des Feindes Wuth in abziehn dulden müßen.

So klagte jederman. Nur Afrens Kinder Schaar
war ohne kalte Furcht so nah' die Noth auch war:
„Es falle wer da fällt, es liege wer da lieget,
„es steige wer da steigt, es siege wer da sieget.
„Bey uns ist doch der Sieg! Wenn eine Stüze fällt
„so ist die andre da, die unsre Mutter hält!
So dachte sie mit Recht. Doch freylich war die Liebe,
die für das Vaterland mit uns gebohrnen Triebe,
dadurch noch nicht erstickt. Sie lag vor Gottes Thron,
sie seuffzte, bath und schrie mit kläglich bangem Ton,

das Land, das Vaterland, mit Sieg und Heil zu schmücken
und ihres Feindes Macht beschimpfft zu unterdrücken.
Gott weiß es, daß ich da auch offt an Dich gedacht,
der Du mir diese Ruh im Kriege zugebracht.
Ich bin vor meinen Gott und Deinen Gott getreten
und habe Danckes voll für Dein Gelück gebethen.
Und ja ich würde nie des Ortes würdig seyn
gäng diese Neigung je in meiner Seele ein!

Was war es? daß darnach, als Sachsens Heer geschlagen
ein eckelhaffter Feind die Schule muste plagen?
Wir durfften dennoch nicht, wies vielen sonst geschehn,
uns von der stillen Höh' verscheucht, verjaget sehn.
Wir konnten stets wie vor Gott und die Musen ehren,
und den beredten Mund der Seelen Väter hören.
Ja als Irenens Huld die Palmen wieder wieß,
und sich die Einigkeit von Sachsen küßen ließ,
so fiel auch diese Noth. Und Afrens neues Glücke
wuchs bis zum alten Glanz bey jedem Augenblicke.

Jetzt, theurer Carlowiz, jetzt leget jedes Geist
der Afrens werth, ihr Kind, und ihr Verehrer heißt,
den unermeßnen Danck zu deßen Thron und Füßen
dem Fürsten, Zwietracht Krieg und Tod gehorchen müßen;
der, wenn das tolle Schwerd um Schul und Kirche tobt
doch beyde so beschüzt, daß man ihn davor lobt.
Das Dancken faßt das Lob und ein inbrünstig Bitten
(so ist das Klee Blat voll!) in die beliebte Mitten!
Wir bethen. Und um was? Um unsres Landes Wohl,
und deßen Heil und Ruhm der es beschüzen soll.
Nachdem, wies jeglicher vor seine Pflicht erkennet,
für den, den sein Gelück, Grund, Quell und Stüze nennet.
So bath ich auch für Dich. Diß muß das ganze seyn,
was ich, geschäzter Mann, Dir kan zum Opffer weyhn.
Der, welcher Seyn und Glück in seinen Händen trägt,
und auf der Frommen Haupt, der Frommen Seegen legt,
der alle Dinge kennt, der Deinen Adel sieht
der in der Seele mehr als auf den Wappen blüht,
wird Dich mit Glück und Preiß und solchen Gütern ziren,
die nur den edelsten von Deiner Art gebühren.

Genug und allzuviel hast Du mich schon beglückt
doch blieb mir Deine Huld auch künfftig unverrückt,
und würde bald nach mir (o darff ich es wohl wagen
Dir den verwegnen Wunsch so dreuste vorzutragen!)

mein Bruder auch durch Dich in Afrens Schooß gelegt,
(die Dein Geschlecht verehrt, und es im Herzen trägt)
So soll (was sag ich wohl? wie soll ich mich erklären?)
der Danck dem Tode selbst der Wohlthat Tilgung wehren!

Meisen
den 15 Merz G. E. Leßing.
1746

Dass Lessing ein Gedicht auf den Oberstlieutenant von Carlowitz gemacht, wussten wir aus dem Briefe an seinen Vater, ob. n. 24: „Das Lob, welches Sie mir, wegen des verfertigten poetischen Sendschreibens an den Hrn. Obrist Lievtenant von Carlowiz, unverdient ertheilet, soll mich, ob ich gleich wenig Lust habe diese Materie noch einmahl vor die Hand zu nehmen, anreizen nach Dero Verlangen ein kürzeres, und, wo es mir möglich, ein beßeres zu machen. Zwar, Ihnen es frey zu gestehen, wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurff machen, daß ich sie auf eine unnüze Weise versplittert. Der beste Trost dabey ist, daß es auf Dero Befehl geschehen." Daher wandte ich mich an den Herrn Generallieutenant von Carlowitz mit der Bitte, nach dem Gedichte in dem alten und reichhaltigen Familienarchive nachsehn zu lassen, und hatte nach wenig Tagen die Freude, dass es Herr von Carlowitz auf Proschwitz, auf dessen Gute jetzt das Archiv untergebracht ist, fand und mir in einer sorgfältigen Abschrift, die von mir aber noch einmal mit dem Original collationiert worden ist, zur Veröffentlichung übergab. Die hier und soeben auch in einem Hefte der Deutschen Rundschau erfolgenden Drucke sind die ersten des bis jetzt völlig unbekannten Gedichtes. Der Vergleich des Datums der Unterschrift mit dem jenes Briefes (1. Febr.) lehrt übrigens, dass wir hier die zweite, „kürzere" Fassung vor uns haben. Karl Lessing sagt in der Biographie seines Bruders I S. 36, dass derselbe in jenem Sendschreiben die „Kesselsdorfer Schlacht in Deutschen Versen besang. Es ist freylich die Arbeit eines Schülers, und die Funken des Genies liegen noch ganz sparsam in dieser gereimten Prosa". Das Urtheil passt auf unser Gedicht, die Inhaltsangabe ist aber entweder ungenau, oder Karl Lessing, in dessen Händen sich auch noch anderes Manuscript aus seines Bruders Schülerzeit befand, meint, was mir wahrscheinlicher ist, die erste, nachher auf des Vaters Wunsch verworfene Bearbeitung des poetischen Sendschreibens.

27. 1746. Ostercensur, nach der Lessing den 6. Platz in der Prima erhielt.

Ad omne genus doctrinae et intentum et idoneum, inge-

nium magna exercet adsiduitate, exercitum laetis ornat incrementis, animo neutiquam pravo, tametsi fervidiore.

Die letzten Worte der Censur sind vielleicht auf den von K. Lessing erzählten Vorfall mit dem Conrector Höre (Biogr. I S. 41 f., 44 f., danach z. B. bei Danzel[2] I S. 24) zu beziehen. — Der nach Ostern d. J. erlassene Censurbefehl ist nicht zu finden gewesen.

28*. 1746 d. 28. April. Gesuch des Vaters an den Kurfürsten um Entlassung seines Sohnes von der Landesschule (Rep. II n. 44).

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster
König und Churfürst
Allergnädigster Herr

Ew. Königl. Maj. haben vor nunmehro 5 Jahren allergnädigst geruhet, meinen Sohn Gotthold Ephraim Leßing in Dero Land Schule Meisen aufzunehmen, allwo er seit besagter Zeit nach dem Zeugniß seiner öffentlichen Lehrer denen Studiis mit vielen Fleiße obgelegen, über ein Jahr in prima geseßen, auch durch Gottes Seegen und sein fähiges Ingenium tüchtige Profectus zu denen Academischen Studiis erlanget. Wenn ich denn nun nicht nur nach meiner Einsicht, sondern auch nach dem obbesagten Zeugniß gewiß versichert bin, daß er mit guten Nutzen die Studia Academica werde antreten können, auch zu seinen beßern Fortkommen auf Universitaeten sich einige vortheilhaffte Umstände vorietzo hervorthun, welche mir bey dem Verfluß dieses Jahres entgehen möchten, wenn ich mich nicht gleich derselben anietzo bedienen wolte; So ergeht an Ew. Königl. Maj. meine [sic!] allerunterthänigstes Bitten, Selbte geruhen mir und meinem besagten ältesten Sohn die hohe Gnade wiederfahren zu laßen, daß ihm an dem gewöhnlichen Sexennio ein Jahr erlaßen werde, auch deswegen behörigen Orths ein allergnädigster Befehl nächstens ergehe. Solche hohe Königl. Entschlüßung werde, mit allerdemüthigsten Danke und Devotion verehren und lebenslang verharren

Ew. Königl. Maj. u. Churfürstl. Durchl.

Camentz
den 28. April
1746.

allerunterthänigster Knecht
u. Fürbitter bey Gott
M. Joh. Gottfr. Leßing
P. Primar.

Dem Allerdurchlauchtigsten etc.

Nach K. Lessing I S. 40 ist für den Vater bestimmend zu diesem Gesuche gewesen das Lob Grabners: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen."

29*. 1746 d. 2. Mai. Abschläglicher Bescheid des Oberconsistoriums auf das Gesuch n. 28 (Rep. II n. 44).

Von Gottes Gnaden Friedrich August, König in
Pohlen, Hertzog zu Sachßen, Jülich, Cleve, Berg,
Engern und Westphalen etc. Churfürst etc.

Lieben getreue; Es hat Uns zwar der Pastor primarius zu Camenz, M. Johann Gottfried Leßing, daß sein Sohn, Gotthold Ephraim Leßing, um derer von ihm angegebenen Ursachen willen, ein ganzes Jahr vor Endigung seines Sexennii aus der Land-Schule zu Meißen dimittiret werden möchte, in der Beyfuge unterthänigst angelanget.

Nachdem Wir aber dem Suchen zu deferiren annoch Bedenken finden;

Als ist Unser Begehren hiermit, ihr wollet Supplicanten deßen bescheiden. Daran geschieht Unser Meinung. Datum Dreßden am 2. May 1746.

Johann Michael Wißlau.

Unsern lieben getreuen, Rectorn und Verwaltern unserer Land Schulen zu Meißen, M. Theophilo Grabnern und Abraham Waltern.

30*. 1746 d. 25. Mai. Erneutes Gesuch des Vaters (Rep. II n. 44).

Allerdurchlauchtigster und Großmächtigster
Allergnädigster König, Churfürst und Herr,

Ew. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. haben laut Dero de dato 2 Maii c. a. an den Rectorem und Verwalter der LandSchule zu Meisen gegebenen allergn. Befehls

annoch Bedencken gefunden, um der von mir angegebenen Ursachen willen, meinen Sohn Gotthold Ephraim Leßing, ein gantzes Jahr vor Endigung seines sexennii aus besagter Land Schule zu dimittiren.

Nun wäre es allerdings nicht väterlich von mir gehandelt, wenn ich gedachten meinen Sohn, ohne andere dringende Ursachen, bloß wegen der Meinung von ihm, daß er, ratione studiorum, zur Academie geschickt sey, eines so herrlichen beneficii, welches er bißhero aus Ew. Königl. Mai. und Churfürstl. Durchl. höchsten Milde zu vielen Seegen genoßen, berauben wollte;

Allein, Allergnädigster Herr, da ich wegen meiner noch lebenden kleinern 5 Söhnen nicht im Stande bin, diesen ältesten Sohn auf Vniuersitäten de propriis zu halten, iezt zu Johannis aber demselben ein beneficium versprochen worden, welches mir die Kosten mercklich erleichtert, gäntzlich aber aus den Händen gehet, wenn mein Sohn um besagte Zeit nicht actu studens in Academia ist, über dieses ich auch von dem Collatore der Carlowitzischen Geschlechts-

Stelle Versicherung habe, daß mein anderer Sohn, der mir sonst, wenn er noch länger expectiren sollte, zu alt wird, seines Bruders Stelle in der LandSchule erlangen solle; So geruhen Ew. Königl. Mai. und Churfürstl. Durchl. höchst erleuchtet und allergnädigst zu ermeßen, daß ich billige und gegründete Ursache habe, um die dimission besagten meines Sohnes noch mahls allerunterthänigst anzusuchen, der ich übrigens mit allen demüthigen Gehorsamm verharre

Ew. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl.

allertreuester Fürbitter bey Gott und allerunterthänigster Knecht
M. Joh. Gottfr. Leßing, P. prim.

Camentz den 25. Maii 1746.

Dem Allerdurchlauchtigsten etc. etc.

31. 1746 d. 8. Juni. Erlass des Oberconsistoriums an den Rector und Schulverwalter über die Dimission Lessings.

Von Gottes Gnaden, Friedrich August, König in Pohlen, Hertzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen etc. Churfürst etc.

Lieben getreue; Uns ist zwar unentfallen, was Wir auf des Pastoris primarii zu Camenz, Mag. Johann Gottfried Leßings, wegen der Dimission seines Sohnes, Gotthold Ephraim Leßings, aus der LandSchule zu Meißen, beschehenes unterthänigstes Ansuchen, unterm 2. Maij a. c. an euch rescribiret haben.

Nachdem wir aber von demselben in der Beyfuge hierum anderweit demüthigst angegangen worden, solchem seinen Suchen auch, bewannten Umständen nach, und dafern ihr dießfalls nichts erhebliches einzuwenden findet, in Gnaden endlichen statt zu geben gemeinet;

Als ist unser Begehren hiermit, ihr wollet euch darnach gehorsamst achten, und besagten seinen Sohn zu der gebetenen Zeit mit einem gewöhnlichen Testimonio dimittiren. Daran geschieht Unser Meinung. Datum Dreßden am 8. Junii 1746.

Gottlob Heinrich Heydenreich.

Unsern lieben getreuen, Rectorn etc.

Gedruckt schon bei Diller S. 93 und danach bei Danzel[2] I S. 29.

32*. 1746 d. 30. Juni. Aus dem Album des Rectors:

Gotthold Ephraim Leßing, Camentianus, ualedicirete Latina prorsa de Mathematica barbarorum. Ihm respondirete Christian Ernst Birckholtz, Germanica uorsa, de scientia certorum animalculorum Mathematica.

Die Vorarbeiten zu der Valedictionsrede hat Karl noch unter den Papieren des Bruders gesehn; er sagt a. a. O. I S. 39: „Zwey Manuscripte, die sich noch unter seinen Papieren gefunden, sind Beweise davon (von seinem Eifer für Mathematik). Das erste ist eine deutsche Uebersetzung des 2ten, 3ten und 4ten Buchs des Euklides, und das andere betrifft die Geschichte der Mathematik. Man sieht aus dem letzteren zugleich, dass er auch die gelehrten Zeitungen auf der Schule gelesen, und sich manche Anekdote daraus gezogen". Die Hoffnung Dillers, die Rede auf der Schule aufzufinden (a. a. O. S. 87, s. Danzel[2] I S. 29), war eine trügliche, da die Valedictionen zu Lessings Zeit hier nicht niedergeschrieben der Bibliothek übergeben wurden, wie wir dies von Klopstocks Valediction wissen; vgl. Müller, Gesch. d. Landsch. Th. I S. 54: „Während des siebenjährigen Krieges, wurden diese öffentlichen Valedictionen, aus erheblichen Ursachen, untersagt, und die Reden schriftlich auf hiesiger Bibliothek beygelegt. Nach wiederhergestelltem Frieden ist die Sache wieder auf den alten Fuss gesetzt worden". Die Reden aus dieser Zeit sind auch noch alle auf der Bibliothek vorhanden, wie auch vereinzelte aus späterer. — Danzel bemerkt zwar (I[2] S. 29): „Ueberhaupt verdankt dieser (Diller) seine Notizen weniger den im Lauf der Jahrhunderte, besonders auch wohl noch im siebenjährigen Kriege, arg mitgenommenen Schularchiven, als einer vom Cultusministerium mitgetheilten Sammlung von Ausfertigungen des ehemaligen Oberconsistoriums an die Schulinspection aus den Jahren 1740—1750". Indess hat er Dillers Angaben darüber (S. VII) missverstanden. Unter den Acten des Cultusministeriums, wo Herr Geh. Schulrath Dr. Ilberg hat nachsuchen lassen, ist vielmehr gar nichts erhalten, was für uns von Interesse wäre, ebenso wenig nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Archivraths Dr. Posse „unbekanntes Material" in dem königl. Hauptstaatsarchive zu Dresden.

Anhänge.

I. Spätere Aussprüche Lessings über seine Afranische Schulzeit ausser dem an die Spitze gestellten: 1) In einem Briefe an seine Mutter aus Berlin vom 20. Januar 1749 (Lachmann-Maltzahn XII S. 9, Hempel XX 1 S. 6f.): „Ich komme jung von Schulen, in der gewißen Überzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt in kleinen sehen kan. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meisen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir selbst beschäfftigt, dachte ich eben so selten an

die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott". 2) In einem Briefe an seinen Vater aus Berlin vom 2. November 1750 (Lachmann-Maltzahn XII S. 23, Hempel XX 1 S. 22): „Ich habe ein besondres Vergnügen, daß Sie mit Theophilo in Meisen so wohl zufrieden sind. Wenn ich Theophilus wäre, so hätten Sie es mit mir auch seyn sollen. Da er so fleißig studiert, so möchte ich gar zu gerne wißen, was er, und wie er studiert. Ich habe es in Meisen schon geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kan, und jezo sehe ich es noch viel deutlicher ein". 3) In einem Briefe an seinen Vater vom 8. Febr. 1751 (Lachmann-Maltzahn XII S. 25, Hempel XX 1 S. 25): „Das Lob, welches Theophilus in Meisen hat, hat mich ausnehmend erfreut. Ich wünsche, daß er den Beyfall, den er in der Schule hat, auch in der Welt haben möge. Dem guten Hrn. Conrektor hat es gefallen, seinen Groll gegen mich auch noch in diesem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kan aber nichtsdestoweniger versichert seyn, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, ob es mich gleich gar nicht reuet, daß ich ihm nicht in allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebnen vernünftge Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürstenschüler aus ihnen machen kan, das ist, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht ob sie nicht Pedanten sind. Wenn Gottlob nach Meisen kommen wird, so will ich eben nicht wünschen, daß er in Theoph. Fußtapfen treten möge, denn vielleicht sind ihre Gemüthsarten zu verschieden, als daß dieses möglich seyn könnte; ich will bloß wünschen, daß er seinem innerlichen Berufe (vorausgesetzt, daß er darauf geht, etwas rechtschafnes zu lernen) vernünftig folgen möge, und daß er so leben möge, wie er sich, wann er aus der Erfahrung lernen wird, was nöthige und unnöthige Studia sind, gelebt zu haben wünschen möchte".

II. Von Gedichten, die er auf der Schule gemacht, erwähnt Lessing ausser dem oben mitgetheilten in einem Briefe an seinen Vater vom 28. Apr. 1749 (Lachmann-Maltzahn XII S. 16, Hempel XX 1 S. 15) freie Nachahmungen des Anakreon und in einem der „Briefe", den er vom Jahre 1752 datiert, ein „weitläuftiges Gedicht über die Mehrheit der

Welten", welches ein Freund vor länger als sechs Jahren bei ihm gesehn hat; s. Ausg. v. Lachmann-Maltzahn III S. 303—306. Auch der Gedanke des Lustspiels „Der junge Gelehrte" ist in Meissen entstanden; s. Danzel[2] I S. 44f. und meinen ob. cit. Aufsatz in der Deutschen Rundschau.

III. Urtheil eines adligen Schulinspectors, „der in sein Schülerverzeichniss, das bis auf die neuere Zeit in der afranischen Schulbibliothek vorhanden war — unser College Prof. M. Kreyssig hat die Worte noch selbst gelesen — über den Schüler Lessing folgende Bemerkung niederschrieb: 'ein guter Knabe, aber etwas moquant'". Diller a. a. O. S. 52.

IV. Die Darstellung, welche Karl Lessing in „G. E. Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse" Th. I S. 30—45 von des Bruders Schülerzeit gegeben hat, bietet manche zur Ergänzung des oben von mir gesammelten Materials immer noch interessante Notiz, ist aber nur mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Zunächst ist nämlich die Stimmung, die er darin gegen die Schule ausspricht, eine gereizte, und das Bild, welches er von ihr zeichnet, für seines ältesten Bruders Zeit nicht zutreffend; nun besuchte allerdings Karl dieselbe nach dem Tode des trefflichen Rectors seines Bruders, Theoph. Grabner, 1756—1761, als Höre an der Spitze des Collegiums stand, und es kann also der Geist auf der Schule sich seitdem etwas verändert haben; noch mehr aber wird zu jener Missstimmung persönliche Verdriesslichkeit beigetragen haben, da Karl, ich weiss nicht aus welchem Grunde, „ohne Zeugniss" entlassen worden ist. (Die Angabe Dillers S. VII, dass Karl „ohne eigne Kenntniss der Einrichtung und Lehrverfassung einer Landesschule" geschrieben habe, wird danach hinfällig.) Ausserdem hat sich aber der Verfasser auch offenbare Fehler im einzelnen zu Schulden kommen lassen, wie dies schon von Diller und Danzel nachgewiesen ist; s. Danzel[2] I S. 19 Anm. 5. S. 24 Anm. 1.

V. Lessings Reception erzählt Diller S. 62 ff. genau mit allem Detail:

„Nach freundlichem, aber wohlbemessenem Morgengruss gebot ihm der Rector sich an den alten Tisch von Nussbaumholz zu setzen und, wie er sie ihm dictire, folgende Worte zu

nachmaliger Uebertragung in das Lateinische niederzuschreiben. In gravitätischer Haltung sass Grabner vor dem in seinen Manieren noch etwas ungelenken Novitius und begann mit einem feierlichen Tone, wie ihn Lessing noch von keinem seiner früheren Lehrer gehört hatte:

'Alle Ausländer wurden von den Griechen Barbaren genennet, die Lateiner aber nenneten diejenigen also, welche weder Griechen noch Römer waren. Sie verstanden aber nicht bloss ungebildete, mit Künsten und Wissenschaften unbekannte Menschen, sondern auch rohe und grausame, weil sie meyneten, dass, wer die Wissenschaften ordentlich erlernet, kein roher Mensch seyn könne. Durch Christum ist solch ein Unterschied der Völker aufgehoben, denn es heisset in der heiligen Schrift: in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ist ihm angenehm. Das ist ein grosser Trost für uns, die wir ehemals nicht Gottes Volk waren, nunmehro aber seine Kinder worden sind durch Christum, der uns erlöset hat durch sein Blut. O dass wir doch in dieser Bekanntschaft und Verwandtschaft immer bestünden!'

Zu dieser exercitatio stili, fuhr Grabner fort, ist bis 10 Uhr Zeit. Lessing, der wohl wusste, wie viel darauf ankam, arbeitete mit Emsigkeit. Da er früher fertig wurde, schrieb er aus eignem Antriebe folgende Worte hinzu:

'Hanc sententiam semper volumus in animo tenere, nam barbarorum est discrimen facere inter populos, qui omnes a Deo creati et ratione praediti sumus. Maxime decet Christianos proximum suum diligere, et proximus est auctore Christo, qui auxilio nostro eget. Egemus autem omnes auxilio aliorum hominum, ergo omnes sumus proximi. Itaque nolumus damnare Iudaeos, quamquam Christum damnaverunt, nam Deus ipse dixit: ne iudicate, ne damnate! Nolumus damnare Mahomedanos, etiam inter Mahomedanos probi homines sunt. Denique nemo est barbarus, qui non inhumanus et crudelis est'.

Um 10 Uhr gab er seine Arbeit an Rector Grabner ab" u. s. w.

Hierüber bemerkt R. Gosche in seiner Biographie Lessings in der Groteschen Ausgabe (Th. 8, S. 677 f.): „Schon seine Aufnahmeprüfung am 21. Juni ist im höchsten Grade charak-

teristisch. Er hatte ein deutsches Dictat über den Begriff der Barbaren und dessen Aufhebung durch das Christenthum in das Lateinische zu übersetzen; da er hierzu nicht die ganze ihm gegebene Zeit brauchte, so fügte er noch einige Gedanken vom Eigenen hinzu; besonders dass weder Juden noch Mahomedaner zu verdammen seien, weil es unter ihnen auch rechtschaffene Menschen gebe — kindliche Andeutungen der späteren Nathangedanken!"

In der That höchst merkwürdig und charakteristisch, wenn sich nur nicht Diller mit jenem Extemporale einen Spass gemacht hätte, den nun R. Gosche für Ernst genommen hat! Diller sagt selbst in der Vorrede zu seinen „Erinnerungen" S. IX, dass „der Artikel über Lessings Receptionsprüfung der Ausführung nach ein selbstentworfenes Gemälde sei und nur die Grundlinien aus der Wirklichkeit seien".

VI. Die Lehrer Lessings sind in dem ob. cit. Aufsatze der Deutschen Rundschau charakterisiert.

VII. Von den Schulfreunden Lessings ist ein gewisser Zschaschler, später Professor bei der Königl. Ritterakademie in Warschau, den Lessing selbst als solchen nennt („mit dem ich auf der Fürstenschule studirt", in den Kollektaneen, Lachmann-Maltzahn XI 1 S. 553, Hempel XIX S. 531, Afraner von 1738—1744, s. Kreyssigs Afraner-Album S. 275), von Danzel[2] I S. 45 namhaft gemacht, ferner Joh. Heinrich Schlegel, einer von den sechs Söhnen des Stiftssyndicus und Appellationsrathes Joh. Friedr. Schlegel in Meissen, von denen zwei, Joh. Elias und Joh. Adolph (der Vater von August Wilhelm und Friedrich) Portenser, die übrigen, ausser Joh. Heinrich, Joh. Leberecht, Joh. Karl und Joh. August, Afraner gewesen sind. Johann Heinrich besuchte unsere Schule von 1739 bis 26. April 1745, ist also ein Jahr früher als G. E. Lessing von der Schule abgegangen, nicht gleichzeitig mit ihm, wie Karl Lessing (I S. 49) angibt. Er wurde später dänischer Historiograph und stirbt in Kopenhagen am 18. October 1780. „Schulfreund ihres seligen Mannes" nennt Lessing die hinterlassene Wittwe ausdrücklich in einem jetzt zum ersten Male in der Hempelschen Ausgabe (XX 2 S. 1024) herausgegebenen Briefe. Auch an

Chr. E. Birckholtz, der ihm bei seiner Valediction respondierte — was die Aufgabe des besten Schulfreundes war — ist bereits von Danzel erinnert worden. Noch nicht erwähnt aber finde ich H. A. Ossenfelder, Afraner vom 18. Juli 1741 bis zum 21. Januar 1746 (Kreyssig, Afraner-Alb. S. 281 f.), wo er ohne Valediction, also nicht mit Ehren, die Schule verliess. In der ersten Leipziger Zeit hat Lessing viel mit ihm verkehrt, und als er im J. 1748 von seinem Vater nach Camenz zurückgerufen war, erhält er von ihm eine lange Ode, in der er ihm alle Vorzüge des Leipziger Schauspiels vorführt um ihn bald nach der Universität zurückzurufen (abgedruckt zuletzt in der Hempelschen Lessing-Ausgabe XX 2 S. 3—7). Diese Freundschaft hindert freilich den unparteiischen Kritiker nicht zwei „nichtswürdige“ Stücke, welche Ossenfelder im J. 1751 herausgegeben, auch als solche zu charakterisieren (Lachmann-Maltzahn III S. 143, Hempel XII S. 430 f.). Mit mehr Anerkennung beurtheilt er seine im J. 1753 erschienenen „Oden und Lieder“ (zuerst in der Hempelschen Ausg. XII S. 530 f.) und die Uebersetzung eines Lustspieles von Marivaux (Danzel[2] I S. 501). Genaueres über das spätere Verhältniss der beiden zu einander haben die Herausgeber der 2. Aufl. von Danzels Biographie z. I S. 58 beigebracht. Eine günstige Vorstellung von Ossenfelders Leben auf der Universität gewinnen wir freilich aus einem von Danzel I S. 58 mitgetheilten Gedichte von Mylius nicht.

Litteraturvergleichende Bemerkungen zu den Homerischen Gedichten.

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Seit es eine vergleichende Sprachforschung gibt, ist die classische Philologie längst aus ihrer Isolierung heraus getreten um für den sprachwissenschaftlichen Theil ihrer Aufgabe den reichen Gewinn, welcher aus der neuen Methode und den neuen Forschungsresultaten auf ihren Antheil entfiel, unter Dach zu bringen. Dagegen hat sie, was die in ihr Bereich gehörige litterarhistorische Forschung betrifft, ihre isolierte Stellung noch keineswegs aufgegeben und in keiner Weise den Anfang dazu gemacht, auch hier den Gewinn sich zu eigen zu machen, der sich ausserhalb ihrer altgewohnten Grenzen ihr darbietet. Und dieser Gewinn ist von ihr bis jetzt noch nicht eingezogen oder die Möglichkeit ihn zu erlangen von ihr noch nicht erkannt worden, obgleich in ihr Arbeitsfeld eine litterarhistorische Aufgabe gehört, wie sie grossartiger und lohnender, gleichzeitig aber auch schwieriger und deshalb mehr des Lichtes einer weitblickenden und vielseitigen Forschung bedürftig wol kaum vorhanden ist: ich meine das Problem der Homerischen Frage, die Aufgabe, den Homerischen Gedichten die richtige historische Stellung am Eingange der griechischen Litteratur und in der Universallitteratur anzuweisen.

Was mich zu diesen Bemerkungen und dazu, in solchem Zusammenhange von den Homerischen Gedichten zu sprechen, veranlasst, ist eine soeben erschienene Abhandlung von Wilh. v. Christ über die Wiederholungen gleicher und ähnlicher Verse in der Ilias.* Ich theile aus ihr hier einige

* Sitzungsberichte der philosoph.-philolog. und histor. Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, 1880. Heft III. München, 1880. 8° S. 221—272.



Stellen mit um sie für den Zweck gegenwärtigen Aufsatzes zu charakterisieren.

„Die neueren Forscher, sagt der Verfasser in Beziehung auf diese Wiederholungen (S. 221 f.), beschäftigte mehr die literarische und ästhetische Frage nach Original und Kopie, da jeder durch öftere Wiederholung zur formelhaften Phrase gewordene Vers an einer Stelle ursprünglich und dort ganz passend und angemessen gewesen sein muss, Partien hingegen, in denen formelhaft wiederholte Verse gehäuft sind, den kopierenden und nachahmenden Dichter verraten . . . An der Originalstelle ist man berechtigt jedes Wörtchen auf die Goldwage zu legen, an den nachgeahmten Stellen darf man selbst in Ilias und Odyssee vor der Annahme einer formelhaften, halb gedankenlosen Phrase nicht zurückschrecken . . . Ich selbst habe in dieser Abhandlung die Wiederholungen lediglich auf die Frage hin untersucht, wo das Original und wo die Nachbildung zu erkennen sei". (S. 224). „Die Aesthetiker wissen sich zu helfen, indem sie diese Wiederholungen für eine charakteristische Eigenschaft der epischen Poesie erklären und aus dem Wesen derselben abzuleiten suchen. In anschaulicher Weise, sagen sie, lässt der epische Dichter die Handlung Schritt für Schritt an unseres Geistes Auge vorüberziehen und lässt, wenn ein zweiter Held vom feindlichen Speere getroffen daniedersinkt, zum zweiten Mal auch die Rüstung am Leibe des fallenden Helden erklirren, ohne nach des Dramatikers oder Redners Art die beiden zeitlich auseinanderliegenden Handlungen in einem Satze zusammenzufassen. Gewiss ist daran etwas Richtiges, gewiss reicht der Hinweis auf die epische Objektivität und auf die thatsächliche Wiederkehr gleicher Handlungen vollkommen aus, um die Wiederholung einzelner Verse, wie

δούπησεν δὲ πεσών, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ

oder

ἔν τ' ἄρα Ϝοι φῦ χειρὶ Ϝέπος τ' ἔφατ' ἔκ τ' ὀνόμαζεν

zu erklären. Aber wenn nicht ein einzelner Vers oder eine kleine Satzwendung wiederholt wird, sondern eine ganze Gruppe von Versen, oder wenn da, wo eine andere Fassung und namentlich ein anderer Vergleich möglich war, dieselben Worte

in eintöniger Weise wiederkehren, wird man sich nicht bei dem Hinweis auf die epische Treue der Erzählung beruhigen dürfen".

Ich leugne nicht, dass diese Sätze, als ich sie zum ersten Male las, in mir den Geist des Widerspruchs in solcher Weise erweckten, dass ich mir glaubte erlauben zu dürfen ihnen sofort einige ganz kurze, ob auch den Gegenstand bei weitem nicht erschöpfende, Bemerkungen gegenüberzustellen. Wenn ich diesem Drange ohne Widerstand nachgebe, so hoffe ich auf nachsichtige Beurtheilung auch seiten desjenigen, dessen Ansichten ich glaube entgegentreten zu müssen, einerseits wegen der Wichtigkeit, welche dem von ihm behandelten Thema unstreitig innewohnt, anderseits eines rein persönlichen Entschuldigungsgrundes wegen, weil mir meine amtliche Thätigkeit und solche litterarische Beschäftigungen, welche mit dieser näher zusammenhangen, als dies bei Studien über Homer der Fall sein würde, nicht gestattet haben und auch ferner nicht gestatten werden letztere Studien fortdauernd zu betreiben.

Die in der Christschen Abhandlung enthaltenen Grundsätze und Anschauungen, gegen welche ich meinen Widerspruch zu richten beabsichtige, kann ich folgendermassen kurz zusammenfassen: 1) die Wiederholungen in der Ilias werden auf eine nachahmende Thätigkeit zurückgeführt, die von der Nachahmung benutzten Originale jedes Mal innerhalb des uns erhaltenen Epos selbst vermuthet, daneben wird von einem sich selbst „wiederholenden" Sänger (S. 227 Anm.) gesprochen; 2) die Wiederholungen werden in Uebereinstimmung mit den Aesthetikern — unter Ausschliessung einer historischen Betrachtungsweise — als eine Eigenthümlichkeit des epischen Stils schlechthin behandelt; 3) „eintönige" Wiederkehr derselben Worte wird als Anzeichen einer Textverderbniss angesehen.

Um dem gegenüber meine abweichenden Ansichten zu entwickeln muss ich von einigen eigenthümlichen Erscheinungen in den Producten der sogenannten Volkspoesie sprechen. Dabei brauche ich jedoch nicht auf den Versuch einzugehen, diesen schwierigen Begriff durch Definitionen genauer fest zu stellen oder eine Meinung darüber zu begründen,

unter welchen Bedingungen die Hervorbringungen dieser sogenannten Volkspoesie entstehen. Ich darf mich vielmehr darauf beschränken, ähnlich wie die Naturbeschreibung mit den Naturobjecten verfährt, nur gewisse Eigenschaften und Kennzeichen, welche an ihnen beobachtet werden können, darzulegen.

Während in den Werken der Kunstpoesie die grösste Mannigfaltigkeit in Beziehung auf Verskunst, Stoffe, Dichtungsgattungen, Stil zur Erscheinung kömmt, zeichnen sich umgekehrt solche Lieder, die in ähnlichem Sinne wie die Sprichwörter als Bestandtheil der Volkssprache einer grösseren oder kleineren nationalen Gemeinschaft angesehen werden können, die unter dem Namen Volkslieder bekannten epischen und lyrischen Nationalgedichte, bei allen unvergleichlichen Vorzügen, welche ihnen eigen sind, doch in Form und Inhalt durch Eintönigkeit aus. Ich kann mich zur Bestätigung dieser Wahrnehmung auf das Zeugniss Goethes berufen, welcher sagt*: „Alle wahre Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deshalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken". Die behauptete Eintönigkeit lässt sich überdies auch im einzelnen durch bestimmte Erscheinungen beweisen. Dazu gehört, dass in der Volkspoesie das Ende eines jeden einzelnen Verses mit dem Ende eines Satzes oder Satzabschnittes zusammenzufallen pflegt, womit die Entstehung der in den serbischen Volksliedern ungemein häufig vorkommenden Figur zusammenhängt, welche darin besteht, dass sich in Versparen je zwei Halbverse gleichlautend wiederholen, wie dies in folgendem Beispiele ersichtlich ist:

„König Wukaschin, du quälst umsonst dich!
Quälst umsonst dich, all dein Gut verschwendst du".**

---

* Ueber Kunst und Alterthum. Bd. 4. Heft 1. 1823 = Werke, Hempelsche Ausg., Th. 29. S. 562.

** Talvj, Volkslieder der Serben. Neue Aufl. Th. 1. Lpz. 1853. 12° S. 78. Ich erwähne diese Erscheinung besonders mit Rücksicht auf die unten zu erwähnenden Stellen Ψ 371 u. s. w. der Ilias. In dem von

Dazu gehört ferner ein in den Volksliedern beliebter Parallelismus der Theile, wie ihn zwei hier anzuführende Beispiele aus einem dänischen und einem deutschen Liede aufweisen:

„Du nimm mein Hemd, das ist voll Blut,
Und trags heim zu meiner Mutter gut.
Bitt, dass sie's bleich' und wasche aus:
Sie sieht mich gar nimmer darin als Braut.
Bitt, dass sie's wasch' und bleiche sehr,
Und selber morgen komm' hierher".*

„Schondilg gedachte in ihrem Muth,
Zehn Tonnen Gold, die wären gut.
Schondilg gedacht' in ihrem Sinn,
Zehn Tonnen Gold macht' eine Kaiserin.
Was trug Schondilg über den blanken Leib?
Ein Hemdchen, wie der Schnee so weiss.
Was trug Schondilg über ihr Hemdchen weiss?
Einen Rock, der war von dem Gold so steif.
Was trug Schondilg über ihr gehl kraus Haar?
Eine Krone, die war von Gold so klar."**

Dass die Volkspoesie für Gedanken und Situationen, die sich innerhalb eines und desselben Zusammenhangs wiederholen, schlichte Wiederholungen vorausgehender Worte nicht scheut, solche Wiederholungen vielmehr für alle geeigneten Fälle die Regel bilden, zeigt, dass ihr das streben nach Abwechselung und Mannigfaltigkeit fremd ist, dass ihre Dichter das Wort im Verhältniss zu dem Gedankeninhalt als etwas ganz untergeordnetes behandeln und auf Selbständigkeit künstlerischer Erfindung oder Geltendmachung ihrer Individualität nicht ausgehen, sondern denjenigen, für die sie dichten, unbedenklich an die Hand geben den Gang der Darstellung im voraus zu bestimmen, ihre dichterische Thätigkeit zu übersehen und daher auch sie zu ersetzen.

---

der Talvj übersetzten serbischen Liede sind in dem hier erwähnten Falle die beiden ersten Hälften der zwei Verse gleichlautend, nicht, wie die Uebersetzung vermuthen lässt, der Schluss des ersten und der Anfang des zweiten Verses.

* Wilh. C. Grimm, altdän. Heldenlieder, Balladen und Märchen. Heidelberg, 1811. 8° S. 87.

** Simrock, deutsche Volkslieder (Volksbücher Bd. 8) Nr. 7.

Die in den letzten Sätzen angedeutete Eigenschaft des Volksdichters äussert sich aber nebst der aus ihr entspringenden Monotonie seiner Dichtungen ganz besonders darin, dass er von einem ihm zu Gebote stehenden Vorrathe an stereotypen dichterischen Motiven und ausgeprägten, zum Theil sogar in feste Versform gekleideten Formeln und Phrasen, als von einem nationalen Gesammteigenthume, dessen vollberechtigter Mitbesitzer er ist, und ohne die Scheu, damit seiner Originalität etwas zu vergeben, in ausgibigstem Masse für sich Gebrauch macht. Es wird nicht überflüssig sein, hiefür eine kleine Anzahl von Beispielen zusammenzustellen.

In den neugriechischen Volksliedern fällt die häufige Anwendung einer Einleitung durch verkündende oder theilnehmende Vögel auf.* Unter den serbischen beginnt eine ganze Anzahl mit den Worten:

„Tranken Wein zwei wackre Serbenhelden“

oder ähnlich; eine andere Anzahl:

„In der Frühe ritten die Woiwoden“

u. s. w. Man findet dies von der Verfasserin des „Versuchs einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen von Talvj“ (Leipzig, 1840. 8° S. 133) erwähnt, welche daran einige hieher passende Bemerkungen knüpft: „In den ostslavischen Liedern sind alle preiswürdigen Gegenstände weiss, alle Gewässer kühl . . . Auch in den altenglischen Balladen finden wir immer die nämlichen Ausdrücke wiederkehren: my (his) own true love wird ohne Unterschied auf treue und untreue Liebende angewendet, gerade wie in einem serbischen Liede die Hände des schwarzen Mohren weiss sind, denn dieses ist ein stereotypes Beiwort der Hand, jenes des Mohren . . .“. Die Lieder der Serben bedienen sich ferner ausserordentlich häufig einer Wendung der folgenden Art:

„Schlang von Wein sich eine weisse Rebe
Um die Feste, um die weisse Buda.
Keine weisse Rebe wars von Weine,
Nein, es war ein treues Liebespärchen“.**

* Goethe, über Kunst und Alterthum. Bd. 6. Heft 2. 1828 = Werke, Hempelsche Ausg. Th. 29. S. 564.

** Talvj, Volkslieder der Serben. Neue Aufl. Th. 2. Lpz. 1853. 12°

In schwedischen Liedern finden diejenigen, von denen gesungen wird, dass sie ausgiengen jemand aufzusuchen, regelmässig den gesuchten selbst vor dem Thore seines Hauses stehend, nach dem Muster folgender Verse:

„So reitet er vor der Meerfrau Thor,
Und draussen die Meerfrau steht selber davor".*

In unsern deutschen Volksliedern wiederholt sich in bemerkenswerther Weise eine Anwendung von Fragesätzen in der Erzählung, wie sie schon im Hildebrands-Liede** vorkömmt:

„Was fürt er an seinem helme?
Von gold ein krenzelein;
Was fürt er an der seiten?
Den liebsten vater sein . . .
Was het er in seinem munde?
Von gold ein fingerlein,
Das liess er inn becher sinken".

Die Schilderungsart, welche einen tödlich verwundeten oder vergifteten oder auch einen Mörder in allerhand Ausflüchten einem Geständnisse des Unheiles, das ihm zugestossen, oder des Verbrechens, das er begangen, ausweichen lässt, erscheint als ein häufiger verwendetes Motiv in der Volkspoesie mehrerer Nationen. Ich führe an:

„‹Und hör du, Ritter Hillebrand, wie ist dir denn geschehn,
Derweil ich in Strömen dein Blut muss rinnen sehn?›
«Mein Traber, er stolpert' auf eiliger Fahrt,
An einen Apfelbaum stiess ich so hart.»"***

„‹Wo bist du so lange gewesen?›
«Bin im Stalle gewesen.»
‹Was ist dein Kleid so blutig?›
«Mich trat das Rösslein muthig.»
‹Was ist so blutig dein Hemdelein?›
«Erschlagen hab' ich den Bruder mein.»"†

S. 58. Vgl. a. Uhland, alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder S. 60. „So sind es nit drei vögelein, Es sind drei frewlein fein".

* R. Warrens, schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von E. G. Geijer und A. A. Afzelius. Lpz. 1857. 12° S. 2.

** Vgl. Talvj, Versuch einer Charakteristik S. 134 f.

*** Warrens a. a. O. S. 83 f.

† Warrens S. 208 f.

„‹Halt an, Lord William, halt!› sprach sie,
‹Bist wund du auf den Tod?›
«Der Schatten ists nur vom Scharlachrock,
Der scheinet im Wasser so roth.»“ *

Ich muss mich hier auf die Beibringung dieser wenigen, aber gewiss charakteristischen und zu Schlussfolgerungen auffordernden Beispiele von Eigenthümlichkeiten volksmässiger Dichtkunst beschränken.

Wenn aber, wie nicht bezweifelt werden darf, die mitgetheilten litteraturvergleichenden Beobachtungen für die Formen der Volkspoesie eine bestimmte gemeingiltige Gesetzmässigkeit erkennen lassen, so wird gegen die Anwendung der Kenntniss von dieser Gesetzmässigkeit auf die Beurtheilung der Homerischen Gedichte und der von mir angefochtenen Sätze der Christschen Abhandlung ein Widerspruch wol kaum erhoben werden können. Man wird, denke ich, einräumen müssen, dass der Homerische Hexameter in Beziehung auf das Verhältniss zwischen Versende und Satzabschnitt so behandelt ist, wie es volksmässiger Verskunst entspricht. Schon in meiner Dissertation: „Verborum collocatio Homerica quas habeat leges“ (Berol. 1864. 8⁰ S. 51—62) habe ich unter der Ueberschrift: „De versus Homerici natura ea, qua membro orationis similis est“, ohne das zu Grunde liegende Gesetz volksmässiger Versification zu kennen, doch die Erscheinungen, in welchen es sich äussert, angemerkt. Und wenn man beobachtet, dass der Homerische Bote seinen Auftrag regelmässig wortgetreu ausrichtet, die von dem Auftraggeber gebrauchten Worte unverändert wiederholt, vor allem aber, wenn man findet, dass ein Vorrath von formelhaften Ausdrücken die ganze Homerische Sprache beherrscht, so wird man anerkennen müssen, dass auch diese Erscheinungen nicht etwa auf die Eigenthümlichkeiten epischen Stils, wofür man im Kunstepos wol vergebens nach Analogien suchen würde, sondern auf volksmässige Dichtersprache zurückzuführen sind. Bei einem

* Walter Scott, histor. und romant. Balladen der schott. Grenzlande übersetzt von W. Alexis u. a. Th. 4. No. 4.

früheren Anlasse* habe ich sogar die Vermuthung gewagt, dass in zweierlei ganz speciellen Fällen ein äusserer Zusammenhang zwischen den Homerischen Gedichten und altgriechischer Volkspoesie erkennbar geblieben sei, nämlich in den, wie bekannt, vereinzelt dastehenden Versparen Il. *Υ* 371 f. *Χ* 127 f. und *Ψ* 641 f.

τῷ δ' ἐγὼ ἀντίος εἶμι, καὶ εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικεν,
εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικε, μένος δ' αἴθωνι σιδήρῳ.

τῷ ὀαριζέμεναι, ἅτε παρθένος ἠΐθεός τε,
παρθένος ἠΐθεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλοιιν.

οἱ δ' ἄρ' ἔσαν δίδυμοι· ὁ μὲν ἔμπεδον ἡνιόχευεν,
ἔμπεδον ἡνιόχευ', ὁ δ' ἄρα μάστιγι κέλευεν

und in folgenden drei Stellen, in denen man vielleicht die stereotype Formel eines Liedanfangs vor sich habe, *B* 1 f. *K* 1 ff. *α* 11 f.

Ἄλλοι μέν ῥα θεοί τε καὶ ἀνέρες ἱπποκορυσταὶ
εὗδον παννύχιοι, Δία δ' οὐκ ἔχε νήδυμος ὕπνος.

Ἄλλοι μὲν παρὰ νηυσὶν ἀριστῆες Παναχαιῶν
εὗδον παννύχιοι, μαλακῷ δεδμημένοι ὕπνῳ·
ἀλλ' οὐκ Ἀτρείδην . . .

Ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες, ὅσοι φύγον αἰπὺν ὄλεθρον,
οἴκοι ἔσαν, πόλεμόν τε πεφευγότες ἠδὲ θάλασσαν·
τὸν δ' οἶον . . .

Die letzteren drei Homer-Stellen durfte ich deshalb hier um so mehr erwähnen, weil v. Christ (S. 236 f.) äussert, die Verse *K* 1 ff. seien „keine maskierte Nachahmung mehr“, sondern, da *K* 25 auch des Menelaos, *K* 96 Nestors Schlaflosigkeit erwähnt ist, „eine gedankenlose Wiederholung“. Der Widerspruch, an welchem er Anstoss nimmt, erscheint jedoch nicht schlimmer und nicht anders geartet als beispielsweise derjenige, welcher *Ψ* 303 hervortritt, wo die Rosse des Antilochos mit dem stehenden Epitheton *ὠκύποδες* bezeichnet sind,

* In einem Aufsatze „über einige Aehnlichkeiten zwischen den Homerischen Gedichten und der Volkspoesie“ in den Jahrbüchern für class. Philol. Bd. 91. 1865. S. 805—808.

obschon gleich nachher Nestor von ihnen sagt, sie seien die langsamsten.

Um zum Schlusse dem Missverständnisse vorzubeugen, dass man meinen könnte, ich halte die Homerischen Gedichte schlechthin für Volkslieder, nicht bloss für Gedichte, welche die Spuren eines ursprünglichen inneren und äusseren Zusammenhanges mit griechischer Volkspoesie an sich tragen brauche ich nur darauf zu verweisen, dass ich bei dem erwähnten früheren Anlasse selbst einige Gründe vorgebracht habe, welche mir zu beweisen scheinen, dass die Homerischen Gedichte die Entwicklungsstufe, auf welcher die Volkspoesie steht, überschritten haben und die nächst höhere Stufe einnehmen.

Der libellus de Constantino Magno
eiusque matre Helena und die übrigen Berichte über Constantins des Grossen Geburt und Jugend.

Eine kritische Untersuchung

von

EDUARD HEYDENREICH.

Es ist im folgenden meine Absicht, den litteratur- und sagengeschichtlichen Werth des von mir unlängst herausgegebenen, bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebenen kleinen lateinischen Romanes von Constantin dem Grossen und von dessen Mutter Helena*, sowie sein Verhältniss zu ähnlichen Berichten darzulegen, welche theils noch gar nicht gedruckt sind, theils an wenig bekannten Orten verborgen liegen, und damit zugleich die Belege und wichtige weitere Ausführungen zu dem kurzen Berichte zu geben, welchen ich auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier vorgetragen habe.** Ueber die Sprache dieser Publication ist bereits von Philipp Thielmann aus Speier in klarer und gründlicher Weise gehandelt worden.*** Ich werde daher die Sprache nur, insoweit es zur Beurtheilung der litterarischen Stellung des libellus nöthig ist, berücksichtigen und bin dazu um so

* Incerti auctoris de Constantino Magno eiusque matre Helena libellus. E codicibus primus edidit Eduardus Heydenreich. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXXIX.

** „Ueber einen neu gefundenen Roman von der Jugendgeschichte Constantins des Grossen und von der Kaiserin Helena": Verhandlungen der Philologenversammlung in Trier, S. 177 ff.; abgedruckt in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen XXXIV. 1880. S. 271 ff.

*** Philipp Thielmann, „Ueber Sprache und Kritik des libellus de Constantino Magno eiusque matre Helena": Blätter für das bayerische Gymnasialwesen. Bd. XVI. 1880. S. 124 ff.

mehr berechtigt, als auch die bis jetzt erschienenen Recensionen meiner Ausgabe und Besprechungen des libellus selbst* zur Charakteristik seiner Sprache wichtige Beiträge geliefert haben.

Wol verhehle ich mir nicht, dass es späterer Nachforschung, namentlich in den Bibliotheken Frankreichs und Italiens, vielleicht gelingen kann, in die von mir berührten Verhältnisse der Sagenentwickelung durch neue Handschriften noch mehr Licht zu bringen. Aber auch so wird, wie ich hoffe, eine vorurtheilsfreie Beurtheilung den folgenden Versuch nicht für unnütz halten. Unterstützten mich doch in- und ausländische Bibliotheken und hervorragende Gelehrte durch Uebersendung von Handschriften und seltenen Drucken, sowie durch Mittheilungen sehr verschiedener Art in der liebenswürdigsten Weise. Ihnen allen sage ich auch an diesem Orte meinen aufrichtigsten Dank. Entfernt aber von allen grösseren Bibliotheken, möcht ich den Leser darauf hinweisen, dass, wenn uns Provincialen in dieser Beziehung nicht die billige Nachsicht zu Theil wird, wir überhaupt auf jede productive wissenschaftliche Forschung Verzicht leisten müssten.

Die handschriftliche Grundlage des libellus de Constantino Magno eiusque matre Helena besteht aus zwei Handschriften, einer der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden und einer der Gymnasialbibliothek zu Freiberg im Königreiche Sachsen.

Die wichtigere der beiden Handschriften ist der codex Dresdensis J 46, der die Ueberschrift „de sancta Helena“ trägt und im October 1832 aus dem Kgl. Hauptstaatsarchive an die Bibliothek übergegangen ist. Derselbe besteht aus zehn mit vielen Abbreviaturen geschriebenen Pergamentblättern in Folio und bietet auf Bl. 1—9 das in Rede stehende Werkchen. Jedes Blatt ist auf beiden Seiten beschrieben, die Seite enthält 37—40 Zeilen, von denen jede gegen 50 Buchstaben fasst. Von derselben Hand geschrieben folgt dann noch unter der

---

* Ludwig in der Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien. 1880. II S. 98f. Wölfflin im philol. Anz. X S. 64—66. Landgraf in d. Blättern f. d. bayr. Gymn.- u. Real-Schulw. XV S. 462—468. Literar. Centralblatt 1879. Nr. 40. Zwei Anonymi im philol. Anz. X S. 54—64. E. Ludwig, E. Rohde und Schröter in d. Jahrbüchern für Philol. 1880. Heft 9.

Ueberschrift „Coronica principum Misnensium“ eine kurze, deutsche Chronik von 1175 bis 1349, die bei Mencke, script. rer. Germ. III, Sp. 345—350 abgedruckt ist. Dass aber auch der erste Theil der Handschrift im 14. Jahrhundert niedergeschrieben ist, wird schon durch die völlige Gleichheit der Schriftzüge höchst wahrscheinlich. Diese Handschrift weiter zurückzudatieren verbieten die dem 14. und 15. Jahrhundert angehörenden Zeichen für b und ſ. Dass sie aber noch im 14. Jahrhundert geschrieben ist, wird durch die für dieses charakteristische Form für a durchaus bestätigt.

Das Manuscript der Freiberger Gymnasialbibliothek, handschriftlich erwähnt in einem Convolut* der einen Theil der Universitätsbibliothek zu Halle ausmachenden Ponickauischen Sammlung, ist mit verschiedenen anderen Handschriften und einem Incunabeldruck zu einem Bande vereinigt, der die Bezeichnung „Cl. VII. Fol. 141“ führt. Dieses Manuscript trägt die mit rother Tinte geschriebene Unterschrift: „Explicit historia Constantini imperatoris Romanorum et Grecorum“, während die Ueberschrift der einzelnen Seiten „de sancta Helena“, einmal „historia de sancta Helena“ lautet. Dieses Manuscript des „opusculum“, wie sich der libellus 23, 33 m. Ausg. selbst nennt, wird durch seine Schriftzüge dem 15. Jahrhundert zugewiesen Von den acht Blättern dieser ebenfalls mit zahlreichen Abbreviaturen geschriebenen Handschrift enthält das letzte nur 28 Zeilen und die erwähnte Unterschrift, die übrigen Blätter aber auf jeder Seite je zwei Columnen von je 48 Zeilen.

Gewichtige Gründe sprechen dafür, dass der Dresdensis (D) die Vorlage des Fribergensis (F) war. So hat F Seite 20, 3 sinnlos magno pecunia quantitate, was nur eine weitere Entwickelung der schon in D vorliegenden Verderbniss magna pecunia quantitate ist. Seite 9, 22 steht in D usque ad tanta

* „Gesammelte Nachrichten von merckwürdigen Büchern, welche in der Freybergischen Schulbibliothek befindlich sind, nebst Andr. Molleri annalibus solcher Bibliothek“ (signiert 241 h) Seite 404, No. 44, und besonders Seite 405; ganz kurz registriert ist dieses Helena-Manuscript in Mollers Freiberger Programm v. J. 1727 S. 6, dagegen mit stillschweigen übergangen in Hechts Litterar. Nachricht von einigen Handschriften der Freyberger Schulbibliothek 1803.

loci distanciam; darauf beruht die misslungene Verbesserung in F usque ad tanta loci distancia. Entscheidender aber ist die überraschende Gleichheit fehlerhafter oder doch auffälliger Lesarten, die bei der geringen Sorgfalt, womit unverkennbar nicht nur F, sondern auch D geschrieben ist, aus der Benutzung einer gemeinsamen Vorlage kaum erklärlich wäre. So steht in beiden Handschriften 1, 7 plantaverat statt plantaverant; 1, 8 irrigaverit statt irrigaverant; 2, 20 und 19, 6 poteramus statt poterimus; 3, 5 de ea statt de eo; 5, 20 instruemus statt instruamus; 10, 18 multa praeparatis fieri statt multa praeparata fieri; 12, 18 talium statt talis; 12, 25 valedictionis lacrimabilem statt valedictionem lacrimabilem; 15, 10 videntes statt viderent; 19, 27 filio me statt filio meo; 23, 22 scitis statt sitis; 29, 11 plenario informatione statt plenaria informatione; 30, 24 ambasiatoribus statt ambasiatores. Gleiche Lücken begegnen in D und F: 4, 18 in partibus, wo nach 22, 18 natalibus hinzuzufügen ist; 15, 9, wo das Object durch den Gegensatz gefordert wird; ähnlich 18, 20; 22, 8. Ein überflüssiges, durch Dittographie des Ausgangs von miraculose entstandenes se findet sich in beiden Handschriften 27, 28; beide schreiben 22, 20 das jedesfalls corrupte non longe post morem negotiandi gratia. Ganz besonders einleuchtend aber wird die unmittelbare Abhängigkeit des F von D durch zwei Beispiele, in welchen der Modus mehrerer einander coordinierter Verba regellos wechselt, ohne dass dies zu einer Discrepanz geführt hätte: 17, 10 qualiter .. educatus fuerit, qualiter quoque .. sociata exstiterit ac qualiter .. dimiserant et .. perduxerant; 30, 17 qualiter .. successerit et factus fuerit .., qualiter .. conversus fuit ac .. regnavit et qualiter .. iverit et .. invenerit. Den bisher entwickelten Gründen für eine unmittelbare Herleitung von F aus D steht nun zwar eine Reihe von Verschiedenheiten in den Lesarten gegenüber, dieselben erklären sich aber sämmtlich aus der Ungenauigkeit im abschreiben; dahin gehören orthographische Abweichungen, Veränderungen von Verbal- und Nominalformen, Umstellungen von Worten, sowie Vertauschung sinnverwandter oder ähnlich geschriebener Wörter.*

* Vgl. Philol. Anzeiger X, 1 S. 60. 61. Wenn sich mehrere Stellen

Ist nun auch D als Vorlage für F für die Textkritik des libellus Grund legend, so ist F doch schon deshalb unentbehrlich, weil D an mehreren Stellen verwischt und unlesbar gemacht ist.

In lateinischen und griechischen Handschriften des Mittelalters ist nach Lucot* nichts häufiger, als dass die Helena künstlerisch dargestellt wird und zwar entweder so, dass sie ein Kreuz aufrichtet, oder so, dass sie vor einem solchen niederkniet. In den beiden genannten Handschriften aber fehlt eine solche Darstellung gänzlich.

Die handschriftliche Ueberlieferung des libellus weiter zurückzuverfolgen ist leider zur Zeit unmöglich. Nur soviel kann behauptet werden, dass Formen wie volt 28, 12 und voltis 23, 8. 27 auf italienischen Ursprung des Dresdner Codex deuten.**

Der Inhalt aber des auf die geschilderte Weise überlieferten libellus ist kurz folgender:

Helena, eine Tochter edler Ahnen aus dem Mosel-Lande, war nach Rom gekommen um die heiligen Stätten der Apostel Petrus und Paulus zu besuchen. Durch ihre Schönheit zog sie die Blicke des Kaisers Constantius auf sich, der ihre Herberge erkunden und sie daselbst festhalten liess. Bald erschien der Kaiser und überwältigte die Jungfrau, der er als Andenken einen werthvollen kaiserlichen Schmuck schenkte. Diese scheut sich in ihr Vaterland zurückzukehren und verbleibt in Rom, durch ihrer Hände Arbeit ihr Leben fristend. Den Sohn des Kaisers, den sie gebar, nannte sie Constantinus. Den blühenden Knaben nun raubten Kaufleute, pflegten ihn sorgfältig und entführten dann den herrlich erblühten Jüngling, den sie mit aller Pracht umgaben, nach Byzanz, wo sie ansehnliche Handelsverbindungen hatten. Es gelang ihnen, Constantinus für den

---

finden, wo F die Ueberlieferung bietet, D nicht, so sind dies in D leere Rasuren, an Stellen, wo F die jetzt getilgten Worte in D noch lesen konnte, so 1, 19. 22; 2, 2. 8; 17, 7.

* Lucot, Sainte Hélène, mère de l'empereur Constantin d'après des monuments inédits. Paris. 1876. S. 31.

** Schuchardt, Der Vokalismus des Vulgärlateines, 2. Bd. S. 179f. Vergleiche auch Usener in den Verhandlungen der Philologenversammlung in Trier, S. 180.

Sohn des weströmischen Kaisers auszugeben und ihm die Hand der einzigen Tochter des byzantinischen Kaisers zu gewinnen. Mit dem jungen, aufs reichste ausgestatteten Pare traten sie die Heimfahrt nach Italien an, setzten aber die neuvermählten auf einem unbewohnten Eilande aus und fuhren mit dem reichen Brautschatze davon. Vorüberfahrende Seeleute nahmen die verlassenen auf und brachten sie glücklich an die römische Küste. In Rom suchte Constantinus das Haus seiner vereinsamten Mutter auf, die den schmerzlich vermissten Sohn mit inniger Freude, dessen vornehme Gemahlin mit banger Scheu empfieng. Um Lebensmittel zu gewinnen wurde vom Ertrage eines von der Kaiserstochter glücklich geretteten Kleinodes eine Gastwirthschaft eingerichtet; Constantinus aber that sich in Waffenübungen so hervor, dass er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich lenkte. Von diesem dringend aufgefordert die Herkunft des Constantinus zu berichten, gibt sich Helena durch den erwähnten kaiserlichen Schmuck dem Constantius zu erkennen und erzählt alles vorgefallene. Nach Bestrafung der schändlichen Kaufleute entsandte dieser Botschafter an den Hof von Byzanz und erreichte, dass dort wie in Rom Constantinus und seine Gemahlin zur Nachfolge in dem vereinigten Doppelreiche bestimmt wurden.

Betrachten wir zunächst das Verhältniss dieses anonymen Romanes zur Wirklichkeit der Geschichte.

Getheilt wird in ihm das ganze römische Reich in zwei Theile, den einen Theil unter Constantius mit der Residenzstadt Rom, den anderen unter dem griechischen Kaiser in Konstantinopel. Der Name dieses „imperator Graecorum“ wird nirgends angegeben. Es kann aber nur Galerius gemeint sein. Denn nach der Abdankung des Diocletian und Maximian 305 war das Reich zwischen Constantius und Galerius getheilt bis zu dem schon 306 erfolgten Tode des ersteren. Allein die Anreihung aller übrigen Begebenheiten an diese noch nicht zweijährige Doppelherrschaft ist chronologisch falsch, da die Geburt und Jugendgeschichte Constantins des Grossen vorausliegt, letztgenannter im Jahre 306 schon 32 Jahr alt war.

Von einer Vermählung Constantins mit einer Tochter des Galerius weiss die Geschichte absolut nichts. Aber auch auf

seine Ehe mit Fausta, der Tochter Maximians, passen die Heiratsgeschichten des libellus de Constantino nicht, da Maximian nicht „griechischer Kaiser“, vielmehr der Schauplatz seiner Thaten der Westen des Reiches war, und da die Alleinherrschaft Constantins nicht auf einer Erbschaft seines Schwiegervaters beruht, einer Fiction, mit der unser Roman schliesst.

Ebenso ungeschichtlich sind die Angaben unseres Anonymus über Herkunft und Stand der Helena. Was zunächst die Heimat der Helena und den Geburtsort ihres Sohnes betrifft, so streiten sich darüber bekanntlich fast so viel Städte wie über die Heimat des Homer.* Unser Roman nimmt als Heimat der Helena Trier an. Die Beziehungen der Kaiserin Helena zu dieser altehrwürdigen Stadt sind ja vielfache und schon um deswillen bekannt, weil, wie es heisst, dieselbe keine geringere Reliquie als den Rock des Heilandes der Welt zu einem kostbaren Vermächtniss dieser bevorzugten Stadt überlassen. Dass aber Helena hier zuerst das Licht der Welt erblickt habe, dies ist eine Ueberlieferung, die sich nicht nur in lateinischen, historischen wie theologischen, Schriften findet, sondern auch mehrfach in hervorragenden Werken der deutschen Litteratur, so in der deutschen Kaiserchronik, in deren Prosaauflösung und bei Hermann von Fritzlar. Nach den einschlagenden Untersuchungen Massmanns** ist diese Annahme bereits im neunten Jahrhundert ausgebildet und verbreitet. In der That findet sich dieselbe bereits in der ausführlichen Biographie der Helena, welche der um 880 lebende Mönch Almann zu Hautvillers verfasst hat. Die Volkssage lässt sogar den „Igeler Thurm“ durch die Kaiserin Helena errichtet werden; und Schavard hält, im Anschluss an diese Volkssage, die Hauptgruppe der „Igeler Säule“ für eine Darstellung der Vermählung der Helena mit dem Constantius Chlorus.*** Hervorgehoben zu werden verdient noch die Ueberlieferung, nach

* Vgl. die dritte Beilage in Mansos Leben Constantins des Grossen und Burckhardt, die Zeit Constantins des Grossen, S. 349.

** Massmann im 3. Bande seiner Ausgabe der deutschen Kaiserchronik, S. 847.

*** Trier und seine Sehenswürdigkeiten 1879, S. 32.

welcher Helena Königin in Trier gewesen und sich um die Christianisierung ihres Staates so hohe Verdienste erworben haben soll, dass der päpstliche Gesandte Agricius das Haus der Helena dem heiligen Petrus geweiht und zum caput ecclesiae Treverensis bestimmt habe.*

Wie viel ferner über den Stand der Helena disputiert, wie namentlich in den Werken christlicher Schriftsteller eine edle Herkunft und ein ehrbarer und angesehener Stand der allerchristlichsten Kaiserin mit ganz unhistorischen Argumenten deduciert worden ist, darauf ist bereits von competentester Seite mit Nachdruck hingewiesen worden. Es dauerte nicht lange, so ward Helena unter den Händen dieser Autoren zu einer britischen Fürstentochter, eine Sage, welche, wie Gibbon** mit Recht bemerkt, „in den finsteren Jahrhunderten" entstand. Noch 1702 hat Joachim Weidner ein ganzes Buch darüber geschrieben, „Constantinum honeste et ex legitimo matrimonio natum", und sogar 1832 ist in einer separat erschienenen Biographie der Helena*** die Abkunft derselben von einem englischen Könige Coibus oder Coil† alles Ernstes behauptet und betreffs der Geburtsstätte Constantins des Grossen nur die Wahl zwischen den beiden Städten Yorick und Colchester gelassen worden. Und doch hat schon der im 13. Jahrhundert lebende Jacobus Aquensis in seiner zwar an Fabeln reichen, aber für die Geschichte Italiens nicht unnützen†† Chronik nach einer Zusammenstellung sehr verschiedener Berichte über den Stand der Helena mit vollem Rechte die hohe Abkunft derselben bezweifelt mit den Worten: „que autem

* Chronica regia Coloniensis ed. Hahn. 1880. S. 6.

** Gibbon, history of the decline and fall of the Roman Empire Vol. II. Chap. XIV. n. 8. Vgl. Manso, Leben Constantins des Grossen, S. 9f.

*** Leben der heiligen Kaiserinn Helena. Köln und Aachen. M. Du Mont-Schaubergischer Verlag. 1832. S. 14.

† Coil oder Coel mit verschiedener Orthographie ist der gewöhnliche Name dieses englischen Königs. Einmal finde ich auch den Namen Liacollus bei Kanngiesser: Ersch und Gruber, Section II, Theil V, S. 76.

†† Vgl. „della chronica dell' imagine del mondo di fratre Jacopo da Acqui" S. 4f. in Mon. histor. patr. Augustae Taurinorum. Scriptorum tom. III.

oppinio de predictis sit melior et verior deus novit"*; und wir müssen ohne Bedenken Manso** in der Annahme zustimmen, dass Helena eine Person von niederer Geburt gewesen sei. Nach unserem Roman S. 2, Z. 5 ff. aber war dieselbe „ex nobilibus quidem parentibus progenita de stirpe quorundam nobilium civitatis Treverensis". Unser libellus berührt sich in diesem Puncte mit denjenigen Chroniken***, welche die Mutter Constantins zu einem Kinde eines Königs der Trevirer machen, von dem uns in einer Trierer Handschrift sogar der Name Flavius überliefert ist.†

Dass aber Helena weder dem Adel der Trevirer noch dem Englands angehörte, kann nach dem klaren Zeugniss des Ambrosius nicht bezweifelt werden; denn derselbe gieng gewiss nicht darauf aus, die christliche Mutter eines christlichen Kaisers herabzuwürdigen. Nach diesem glaubhaften Zeugniss war Helena eine stabularia, d. i. eine Gastwirthin, und Constantius lernte sie als solche kennen. Diese Nachricht war allerdings christlichen Historikern und Theologen ein Dorn im Auge. So sagt z. B. Georgius Hamartolus††: *Κωνσταντῖνον .. ὃν ἐκ πορνείας γεγενῆσθαι τινὲς τοῦτον εἶπον, οἳ καὶ ἐλέγχονται σαφῶς ὑπὸ διαφόρων ἐξηγητῶν ὡς ψευδολόγοι καὶ ματαιόφρονες.* Aber mit Recht bemerkt Manso†††, dass man nach den klaren Worten des Ambrosius*† der Helena vielleicht noch zu viel Ehre anthue, wenn man sie zur Gastwirthin mache.

Die Angabe des Ambrosius gab den Anlass zu zahlreichen Fabeln, welche dieselbe mit der Annahme vornehmer Geburt

---

* Mon. histor. patr. Aug. Taur. Scr. tom. III. Sp. 1389[c].

** Manso, Leben Constantins des Grossen, S. 289. Vgl. auch Keim, Der Uebertritt Constantins des Grossen zum Christenthum, S. 69.

*** „dicunt alique cronice, quod iste Constantinus primus qui modo dicitur Flavius Valerius Constantinus imperator romanus fuit filius eius natus de Helena filia regis Treveris de Alemania". Chron. imaginis mundi Fr. Jacobi ab Aquis in Mon. hist. patr. Scr. III, Sp. 1389[b].

† Mon. hist. patr. Scr. III, Sp. 1392, Zeile 1.

†† Georgius Hamartolus, chron. ed. Muralto, S. 381.

††† Manso, Leben Constantins des Grossen, S. 290, Anm.[d].

*† Vgl. auch Tillemont, mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles tome VII, partie I, 1715, S. 2: „sa [d. i. der Helena] première condition fut, à ce qu'on croit, d'estre hosteliere".

der Helena vereinigen wollen. So meint Vitus Basinstochius in einem Buche über englische Alterthümer (L. V, num. 26), Helenas Vater sei kaiserlicher Oberstallmeister, die Würde aber eines solchen „Comes Stabuli“ sei ein hohes Amt gewesen. Joh. Lelandius vermuthet*, die bei Ambrosius erhaltene Bezeichnung der Helena als einer stabularia sei von den Juden erfunden, welche sich darüber geärgert hätten, dass Helena an der Stelle, wo Christus in der Krippe geboren, eine so schöne Basilica gebaut hätte, und so sei die Helena „ab humili stabulo, quod magnis merito Caesarum palatiis praetulit, stabulariam per contemptum dictam“. Der Venediger Bischof Petrus de Natalibus ferner erzählt**, Helena habe, nachdem in Rom durch Constantius die defloratio erfolgt sei, sich in geringe Bauernkleidung gehüllt und in einem Hause gewohnt, das ehedem ein Pferdestall gewesen sei, deswegen sei sie auch stabularia genannt worden. Auch unser neugefundener kleiner Helena-Roman hat diese Bezeichnung verwerthet, und zwar im Sinne einer „Gastwirthin“ in freier Weise: Erst nach der angeblichen Verheiratung Constantins mit der Tochter des „griechischen Kaisers“ und nach der Rettung des jungen Pares vom Hungertode auf der einsamen Insel richtet Helena um für die jungen Leute Nahrung zu schaffen eine Gastwirthschaft ein „et sic facta stabularia“ Seite 20, 7.

Wie in der geschichtlichen Wirklichkeit das eheliche Verhältniss der Helena zu Constantius gewesen sei, darüber gehen bekanntlich die Zeugnisse der Quellen ebenso aus einander wie die Ansichten der modernen Geschichtschreiber. Eine ganze Reihe, Zosimus, Orosius, Hieronymus u. a., leugnen die eheliche Geburt Constantins; dennoch muss, nach Eutrop und Valesius' ungenanntem, Constantius später seine erste Gattin Helena verstossen haben; ja sogar inschriftlich kömmt Helena als conjux vor. Ich glaube danach mit Manso***, dass Con-

* Joh. Lelandius, de scriptoribus Britannicis. 1709. I, 24.

** „Catalogus sanctorum et gestorum eorum ex diversis voluminibus collectus: editus a reverendissimo in Christo patre domino Petro de Natalibus de Venetiis dei gratia episcopo Equilino“ lib. VII. cap. 73. Mir lag vor die Ausgabe Lugduni per Jacobum Saccon. 1514.

*** Manso, Leben Constantins des Grossen, S. 290.

stantin ein uneheliches Kind war, dass aber Constantius Chlorus die Helena späterhin heiratete. Unser Roman entspricht hierin den Zeugnissen der Geschichte. Denn Constantin wird in ihm unehelich geboren; ob Constantius die Helena noch geehelicht, wird freilich in ihm nicht gesagt. Dass aber der libellus de Constantino in diesem Puncte den historischen Angaben so sehr entspricht, darüber kann man sich füglich wundern, wenn man andere, sagenhaftere Berichte, z. B. den in Enenkels Weltbuche*, vergleicht.

Was dagegen aus der Jugendgeschichte Constantins des Grossen sonst noch bekannt ist, besonders seine feindliche Stellung zu Galerius, davon findet sich in unserer Novelle keine Spur. Vielmehr ist alles weitere reine Fabel, z. B. das schon oben gekennzeichnete Verhältniss zu dem sogenannten „griechischen Kaiser“. Auch über die Erlebnisse der Helena während der Jugend ihres Sohnes herrscht in der Geschichte das grösste Dunkel. Unser libellus lässt sie schon vor der Bekanntschaft mit Constantius eine Christin sein. Die gleiche Ansicht über ihre Religiosität begegnet auch bei neueren Schriftstellern, ermangelt aber des vollgiltigen historischen Beweises.** In der That ist auch der ursprüngliche Glaube der Helena, die nicht selten zu einer Anhängerin jüdischer Lehren gemacht worden ist, Gegenstand zahlreicher fabuloser Erörterungen gewesen; wer Märchen liebt, findet sie zur Genüge in den Actis Sanctorum. Von historischem Inhalte ist auch in demjenigen Theile unseres Romanes, der sich speciell auf die Helena bezieht, kaum irgend etwas noch zu finden.

Die Zeit der Abfassung des libellus de Constantino genauer zu bestimmen, dazu bieten zunächst diejenigen Sagen die Mittel, welche zu Anfang und am Ende desselben erwähnt werden. Denn während die einfache Nachricht vom Tode der beiden genannten Apostel, welcher die Helena des libellus de Constantino bestimmt Rom aufzusuchen, bereits aus

* Von der Hagen, Gesammtabenteuer, Bd. II, S. 579; vgl. Bd. III, S. CLI f.

** Zimmermann, dissertatio historica de Helena Constantini Magni imperatoris matre, S. 13 ff.

dem zweiten Jahrhundert stammt*, sind in der Helena-Novelle die Folgen dieses Märtyrertodes für den römischen Bischofsstuhl ganz im Sinne der römisch-katholischen Hierarchie angegeben. Diese Erweiterung aber des Primates des Petrus stammt aus dem fünften Jahrhundert; und wenn in dem Eingange unseres Romanes Petrus als „catholicae fidei fundator" bezeichnet wird, so ist dies ganz der nämliche Ausdruck, welchen die römischen Legaten im Jahre 431 auf dem Concil zu Ephesus gebrauchten, indem von ihnen Petrus genannt wird ὁ *θεμέλιος τῆς καθολικῆς ἐκκλησίας*.** Die am Ende des libellus erwähnte Sage aber von der Thätigkeit des Papstes Silvester, der Befreiung Constantins von der lepra, und von seiner angeblich damit zusammenhängenden Bekehrung zum christlichen Glauben ist gleichzeitig mit den im Interesse des Papstes Symmachus und des damaligen römischen Klerus erdachten Fictionen entstanden, also in den ersten Jahren des sechsten Jahrhunderts.***

Sehr auffällig ist das schweigen der Helena-Novelle über die Constantinische Schenkung, deren Erzählung, im achten Jahrhundert entstanden, im neunten nicht nur in Italien, sondern auch ausserhalb desselben, ja vielleicht im Frankenreiche noch mehr als in Italien bekannt zu werden begann.† Da nun der Verfasser des libellus de Constantino die Ansprüche des römischen Stuhles energisch vertritt†† und in einer Schrift über Constantin den Grossen dessen Schenkung nicht erwähnt, so ist man fast versucht daraus den Schluss zu ziehen, dass der-

* Gieseler, Lehrb. der Kircheng. I, 1 S. 101 f.

** Gieseler, Lehrb. der Kircheng. I, 2 S. 213.

*** Adolf Hynitzsch, Die Taufe Constantins des Grossen nach Geschichte und Sage. Progr. des Gymnasiums in Stendal. S. 11; Döllinger, Papstfabeln, S. 55.

† Döllinger, Papstfabeln, S. 76.

†† Cap. 1, Zeile 16 ff.: gloriosi caeli et terrae principes beatissimi videlicet Petrus et Paulus apostoli orthodoxi et catholicae fidei fundatores urbem Romam suo pretioso sanguine et martyrio pro eiusdem domini nostri Jesu Christi fide et confessione consecrarunt ac eandem non solum imperialem urbem sed et totius ecclesiae ac eiusdem fidei christianae caput ac universalem sedem fieri ac in aeternum manere et esse dedicaverunt.

selbe spätestens in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gelebt hat. Man könnte sich in diesem Schlusse dadurch bestärkt fühlen, dass der libellus gar keinen Einfluss der Kreuzzüge verräth, die doch auf die Fabulistik des Mittelalters von durchschlagendster Wirkung waren.*

Das irrige aber eines solchen Schlusses ex silentio wird durch die wiederholte Erwähnung von Turnieren erwiesen. Unter den verschiedenen Lustbarkeiten, welche der griechische Kaiser bei der Hochzeit seiner Tochter anstellt, werden S. 8, 25 auch hastiludia genannt; dieser mittelalterliche Ausdruck bezeichnet aber ganz dasselbe wie Turnier.** Als Constantin nach Rom zurückgekehrt ist, übt er sich selbst nach S. 20, 19 ebenfalls „in hastiludiis et torneamentis et aliis militaribus actibus“. Bei dieser Gelegenheit wird uns auch erzählt, dass in Rom eine unzählbare Menge von milites et nobiles bei diesen öffentlichen Kampfspielen zusammenkam. Auch Constantius feiert zu Ehren seines Geburtstages „hastiludiorum et torneamentorum exercitia“ S. 20, 31. Als Erfinder aber der Turniere wird der 1066 gestorbene Gaufridus de Pruliaco, seines Namens der zweite, überliefert. So lange also das vorkommen der Ausdrücke hastiludia und torneamenta für derartige Kampfspiele nicht in früherer Zeit nachgewiesen wird, ist die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts der allerfrüheste Zeitansatz, für die Abfassung des libellus. Ehe aber die Art der Kampfspiele so bekannt ward, dass sie in einem Schriftchen von der Beschaffenheit des libellus de Constantino als allbekannt vorausgesetzt werden konnte, war wol sicher das elfte Jahrhundert bereits zu Ende gegangen.

Leicht könnte man wiederum versucht werden das vierzehnte Jahrhundert als das gesuchte zu bestimmen, weil S. 11, 23 aliqualiter steht, ein Wort, das im Forcellini ganz fehlt und im Du Cange nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert belegt ist. Allein wie nichtig solche Schlüsse aus dem fehlen weiterer Belegstellen sind, ergibt sich für den vorliegenden Fall daraus,

---

* Koberstein, Gesch. der deutschen Nationall. I[5], S. 86 ff. und Wesemann, Cäsarfabeln des Mittelalters. Löwenberg 1879. S. 34.

** Hastiludium 'quidam ludus militum cum hastis scil. quando equites currunt et frangunt hastas'. Du Cange-Henschel III 634[a].

dass aliqualiter erst vor kurzem von Paucker* aus den unter des Augustinus Namen gehenden Predigten nachgewiesen worden ist.**

Es ergibt sich demnach für die Abfassung des libellus die Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert (einschliesslich).

Dass die Schrift nicht dem frühesten Mittelalter angehören kann, erhellt auch aus der Sprache.*** Die Zusammensetzungen mit re sind schon weit ausgedehnt wie recolligere (raccolta, récolte), regratiari (ital. ringraziare = reingratiari), repromittere; desgleichen die Composita mit facere, wie notifico, certifico = französisch notifier u. ä. Der Acc. cum inf. ist eine Seltenheit geworden und nach den Verbis des sagens meist durch quod ersetzt, welches auch, wie im Französischen, consecutiv gebraucht wird.† Ebenso macht die Praeposition de dem Genetiv und Ablativ bereits starke Concurrenz, z. B. de solacio et gaudio plus . . quam 18, 5††; induentes de bonis vestibus 5, 31 vgl. 17, 5; 22, 12; und ebenso 5, 20; contentus de 6, 2††† u. s. f.; de berührt sich auch mit cum, z. B. cum iuramento affirmavit 21, 34 f.*† Nicht weniger weist der Wortschatz auf späte Abfassung. Nicht allein rein mittelalterliche Anwendungen classischer Wörter wie 23, 1 manducare 'essen'*††, 29,5 barones 'Barone', solacia 'Ergetzungen'*††† u. s. f., sondern auch eine erhebliche Anzahl rein mittelalter-

---

* Paucker, spicilegium addendorum lexicis latinis. Mitaviae 1875. S. 6.

** August. ad fratres in eremo serm. 2 gegen Ende: „quando discordant, tunc mundus aliqualiter tranquillatur"; serm. 6 zu Anfang: „qui sibi aliqualiter adhaerebant".

*** Vgl. Wölfflin im Philol. Anzeiger X, 65.

† Timeo quod steht S. 16, 7 ff.

†† Diez, Grammatik der Romanischen Sprachen, III² 157.

††† Vgl. Beger, Latein und Französisch 1854, S. 34.

*† Pott, „Plattlatein und Romanisch" in Kuhns Zeitschrift für vergleich. Sprachf. I, 385.

*†† Pott, „das Latein im Uebergang zum Romanischen" in Zeitschr. f. d. Alterthumswissenschaft. 1853, S. 489.

*††† Usener, Verhandlungen der Philologenversammlung in Trier, S. 180.

licher Wörter wie guerra*, encenia**, ambasiatores 28, 4, magnates 7, 3, vituperium 26, 21 u. a.

Was nun den Verfasser des libellus de Constantino betrifft, so ist über seinen Namen absolut nichts bekannt und auch über seine persönlichen Eigenschaften kann nur das wenige beigebracht werden, was er selbst bei seiner Arbeit verräth. Nach der Sprache aber seines Werkchens muss er dem geistlichen Stande angehört haben. Denn wir finden in demselben eine grosse Anzahl von Wörtern und Wendungen, die im Kirchenlatein entweder ausschliesslich oder doch sehr häufig vorkommen: so die Substantiva exterminatio 4, 31***, tribulatio 12, 9†, sufficientia 24, 6††; mane als Substantiv 8, 16. 13, 28. 29, 29†††; nimius = magnus 14, 20*†; die im Kirchenlatein sehr häufige Construction von benedicere mit Acc. 16, 23. 17, 29*†† und vieles andere.*††† Ferner finden sich zahlreiche Anspielungen auf biblische Thatsachen und Reden: so z. B. der Ausdruck dragma perdita est inventa S. 18, 3 vgl. Vulg. Luc. 15, 9; so der Hinweis auf die Befreiung Daniels aus der Löwengrube 15, 8; so die Erwähnung von Susanna und Daniel 24, 24. Ja, wir lesen ganze Sätze, die wörtlich oder mit geringen Abweichungen sich auch in der Vulgata finden: S. 5, 19 Quis putas iste puer erit? = Vulg. Luc. 1, 66; S. 16, 22 f. gavisi fuerunt gaudio magno valde = Vulg. Matth. 2, 10 gavisi sunt etc.; ferner 18, 18 nolite sollicita esse: quid manducabimus et quid bibemus vgl. Vulg. Matth. 6, 31; S. 18, 23 f. ipsius

* Diez, Romanische Wortschöpfung, S. 71.

** „Sunt Encennia dona quae quandoque probis causa mittuntur honoris". Eberardus Bethuniensis, graecism. cap. XI. Vgl. Du Cange-Henschel III 46ª.

*** Rönsch, Itala und Vulgata, S. 74. Kaulen, Handbuch zur Vulgata, S. 57.

† Landgraf in d. Blättern f. d. bayr. Gymn.- und Real-Schulwesen. XV. Jahrg., S. 468.

†† Rönsch a. O., S. 50. Kaulen, S. 50.

††† Kaulen a. O., S. 35.

*† Wölfflin, Lateinische und romanische Comparation, S. 25.

*†† Koffmane, Geschichte des Kirchenlateins, I, 1 S. 72.

*††† Thielmann in d. Blättern f. d. bayr. Gymn.- u. Real-Schulwesen. XVI. Jahrg., S. 124 f.

etenim incomprehensibilia sunt iudicia vgl. Vulg. Rom. 11, 33; S. 18, 19 pater noster caelestis Vulg. Matth. 6, 26. (Soeben weist G. Landgraf in der Beigabe zum Jahresber. d. K. Studienanstalt Speyer 1881 sogar Nachahmungen biblischer Erzählungsmotive, aus dem Buche Tobias, nach.)

Der Verfasser des libellus erweist sich aber auch deutlich als guten römisch-katholischen Christen. Lässt er doch die Helena nach Rom kommen um die Stätten zu sehen, wo die rechtgläubigen Apostel und Begründer des katholischen Glaubens gelebt und welche sie mit ihrem Blute geheiligt und zum Haupte der Christenheit geweiht haben, S. 1, 16 ff.

Der unbekannte Verfasser war ferner jedesfalls ein Binnenländer; sonst liesse er die beiden ausgesetzten nicht Meerwasser als erquickendes Getränk geniessen, S. 15, 6. Dass derselbe kein Römer und von den Anschauungen des römischen Alterthums entfernt war, zeigt schon der eine Satz, S. 27, 1: „mercatores autem huiusmodi in quaestionibus poni et ab iis veritatem inquiri de praemissis mandavit et fecit ut est moris et maxime Romanorum qui inventores huiusmodi quaestionum existere referuntur“. Von einer Kenntniss des Alterthums, wie sie z. B. noch in der historia Apollonii regis Tyri uns entgegentritt*, ist, trotz den sprachlichen Berührungspuncten dieser Schrift** mit dem libellus, in dem letztgenannten nichts zu verspüren.

Aber auch die lateinische Sprache*** weiss der Verfasser des libellus nur wenig zu handhaben. Beim Pronomen und den Steigerungsgraden herrscht gänzliche Confusion; Deponentia erscheinen bald in deponentischen bald in activen Formen, überhaupt werden verwandte Verbalformen verwechselt und selbst Ungeheuerlichkeiten wie novibus sind handschriftlich überliefert; ein Verbum zieht bald einen Infinitiv, bald quod nach sich, wird bald mit dem Dativ, bald mit dem Accusativ verbunden; Tempora und Modi wechseln ohne Regel; der absolute Ablativ und die relative Satzverbindung kommen zu schrankenloser Anwendung.† Wie armselig die Sprache ist,

* Vgl. Riese in der Vorrede seiner Ausgabe, S. X f.

** Thielmann a. O., S. 126.

*** Thielmann a. O. (und jetzt in dem Speyerschen Progr. 1881).

† Vgl. Philol. Anz. X., S. 58. Da nun auch die handschriftliche

zeigen die häufigen, fast schablonenartigen Wiederholungen einzelner Wörter und Phrasen an verschiedenen Stellen des Schriftchens.* Ja, dergleichen folgen sogar unmittelbar auf einander wie c. 3 „ornamentum mirae pretiositatis ac auro pretiosissimo pretiosissimisque gemmis compositum“ und c. 5 „crevit puer de corde virtuoso virtuosae matris virtutibus .. in-

Ueberlieferung zugestandener Massen (Philol. Anz. X, S. 61 und Ludwig in d. Zeitschr. für die österreichischen Gymnasien 1880, S. 99) ziemlich incorrect ist, so entsteht für die Constituierung des Textes die sehr schwierige Aufgabe, zu bestimmen, wo die Fehlerhaftigkeit des Autors aufhört und die der Abschreiber anfängt. Aber selbst ein mit den späteren Epochen des Latein so vertrauter Gelehrter wie E. Ludwig meint a. O., dass sich, so lange nicht bessere Quellen vorliegen, nichts erhebliches mehr erreichen lassen wird, als was ich in meiner Ausgabe gegeben habe. Dass ich bei dem Mangel jeder Vorarbeit bei dieser editio princeps gleich überall das richtige getroffen haben soll, ist, worauf auch Wölfflin (Philol. Anz. X, S. 66) hinweist, nicht zu verlangen. Einzelnes, was der Besserung bedarf, wird in einer neuen Auflage emendiert werden. Wenn aber ein anonymer Recensent im Philol. Anz. X, S. 55 es als ein grobes Versehen von mir heftig tadelt, gewisse, von ihm als nothwendig angesehene Aenderungen unterlassen zu haben, so hat es mit dieser Nothwendigkeit eine eigenthümliche Bewandtniss. So wird z. B. 30, 2 statt Similiter qui ambasiatores vielmehr Similiter que ambasiatores gefordert. Nichts aber ist falscher als dies; denn das handschriftliche qui belegt uns, was richtig bereits Thielmann a. O. S. 124 gesehen hat, die Verwendung des Relativs als Artikel: vgl. Rönsch, Itala und Vulgata, S. 443. Dass die handschriftliche Ueberlieferung ā mō nicht „deutlichst“, wie sich jener anonyme Recensent auszudrücken beliebt, auf das Adverbium amodo hinweist, dies erhellt, obgleich auch Usener in den Verhandlungen der Philologenversammlung in Trier, S. 179, zu dieser Meinung hinneigt, daraus, dass im Philol. Anz. X, S. 62 amicos modo und von Landgraf a. O. S. 465 ad mortem vermuthet wird. Dass novibus für novis eine grammatische Ungeheuerlichkeit wäre, S. 9, 14, weiss ich auch; die Nothwendigkeit aber einer Correctur in novis wird aus 28, 1 keineswegs erwiesen. Man kann statt in novis zu ändern das novibus dem Autor zutrauen; aber auch wenn man durchaus ändern will, wird novis noch immer keine Nothwendigkeit: Landgraf a. O. ändert in sermonibus, Ludwig a. O. in nubibus. Indessen hat auch Schröter in den N. Jahrbüchern für Philol. mit vollstem Rechte darauf hingewiesen, dass wir nicht die Befugniss haben, zahlreiche Incorrectheiten, welche handschriftlich nun einmal überliefert sind, aus der Sprache des unbekannten Autors zu entfernen.

* Landgraf a. O., S. 463.

formatus.“ Nur wenig künstliche Blumen sind in diesem schmucklosen Garten anzutreffen; dahin gehören auch die etymologischen Figuren, über die Landgraf in den Acta Erlangensia (1880) gehandelt hat*: eventus evenit c. 15; plangere planctu magno c. 8 und 16; gaudere gaudio magno c. 26. Wol aber nimmt die Darstellung manchmal eine Breite an, welche, wie Wölfflin mit Recht bemerkt**, an africanischen Schwulst erinnert.

Dass der Verfasser der griechischen Sprache mächtig war, lässt sich nicht erweisen. Zwar ist es bereits von anderer Seite*** als möglich bezeichnet worden, dass es gelingt, eine griechische Quelle der Novelle aufzufinden; und ich werde weiter unten nachweisen, dass es griechische Bearbeiter sagenhafter Berichte über Constantins des Grossen Jugend gegeben hat. Dass aber ein solches griechisches Original die directe Vorlage für unsern libellus gewesen ist, dafür bietet wenigstens dessen Sprache keinen Anhalt. Gedruckt ist eine derartige griechische Bearbeitung bis jetzt jedesfalls nicht; und auch handschriftlich ist selbst dem gründlichsten Kenner der griechischen Novellen- und Romanlitteratur, Erwin Rohde, wie derselbe auf eine hierauf bezügliche Anfrage mir mitzutheilen die Güte hatte, durchaus nichts bekannt. Allerdings finden sich im libellus de Constantino Graecismen: die Participia Praesentis haben sehr oft die Bedeutung des Aoristes, wie accedentes 7, 6; perducentes 5, 31; audiens 23, 7 vgl. 29, 1; reddens 23, 11 u. a. Einem *λέγων* entspricht das häufige dicens zur Einführung der directen Rede; in c. abl. entspricht *ἐν* bei Städtenamen, z. B. in Roma 20, 21. 25; qui steht im Sinne des griechischen Artikels und ist dann mit Unrecht angefochten worden†; unus ist ganz wie *εἷς* zum unbestimmten Artikel geworden. Allein alle diese Erscheinungen sind schon in der Vulgata heimisch.†† Ja, einiges von den oben angeführten Sprach-

* Vgl. a. Thielmann in den N. Jahrbüchern f. Philol. 1880, S. 775.

** Wölfflin im Philol. Anz. X, S. 65.

*** Ludwig in d. Zeitschr. f. d. österr. Gymn., 1880, S. 99 und Wölfflin, Philol. Anz. X, S. 65.

† Hierüber s. oben S. 335 Anm. und vgl. Centralblatt 1879, Sp. 1288 und Blätter f. d. bayr. Gymn.- u. Real-Schulw. 1879, S. 467.

†† Kaulen, Handb. zur Vulgata, S. 195. 246. Rönsch, Itala und Vulgata, S. 445. 443. 425.

eigenthümlichkeiten kann ebensowol durch romanische als durch griechische Einwirkung dem Verfasser in die Feder geflossen sein: unus = εἷς z. B. begegnet ebenso im Romanischen*; ebenso findet sich die Praep. in bei Städtenamen im Spanischen, Portugiesischen, Provençalischen, und das Mittelalter trug kein Bedenken diesen Barbarismus mit der Volkssprache zu begehen.**

Ueberhaupt aber steht der unbekannte Verfasser in sprachlichen Dingen unter einem sehr starken Einfluss des Romanischen, und gerade diese zahlreichen Romanismen, sowie die zahlreichen Anklänge an das Vulgärlatein, theilweise sogar sehr alter Zeit***, geben seiner Sprache vor vielen anderen mittelalterlichen Tractaten einen sprachlichen Werth, auf den ich schon in meinem Berichte auf der Philologenversammlung zu Trier kurz hingewiesen habe und den jetzt besonders Thielmanns mehrerwähnter Aufsatz bereits hinlänglich klar gelegt hat. Für den vorliegenden Zweck genügt es, eine Anzahl auffälliger Romanismen zusammenzustellen. An das Romanische erinnert das schon erwähnte umsichgreifen von de und quod†, ebenso das verschwinden des Zeitbegriffes vom Partic. perf. pass., wie reversa fuit 23, 19 u. ö.††, der Hinzutritt von se zu intransitiven Verben, wie se intrare 13,13†††, der Gebrauch von pro im Sinne des Kaufpreises 20, 3*†, der Gebrauch des absoluten Nominativs beim Particip, wie coniuges ipsi evigilantes coepit sponsa dicere sponso 13, 28, und manche andere syntaktische Erscheinungen, die Thielmann a. O. S. 126 zusammengestellt hat. Auch im Wörterschatze begegnet eine sehr erhebliche Zahl von Romanismen (s. Thielmann a. O.).

Besonders viel altfranzösische Parallelen bieten sich dar. Hiezu einige Belege: una magna patria 11, 2 = un grand pays (altfr. grant païs; da über das Alter der möglichen franzö-

* Fuchs, die romanischen Sprachen in ihrem Verhältniss zum Lateinischen, S. 320. Diez, Gramm. der rom. Spr. III², 19.

** Diez, Gramm. III², 164.

*** Landgraf a. O., S. 467.

† Dräger, histor. Syntax, Bd. 2, S. 218.

†† Diez, Gramm. II², 118.

††† Diez, Gramm. III², 186.

*† Diez, Gramm. III², 172.

sischen Vorlage gar kein Anhalt existiert, gebe ich mit Rücksicht auch auf die erheblichen dialektischen Verschiedenheiten des Altfranzösischen die entsprechenden modernen Schreibungen); patria natalis 3, 31. 24, 4 = pays natal; his et eius modi planctibus (plaintes) 6, 18; toti gaudio huius saeculi renuntiare 10, 1 = renoncer à toute la joie de ce siècle; tribulationis et angustiae 12, 9 = tribulation et angoisse; mercatores, magistri nostri (nos maîtres) 13, 30; verecundia 13, 31 = vergogne; domina mea et sponsa 14, 11 = ma Dame et mon épouse; personam viventem 14, 25 = homme vivant; die barones nobiles 29, 6 erinnern an die nobles barons, die im Altfrz. eine grosse Rolle spielen; conversari 4, 15 = converser „wohnen"; se submittere periculis 16, 15 = se soumettre aux périls; locum habere 18, 3 = avoir lieu; non dedignabatur servire 20, 14 = elle ne dédaigna pas de servir; vestrae maiestati notifico 23, 28 = je notifie à votre majesté. Die sehr lästige häufige Wiederholung von praedictus 2, 8 u. ö. entspricht dem ebenfalls ganz gewöhnlichen prédit.

Eine Reihe anderer Romanismen sind von Thielmann a. O. S. 125 und von Landgraf a. O. S. 468 aufgeführt worden. Es liessen sich aber die Beispiele noch sehr vermehren.

Ein solcher Ueberfluss an Romanismen kann nicht zufällig sein. Wir werden aus ihnen den Schluss ziehen, dass der unbekannte Verfasser entweder selbst von Nation ein Romane war oder — was sich gegenseitig nicht ausschliesst — nach einem in einer romanischen Sprache verfassten Originale arbeitete. Welcher von den romanischen Sprachen hierin der Vorzug gebührt, wage ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden; doch scheint mir das Altfranzösische am nächsten zu liegen.

Für uns hat die Arbeit dieses unbekannten Verfassers ausser ihrem schon erwähnten sprachlichen noch einen litteratur- und sagengeschichtlichen Werth.

Den Bestand der lateinischen Litteraturgeschichte durch eine mit spannender Verwickelung der Handlung geschriebene Novelle, wenngleich mittelalterlicher Entstehung, vermehrt zu wissen scheint zunächst schon an und für sich nicht werthlos zu sein. Die räuberische Art der seefahrenden Kaufleute, mit

der sie die Schätze entführen und das Ehepar aussetzen, erinnert an zahlreiche Piratenerzählungen, auf die mit Recht Aulard in seinem Aufsatze „les origines du roman à Rome“* aufmerksam macht und welche auch in der Geschichte des griechischen Romans eine hervorragende Rolle gespielt haben.** Dass ferner Glieder einer Familie auseinandergerissen werden und sich schliesslich wieder zusammenfinden, ist ein seit den Clementinischen Recognitionen beliebter Darstellungsgegenstand.*** Aber der libellus „de sancta Helena“, wie er handschriftlich überschrieben ist (s. o. S. 320 f.), ist nicht etwa bloss, wie viele andere Erzeugnisse der Hagiographie, „ein litterarisches Grabtuch“†, bestimmt die Namen von heiligen für alle Zukunft zu erhalten; er reiht sich auch nicht jenen zahlreichen Schriften an, welche das Leben der heiligen bloss deshalb beschrieben, um den Lesern den Weg zur Frömmigkeit und Askese zu weisen, oder als deren Tendenz angegeben wird, dass sie zur Erbauung des Volkes verfasst seien, damit dasselbe das an den heiligen zu bewundernde verehre und an ihren Tugenden durch Vergleichung die eigenen Fehler erkenne. Er soll auch weder zur Verherrlichung eines bestimmten Klosters noch zur Förderung eines Reliquiendienstes beitragen, wie viele andere Heiligenleben und manche Arbeit speciell über die heilige Helena. Vielmehr wird der libellus de Constantino Magno eiusque matre Helena schon durch die Persönlichkeit Constantins des Grossen und dessen eminente Bedeutung für die Staats- und Kirchengeschichte über die gewöhnlichen Vitae Sanctorum emporgehoben. Wenn jedoch der unbekannte Verfasser keine gewöhnliche Biographie von heiligen liefern will, so will er auch weder einen Panegyricus auf den Kaiser noch Geschichte schreiben. Wol aber preist diese anmuthige Novelle durch die gefahrenreichen Geschicke des zur höchsten politischen Macht der Christenheit bestimmten Constantin die göttliche Vorsehung.

---

* Revue politique et littéraire, numéro 43, 26 Avril 1879, S. 1022.

** E. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer, S. 357.

*** Ebert, Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur, Bd. I, S. 310 und 562. E. Rohde, der griech. Roman u. seine Vorläufer, S. 476. Massmann, deutsche Kaiserchronik, Bd. III, S. 642 ff.

† Ebert, Geschichte der christl.-latein. Litt. Bd. II, S. 236.

Der Werth unseres Romanes ist dann zweitens ein sagengeschichtlicher. Wie Alexander der Grosse, der tapfere Eroberer des asiatischen Ostens, der griechische Bildung weit hinein in den Orient trug, wie Caesar, der an der Spitze seiner kampfgeübten Legionen zuerst den Barbaren des Nordens römische Cultur brachte, wie Karl der Grosse, der gewaltige Bezwinger der Völker und Schirmherr der christlichen Kirche, der zuerst das Kreuzeszeichen siegreich in den Ländern des germanischen Ostens aufpflanzte und schützte, so ist auch Constantin der Grosse, der im Streite der Waffen wol erprobte Herrscher des neugegründeten Byzanz, der zuerst mit mächtiger Hand das Christenthum zur Staatsreligion erhob, durch die umdichtende Einbildungskraft des Mittelalters verherrlicht und von einer überaus reichen Blütenfülle eines nie verwelkenden Sagenkranzes umwoben worden.

Die Sagen von der Constantinischen Schenkung, von der Taufe* Constantins und seiner wunderbaren Heilung durch Silvester wurden bereits oben genannt; aber überhaupt ist Constantins Stellung zum Christenthume der Gegenstand einer Anzahl fabelhafter Erörterungen gewesen.** Die Sage von Constantin, dem betrogenen Ehemanne, kehrt in einer Anzahl litterarischer Andeutungen wieder, die Tobler gesammelt*** und Wesselofsky vermehrt hat.† Die Gründung von Konstantinopel und insbesondere die Wahl des Ortes für die neue Residenzstadt hat bereits in byzantinischer Zeit zu Sagen Veranlassung gegeben††; und auch im Altrussischen findet sich hierüber eine Sage, die gewöhnlich einem in alter Zeit sehr beliebten Berichte über die Einnahme Konstantinopels durch die Türken als Einleitung diente.††† In die Baugeschichte

* Tentzel, examen fabulae Romanae de duplici baptismo Constantini M. Wittenbergae. CIƆIƆCXXCIII. 4°.

** Joh. Friedr. Hirt, quae Constantino Magno favoris in Christianos fuerint caussae, S. IV ff.

*** Tobler in d. Jahrb. f. rom. u. engl. Sprache u. Litteratur XIII, 1, 104 ff.

† Wesselofsky in d. Russischen Revue VI, 179 ff.

†† Du Cange, Constantinopolis christiana, S. 11 ff. 16 ff. 23 ff. 27 ff.

††† Wesselofsky, in d. Russ. Rev. VI, S. 181 f.

Konstantinopels hat sich soviel märchenhaftes eingemischt, dass man selten mit Sicherheit nachweisen kann, was Constantinisch ist, was nicht.* Die deutsche Erzählung von der Entführung der Tochter Constantins des Grossen durch König „Ruther", den Vater Pipins, knüpft an die Sagen von Karl dem Grossen an.** Ueber die Geschichtlichkeit der Kreuzeserscheinung am Himmel bestehen zum mindesten sehr gewichtige Zweifel; und selbst wenn diese Erscheinung nicht hieher gehören sollte, wird man doch sehr vieles andere über die Wunderthätigkeit des Kreuzes, was kirchliche Schriftsteller berichten, in das Reich der Sage verweisen, so z. B. die Nachricht des Eusebius, dass Constantin hauptsächlich durch frommes Gebet und Vortragung des Kreuzes den schändlichen Abgötter- und Teufelsbeschwörer Licinius überwand. Namentlich wo es galt, den allerchristlichsten Kaiser womöglich von irgend einer Schuld rein zu waschen, ist die devote Geschichtschreibung gern bereit Märchen zu erfinden und zu verbreiten. Dies sieht man z. B. aus der Art und Weise, wie die Kirchenväter Philostorgius, Chrysostomus und Gregorius von Tours die einfache Erzählung davon, dass Constantin den Mord des Crispus durch den Mord der Fausta zu sühnen unternahm, verunstaltet und verwirrt haben, indem der eine die Fausta zur gemeinen Ehebrecherin macht, der andere sie an einer von Crispus angezettelten Verschwörung Theil nehmen lässt und der dritte sie nackt den wilden Thieren im Gebirge zur Speise vorsetzt.***

Nicht minder ist das Leben von Constantins Mutter Helena mit sagenhaften Zügen ausgestattet. Wie wunderbare Sagen knüpfen sich nicht allein an ihr angebliches Judenthum! Wie sehr ihr Weg nach dem heiligen Lande, in unzähligen Itinerarien berührt, der ausschmückenden und bereichernden Sage willkommen war, ist erst vor kurzem in helles Licht gesetzt worden.† Die ihr zugeschriebene Erbauung der Kirche am heiligen

* Manso, Leben Constantins des Grossen, S. 73.

** W. Grimm, die deutsche Heldensage, 2. Aufl., S. 52 f.

*** Manso, Leben Constantins des Grossen, S. 67 f.

† Grundt, Kaiserin Helenas Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande. Dresden, Kreuzschulprogramm. 1878.

Grabe, die in Wahrheit Constantin selber ausführte, die Auffindung des Kreuzes Christi, dessen nach und nach gefundene Gesammtheit das Material zu einem Kriegsschiffe abgeben könnte, und der Wunder wirkenden Kreuzesnägel*, schliesslich die an übernatürlichen Ereignissen angeblich reiche Geschichte ihres Leichnames, in deren Erzählung die Acta Sanctorum sich ausführlich ergehen, alles das verschafft uns ein anschauliches Bild ebenso von der Vielgestaltigkeit dieser Sagen, als allerdings auch von der Unzuverlässigkeit der christlichen Berichterstatter, welche dieselben nur zu oft für geschichtliche Wahrheit hielten. Gaben doch die mannigfachen, im einzelnen sich widersprechenden Nachrichten über die Kreuzfindung bereits dem Patriarchen Eutychius von Alexandria volles Recht diejenigen, in deren Hände Schriften über dieselbe kommen würden, an das Paulinische Wort zu erinnern: „Prüfet alles und das gute behaltet“.**

So reich und vielgestaltig nun auch die Sagen über Constantin und seine Mutter sind, so sind doch über die Jugendzeit des grossen Kaisers dergleichen nur wenig überliefert. Die bisher bekannte reiche Märchen- und Fabeldichtung bezieht sich meist auf die späteren Lebensjahre. Und so ist unser Roman als eine bisher unbekannte Ergänzung des vorhandenen Sagenstoffes sehr willkommen.

Je spärlicher aber die bisher bekannt gegebenen Quellen über Constantins des Grossen Jugend fliessen, um so mehr wird es, wie ich hoffe, Interesse erwecken, wenn ich im folgenden die zum Theil noch ungedruckten oder längst vergessenen ähnlichen Berichte über dieselbe zusammenstelle und mit dem libellus de Constantino Magno eiusque matre Helena vergleiche.

In der langen Reihe von Städten, die sich um die Ehre streiten, die Geburtsstätte des ersten christlichen Kaisers zu sein, wird Rom nur selten genannt***; es geschieht dies jedoch

* Hermann Fulda, das Kreuz und die Kreuzigung. Breslau 1878, S. 242 ff.

** Grundt a. O., S. XI.

*** Z. B. in dem Buche: „Zeit kürtzender Erbaulichen Lust oder allerhand außerlesener rar- und curioser Merkwürdigkeiten dritter Theil.

von dem Venediger Bischof Petrus de Natalibus (dei Natali, † vor 1406) in seinem oben bereits erwähnten Catalogus Sanctorum, Buch VII, Capitel 73. Zu den Unterschieden dieser Erzählung des Petrus vom libellus de Constantino gehört ausser der schon erwähnten Verschiedenheit in der Auffassung der „Helena stabularia“ noch, dass Helena in der Erzählung des Bischofs nicht aus Trier stammt, sondern Tochter des britannischen Königs Cloeles ist. Nach Aussetzung auf der Insel entdeckt Constantin nicht, wie in unserer Novelle, freiwillig seiner Gattin die ärmlichen Verhältnisse seiner Mutter, sondern weil ihn dieselbe danach gefragt hatte. Weiterhin ist das ein Unterschied, dass nach der Rückkehr Constantins zur Helena ein Palast gekauft, aber nicht eine Gastwirthschaft eingerichtet wird, und dass sie nun „nobilem vitam ducunt“. Bei den Kampfspielen, welche die Erkennung zwischen Vater und Sohn herbeiführen, sieht in unserer Novelle Constantius Chlorus als Kaiser ruhig zu; in der Erzählung des Petrus de Natalibus aber nimmt er selber Theil am Kampfe und wird von Constantin besiegt. Auch lässt Petrus nicht, wie unser libellus (s. o.), das eheliche Verhältniss der Helena unentschieden, sondern erzählt, Constantius habe nach der Erkennung seines Sohnes, weil seine frühere Gattin gestorben war, die Helena geheiratet.

Im übrigen aber finden sich folgende Hauptmomente der Helena-Novelle auch in der Erzählung des Petrus: die Geburt in Rom, der Raub Constantins durch die betrügerischen Kaufleute, deren Verhandlungen in Konstantinopel und die daraus hervorgehende Verheiratung Constantins, die Voraussicht der griechischen Kaiserin, die Aussetzung der jungen Eheleute auf einer einsamen Insel, ihre Rettung durch vorbeifahrende Schiffer, ihr nun folgendes gemeinsames Leben mit der Helena, die Erkennung Constantins durch seinen Vater in Folge eines kaiserlichen Geschenkes und die Bestätigung des Ehebundes.

Johannes Veronensis, den Petrus de Natalibus als

Zum vortheilhaften Abbruch verdrießlicher Langweil und mehrerm Nachsinnen herausgegeben von Kristian Frantz Paullini“. Frankfurt a. M. 1697.

Quelle citiert, ist der Verfasser einer noch ungedruckten Kaisergeschichte, blühte im 13. Jahrhundert und compilierte „eine sehr genaue und sehr fleissige Geschichte“ über die Kaiser von Julius Caesar bis Heinrich VII.* Die wichtigste Handschrift dieser Chronik liegt in der Capitularbibliothek zu Verona, trägt jetzt die Numer CCIV, war früher mit der Ziffer 189 versehen und ist im 14. Jahrh. niedergeschrieben worden. Dem liebenswürdigen entgegenkommen des Herrn Oberbibliothecars Giambattista Carlo Giuliavi zu Verona verdanke ich eine Collation derjenigen Abschnitte, welche sich auf die Jugendgeschichte Constantins bis zu seiner Thronbesteigung beziehen. Während Eingangsweise Lampridius, Pollio und Eusebius als Quellen für Constantins Leben angeführt werden, citiert Johannes für die von Petrus de Natalibus excerpierte Darstellung von Constantins Geburt und Jugend „eine gewisse Geschichte der Britten“ und bemerkt noch besonders, dass er diesen Bericht seiner sonstigen Erzählung von Constantin dem Grossen einschieben wolle. Auch wird am Ende dieser Einlage nochmals der Wechsel in den Quellen genau angegeben, indem die „praefata Britonum historia“ verlassen und Eusebius, Orosius, die Historia tripartita und Honorius als weitere Zeugen citiert werden. Genaueres aber wird über diese brittische Quelle nicht angegeben.

Die Erzählung des Johannes unterscheidet sich von der des Petrus hauptsächlich nur durch ihre bei weitem grössere Ausführlichkeit; und es zeigt sich, dass dieser nur in zwei untergeordneten Puncten von jenem abgewichen ist. Während nämlich in der Erzählung des Petrus de Natalibus Constantin, nach seiner Begegnung mit Constantius im Waffengang, zu diesem seine Mutter hinführt, kömmt nach Johannes Veronensis Constantius in den Palast der Helena und wird hier von dieser auf die luxuriöseste Weise bewirthet. Während ferner bei Petrus gleich an dem Tage nach der Aussetzung die rettenden Schiffer an der öden Insel erscheinen, müssen nach Johannes die ausgesetzten einige Tage aushalten, ehe sie erlöst werden. Ein dritter Unterschied besteht darin, dass bei Petrus de Na-

* Maffei, Verona illustrata II, Sp. 49.

talibus der Vater der Helena einmal im Genetiv Cloelis, dagegen in der Veroneser Handschrift 189 zweimal im Nominativ cohel, einmal im Gen. cohelis und einmal im Gen. coelis lautet. Da ausser dem Veronensis noch andere Handschriften des Johannes existieren, so muss bis zum erscheinen der Ausgabe, welche gegenwärtig, nach den Mittheilungen des Herrn Giuliavi, von einer Kgl. Commission in Italien vorbereitet wird, es dahin gestellt bleiben, in wie weit wir es hier mit Schreibfehlern des Veroneser Codex und ob wir es mit einer Flüchtigkeit des Petrus de Natalibus zu thun haben.

Sonst aber gilt dasjenige, was oben über die Abweichungen des Petrus von der Erzählung des libellus de Constantino beigebracht worden ist, auch von denen des Johannes Veronensis. Dass dieser aber ausführlicher ist als Petrus, ergibt noch die folgenden Unterschiede des Johannes vom libellus. Im libellus wird einfach gesagt, dass Helena nach Rom gekommen sei um die limina sanctorum Petri et Pauli zu besuchen; der Veronese aber weiss ausführlich zu berichten, wie Helena täglich zu ihrem Vater habe gehen müssen, da derselbe sie wunderlich geliebt habe; als aber zu Rom in Folge der Verdienste der Apostel Petrus und Paulus ungeheuere Wunder geschehen seien, habe Helena die weite Reise dahin beschlossen. Da sie sich nun selber gesagt, dass ihr Vater hiezu nie seine Einwilligung geben würde, so habe sie sich von diesem die Erlaubniss erbeten, sich nicht mehr täglich, sondern nur wöchentlich, schliesslich sogar nur monatlich einmal bei ihm einfinden zu müssen. Auf diese Weise habe sie ohne wissen ihres Vaters die Reise ausführen können, bei der sie nur von einer einzigen getreuen Dienerin begleitet gewesen sei.

Auch die Erzählung von der defloratio Helenae ist in beiden Berichten verschieden. Im libellus ist nur von einem Tage die Rede, und Helena nimmt das ihr angebotene kaiserliche Geschenk ohne weiteres an. Nach dem Veronesen dauert der Umgang des Constantius mit der Helena länger; ferner bietet jener dieser erst eine Menge Gold und Silber; Helena aber schlägt das aus und erbittet sich den Ring, den der Kaiser am Finger hat.

Nach dem libellus 5, 9 war Constantin etwa zehn Jahr alt,

nach Johannes aber 12 Jahr, als er von den Kaufleuten entführt wurde. Ferner fehlt im libellus die Angabe des Johannes, dass er sich um die scientia litterarum überhaupt nicht gekümmert habe, bis man ihn zum König von Byzanz gebracht.

Verschieden werden ferner die Erlebnisse des ausgesetzten Pares auf der Insel geschildert. Im libellus wird in höchst naiver Weise erzählt, wie die Kaiserstochter zuerst früh morgens aufsteht und bemerkt, dass die Schiffer abgefahren sind. Bei Johannes thut dies alles Constantinus. Auch die Lügenerzählung, welche die ausgesetzten den rettenden Schiffern anzuhören geben, ist im Johannes anders, und zwar geschickter gemacht, als im libellus; hier ein sehr unwahrscheinlicher Bericht darüber, wie die Kaufleute die auf der Insel eingeschlafenen jungen Leute vergessen hätten mitzunehmen; dort die an sich sehr glaubhafte Geschichte, dass das Schiff, auf welchem die jungen Leute in die Gegend der Insel gekommen wären, mit Mann und Maus untergegangen sei.

Auch der Anlass zu denjenigen Kampfspielen, bei denen Constantin mit seinem Vater zusammentrifft, wird im libellus und bei Johannes verschieden berichtet. In jenem sind diese Spiele Festlichkeiten bei Gelegenheit des Geburtstags des Kaisers Constantius. Bei Johannes Veronensis dagegen wird erzählt, wie Constantin nicht allein durch seine Geschicklichkeit in kriegerischen Uebungen zu Rom bekannt geworden sei, sondern auch mit den vornehmsten der Stadt intimen Umgang gefunden habe. So sei Constantius auf den jungen Mann aufmerksam geworden und habe mit ihm einen Waffengang gehabt. Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass Helena bei Johannes nicht, wie das im libellus der Fall ist, sich sträubt dem Constantius die Erlebnisse des Constantin zu berichten, sondern ihm dieselben nach Entfernung der übrigen anwesenden sofort offenbart.

Ergibt sich somit eine Reihe von Verschiedenheiten zwischen dem Berichte des Johannes Veronensis und dem libellus de Constantino Magno, so ist doch der Hauptinhalt beider Erzählungen der gleiche. Insbesondere sind alle diejenigen Hauptmomente, welche oben als dem libellus und dem Petrus

de Natalibus gemeinsam zusammengestellt wurden, ausnahmslos auch in der Erzählung des Johannes vorhanden.

Eine den Berichten des Petrus de Natalibus und des Johannes Veronensis sehr ähnliche Erzählung bringt die bereits erwähnte Chronik des Jacobus Aquensis.* Von den aufgezählten Hauptmomenten der bis jetzt besprochenen Parallelerzählungen fehlt auch in der Erzählung des Jacobus kein einziges. Jedoch unterscheidet sich dieselbe wesentlich von den drei genannten Berichten dadurch, dass in ihr die Helena stabularia auch mit keiner Sylbe erwähnt wird; auch ist von ärmlichen Verhältnissen derselben, wie sie in der neugefundenen Helena-Novelle und bei dem Venediger Bischof sich finden, bei Jacobus Aquensis nichts zu erkennen. Ein weiterer Unterschied ist der, dass in jenen drei Berichten grossartige Kampfspiele in der Weise mittelalterlicher Turniere abgehalten werden, dass aber von solchen bei Jacobus nicht die Rede ist, vielmehr hier Helena ihren Sohn einfach dem Constantius vor Augen stellt und durch den ihr früher geschenkten kaiserlichen Ring die Wiedererkennung herbeiführt. Wo der libellus de Constantino und Petrus de Natalibus aus einander gehen, hat Jacobus bald die Version des einen, bald die des anderen aufgenommen: mit dem libellus stimmt er in der Herleitung der Helena aus Trier, mit Petrus sowol darin überein, dass nach der Rückkehr Constantins nach Rom ein Palast eingerichtet wird, als auch darin, dass schliesslich Helena von Constantius zur Gattin genommen wird. Was die Quelle des Jacobus anbelangt, so ist sie ebenso dunkel wie die des Johannes Veronensis; denn eine chronica Treverensis, die am Eingange des mitgetheilten Berichtes erwähnt wird**, ist nicht weiter bekannt.***

Eine Legende, ganz ähnlich der, welche den bisher ge-

* „Quomodo de imperatore Constantio et Elena imperatrice natus est Constantinus imperator“: Mon. Hist. Patr. Script. III, Sp. 1390—1392.

** „Sicut scribitur in cronica Treverensi. quidam rex fuit habens filiam nomine Helenam“: a. O. Sp. 1390.

*** In den gesta Treverorum bei Pertz, Mon. X. (scr. VIII), S. 151 findet sich nur eine kurze Notiz über die Helena, entnommen aus der oben bereits erwähnten Helena-Biographie Almanns.

nannten Parallelerzählungen zu Grunde liegt, kennt die schon 1474 gedruckte Dichtung „Dittamondo“ des Fazio degli Uberti (2, 11). Wir finden hier fast alle diejenigen Hauptpuncte wieder, die wir oben als gemeinsam den bisher besprochenen Variationen der Sage erkannten: die Geburt des jungen Constantin, welcher Name aber nicht genannt wird, die betrügerischen Kaufleute, die Verheiratung mit der Tochter des Königs, „der damals über die Völker Griechenlands regierte“, die Beraubung, in Folge deren dem jungen Par nur „das reiche, verborgene Gewand“ bleibt, die Erkennung durch den kaiserlichen Ring. Dass mehrere Züge der Sage, wie die Verwendung der Helena stabularia und das Turnier, fehlen, darf bei der kurzen Erwähnung derselben nicht als unterscheidendes Merkmal gelten. Auch im Dittamondo wird schliesslich Helena zur Kaiserin erhoben.

Mit Recht macht Wesselofsky* darauf aufmerksam, dass Fazio degli Uberti den Schwiegervater des Constantin von Galerius unterscheidet. Es ist möglich, mit Wesselofsky anzunehmen, dass diese Trennung eine Zuthat des italienischen Dichters ist, welcher der historischen Wirklichkeit sich nähern wollte. Möglich ist aber auch, dass dieselbe Trennung schon in der unbekannten Quelle des Fazio degli Uberti stand. Dass diese weder Jacobus Aquensis, noch der libellus de Constantino war, erhellt schon daraus, dass im Dittamondo Helena nicht aus Trier, sondern als eine Tochter des Königs Cloelius aus England herstammt. Eben deshalb steht die Erzählung im Dittamondo denen des Johannes Veronensis und des Petrus de Natalibus am nächsten.

Was in den bisher besprochenen Parallelerzählungen vom Kaiser Constantin erzählt wird, ist mit geringen Abweichungen, jedoch unter anderen Namen, in der dem Boccaccio beigelegten Novelle „Urbano“** und in einer von F. Zambrini

* Wesselofsky, le dit de l'empereur Coustant: Romania, recueil trimestriel consacré à l'étude des langues et des littératures romanes publ. p. P. Meyer et G. Paris. Paris. VI, 1877, S. 176 f.

** Dieselbe existiert auch in der französischen Litteratur, vergl. Grässe, die grossen Sagenkreise des Mittelalters, S. 485 f.

herausgegebenen* Novelle erzählt.** Urbano ist der Sohn der Silvestra, der Kaiser Friedrich Barbarossa Gewalt angethan hat ohne von ihr gekannt zu sein. Er wächst in Rom in dem Hause eines Wirthes, bei dem Silvestra Aufnahme gefunden, auf. Kaufleute benutzen seine grosse Aehnlichkeit mit Speculo, dem legitimen Sohne des Kaisers, und nehmen ihn mit nach Cairo zum Sultan von Babilonia und geben ihn für Speculo, sich aber für Gesandte des römischen Kaisers aus, der durch sie um die Hand der Lucrezia, der Tochter des Sultans, für seinen Sohn werben lässt. Die Vermählung findet statt, das junge Par wird auf der Rückfahrt auf einer Insel zurückgelassen, von einem vorüberfahrenden anderen Schiffe aber aufgenommen und nach Rom gebracht. Dort entdeckt Lucrezia dem Kaiser Friedrich, wer sie sei; zugleich kömmt heraus, dass Urbano des Kaisers und der Silvestra Sohn ist, und da der Kaiser schon seit langem Wittwer und sein legitimer Sohn Speculo unlängst gestorben ist, heiratet er Silvestra und legitimiert Urbano. In der andern, im wesentlichen sonst übereinstimmenden Novelle heisst der Held Manfredo und ist der Sohn eines „salsiere“ Guido von Rom, zufällig aber dem Sohne des Kaisers Antonio ähnlich, und die Kaufleute führen ihn, wie in der Chronik des Jacobus, zum Kaiser von Konstantinopel.

Die bisher besprochenen sieben Erzählungen: des libellus de Constantino, Johannes Veronensis, Petrus de Natalibus, Jacobus Aquensis und der drei italienischen Berichte, bilden eine Gruppe. Allen liegt eine und dieselbe Geschichte zu Grunde. Sie gehen vielleicht auch alle auf eine und dieselbe unbekannte Quelle zurück.

Mit dieser ersten Gruppe von Erzählungen über die Jugend Constantins des Grossen vergleicht sich eine zweite, von der zuerst folgende altfranzösische Novelle*** erwähnt werden mag:

* F. Zambrini, Novelle d'incerti autori del secolo XIV. Bologna 1861, S. 9 ff.

** Reinhold Köhler in Gröbers Zeitschrift für romanische Philologie II, 1878, S. 181.

*** Moland et d'Héricault, Nouvelles françaises en prose du XIII s. (Bibl. Elzev. Jannet) I, S. 3—32.

Der heidnische Kaiser Muselins von Byzanz hörte einst von einem Astrologen, dass dessen Sohn seine Tochter zum Weibe nehmen und selbst Kaiser werden würde. Muselins bezweifelt diese Prophezeiung, worauf der Astrologe behauptet, dass es gerade so kommen müsse, wie er gesagt und in den Sternen gelesen habe. Der Kaiser aber ist gesonnen die Ausführung dieser Prophezeiung von Grund aus unmöglich zu machen. Er lässt den neugeborenen Knaben von seinem Ritter rauben und ihm den Bauch aufschlitzen; er will ihm mit eigener Hand das Herz herausziehen, wird aber von seinem Ritter abgehalten, welcher das todt geglaubte Kind ins Meer zu werfen verspricht, es aber aus Mitleid auf einem Misthaufen vor einem Kloster aussetzt. Das Knäblein wird von dem Abte gefunden und von ihm einem Arzte anvertraut, der für seine Cur 100 Goldstücke fordert, aber mit 80 sich begnügen muss. Daher des Knaben Name: Coustant „pour çou k'il sanbloit k'il coustoit trop au garir" (a. O. S. 11; vgl. 16, 32). Der Knabe genas, wird von dem Abte in die Schule gegeben, wo er erstaunliche Fortschritte macht; als schönen fünfzehnjährigen Jüngling sieht ihn der Kaiser bei einer Zusammenkunft mit dem Abte, von dem er die Geschichte des Fremdlings erfährt. Er bittet sich den Knaben aus, was auch die Klosterbrüder willig gewähren, und sinnt wieder, wie er jenen Bettler, der seine Tochter heiraten soll, sich aus dem Wege schaffe. Er sendet ihn an seinen Castellan zu Byzanz mit einem Briefe, in welchem er letzterem den Befehl ertheilt, den Ueberbringer sogleich zu tödten. Der Brief aber gelangt in die Hände der Kaiserstochter, welche sich in den schönen Jüngling verliebt und dem vor Müdigkeit eingeschlafenen statt des entwendeten einen anderen, von ihr selbst geschriebenen Brief unterschiebt: in diesem war dem kaiserlichen Castellan anbefohlen den angekommenen Jüngling mit der Kaiserstochter zu vermählen, was auch sogleich geschieht. Als der Kaiser nach geschehener Hochzeit erscheint, sieht er ein, dass gegen die Beschlüsse der Vorsehung nichts auszurichten sei. Nach seinem Tode folgt ihm sein Schwiegersohn Coustant auf dem Thron, Constantin war dessen Sohn; Byzanz aber ward Konstantinopel genannt „pour son père Coustant qui tant cousta".

Fast ganz dieselbe Geschichte kehrt in einer versificierten Bearbeitung wieder, welche aus einer Kopenhagener Handschrift von Wesselofsky herausgegeben ist* und den Titel führt: „li dit de l'empereour Coustant". Auch der Held dieser 630 altfranzösischen Verse ist Coustant. Dass darunter nur Constantin, der Sohn der heiligen Helena, verstanden werden kann, geht schon daraus hervor, dass dieser Name Coustant mit der Benennung von Konstantinopel zusammengebracht wird:

Pour ce que si nobles estoit
Et que nobles oevres faisoit
L' appielloient Coustant le noble
Et pour çou ot Coustantinoble
di cytés de Bissence a non.

Die beiden französischen Erzählungen unterscheiden sich fast nur durch die Personennamen. Im Dit de l'empereur ist Florien Kaiser von Griechenland und Byzanz und Gemahl der Tochter des Augustus, des Herren „de la Romanie et du royaume d'Italie qui porte le nom de Lombardie". Zu den sonstigen wenigen Unterschieden gehört, dass im Dit der Arzt nicht 80 statt 100 Goldstücke, sondern 100 statt 200 erhält; und daran knüpft sich dann dieselbe Etymologie, wie in der Prosaerzählung:

Et pour çou qu'il ot cousté tant
Li missent il à non Coustant.

Die Sage, welche in diesen beiden französischen Erzählungen vorliegt**, ist eine weitverbreitete. Ihr vorkommen im Arabischen*** und Indischen† beweist ihren orientalischen Ursprung; sie findet sich aber auch in deutschen††, norwegischen†††,

* Romania VI, 162 ff.

** Vgl. Wesselofsky in d. Romania VI, 171 ff.

*** Vgl. Galland, Nouvelle suite de mille et une nuit, contes arabes II, 172—183, und Cardonne, mélanges de littérature orientale II, 69—82.

† Weber, über eine Episode im Jaîmini-Bhârata, Monatsber. d. Kön. preuss. Akad. d. W. 1869, S. 14 ff.

†† Vgl. Gebr. Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 29. Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 8. Meier, deutsche Volksm. aus Schwaben Nr. 79.

††† Asbjörnsen und Moe, Norske Folke Eventyr. 3. Ausg. Nr. 5. (Deutsche Uebersetzung von Bresemann, Berlin 1847. I, 29.)

dänischen*, sicilianischen**, finnischen***, ungarischen†, böhmischen††, kroatischen†††, serbischen*†, polnischen*††, russischen*††† und albanesischen†* Märchen, und noch heutigen Tages ist sie vielfach im Munde der Leute.

Diese ganze Gruppe von Erzählungen, von denen sich ein Theil der besonders aus Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" bekannten Fridolin-Sage bemächtigt und sie als Episode verwerthet hat†**, hält Wesselofsky mit der Erzählung des Jacobus Aquensis für im wesentlichen identisch. Dann würde unsere ganze erste Sagengruppe, also auch der libellus de Constantino, mit jenen zahlreichen Märchen und mit den genauer mitgetheilten beiden altfranzösischen Berichten in einem nahen geschichtlichen Zusammenhange stehen. Ein derartiger enger Zusammenhang ist aber meiner Ansicht nach nicht vorhanden. Dazu ist die Verschiedenheit der beiden Sagengruppen viel zu gross. Die Erzählung z. B. im Dit de l'empereur Coustant und die des Jacobus Aquensis sind so verschieden, dass, wenn nicht der Name des Hauptthelden in zwar nicht gleicher, aber sichtlich ähnlicher Form sich in beiden Berichten fände, niemand bei der einen Sage an die andere denken würde. Die Sagen der zweiten Gruppe kann man kurz bezeichnen als das Märchen von dem neugeborenen Knaben, von dem in den Sternen steht oder sonst prophezeit ist, dass er dereinst der Schwiegersohn und Erbe eines gewissen

* Grundtvig, Gamle danske Minder I, Nr. 215. 214.

** Pitrè, Fiabe, novelle, racconti ed altre tradizioni popolari siciliane. Vol. II. Nr. C: Lu mircanti 'smailitu Giumentu.

*** Ermans Archiv für die wissensch. Kunde Russlands XVI, S. 236 ff.

† Stier, Ungarische Volksmärchen Nr. 17: „Des armen Mannes Sohn und die Kaufmannstochter".

†† Waldau, böhm. Märchen S. 587.

††† Valjavec, Narodne pripovjedke u Varazdinu 1858. I, S. 157 ff.

*† Archiv für slavische Philologie I, 2. Aus dem südslavischen Märchenschatz S. 288, Nr. 14.

*†† Glinski, Bajarz polski t. III, S. 193 ff.

*††† Afanasjef, russische Volkserzählungen III, Nr. 173 a und b. IV, S. 426 ff.

†* Hahn, griechische und albanesische Märchen I, Nr. 20.

††* Wesselofsky, a. O. S. 192 ff.

Herrschers oder reichen werden soll und der dies schliesslich auch trotz allen Verfolgungen jenes Herrschers oder reichen wird. Ob die Uebertragung dieser Sage auf Constantin den Grossen durch byzantinische Dichtung veranlasst ist, kann man nicht ausmachen.*

Den beiden bisherigen Sagengruppen über die Jugend Constantins reiht sich drittens eine serbische Sage an.** Nach derselben ist Konstantinopel nicht von Menschenhand gebaut, sondern von selbst entstanden. Ein Kaiser stiess auf der Jagd auf einen Todtenkopf und trat auf ihn mit seinem Pferde. Da sprach der Kopf: „Warum zertrittst du mich, da ich auch todt schaden kann?“ Der Kaiser stieg vom Pferde und nahm den Kopf mit heim, verbrannte ihn und zerstiess seine Ueberbleibsel zu Pulver, das er in Papier wickelte und in eine Kiste legte. Darauf verreiste er. Seine erwachsene Tochter nahm die Schlüssel, öffnete die Kiste, stiess auf das Papier, benetzte ihren Finger mit der Zunge, tauchte ein, leckte und legte das Papier wolverwickelt wieder in die Kiste. Da ward sie schwanger, und der König erkannte, dass der Kopf Schuld sei. Sie gebar als Mädchen einen Knaben. Einst nun nahm der Kaiser das kleine Kind auf seine Hände, da griff es nach seinem Barte. Der Kaiser wollte wissen, ob es dies muthwillig oder aus Unwissenheit gethan, und liess ein Becken mit glühenden Kohlen oder Glut, ein anderes mit Ducaten oder Gold füllen. Das Kind griff sogleich nach dem Golde. Da fürchtete der Kaiser, dass sich des Todtenkopfes Drohung erfüllte. Als der Knabe zum Jüngling heranwuchs, trieb ihn der Kaiser in die weite Welt: „Nirgends sollst du ruhen, bis du den Ort findest, wo zwei Uebel handgemein geworden sind“. Der Jüngling irrte durch die Welt, kam an Konstantinopels Stätte und fand hier einen Weissdorn, um den sich eine Schlange gewunden, so dass sie sich beide stachen. „Hier muss ich stehen bleiben.“ Da kehrte er sich um, und vom Dorn bis zu seinem Rücken streckte sich eine Mauer, und von diesem Orte bis zu dem Weissdorn soll noch

---

* Reinhold Köhler, a. O. S. 181.

** Wesselofsky, a. O. S. 177.

heutzutage keine Mauer in Konstantinopel sein. Später ward der Jüngling zu Konstantinopel Kaiser, nachdem er seinen Grossvater der Kaiserwürde beraubt hatte.

In dem namenlosen Jüngling dieser serbischen Sage kann nur Constantin der Grosse gefunden werden; denn er und kein anderer war der Neubegründer Konstantinopels. Wie wir nun bei der zweiten Sagengruppe sahen, dass das Märchen von jenem Knaben, der das ihm prophezeite Glück trotz aller Verfolgung erlangt, auf Constantin den Grossen übertragen ward, mit diesem aber ursprünglich gar nichts zu thun hatte, so haben wir in dieser serbischen Erzählung ebenfalls eine Uebertragung eines Märchens, das ursprünglich mit der Gründung Konstantinopels gar nicht zusammenhieng, auf eben diesen Constantin den Grossen. Dieses zweite Märchen kann man kurz bezeichnen als das von dem Schädel, der obgleich todt, doch noch schaden kann. Es kehrt im türkischen Tutinameh* und in der Volkslitteratur der türkischen Stämme Südsibiriens** wieder. Dass wir bei den Serben diese Erzählung von dem Schädel auf Constantin den Grossen übertragen vorfinden, liegt jedesfalls in byzantinischem Einfluss begründet. Denn da die südslavischen Litteraturen vorzüglich aus byzantinischen Quellen geschöpft haben, so ist es höchst unwahrscheinlich, dass diese serbische Sage aus einer occidentalischen Quelle geflossen sei.***

In der That finden wir in den späten griechischen Quellen unverkennbare Spuren davon, dass die Jugendgeschichte Constantins des Grossen auch in byzantinischer Zeit und Litteratur legendenartig ausgeschmückt wurde.

Der ausführlichste Bericht einer byzantinischen Legende über die Geburt und Jugend Constantins des Grossen begegnet bei Nikephoros Kallistos, dem Sohne des Xanthopulos.

---

* Tutinameh, übers. v. G. Rosen II, S. 85 ff.: Geschichte von dem Schädel, durch den achtzig Menschen das Leben verlieren.

** W. Radloffs Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Südsibiriens IV, 488 ff.

*** Russische Revue, herausgegeben von Carl Röttger, Bd. VI, 1875, S. 182.

Derselbe erzählt in seiner Kirchengeschichte*, es hätten Perser, Parther und Sarmaten das römische Gebiet verwüstet, und deshalb hätten die damaligen Machthaber in Rom den Constas (d. i. den Constantius Chlorus) als Gesandten dahin abgeschickt. Auf dieser Reise sei Constantius auch nach Drepanum gekommen. Nachdem er hier mit der Tochter seines Wirthes Umgang gepflogen, habe er geträumt, dass die Sonne von Westen nach Osten gehe; deshalb habe er *ἐπιπλόν τι ποικίλον πορφύρᾳ διειλημμένον* zurückgelassen, sei nach Rom zurückgereist *καὶ Καῖσαρ συνάμα Μαξιμίνῳ καὶ Γαλλερίῳ κατὰ Ῥώμην ἀναγορεύεται.* Später erfährt er von anderen Gesandten, die ebenfalls durch Drepanum kommen, die Existenz seines Sohnes und lässt diesen mit sammt seiner Mutter nach Rom bringen.

Dass wir in dieser Erzählung, welche Nikephoros in seiner kecken Art und Weise** als geschichtliche Wahrheit den gläubigen Lesern auftischt, eine Legende zu erblicken haben, geht schon daraus hervor, dass sich dieselbe in unlösbare chronologische Widersprüche mit der geschichtlichen Wahrheit verwickelt.*** Mit dem libellus de Constantino hat dieselbe den Berührungspunct, dass auch in ihr die Helena stabularia des Ambrosius durchblickt, indem die Zusammenkunft des Constantius mit der Helena bei dem *ξεναγός* desselben erfolgt und die Helena ausdrücklich als die Tochter des Wirthes bezeichnet wird. Auch bei Nikephoros weist sich Helena als Mutter Constantins durch ein Geschenk aus, das sie bei ihrer defloratio von Constantius erhalten hat. Sonst aber ist die Legende des Nikephoros vom libellus de Constantino durchaus verschieden: die Geburt erfolgt bei jenem in Drepanum, nach diesem in Rom; der *Κώνστας* des Nikephoros ist noch nicht Kaiser, sondern kömmt nur als römischer Gesandter nach Drepanum. Von ärmlichen Verhältnissen der Helena ist ferner

* Nikephoros Kallistos, h. eccles. lib. VII, cap. 18, bei Migne t. 145, 1244.

** Henri Estiene, apologie pour Hérodote II, 94.

*** Baronius, ann. eccles. III, S. 416. — Uebersetzung der allgemeinen Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. 14. Theil, 1754, S. 10 ff.

bei Nikephoros keine Rede; Helena erweist sich hier als Mutter des Constantin nicht in Rom dem Constantius, sondern in Drepanum durchreisenden römischen Gesandten, welche, von ihrer Mission zu den Parthern nach Hause zurückgekehrt, dem Constantius, der inzwischen Kaiser geworden, Bericht erstatten; die Erkennungszeichen der Helena bestehen bei Nikephoros nicht aus goldenen Kleinodien, sondern aus einem Purpurmantel, welcher an das „reiche, verborgene Gewand" im Dittamondo erinnert; Constantin ist zur Zeit der ersten Begegnung mit seinem Vater noch nicht ein Jüngling, der sich in Waffenübungen auszeichnet, noch viel weniger verheiratet, sondern ein Knabe, der sich an kindlichen Spielen erfreut.

Ein wichtiger Unterschied des griechischen Textes vom libellus de Constantino ergibt sich auch aus dem, was Nikephoros am Ende des 18. und im folgenden Capitel erzählt. Weil nämlich hienach Constantius fürchtet, seine rechtmässige Gattin Theodora möchte in Folge weiblicher Eifersucht der Helena und dem Constantin Nachstellungen bereiten, schickt er seinen Sohn nach Nikomedien *ἐς Διοκλητιανὸν κατὰ τὴν Νικομήδειαν διατρίβοντα συνάμα τῷ γαμβρῷ τῷ Γαλλερίῳ Μαξιμίνῳ.* Hier in dem Kaiserpalast wird dem Constantin *παιδεία ἡ τῶν Ἑλλήνων* beigebracht; der junge Prinz lernt aber auch *τὰ Χριστιανῶν.* Diese Sage* von einer christlichen Jugendbildung Constantins des Grossen begegnet auch bei Photius** und in der noch ungedruckten*** fabelreichen Biographie der Bischöfe Metrophanes und Alexander†, deren auf Constantin den Grossen bezüglicher Abschnitt theilweise nach Autopsie erzählt†† und für mich von meinem Freunde und

---

* Vgl. Burckhardt, die Zeit Constantins des Grossen, S. 390 ff., und Keim, der Uebertritt Constantins des Grossen zum Christenthum, S. 12 ff. 78 f.

** Photius, Bibl. cod. 256.

*** Nur einige Bruchstücke liegen bis jetzt gedruckt vor: bei Photius a. O., bei Leo Allatius und in den Acta Sanctorum an den gleich zu citierenden Stellen.

† Vgl. auch Jo. Chr. Hesse, dissertatio historico-pragmatica qua Constantinum Magnum ex rationibus politicis christianum sistit, S. 26.

†† Acta Sanctorum 4. Juni I, S. 386. Unrichtig hierüber Leo Allatius, de Symeonum scriptis diatriba, S. 89.

Collegen, Herrn Dr. Ziegler aus Dresden nach dem codex Vaticanus graecus 1667 (saec. XII.) collationiert worden ist.

Bei Nikephoros wird dann ferner berichtet, dass Constantin angefangen habe sich von den heidnischen Mitregenten seines Vaters, die sich am Blute der Christen ergetzt hätten, zu separieren. Jene Mitregenten des Constantius Chlorus aber, die aus den Sprüchen ihrer heidnischen Priester ersehen, dass Constantin dereinst sich des ganzen römischen Reiches bemächtigen und das Heidenthum stürzen werde, bereiten nach derselben Quelle dem Constantin Nachstellungen und versuchen ihn zu tödten. Deshalb flieht derselbe nach Gallien zu seinem Vater.

Durch diesen Bericht steht Nikephoros der historischen Wirklichkeit näher als die neugefundene Helena-Novelle; denn während diese die nur ganz kurze Zweimännerherrschaft des Constantius und Galerius gegen die geschichtliche Wahrheit auf eine lange Reihe von Jahren ausdehnt, finden wir bei Nikephoros ausser Constantius und Galerius noch den Diocletian; Maximian fehlt freilich auch hier, dafür aber ist dessen Stieftochter Theodora genannt, welche die Helena-Novelle ebenfalls nicht kennt. Auch der kriegerische Ruhm, den Constantin in Asien als junger Mann erwarb, die Nachstellungen des Galerius und die Flucht Constantins aus Nikomedien sind geschichtliche Thatsachen, die im libellus de Constantino nicht erwähnt werden.

Eine ähnliche Erzählung, wie sie Nikephoros bietet, scheint auch dem Suidas* vorgelegen zu haben. Bei diesem werden nämlich deutlich zwei Erkennungsscenen zwischen Constantius Chlorus und Constantin unterschieden, die erste eingeleitet mit *γνωρισθείς*, die andere mit *θεασάμενος*. Was

---

* Suidas u. d. W. *Κωνσταντῖνος ὁ μέγας* vol. II, Sp. 382 ed. Bernhardy: *Κωνσταντῖνος ὁ μέγας. οὗτος ἐξ ἀφανῶν τίκτεται τῷ βασιλεῖ Κωνσταντίῳ, γνωρισθεὶς δὲ τῷ πατρὶ κατά τινας γνωρίμους τρόπους· ὃς κατά τινα τύχην ἔγνω τοὺς τόπους καταλιπεῖν, ἐν οἷς διέτριβεν, ἐξορμῆσαι δὲ πρὸς τὸν πατέρα Κωνστάντιον, ἐν τοῖς ὑπὲρ τὰς Ἄλπεις ἔθνεσιν ὄντα καὶ Βρεττανίᾳ συνεχέστερον ἐνδημοῦντα. θεασάμενος δὲ αὐτὸν ὁ πατὴρ χειροτονεῖ βασιλέα, τοὺς ἐκ τῆς Θεοδώρας υἱεῖς καταλιπών, ἰδὼν αὐτὸν εὖ ἔχοντα σώματος . . .*

es aber mit der ersten dieser beiden Erkennungsscenen für eine Bewandtniss hat, wie Suidas dazu kommen konnte, davon zu reden, dass vor der fluchtähnlichen Abreise Constantins aus des Galerius Machtgebiet Constantius Chlorus seinen Sohn *κατά τινας γνωρίμους τρόπους* erkannt habe, musste vor bekanntwerden der im Laufe unserer Untersuchung erwähnten Berichte über Constantins des Grossen Jugendzeit völlig unklar sein.

Wer der Verfasser der von Suidas benutzten Erzählung war, lässt sich bloss muthmassen. Dass Symeon Metaphrastes, der Verfasser der grossen Sammlung der Heiligenleben, welcher die wichtigsten und höchsten Staatsämter und insbesondere die Würde eines Logotheten bekleidete und bei den byzantinischen Kaisern in hoher Gunst stand*, von Suidas benutzt ist, erweist** Suidas u. d. W. *Νοθεύει· ἐν τῇ τοῦ μακαρίτου Λογοθέτου μεταφράσει τῇ εἰς τὸ μαρτύριον τοῦ ἁγίου Λουκιανοῦ.* Von den 122 Lebensbeschreibungen der heiligen, die von dem Werke Symeons als zweifellos echt erhalten sind, behandelt allerdings keine Constantin den Grossen oder die heilige Helena.*** Dass aber in der grossen salbungsvollen Heiligengeschichte Symeons die heilige Helena und Constantin der Grosse ausführliche Erwähnung gefunden haben werden, muss als mehr denn wahrscheinlich gelten. Hat doch Symeon in so nahen Beziehungen zum Kaiserhofe gestanden, dass eine oberflächliche Behandlung des kaiserlichen grossen Schirmherrn des Christenthums und seiner Mutter in diesem so sehr der Kirche dienenden Werke undenkbar ist.

Dass aber gerade Symeon für Suidas Artikel *Κωνσταντῖνος* Vorlage gewesen, ist deshalb wahrscheinlich, weil auch Nikephoros den Symeon studiert hat.† Eine grössere Sicherheit über Symeons Antheil an den Sagen von Constantins des Grossen Jugend liesse sich vielleicht aus den nur schwer erreichbaren neugriechischen Bearbeitungen des Symeon ge-

* Hirsch, Byzantinische Studien, S. 309 f.

** Nicolai, Griech. Litteraturgesch. III, 108.

*** Leonis Allatii de Symeonum scriptis diatriba, S. 124 f., und Hamburger zuverlässige Nachr. Bd. IV, S. 140 f.

† Leonis Allatii de Sym. scr. diatr. S. 88.

winnen. Was Agapios Landos betrifft, der im 17. Jahrhundert das weitschichtige Material des Metaphrastes dem Bedürfnisse der Kirche zugänglich machte, so stehen mir zwei Ausgaben* mit verschiedener Auswahl der Heiligenleben zu Gebote, die der Universitätsbibliothek zu Athen angehören und mir durch die freundliche Vermittelung des durch seine neugriechischen Studien rühmlichst bekannten Herrn Dr. Michael Deffner zu Athen übersandt wurden. In diesen Editionen ist leider keine Spur von einer dem libellus de Constantino verwandten Sage zu entdecken.**

So beliebt auch der Name Constantin (*Κωνταντᾶς*, *Κώστας*, *Κώστης*) in der griechischen Volksdichtung ist, so liefert doch, wie es scheint, auch diese keinen Anhaltspunct, die Geschichte der Sagen von Constantins des Grossen Jugend aufzuklären. So hat z. B. das von Sakellarios*** veröffentlichte Lied über Constantin, das Lambros† als ein Hauptbeispiel der neugriechischen Volksgesänge anführt, mit dem Kaiser nichts als den Namen gemein. Auch der Verfasser des „Lautsystemes der griechischen Vulgärsprache“, Herr Dr. Karl Foy, theilt mir in liebenswürdiger Beantwortung einer darauf bezüglichen Anfrage mit, dass ihm kein neugriechisches Volkslied bekannt sei, worin der Name Constantin den Kaiser bezeichnete. —

Mit Absicht ist auf den weitläufigen französischen Roman von der schönen Helena von Konstantinopel, der Mutter der heiligen Martin von Tours und Brixius††, bis jetzt keine

---

* *Βιβλίον καλούμενον παράδεισος ἐκ τῶν λόγων τοῦ ὁσίου καὶ θεοφόρου πατρὸς ἡμῶν Συμεῶνος τοῦ Μεταφραστοῦ. Μεταφρασθὲν παρὰ Ἀγαπίου Μοναχοῦ τοῦ Κρητός. Ἐνετίησι.* 1766. 4°. Andere Ausgabe 1805. 4°.

** Auch im Menaeon des Cutlumusianus und in den *βίοι ἁγίων παρὰ Μαξίμου ταπεινοῦ ἐπισκόπου Κυθήρων* (1630. 4°) ist, nach gütiger Mittheilung des H. Prof. Usener, an den zuständigen Orten, nämlich zum 21. Mai (Gedächtnisstag Constantins und der Helena), zum 9. Mai (Tag der appar. crucis) und zum 14. Septbr. (exalt. cruc.) nichts zu lesen, das nur wie eine Spur der Legende aussähe.

*** Sakellarios, *Κυπριακά* III, S. 3.

† Lambros, collection de romans Grecs. Paris 1880. S. XXXII.

†† Le roman de la belle Helaine de Constantinople, mère de

Rücksicht genommen worden, trotz dessen grosser Verbreitung als allgemein germanisches Volksbuch im Niederländischen*, Dänischen**, Isländischen***, Schwedischen† und im eigentlichen Deutschland††. Denn wie die deutschen Bearbeitungen der Sage von der geduldigen Helena, von denen mir Görres und Simrocks Volksbücher, Bühelers Königstochter, Mai und Beaflor und die Erzählung vom „König von Reussen" ††† vorgelegen haben, von der Dresden-Freiberger Helena-Novelle vollkommen verschieden sind, so hat auch das französische Original, das mir mit grosser Liberalität von der Göttinger Bibliothek übersandt wurde, mit dem libellus de Constantino nichts gemein als die Namen Helena und Konstantinopel. Wie verschieden die Verhältnisse dieser französischen Helena aus Konstantinopel von denen der Mutter Constantins des Grossen erzählt sind, ersieht man schon aus der verschiedenen Zeit, in die man sie gesetzt hat. Denn die französische Helena lebte nicht im 4. Jahrhundert, sondern wird geboren „l'an quatre cens quatre vingts après l'incarnation de Jésus Christ". Sodann stammte sie auch von ganz anderen Eltern und verkehrte mit ganz anderen Familien. Diese ganze ausgedehnte Erzählung, voll von Heidenbekämpfung, Bekehrungs- und Wundergeschichten und nicht zum mindesten von echt französischer gloire, gehört in einen ganz anderen Zusammenhang, den bereits von der Hagen dargestellt hat.*†

St. Martin de Tours et de Saint Brice son frère. Paris 1586. 4°. Vgl. über diesen Roman Grässe, Lehrb. der Literärgesch. III, 1, S. 284 ff. Von der Hagen, Gesammtabenteuer III, S. CLIX ff. Merzdorf, des Bühelers Königstochter von Frankreich, S. 6 ff. Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen, übersetzt von Liebrecht, S. 265.

* Van den Bergh, de nederlandsche Volksromans. Amsterdam 1837, S. 10 ff.

** Nyerup, dän. Volksb. 138.

*** Halfdan Einarsson, hist. lit. Isl. 103: Helenae Pulchrae et filiorum eius (hist.) in rimur. A. Magnaeus excerptatur. Saugum. No. 576. 4 C. vgl. von der Hagen a. O.

† Bäckström, svenska Folkböcker, I, 188 ff.

†† Vgl. bes. Görres, die teutschen Volksb. S. 137 ff.

††† Dichtungen des deutschen Mittelalters VII, Einleitung S. IX ff.

*† Von der Hagen, Gesammtabenteuer, III, S. CLIV ff.

Nicht einmal der Name der Helena ist für diese Erzählung von Bedeutung; denn die vergleichbaren Frauengestalten der verwandten Sagen führen theilweise andere Namen: Constance in einer normännisch-englischen Weltchronik des 14. Jahrhunderts*, Emare im Mittelenglischen**, Betequine im nordfranzösischen Romane de la Manekine des im 13. Jahrhundert dichtenden Philipp von Reims.

Auch der andere Anknüpfungspunct der Erzählung von der geduldigen Helena an den libellus de Constantino, der Name Konstantinopel, kehrt in anderen Erzählungen, welche mit jener altfranzösischen de la belle Helaine parallel sind, nicht wieder. In der Erzählung des Benedictiners Matthaeus von Paris in St. Albano († 1259) ist es kein Kaiser von Konstantinopel, sondern der König von York, der die eigene Tochter ehelichen will***; in der italienischen Darstellung des Ser Giovanni Fiorentino (um 1378) ist der Name Dionigia, König von Frankreich†, und bei Philipp von Reims ist der König von Ungarn an dessen Stelle getreten.††

Merzdorf freilich ist geneigt††† die in so mannigfacher Zunge wiederkehrende Erzählung von der geduldigen Helena „als eine Variation der Geschichte der heiligen Helena" anzusehen. Ich kann aber dieser Ansicht nicht beistimmen. Es ist zwar unbedingt zuzugeben, dass die Legenden von der heiligen Helena nach den verschiedenen Ländern sich färbten und in einzelnen Partien nach der grösseren oder geringeren Geschicklichkeit der Dichter sich modelten. Auch ist durch die oben berührte Erzählung von der Silvestra, die durch Kaiser Friedrich Barbarossa Mutter des Urbano geworden,

* Bäckström, svenska Folkböcker, I, 221 ff.

** Vgl. Ritson, anc. Engl. metr. rom. Lond. 1802. II, 204 ff. Dunlop, hist. of fict. II, 384.

*** Matthaei Parisiensis Opera, ed. W. Wats. Paris 1644, S. 4 ff. Auszug bei Bäckström 220 f.

† Im Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino (X, 1). Auszug bei Bäckström 228 f.

†† Roman de la Manekine par Philippe de Reimes, trouvère du 13. s. publ. p. F. Michel. Par. 1840. 4. Auszug bei Bäckström 229 f.

††† Merzdorf, Einleitung zu des Bühelers Königstochter von Frankreich, S. 7.

die Möglichkeit erwiesen, dass in derartigen Erzählungen auch der Name Helena ganz verloren gehen konnte, indem andere Personen mit gleichem Schicksale an ihre Stelle traten. Allein die Erzählung de la belle Helaine de Constantinople und deren zahlreiche Vertreter auf romanischem und germanischem Boden sind doch so verschieden von dem, was uns von der Mutter Constantins des Grossen überliefert wird, dass man schwerlich auf eine Vergleichung mit dieser gekommen wäre, wenn in einer Anzahl der Erzählungen von der keuschen Tochter, die den Antrag des eigenen Vaters standhaft zurückweist und dafür allerhand Unglück und merkwürdige Abenteuer auszustehen hat, nicht die Namen Helena und Konstantinopel vorkämen. Mir scheint diese Erzählung eine selbständige und nicht von dem Sagenkreise der heiligen Helena ausgegangen zu sein. Was aber Merzdorf als „Andeutungen eines dunkelen Gefühles alten Zusammenhanges“ anführt, sind reine Zufälligkeiten, auf die kein Gewicht zu legen ist, nämlich einmal der Umstand, dass in Bühelers „Königstochter“ zu Ehren der heiligen Helena ein Kloster gebaut wird (V. 3594 ff.), und zweitens die Thatsache, dass in der Erzählung Gowers, der im 2. Buche seiner confessio amantis* die schon erwähnte mittelenglische Romanze von der Emare benutzte, die Gemahlin des Arcennius, welche die Constantia, „Tiberii Romae imperatoris filia“, aufnimmt, Helena heisst.**

Wenn in der Historie von der geduldigen Helena*** berichtet wird, dass die vertriebene Königin nach Rom kömmt, dort bei einem römischen Bürger Dienste nimmt, diesem das Vieh und die Hausgeräthe besorgt, so ist es zwar nicht nothwendig, aber möglich, mit Usener† anzunehmen, dass wir in dieser Erzählung die Helena stabularia des Ambrosius wiederzuerkennen haben. Aber gewiss ist es bei der erheblichen Verschiedenheit der Thätigkeit dieser stabularia der deutschen Historie von der des libellus de Constantino nicht minder

* Gower, confessio amantis ed. Pauli. London 1857. vol. I, S. 179 ff.

** Merzdorf a. O. Einleitung S. 37.

*** Görres, die teutschen Volksbücher, S. 138.

† Usener in d. Verhandl. der Philologenverslg. in Trier, S. 180.

richtig, mit Usener a. O. zu behaupten, dass beide Romane unabhängig von einander entstanden.

Das Resultat der bisherigen Sagenuntersuchung ist folgendes. Bereits in byzantinischer Zeit wurde die Geschichte von der Geburt und der Jugend Constantins des Grossen legendenartig ausgeschmückt. Durch derartige byzantinische Quellen veranlasst, übertrugen die Serben, wenn nicht schon vorher die Byzantiner selbst, die Sage von Constantin dem Grossen auf das orientalische Märchen von dem Schädel, der, obgleich er todt ist, doch noch schadet. Anderseits entwickelte sich in Italien und Deutschland die Sage von den betrügerischen Kaufleuten und der durch diese bewirkten Verheiratung Constantins des Grossen; unter den sieben, unter einander mehr oder weniger verschiedenen, uns erhaltenen Bearbeitungen dieser Sage ist der libellus de Constantino Magno eiusque matre Helena die ausführlichste lateinische Redaction. Die Erzählung von Constantins Jugend verband sich dann auch mit dem aus dem Oriente stammenden, weit verbreiteten Märchen von dem Knaben, dem prophezeit ist, dass er einst Schwiegersohn und Erbe eines vornehmen Mannes werde, und der dies schliesslich trotz mannigfachen Hindernissen auch wirklich wird. Dagegen hat die viel verbreitete Sage von der geduldigen Helena, die den Lockungen des eigenen Vaters widersteht, mit den Sagen von Constantin und Helena geschichtlich nichts gemein; höchstens kann so viel als möglich gelten, dass in mehreren Variationen dieser Sage die Namen Helena und Konstantinopel an Stelle der ursprünglichen Benennungen durch Anlehnung an die Sagen von der heiligen Helena und ihrem Sohne getreten sind.

Nachtrag. Die eingehende Besprechung, welche R. Sprenger soeben in der Philol. Rundschau. 1881. S. 214—219 meiner Ausgabe des libellus de C. M. gewidmet hat, kann ich leider nur noch an dieser Stelle anführen, ihren Inhalt aber nicht mehr berücksichtigen.

Zwei deutsche Gedichte Samuel Henzis, gerichtet an J. J. Bodmer.

Mitgetheilt von JOHANN JAKOB BAEBLER.

I.

Bodmer hatte mit den Frondeurs in Bern, d. h. den aufgeklärten Gegnern Gottscheds, Verbindung angeknüpft und diese eingeleitet durch Uebersendung des Rostischen Vorspiels. Samuel Koenig übergab dasselbe Henzi, und dieser sandte an Bodmer folgende Dankesepistel:

Wie komt's? daß Ehe ich dich, o Großer Bodmer! kenne,
Ich mich, verdienstloos, von dir beschenket nenne.
(Doch, Ey wie fang ich's an! wem bist du nicht bekandt?
Da dein gepriesner Geist beleüchtet alle Land,
und Du mit einem Meer von auserlesnen Schriften
Zu deines Namens Spuhr uns zeigest solche Tritten.)
Als gestern Koenig mir zustellte das Gedicht,
Worinn dem Eheweib des Gottscheds Weh geschicht,
Sprach er nimm dieses hin, als meines Bodmers Gabe,
ein holdes Freundgeschenk, ein' nicht gemeine Habe.
Ich nahms mit frohem Geist und es war meiner Hand
ein wehrteres Präsent dann alles Tagus* Sand:
Man hätte mir auch nicht von morgenländischen Stränden
So angenehmes was und kostbahrs können senden.
Was Anthons Liebste dort in einem Trunk verschlukt,
hätt' mich bei fern' nicht so erfreuet und entzukt.
Wie künstlich wird doch hier der seltne Kiel geführet?
Wie wird des Vorspiels Stoß mit bildern ausgezieret?
Wodurch vormahl'n Ovid so großen Ruhm erwarb,
Das glänzt im Vorspiel auch, ein jedes Wort hat Farb.

---

* Quodque suo Tagus amne vehit, fluit ignibus, aurum. Ovid. Met. II, 251.

Ich hab' den cedern'* Text noch kaum einmahl durchbliket,
Doch dessen Schilderung hatt mich schon mir entrüket:
Wie jene Pythias, die auf dem Dreyfuß saß,
Von underirrdischem hauch sich selbsten ganz vergaß.
Mich dünkt, ich sehe stehts den Neid im Freyherr'n sizen**,
Und seiner Nater'n Gift nach der Neuberin sprizen;
Auch wie die Kulmus dort vom Eyfer schwanger kreißt,
Wie sie aus Rachbegird sich in die Lippen beißt.
Der weitgespaltne Herr, so draus komt hergeschritten,
Erregt bey mir das Bild von Polyphemens Tritten,
Der von der Rach entflammt den Ithacenser jagt,
Und in der Hand den Stok, die ganze Fichten, tragt.
Mich dünkt ich meße selbst der lange beine Sehnen
Die sich gleichschenklicht, schnell, in stumpfe Winkel dehnen,
Und wie Magnificus sich damahls ausgespannt,
Als er der kreißenden gehülfin zugerannt.
O pinslender Poet, diß heißet Mächtig schreiben,
Und durch der Worten Kraft das bild ins Auge treiben.
Als Zeuxis Pinsel dort mit Farb den Vogel trog,
Daß er auf's Traubenbild der Speis begierig flog,
War's eitel Kinderspiel, hier sieht man was man hört,
Das ist weit größer' kunst die Menschen Sinn bethört.
Wie soll ich, werthester, nun dis geschenk erwiedern?
Verschmähe nit darfür das erste meiner Liedern.
Als für den Anfang izt mein Kiel die worte Band,
Sprach ich, so gehet hin ins theuren Bodmers Hand,
Und wann ihr etwas wolt dem Wißens Riesen melden,
So sagt Ihr kommet her von einem kranich Helden.***

---

* Horat. de arte poet. v. 331: „speramus carmina fingi posse linenda cedro (d. i. der Unsterblichkeit werth) et levi servanda cupresso?"

** Die Neuberin führte im Jahre 1734 mit dem Theaterprincipal Müller Streit um das sächsische Privilegium und schrieb um das öffentliche Urtheil zu gewinnen ein Vorspiel, dessen Titel Creizenach angibt, Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels, Halle 1879, S. 18. Darauf beziehen sich die Worte Rosts im Vorspiele:

Der dürre Neid, der Geist der Müllerischen Bande,
Schwur längst der Neuberinn Fall, Bankerutt und Schande.
Er hatte schon den Geist dreimal nach ihr gesprützt,
Doch von der Schauspielkunst ward sie dreimal beschützt.

*** Anspielung auf die Worte in Rosts Vorspiel, zweites Buch, Anfang: Schwabe hat sich bei guter Zeit schon bei Gottsched angemeldet;

Kein muthiger Pygmä ist Schwaben zu vergleichen,
Wann für der Waffen Blitz die Kranche schüchtern weichen.

Der sich mit dankschuldigster Ergebenheit nennet
Seines hochgeehrtesten Herrn und Gönners

gehorsamer Diener

Samuel Henzy

Haubtmann in dem herzogl. Modenesischen Guardi Regiment.

Bern den 10. Xbr 1743.
P. S. Excusez mon cher Patron la hâte.

Da die Bemühungen Müllers, Gottscheds Gunst von der Neuberin abzulenken, erfolglos blieben, suchte er den Neid zu erwecken und benutzte dazu das allerdings schon etwas gelockerte Verhältniss. Frau Gottsched hatte Voltaires Alzire übersetzt. Nichts desto weniger brachte die Neuberin dieses Stück nicht in der Gottschedischen Uebertragung auf die Bühne; sie zog diejenige des Hamburger Licentiaten Stüve vor (1739) (Koberstein Bd. 5. 5. Aufl. S. 290. Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, S. 44 ff.). Diese Concurrenz benutzt Rost und lässt den Neid als Baron in das Zimmer der Victoria eintreten. Diese gerieth durch die Vorspiegelungen der Eifersucht in fieberhafte Aufregung.

Schwindel, Uebelkeit und heftig Seitenstechen
Erlaubten ihr noch kaum, ein kläglich: Ach Herr Je —!
Sie sprach das Wort nur halb und fiel aufs Kanapee.
Die Mägde liefen zu, sie klagte Seitenschmerzen,
Die alte Köchin scherzt, als wär' es Zeit, zu scherzen.
„Es ist ein Schmerzensohn, ja Frau Professorin,
Man tauf ihn, wie man will, ich nenn ihn Benjamin".

Als der Professor Gottsched, welcher der Sitzung des akademischen Gerichtes beiwohnte, Nachricht von dem plötzlich eingetretenen Ereignisse erhielt, eilte er nach Hause:

Der weit gespaltne Herr erreichte bald das Zimmer,
Er sah Victorien, sie ihn, die Noth ward schlimmer.
. . . . . .
Sie zürnt, er wüthet schon, sie droht, er bläst zur Schlacht,
Zählt an den Fingern her, wie viel er klein gemacht.

II.

Henzi war am 24. April 1744 von der Bernischen Regierung verbannt worden, weil er mit einer Anzahl angesehener Bürger in einer Bittschrift den Versuch gemacht hatte, die Regierung zur Abstellung der ärgsten Missbräuche zu bewegen. Er hatte sich nach Neuenburg gewendet und Bodmer seine Uebersiedelung in einem Briefe angezeigt, dessen Anfang in meiner Schrift „Samuel Henzis Leben und Schriften, Aarau 1880“, mitgetheilt ist. Darauf folgte eine poetische Schilderung seines Lebens im Exil:

Nun will ich dir, wehrter Freund! Meine Lebensart hier Schildern,
Wie ich muß geflißen sein, meines Elends Gram zu Mildern;
Wann der Morgenstrahl erbleicht
Und der Sonne Strahlen weicht:

Fährt der Schlaf auch von mir weg; Regt der Nerven Saft die glieder,
Gleich so bin ich aus dem Flaum, aufgericht, und kleid' mich wieder
Und die schöne Morgenstund
Reicht mir ihren göldnen Mund;

Alsdann muß ein gutes Buch eine Zeit lang mit mir Schwatzen
Oder die Calliope macht mich hinderm Ohre Kratzen,
Wann die karge Dichterkunst
Mir versaget ihre Gunst.

Underdessen bringt die Magd mir den Trunk der Morgenländer,
Dabei setzt es Grillen ab, und ich mache mehr Calender
Als der gute Rosius*
Unsrer Bauern Practicus.

Bald möcht ich im welschen Land, unter meines Herzogs Fahnen**
Dem verhaßten Lobkowitz*** recht den Schädel helfen zwahnen.†

* Jacob Rosius, geb. etwa 1598 zu Biberach, ursprünglich Theologe, dann Mathematiker und Astronom, kam etwa 1622 nach Biel und scheint da Lehrer gewesen zu sein. Er gab 1626 einen Kalender heraus, der bis auf unsere Zeit unter dem Namen Rosius-Kalender sich erhalten hat. Er wurde 1629 Pfarrer zu Pieterlen bei Biel und starb 1676. R. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz I, 119.

** Herzog von Modena, in dessen Dienste Henzi eine Compagnie führte.

*** Lobkowitz kämpfte als österreichischer General in den Jahren 1744—1745 gegen die spanisch-französische Armee, wurde aber aus Italien zurückgedrängt.

† zwahnen, nach Schmeller: Theile des Leibes, besonders aber den Kopf mit warmem Seifen- oder Laugenwasser waschen.



Himmel! was für Grimm und wuht
Gährt alsdann in meinem blut.

Schrecklich braust mein HeldenHerz. Hercul, Caesar, Alexander
Tummeln sich darin herum; alles tobet durcheinander.
Wär' es ein groß' wunderding,
Wann ich selbst vor Muht zersprüng?

Bald hingegen wünsch' ich mir nur zu seyn ein guter Dichter.
Wann Melpomene mir göß' durch den Nürenberger Trichter,
Söff' ich in der gleichen stund
Hippocrenen auf den grund.

Oefters deucht mich nun gehts gut, wann der Gaul die Flügel Schwinget
Und aus meinem Schaalen Hirn etwan ein pahr Verse Zwinget.
Gleich doch steht er wieder still,
Ich mag zappeln wie ich will.

Wenn ein spanischer Husar dort nicht besser Reiten könnte,
Hinter einem Franzmann drein er auch nicht geschwinder rennte,
Würden minder Schädel lähr
Von der Ungarn ParzenSchär.

Und so geht der Morgen hin, bis die Sparsamkeit auftischet,
Die mir in den Nahrungssaft weder Fisch noch Vögel mischet,
Allgemeines Zugemüs,
Rind' und Suppe Schmeckt mir Süß.

Aber nach dem Morgenbrod muß der Levant wieder Zollen.
Die Gewohnheit sonsten würd' ein ganz Jahr [lang] mit mir schmollen,
Diese angenehme Haab
Wischt der Seel den Schlummer ab.

Fürters geht die Thonkunst an, denn ich bin auch aufgenommen,
Wo Orpheus und Amphion auf dem Saal zusammenkommen.
Da muß Flöt' und Violin
Von mir eins gefoltert Seyn.

Auf den Abend geht's nach Haus, wo ich gleich von Nicots Gaaben,
Der Vergnügung meines Geists, eines muß geräuchert haben.
Ohnausprechlich süße lust
Zeugt mir diß in meiner brust.

Silber, Gold und Diamant, Kron und Scepter, sind nur Sachen,
Die mein lustgewiegter Geist democritisch kann verlachen.
Dis ist nur des Glükes Hauch
Und vergeht wie dieser Rauch:

Sprich ich, wann ich Schmauche zu und die aufgeblasnen Wangen
Mehr als dort Ulysseus Schlauch Winde, haben Rauch gefangen,
Der sich aus des Mundes Gruft
Drängt und schwindet in der Luft.

Wann ich eine halbe stund allso rauchend bin geseßen,
Bringet mir auch für die Nacht meine Köchin was zu Eßen.
Ein Gebratens und Salat
Ist der ganzen Mahlzeit Staat.

Selbst ein karger Seneca fünde hier nichts überflüßig,
Er der auf die Schwelgerey Seiner Römer stehts verdrüßig,
Diesen Herren aller welt
in dem Schlund die bißen zählt:

Apropos der Tafel Trunk ist zu melden mir entfallen.
Nicht Burgund, und nicht Tokay macht mich taumelnd Evan lallen,
Nur Thaletis Element
Ist was meine Zunge kennt.

Und so bleib' ich stehts gesund, munter, hurtig, aufgeleget,
Weil der frische Lebenssafft keinen fremden Zunder heget
und nicht jährend brennt und schwärmt
sonder sanfte fließt und wärmt.

Doch zuweilen in der Nacht, komt der düstre Schwarm der Sorgen,
Stürmet grimmig auf mich los und entfernt den lieben Morgen.
Da macht die Verweisung Bang
und die Nacht wird dreifach lang.

Wär' es noch ein solcher Fahl, wie dort auf Alcmenens Lager,
Als der gut Amphitryon, unbewust bekam den Schwager,
hätte meine lange Zeit
Weder Gram noch Traurigkeit;

Aber leyder es ist so, daß ich lige auf dem Kißen
Auf dem der Pelide lag, als sein Freund ins graß gebißen.
Denn ich wälz' mich hin und her,
wünschend, daß es Morgen wär.

Doch ihr Musen, habet Dank! wann der gramm zu lang will foldern,
Wißet Ihr mit eurer Krafft Ihn mir aus dem Kopf zu poldern
und Apollens Dichter Feur
treibt den Kummer vor die Thür.

Ihr nemmt Herz' und Sinnen ein, wo Ihr immer solt Regieren,
und wo banges Herzenleid, nimmer soll den Zepter führen,
mich labt Aganippens Trank,
Göldnen Musen habet Dank!

Du mein wehrter lebe wohl. Es begleite dich der Himmel
Durch das allzeit stürmende und erboste Weltgetümel,
Fridlich, Ruh- und seegensvoll;
Großer Gönner lebe wohl!

Neuenburg den 21. Augusti 1744.

S. Henzy
Hauptmann.

Die Nachschrift macht uns mit einem Manne bekannt, der heute vergessen ist, so dass es mir erst durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Dr. Ernst Goetzinger in St. Gallen möglich geworden ist, näheres über ihn zu erfahren (s. a. Hans J. Leu, allgem. Helvetisches Lexicon. Th. 11. Zürich, 1756. 4⁰ S. 257).

Caspar Kuenz, geb. 1676 in St. Gallen, war 1720 Zunftmeister und Zeugherr, 1721 Rathsherr in seiner Vaterstadt. Er hielt sich meistens in Frankreich auf, wo er sich philosophischen und politischen Studien widmete und 1723 dem Herzoge von Orléans unmittelbar vor dessen Tode ein Finanzproject eingab.

Er schrieb eine Dissertation „sur la validité des pactes dans l'état de Nature", worauf er 1735 zum Mitgliede der Societät der Wissenschaften in Marseille angenommen wurde. Er lebte in seinen letzten Jahren in Neufchatel und starb 1752, als er eben noch ein metaphysisches System in Arbeit hatte.

In meiner Schrift „Henzi", S. 81, ist eines Briefes erwähnt, der sich über die Beurtheilungen des „essai d'un systeme nouveau, concernant la nature des êtres spirituels" (Neuenburg 1742) ausspricht.

Verfasser dieses Werkes ist Kuenz. Es trägt den Titel: „Essai d'un sisteme nouveau concernant la nature des êtres spirituels, fondé en partie sur les principes du celèbre Mr. Locke, philosophe Anglois, dont l'auteur fait l'apologie.

Neuchatel, l'imprimerie des editeurs du journal Helvétique 1742", 4 Volumes.

Das Postscriptum Henzis lautet:

J'ai fait connoissance icy avec Mr. le conseiller Kuenz de St. Gall, un genie profond, qui nous a donné un nouveau systeme de Metaphysique en 4 volumes. Je trouve mille agrements dans la conversation de ce savant homme. Il est en correspondance avec les savants du premier ordre en France, Hollande et l'Angleterre et m'a temoigné un grand empreßement d'etre aussi en liaison avec vous mon très honoré Amy. Sa connoissance m'adoucit beaucoup la rigueur de mon Exil.

Aus Wilhelm Heinses Nachlass.

Von

HERMANN HETTNER und FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD.

II.

Unter den von Sam. Thom. Sömmerring gesammelten Papieren, welche Nachrichten über Heinses Leben enthalten, befinden sich auch vier Briefe von Heinse an Sömmerring aus seinem letzten Lebensjahre, deren hier kurz zu gedenken ist. Rudolph Wagner hat in seinem Buche „Samuel Thomas von Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen" (Abth. 1. Leipzig, 1844. 8°. S. 351—381) von den 188 Briefen Heinses, welche er in Sömmerrings Nachlass antraf (Abth. 2. Leipzig, 1844. 8°. S. 91, Anm. 2), nur 21 veröffentlicht, darunter nur einen, und zwar den letzten, der erwähnten vier, einen Brief vom 15. Juni 1803, der vielleicht das letzte ist, was Heinse in seinem Leben schrieb, da ihn am 17. Juni ein Schlaganfall betraf, in dessen Folge er am 22. Juni starb.

Einen gleichartigen Angriff auf sein Leben, der ein Jahr zuvor erfolgt war, hatte er ohne bleibenden Nachtheil überwunden. „O wären auch wir noch in unsrer Blüthe wieder frei in das ewig göttliche verschwunden! Nur die Ceremonien der Hinterlaßnen machen den Moment, wo es geschehen ist, traurig. Gewiß, o gewiß! wen die Götter lieben, der stirbt jung; wenn er die Schönheiten des irdischen Lebens und dessen Freuden erlangt hat — ich mag mich nicht in den Roman von Leiden hinein denken, der gewöhnlich drauf folgt." „Gleich darauf," nachdem Heinse an Sömmerring einen vom 27. Juni 1802 datierten Brief, der mit diesen Worten beginnt, geschrieben hatte, „überfiel ihn eine Paralysis. Er konnte nicht sprechen; die Zunge, der rechte Arm, und das rechte Bein waren ihm gelähmt": dies meldete er selbst dem Freunde in

einem noch jetzt bei diesem Briefe befindlichen, eigenhändig geschriebenen Zettel unter dem 29. Juni. Der Brief, zu welchem dieser Zettel die unerwartete traurige Nachschrift bildet, enthält in seinem hier mitzutheilenden Schlusse einige chiffrierte Worte:

„9. 21. 13. 36. 17. 27. 9. 17. 35. ꝛc. 44. 25. 38. 29. 45. 11.
46. 25. 26. 38. 28. 22. 9. 21. 12. 36. 17.
39. 37. 21. 33. 38. 29. 13. 12. 26.

Der Dejanira sagen Sie, sie möchte den neunten Band von 26. 9. 12. 31. 38. 17. 13 deutschen Werken durchgehen. Er ist die beste Quelle für den Anfang; besonders die drei Briefe von Hutten, und der des Erasmus an den Kurfürsten von Sachsen. Das übrige gibt leicht die Geschichte, und zeigt der Augenschein. —

Für das Wie? von oben weiß ich nur etwas vages, aber nichts bestimmtes; jedoch die Sache selbst als klassisch.“

In den Zahlen vor den Worten „deutschen Werken“ verbirgt sich in hinreichend durchsichtiger Verhüllung der Name Luthers. Diese Deutung der Zahlen empfängt ihre Bestätigung aus dem „neundten Teil der Bücher Lutheri (Wittemberg, 1590. fol.)“, wo man Bl. 84′ ff. 132′ f. 133. 133′ f. drei Briefe Huttens und einen von Erasmus an den Kurfürsten von Sachsen findet; und dieselbe Deutung lässt sich dann auch als Schlüssel anwenden um die vorausgehende Zahlenreihe, wie folgt, zu lesen:

unser kurf. bleibt
allein unter
den geistl.

Heinse redet hier offenbar von der, durch den Reichsdeputationshauptschluss später wirklich herbeigeführten, Saecularisierung aller geistlichen Fürstenthümer mit Ausnahme von Kurmainz als von einem bevorstehenden Ereignisse, und auf diese politische Neuigkeit beziehen sich auch die letzten Worte seines Briefes: „Für das Wie? von oben weiß ich nur etwas vages“ u. s. w.

Schon am 1. Juli 1802 konnte Heinse selbst von seiner

Genesung berichten. „Ich kann wieder sprechen, gehen, sehr schlecht zwar, doch wieder schreiben ... Das Schicksal hat starke rauhe Hände! Es schlägt blind zu, und man muß sich drein fügen. Der Mensch hat noch lange nicht Klugheit genug, seinen tollen Streichen auszuweichen.“ Und am 4. Juli schrieb er: „Der Blitz vom Himmel herab auf meinen Scheitel war noch gnädig ... Der Kurfürst, und der ganze Hof, behandeln mich äußerst huldreich in meiner Krankheit; und Pauli, mein Arzt, besorgt mich, wie sich selbst.“

Nachdem Heinse gestorben war, zog Sömmerring von verschiedenen Seiten Nachrichten zur Geschichte seines Lebens ein, deren wesentlicher Inhalt in den nachstehend abgedruckten Mittheilungen wiedergegeben ist. Es gibt von Sömmerring eine briefliche Aeusserung, welche folgendermassen lautet (R. Wagner a. a. O. Abth. 2 S. 113): „Heinse hat ausgelitten. Verbissene Kränkungen verbitterten die letzte Zeit seines Lebens. Die Zeitumstände, welche die Säkularisation mit sich brachte, hatten den meisten Theil daran. Er war ein Opfer seiner Gutmüthigkeit. Er hinterlässt noch einige fertige kleine Abhandlungen, einige treffliche Recensionen von Göthe's und Schiller's Hauptstücken, die freilich sehr treffend, aber strenge sind. So scharf, wo nicht schärfer, als Schiller's angebliche Recension von Bürger.“ Diese Abhandlungen finden sich noch in den von uns benutzten Papieren; aber sie sind in ihrer Nörgelei, die nicht frei von Neid ist, werthlos.

1.
Aus Briefen des Rectors Albrecht Georg Walch in Schleusingen.

18. Juli 1803 ... Der sel. Heinse ist mir übrigens gar wohl bekannt, deßen Freündschaft mit Ihnen sich vermuthlich von der beßern Zeit herschreibt, da Sie beyde unter dem vorigen Kurfürsten zu Maynz angestellt waren. Er ist einer meiner ersten und zwar guten Schüler gewesen: und sein Dichtertalent hat sich schon auf hiesigem *Gymnasio* unter meinen Augen durch Interpretation des Virgil und Horaz, eigene fleißige poetische Versuche und Uebungen, und meine Correctur seiner Arbeiten gebildet, und ich habe immer in ihm einen Mann von Kopf und künftigen geistvollen Schriftsteller vorausgesehen, zweifelte nur, weil er sich zu keiner Brod-

wißenschaft ernstlich appliciren wollte, an seinem künftigen bürgerlichen Fortkommen, und hatte auch zuweilen, sollte ich mich geirrt haben, so verzeyhe mir es sein Schatten, Ursache an der Güte seines Herzens zu zweifeln. Ein dankbarer Schüler wenigstens war er nicht. Er hatte hier viele *beneficia* genoßen: und so sehr ich mir bewußt bin, daß ich etwas zu seiner Geistesbildung beygetragen habe: so hat er doch, seit dem er das Gymnasium verlaßen hat — er gieng von hier nach Erfurt zu Riedeln — nichts wieder von sich hören laßen, mir nicht eine seiner Schriften zugeschickt, ja, wie mir versichert worden, sich Aüßerungen und Schritte erlaubt, die sich nicht wohl mit dem Dankgefühl eines ehmaligen Zöglings vereinigen laßen.

10. Aug. 1803 . . . Sie verlangen einige Züge von seinen (Heinses) Jugendjahren zu wißen. Ich kann deren nicht viele angeben: ich habe mich deßwegen bey dem einzigen noch übrigen Schulfreünd des Seligen in unserm Lande, einem Landgeistlichen, erkundigt, aber auch nicht viel Merkwürdiges erfahren kann [lies: können]. Heinse war immer mehr in sich gekehrt und still, als zuvorkommend und mittheilend: doch nahm er auch zuweilen an jugendlichem Scherz und Muthwillen Theil: seine Antworten waren meistens kurz, schneidend und unerwartet. Er übte sich fleißig in deütschen und lateinischen Hexametern, in der französischen und italienischen Sprache, im Clavier und der Flöte, worin er auch Unterricht gab, war auch ein Jahr lang Präfect des hiesigen Singchors. Er gieng 1766 von hier ab, mit einigen andern sehr guten Köpfen, worunter Gleichmann, und Link, deren er vermuthlich zuweilen erwähnt haben wird, die vornehmsten waren. Damahls sollte die Universität Erfurt empor gebracht werden durch Anstellung einiger neuer Lehrer von Nahmen, darunter war auch ein gewißer Riedel, ein belletristisches Meteor, Bundsgenoße von Klotzen unrühmlichen Andenkens. Dieser zog Heinsen und seinen [!] Cameraden, deren Dichtertalente er von Schulen her kannte, nach Erfurt, und vermochte sie, daß sie, wie er, kein Brodstudium ergriffen, sondern blos schöne Wißenschaften, und Heinse besonders Litterargeschichte, trieben. Dieser allein machte damit in der Folge sein Glück: die andern verdarben zu meiner großen Betrübniß, wovon aber die Anecdoten nicht hieher gehören.

20. Oct. 1803 . . . Die meisten Schulfreünde des sel. Heinse sind bereits gestorben: noch drey habe ich in der Matrikel gefunden, die noch am Leben sind, H. Hofrath Scherf in Detmold, H. Ob. Cons. Aß. Wahl in Weimar, und H. Rath Schüler in Hildburghaüsen: an diese 3 habe ich bereits geschrieben, und sie gebeten, mir alles zu schreiben, was sie sich von Heinsen entsinnen können. Und was ich von ihnen erhalten, will ich Ihnen zuschiken. Er hat, so lange er hier war, sein Quartier nicht geändert, und bey einer

Wittbe gewohnt, die eine hübsche Tochter hatte, die izt gleichfalls Wittbe ist. Die will ich einmahl zu mir kommen laßen, und vernehmen, was sie über ihren ehmaligen Haußgenoßen zu sagen weiß. Was seine Kinderjahre und seinen Vater betrift: so habe ich deßwegen an den Beamten seines Geburtsorts, meinen ehmaligen Schüler geschrieben, und ihn gebeten, durch seinen Actuarius, gleichfals einen hiesigen Schüler sich bey den ältesten Personen des Ortes hiernach erkundigen zu laßen.

2.

Langenwiesen den 18. Novbr. 1803 . . . Ew. Wohlgeb: haben von unsern seel. H. Bruder einige Nachricht von seinen Leben verlangt wovon wir die gewisesten nach genauer erkundigunng Ihnen hiermit melden.

Es ist der seel. H: Bruder in seinen 11 Jahr zur heil. Confirmation gelangt nach dem ist er 2. Jahr nach Amtgehren in die Lateinische Stunden, bey den damahligen H: Canditat Schreier, welcher anjetzo bey uns in Langewiesen Pfarr ist gegangen. von da ist er 2. Jahr in Arnstadt auf der Schule geweßen nach diesen ist er 4. Jahr in Schleüßing auf der Schuhle von da 1. Jahr in Jena auf der Universitöt von da 2. Jahr in Erfurth auf der Universitöt wo er schon sich mit Bücher schreiben beschäfftiget und 1. Jahr in Göttingen von da hat er 2. Jahr mit den [!] Graffen von Schmedau auf Reißen zugebracht nach diesen hat er sich nach halberstadt bey den H. Canonicus Klein [lies: Gleim] begeben und etliche Jahre Bücher geschrieben von da nach Dießeltorf wo er sich wieder mit Bücher schreiben beschäfftiget. von da hat er sich auff die Reiße nach Rom begeben wo er in großer Gefährlichkeit unter den Mördern geweßen, auch ist er bey Erdbeben in Gefahr zu waßer geweßen, wovon wir Ihnen aber keine genauere Nachricht ertheilen könen, als daß er seinen Schwestern dieses erzehlet hat.

Die genausten Freunde und Camerathen sind geweßen auf der Schuhle und Universitöt, der H. Consistorial Rath Wahl in Weimar, und der H. Amt Comisair Schwabe in Einen Gothaischen Städtgen Ichters-Haußen, welch alle beite aus Ilmenau gebürtig und noch am Leben sind.

noch ist zu melden, [daß er,] da er im ersten Jahr in Schleusing auf der Schule gewesen, Einen Carmen seiner Fürstin nach Sondershaußen zum geburts Tag verfertiget, wovor es [!] 75 r. Stupendum erhalten . . . wir Heintzesch Erben. Joh: Christian Heyßinger. und deßen Consorten . . .

Sr: Wohlgebohrnen den Herrn H. Hoffrath Sömnering
auff den Roßmarckt. zu Franckfurth a: Mayn.*

* „Der Neue Teutsche Merkur vom Jahr 1803, herausgegeben von

3.

Nachrichten

von dem zu Aschaffenburg verstorbenen Herrn Profeßor Heinse, bürtig von hier, geben

1) deßen älteste Schwester, Johanna Dorothea Margaretha Rel [icta?]: Mittelbachin:

Von Jugend an wäre ihr besagter Bruder sehr fleißig und ernsthaft gewesen, und hätte bey dem verstorbenen H: Cantor Treßelt alhier, den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache — nachher aber solchen bey dem hiesigen Hn. Pfarrer Schreier, als damaligen Informator zu Gehren, genommen. Da er 11 Jahr alt gewesen, wäre er mit zum Abendmal und nachher auf die Schule nach Arnstadt — von solcher auf die Schule nach Schleußingen — von da nach Erffurth — und endlich auf die Universität nach Jena* gekommen. In Erffurth hätte er in einem Nonnen Kloster die Orgel gespielet, mit den Nonnen Music gemachet und selbigen Unterricht auf den Clavier gegeben. Nach zurückgelegten Universitäts Jahren hätte er sich, besonders wegen der alhier eingetretenen Brand Unglücke, und da ihrer Eltern Wohnhaus mit abgebrannt, hier wenig aufgehalten, sondern von hier weggemachet.

2) Johann Michaël Möller *sen:*

So viel er, als ein alter Mann, von dem verstorbenen Hn. Profeßor Heinse, bürtig von hier, wiße, wäre derselbe von Jugend auf fleißig im Lernen gewesen und hätte einen guten Kopf gehabt. Er hätte auch, da er noch in die Schule gegangen, schon auf der Orgel gespielet und sein Vater dabey gestanden. Nach der Schule wäre er

---

C. M. Wieland" druckt (Bd. 2. S. 307 f.) ein mit einem K. unterzeichnetes Schreiben aus Ilmenau vom 18. Julius 1803 ab, welches von dem „im 54 [!] Jahre seines Alters gestorbenen" Heinse handelt. Darin wird als ein Schwager Heinses „ein Leineweber oder Schuster, aus Langenwiese, einem Dorfe, dreiviertel Stunde von Ilmenau" erwähnt, und berichtet, dass Heinse „drei Schwestern in hiesiger Gegend zurückgelassen habe, die alle auf ähnliche Art verheurathet seien und die jetzt ein Ansehnliches von ihm erben. Hr. Hofr. Sömmering in Frankfurt habe sich der ganzen Erbschaft seines Freundes Heinse angenommen, und an diese Leute deshalb geschrieben."

* Dass Heinse zuerst nach Jena und dann nach Erfurt kam, wie in dem vorigen Schriftstücke angegeben, wird durch seinen bekannten Brief an Gleim vom 18. November 1770 bestätigt.

gleich von hier weggekommen, und nachher hätte man ihn hier wenig gesehen. Sein Vater, der verstorbene Hr. Bürgermeister und Stadtschreiber auch Organist Heinse wäre ein kluger Mann gewesen, welchem man nichts unrechtes nachsagen könne.

3) Michaël Conrad Machleidt:

Der verstorbene Hr. Profeßor Heinse wäre sein Schul Cammerad aber ein paar Jahre älter, als er Machleidt, gewesen und hätte über ihn geseßen. Wenn der verstorbene hiesige H: Cantor Treßelt den Jungen etwas aufgegeben; so hätte er es am ersten gekönnt und wäre ihm nicht schwer zu lernen worden. Er hätte solches nachher, besonders das Rechnen, wieder andern gelernt und dafür von den Jungen manchen Pfennig bekommen. Auch aus der *Gramatic* hätte derselbe in der Schule gelernt, welches er, Machleidt, und andere nicht gelernt, und man hätte schon bey seiner hiesigen Schulzeit gemercket, daß aus ihm etwas werden würde. Sein Vater hätte ihn auch gleich, da er aus der Schule gewesen, von hier weg — und, er wiße nicht mehr, entweder nach Arnstadt oder nach Schleußingen gethan, wo er nachher wenig hieher gekommen wäre.

4) Johann Christoph Möller *sen:* sämtl. hieselbst:

In der Schule hätte er neben dem verstorbenen Hn. Profeßor Heinse geseßen. Dieser wäre schon, als Junge, sehr politisch gewesen, und hätte mehr als andere gelernt. Wenn der verstorbene H: Cantor Treßelt den Jungen eine *Lection* aufgegeben; so hätte er solche am ersten — und nachher wieder andern gelernt. Bey der Music wäre er auch mit angestellt gewesen, und hätte beym Chore in der Kirche mitgesungen. Nach der Schule wäre er von hier weg- und nachher selten hieher gekommen.

Langewiesen, den 19den November, 1803.

|: Aufgesetzt vom H. Burgermeister
und Stadtschreiber Rölingen *N.* :|

4.

Zuverläßige Nachricht von dem Verhalten des in Aschaffenburg selig verschiedenen Herrn Profeßors Heinse zu der Zeit, da sich derselbe in seinem 13 und 14 Lebensjahre befand, auf Verlangen aufgesezt von Mir Unterzeichnetem, dem Pfarrer in dem Stadtflekken Langewiesen.

Sein sel. Herr Vater hies Johann Nikolaus Heinse und

war Bürgermeister, Stadtschreiber, Organist und Landschaftsdeputirter alhier in Langewiesen. Er war ein aufmerksamer und nachdenkender Mann.

Quod ergo attinet ad iuuentutem nominati illustris viri, Domini Prof. Heinsii, ego sequentia cum omni certitudine indico.

Anno aetatis suae decimo tertio et quarto ego ceu Candidatus S. Ministerii et Informator in vico seu oppidulo Gehrensi habitaui atque ibidem scholam priuatam habui. Hanc meam scholam adolescens Heinsius absque vlla negligentia frequentauit.

Ipse omnino adolescens bonae indolis atque capacis ingenii fuit. Vicus Longopratensis, in quo pater eius habitauit atque beate mortuus est, a vico Gehrensi fere vnae [!] horae spatio distat. Attamen vero quouis tempore tam hiemis, quam aestatis, in schola mea apparuit, ita, vt ipse neque pluuia neque niue domi retineri potuerit. Eius docilitas atque ardor omnes vicerunt difficultates. In eum plane quadrat prouerbium: omnia conando docilis solertia vincit. Quaeuis pensa memoriae mandanda quotidie optime recitauit, quaeuis exercitia latina bene elaborauit et omnes condiscipulos suos magnopere superauit. Hac ratione sermone romano imbutus atque litterarum humaniorum scientia ornatus scholam meam tunc temporis reliquit, quo ego munus ecclesiasticum accepi. Tunc ipse, vti non aliter scio, scholam publicam, quae Arnsteti floret, frequentauit. Quod autem ad tempus sequens attinet, plura referre nequeo: nam ab hocce tempore ego ipsum nunquam vidi. Adeoque Heinsium nostrum nunc clarificatum mediante mea institutione prima eruditionis suae eximiae fundamenta posuisse, ex his omnibus dilucide patet. Atque hoc ipsum est, quod animum meum eximio gaudio expleuit. Haec omnia, quae scripsi, sunt veritas certissima.

Scribebam
Longoprati
die XX. mensis
Nouembris
MDCCCIII.

Joannes Henricus
Schreierus,
Parochus Longopratensis.

Aus Heinses eigenem Nachlasse stammen die beiden Schriftstücke, welche unter 5) und 6) abgedruckt sind. Ihnen folgen unter 7) zwei Zeugnisse aus dem „Anzeiger der Deutschen“, welche irrige Angaben über Heinses Geburtsjahr berichtigen. Das Concept eines Aufsatzes von Wilhelm Sömmerring, dem

Sohne des grossen Anatomen, über Heinses Schädel bildet den Abschluss der von uns benutzten Materialiensammlung. Obschon dieser Aufsatz auch Stoff zur Geschichte von Heinses Leben darbietet, so kann er hier doch unberücksichtigt bleiben, weil er in dem Werke von J. Christ. Gustav Lucae, „Zur organischen Formenlehre (Heft 1. Frankfurt a. M. 1844. fol.)“ S. 31—34, freilich an einem für den Litterarhistoriker sehr entlegenen Orte, gedruckt erschienen ist. Thomas Sömmerring hatte Heinses Schädel, mit einem goldnen Charnier versehen, als ein kostbares Besitzthum aufbewahrt. Lucaes Werk brachte zwei Zeichnungen nach diesem Schädel und ein Portrait Heinses.

5.

Vorweiser dieses, Herr Willhelm Heinse, *J. U. Candidatus,* aus dem Henneberg. welcher, nach Vollendung seines zu Jena und auf der hiesigen Academie zugebrachten Academischen *Curriculi,* im Begriff ist, in seinen Angelegenheiten nach Franckfurt abzugehen, wird als ein junger Mann von vorzüglichen Talenten und nicht gemeiner Stärcke in den Philosophischen Wissenschaften und der schönen Litteratur allen Gönnern und Freunden derselben angelegenst hiemit empfohlen von

Erfurt den 29. Sept. 1771.

C. M. Wieland, Kurfürstl.
Maynz. Regierungs Rath und
erstem öffentl. Lehrer der
Philosophie zu Erfurt.

6.

Actum Halberstadt, den 29ten März 1774. Vereinigten sich Herr Heinse und der Canonicus Jacobi, und machten folgenden bündigen Vertrag zusammen.

1) Verspricht Herr Heinse dem Canonicus Jacobi, binnen acht oder vierzehn Tagen *à dato* mit ihm nach Düßeldorf zu reisen.

2) Will Herr Heinse in Düßeldorf, so wohl in Anwesenheit des Canonicus Jacobi, als nach deßen Abreise von dort, die Besorgung des von letzterem angekündigten Journals, Iris betitelt, in so fern übernehmen, daß Er den Druck des Journals *dirig*iert*, für die

* An die Seite geschrieben an die Stelle von bewerkstelligt, was ausgestrichen ist.

Correctur der Bogen steht, und auf alles dabey nöthige Acht hat; ferner die Exemplare versendet, und den in Sachen der Iris erforderlichen Briefwechsel führt.

3) Will Herr Heinse dieses Geschäft Ein Jahr lang, von dem Ersten December *anni currentis* an gerechnet, verwalten; und sollt' es Ihm nachher gefallen, seine Lage zu verändern; so macht er sich anheischig, solches nicht anders zu thun, als nachdem er Ein halbes Jahr vorher sich von diesem Vertrage förmlich losgesagt.

4) Verspricht ihm dafür der Canonicus Jacobi, Ihn auf der Reise von hier nach Düßeldorf in allen nöthigen Bedürfnißen frey zu halten.

5) Will der Canonicus Jacobi Herrn Heinse, von nechstkünftigem Johannis-Quartal an, iährlich Dreyhundert Reichsthaler in Golde, die Pistole zu fünf Thalern gerechnet, für deßen Bemühung auszahlen, und überdem für ieden in das Journal Iris von ihm gelieferten und abgedruckten Bogen zwey Stück Pistolen geben.

6) Ist der Canonicus Jacobi zu Haltung dieses Contracts, so wie Herr Heinse, ein ganzes Jahr hindurch, von dem Ersten December *anni currentis* an, verbunden; und kan auch alsdenn selbigen, nur nach Sechs Monathe vorhergegangner Aufkündigung, zernichten.

7) Behält sich der Canonicus Jacobi vor, wegen iedes die innere und äußere Einrichtung seines Journals betreffenden Umstandes befragt zu werden, und ieden der Iris bestimmten Bogen, ehe selbiger abgedruckt wird, in der Handschrift zu sehen.

Diesen Vertrag haben Herr Heinse und der Canonicus Jacobi mit ihrer eigenhändigen Unterschrift *dato* bekräftigt.

Wilhelm Heinse.

Johann Georg Jacobi.*

* Das dem Abdrucke zu Grunde liegende Original ist anscheinend von J. G. Jacobi eigenhändig geschrieben. Der Inhalt des Documents vervollständigt den Abschnitt „Die Begründung der Iris durch J. G. Jacobi und W. Heinse“ bei Heinrich Pröhle, Lessing Wieland Heinse. Berlin, 1877. 8° S. 308—314.

7.

Aus dem Anzeiger der Deutschen.*

Allgemeiner Anzeiger der Deutschen. Num. 171. Gotha. 27. Junius 1825. 4⁰ Sp. 2097 f.

„Das 3. St. der vorhinnigen thüring. Vaterlandskunde vom Jahre 1824 lieferte S. 18 und 19 eine kurze Lebensbeschreibung des Verfassers des Ardinghello, der Hildegard von Hohenthal *etc.* Hier wurde er Johann Philipp Heinse genannt. Er schrieb sich aber gewöhnlich Wilhelm und hieß Johann Jacob Wilhelm Heinse, geboren den 16. Febr. 1746 in dem fürstl. schwarzb. sondershäus. Stadtflecken Langewiesen, wo sein Vater, Johann Nicol Heinse, gebürtig aus dem gehren'schen Amtsorte Wilmersdorf, Bürgermeister, Stadtschreiber, Organist und Landschaftsdeputirter, und mit Barbara Catharina, geb. Jahn, verheirathet war. Auch ist die beygefügte Bemerkung: daß Heinse seine Kenntnisse in der Musik hauptsächlich seiner Mutter Bruder, dem Bürgermeister, Johann Wolfgang Jahn zu Langewiesen, zu verdanken gehabt und den Grund zu seinen Sprachkenntnissen bey dem damahligen dasigen Pfarrer, Johann Heinrich Schrey(er), gelegt habe, nicht allerdings richtig.

Jahn befand sich noch vor 1752 bis 1763 als Stabstrompeter in Holland, und nur 1752 und 1755 auf sehr kurze Zeit in Langewiesen zum Besuch, wo er 1763, als Heinse auf dem Gymnasium zu Schleusingen war, sich niederließ und erst 1767 Bürgermeister wurde. Schreyer kam auch erst im Jahre 1774 als Pfarrer nach Langewiesen, nachdem er bis 1760 Privatlehrer und nachher Diaconus in dem nachbarlichen Stadtflecken Gehren gewesen war, wo Heinse dessen Privatschule einige Zeit besuchte.

. . . .

Ueber seinen literar. handschriftlichen Nachlaß ist bey seinen Erben zu Langewiesen keine sichere Auskunft zu erlangen. Sie haben auch nur noch Bruchstücke von zwey Briefen in Händen, worin Heinse die wärmste kindliche und brüderliche Liebe aussprach.“

Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen. Nr. 73. Gotha. 15. März 1843. 4⁰ Sp. 922.

** Die beiden Zeitungsartikel, welchen hier eine Stelle eingeräumt ist, obschon sie sich in den Sömmerringschen Papieren nicht vorfinden, werden von uns nach einem Druckexemplar des „Anzeigers“ mitgetheilt.

Heinse's Geburtsjahr betr.

Der Hofrath, Bibliothekar und Schriftsteller Johann Jacob Wilhelm Heinse (Heinze) aus Langewiesen F. S. S. ist nicht ... 1749 geboren, sondern den 16. Febr. 1746 ... Dieß zur abermaligen und zuverlässigen Nachricht von

F. W. Haueisen,
Inhaber des Kirchenbuchs zu Langewiesen.

Wenn vorstehenden Mittheilungen an sich auch nur ein bescheidener Werth zukömmt, so wird derselbe doch dadurch erhöht, dass sie dazu dienen, mannigfache Irrthümer zu berichtigen, welche sich bis in die neuesten Darstellungen von Heinses Leben fortgepflanzt haben. Dass er 1749 geboren, dass sein Vater ein Prediger gewesen, dass er in seinem vierzehnten Jahre aus dem Gymnasium zu Schleusingen entlaufen sei*, weil er sich nicht der herrschenden Schulordnung unterwerfen wollte, und dass er sich privatim für die Universität vorbereitet habe, sind Angaben, deren Unrichtigkeit fortan nicht mehr zweifelhaft sein kann. Dass, was den ersten Punct anlangt, nicht 1749, sondern 1746 Heinses Geburtsjahr ist, ergibt sich mit Gewissheit aus dem beinahe vollständig übereinstimmenden Zeugnisse der Schriftstücke unter Nr. 1, 2, 4 und 7: neunzehn Lebensjahre hatte er nach dem Curriculum vitae in Nr. 2 hinter sich, als er die Schule zu Schleusingen verliess; dies geschah nach Walchs Notiz 1766. Schreyer lebte bis 1760 in Gehren als Informator (s. Nr. 7), erhielt dann das Diakonat ebenda, und dieser selbst gibt an, dass er Heinse in seinem dreizehnten und vierzehnten Lebensjahre bis zur

* „Ich lief in meinem vierzehnten Jahre davon," schreibt Heinse an Gleim in seinem Briefe vom 18. November 1770; „dadurch erlangte ich, dass mich ein schwarzröckichter Candidat [Schreyer] die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehren durfte." „Nun kam ich auf eine Schule, wo ... weiter nichts als Theologie gelehrt wurde [zu Arnstadt]." „Ich wanderte an einen Ort, wo mich zwei Mädchen ... in der bacchidionischen Weisheit unterrichteten. Das siebenzehnte und achtzehnte Jahr meines Lebens ... waren die schönsten meiner Jugend [zu Schleusingen]."

Uebernahme eines Kirchenamtes unterrichtet habe. Vor allem aber gewährt uns bezüglich des Geburtsjahrs das Zeugniss des Kirchenbuches Sicherheit. Indessen auch in Beziehung auf den Geburtstag ist Ungewissheit entstanden. Zwar wenn Heinse in seinem in der letzten Anmerkung angeführten Briefe sagt: „ich bin am Ende des Februarii geboren worden“, so genügt auch bei dieser Angabe das Kirchenbuch zur Widerlegung. Nicht so unbedingt entscheidet dagegen die Aussage des letzteren den Zweifel, der sich darauf gründet, dass er einen vom 15. Februar 1776 datierten Brief an Gleim mit den Worten schliesst: „Geschrieben [= Beendet?] an dem Tage, da ich unbegreifliches Ding zuerst die Strahlen des Lichts in dieser räthselhaften unbegreiflichen Welt erblickte“. Allein diesem Briefe steht ein anderer an Gleim vom 14. October 1771 gegenüber, welcher ein Gedicht „An meinen Freund Tr. am Tage meiner Geburt den 16. Februar 1767“ enthält.

Nicolais Handexemplar von „Werthers Leiden“.

Von

Heinrich Düntzer.

Wie bitteren Aerger Nicolais „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch“, dieses „Berliner Hundezeug“, dem Dichter des ihn von seinem öden Lebensüberdrusse befreienden, die Empfindsamkeit der Zeit in ihrem tiefsten Grunde aufwühlenden Romans bereitete, ist allgemein bekannt; ebenso die überderben Spottverse, mit denen er sich an dieser meisternden Plattheit rächte. Hätte sich der Berliner Kritiker nur mit scharfen Worten gegen die unverständige Bewunderung Werthers als Menschen gewandt, Goethe würde ihm dieses um so weniger haben verdenken können, als er ja selbst in der zweiten Ausgabe den Jüngling warnte sich den unglücklichen zum Muster zu nehmen: aber was brauchte er mit frecher Hand die aus seinem Herzen geflossene Dichtung so entsetzlich zu verunstalten und, was ihn fürchterlich empörte, nicht allein Werthers Todesschuss, zu dem ihn alles drängte, ins possierliche zu ziehen, sondern sogar Albert seine Geliebte an Werther abtreten zu lassen, da Kestner und dessen Gattin sich schon dadurch tief gekränkt gefühlt hatten, dass (man wusste ja, dass sie bei Albert und Lotten vorschwebten) eine Trübung ihrer Ehe im Roman angedeutet schien.

Nicolais Beurtheilung und Spott haben jetzt nur eine litterarhistorische Bedeutung, eine solche aber auch in vollem Masse, da es kaum schroffere Gegensätze gab als den von glühender Gestaltungskraft und leidenschaftlichem Seelendrange umgetriebenen Dichterjüngling und den nüchternen Verstandesmenschen, der sich zum litterarischen Oberrichteramte berufen

fühlte. Da ist es denn recht anziehend, den Eindruck, welchen der Roman sogleich im einzelnen auf den Verfasser der „Freuden Werthers“ gemacht, näher zu verfolgen. Eine willkommene Gelegenheit dazu bietet uns Nicolais Handexemplar des Goetheschen Romans, welches jetzt Eigenthum der Bonner Universitätsbibliothek ist. Es ist der zweite Druck der ersten Ausgabe. Nicolai hat theils einzelne Wörter und Stellen unterstrichen, theils Striche mit Tinte oder Bleistift, auch mehrfach Randbemerkungen gemacht, nur zweimal im Texte einen Buchstaben geändert: S. 50 *ch* statt *g* in Siegbette, S. 224 *u* statt *i* in tischten. Für uns sind am bedeutendsten die Randbemerkungen.

Als vortrefflich bezeichnet Nicolai die Stelle im Briefe vom 10. Mai: „Wenn das liebe Thal — schwebend trägt und erhält“, als schön: „Ein grosses dämmerndes Gemälde u. s. w.“ (am 21. Juni), „Dass wir mit all unserm Schlendrian u. s. w.“ (am 20. October), als schöne Scene: „Lotte, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte u. s. w.“ (am 10. September) und „Alles war so öde u. s. w.“ (am 30. November), als sehr schön die auch in seiner Spottschrift ausgezeichnete Stelle: „Ich gehe so neben ihm her — leise hinunterwallen“ (am 10. August). Zu der Aeusserung: „All meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt“ (am 22. August) heisst es: „Sehr wahr! dies ist der Zustand des Hinbrütens, das romantische Liebe gebieret und die bürgerliche Gesellschaft zerstören würde, wenn —“. Das gleiche Lob erhält das Wort: „Guter Gott! der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!“ (am 20. October). Zu der Stelle: „Ach, die Liebe und Freude und Wärme und Wonne, die ich nicht hinzubringe, wird mir der andere nicht geben u. s. w.“ (am 27. October), findet sich bemerkt: „Sehr richtig, nicht ohne ein tertium medium“. Ein Richtig! erhalten die Bestürzung und Reue, in welcher Lotte nach Werthers Besuch Albert umarmt, und Werthers Worte: „Wie sich all das nach meinem Herzen drängte“ (am 21. December). Alberts spitze Reden an Lotten und den sich immer steigernden Unmuth und Unwillen zwischen Albert und Werther begleitet Nicolai mit

seinem natürlich!, dagegen scheint ihm das entzücken, mit welchem Werther die von Lotten gegebenen Pistolen aus der Hand des Knaben empfängt, höchst bezeichnend für den kalten Kritiker, unnatürlich, und ebenso urtheilt er über Werthers aus der tiefsten Seele geflossenen Ausruf im letzten Briefe: „So traure denn, Natur! u. s. w." Als falsch gilt ihm gar am Ende desselben Briefes: „Ach, ich dachte nicht, dass mich der Weg hierher führen sollte!" und „Sie sind geladen — es schlägt zwölfe". Werther hatte ja wirklich das erstere nicht geahnt, und wenn der Dichter den Nebenumstand, dass Werther die Pistolen geladen, wie manches andere in der Erzählung übergangen hat, so zeigt gerade unsere Stelle, dass es wirklich geschehen war. Lotte stellt bei ihrer herzlichen Mahnung, doch von ihr abzulassen, ihm dringend vor: „Warum dann mich! Werther! Just mich! das Eigenthum eines andern!" Hier sträubt sich Nicolais Gefühl: „Ganz falsch! so konnte sie nicht reden, sie mochte ihn lieben oder nicht." Und so ruft er auch sein „Wie fade!" den folgenden Worten zu: „Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen sein, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte", als ob Lotte nicht die reine Wahrheit ganz eigentlich aussprechen dürfte, den innigen Wunsch, dass sein Herz eine andere Liebe, der es so würdig sei, finden möge. Wahrscheinlich hatte Nicolai das „erfüllen der Wünsche seines Herzens" missverstanden. Bei dem rührenden Gespräche vor dem Abschiede wirft Werther sich vor Lotten nieder, ergreift ihre Hände und benetzt sie mit Thränen; das findet Nicolai unwahrscheinlich, da Albert da gewesen sei. Aber Werther war ja von der Gewalt dieses Augenblicks übermannt, seiner gar nicht mächtig, und Albert wusste seinen Gefühlssturm ruhiger zu würdigen als Nicolai auf seinem behaglichen Lehnsessel. Am 24. März schreibt Werther an Wilhelm: „Bring das meiner Mutter in einem Säftchen bei. Ich kann mir selbst nicht helfen; also mag sie sichs gefallen lassen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muss es ihr weh thun u. s. w." Hier ruft Nicolai: „Wie ist der Mann gegen Kinder so warm und gegen seine eigene Mutter so kalt!" Als ob nicht aus dem ganzen Briefe der bittere Schmerz spräche, seiner Mutter so weh thun

zu müssen, den er nur durch die Unmöglichkeit, anders zu handeln, mit Gewalt beschwichtigt, da er ganz allein der Stimme seines Herzens folgt, dem er eben, wie immer, „allen Willen thut“; er setzt sich so wenig mit kalter Unempfindlichkeit darüber hinweg, dass aus dem folgenden Spotte sein zerrissenes Herz wie aus Wolken hervorleuchtet, das der Mutter so gern diesen Kummer erspart, ihre auf ihn gesetzte Hoffnung so freudig erfüllt hätte. Als Albert am 20. December Werther bei Lotten findet, deren Wunsch, er möge vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen, in das Leben seiner Seele geschnitten hat, heisst es: „Man bot sich einen frostigen guten Abend und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Discurs an, der bald aus war“. Da meint nun Nicolai, Werther habe unmöglich einen unbedeutenden Discurs anfangen können, wenn er ehrlich gewesen. Sollte er etwa ganz verstummen oder sein Verhältniss zu Lotten offen aussprechen und zu einer Erklärung Veranlassung geben, die so peinlich als nutzlos gewesen wäre! Wie viel höher stand das Gefühl des angemessenen bei dem jungen Dichter als bei dem sechzehn Jahre älteren trockenen Geschäftsmann und Registrator der deutschen Litteratur! In Werthers Herzen wühlte schon der Gedanke, die einzig mögliche Lösung dieses unerträglichen Verhältnisses durch seinen Tod zu geben; an eine Ausgleichung konnte er bei der Lage seines Herzens nicht denken, und er musste Albert, gegen den er sehr verstimmt war, seine Aufregung zu verbergen suchen. Wenn der unglückliche in seinem letzten Briefe an Lotten mit Bezug auf den Abend, wo er sie umarmt und geküsst hat, in seiner schwärmerischen Aufregung äussert, er strafe sich für diese Sünde, aber hinzufügen muss: „Ich hab' sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt“, so lesen wir hier am Rande: „Ungrossmüthig gegen Lotte und Albert, dies zu schreiben“. Konnte aber Werther in diesem Augenblicke etwas anderes empfinden als dieses ihn beseligende Gefühl und die Nothwendigkeit, diese Sünde durch seinen Tod zu sühnen! Mit demselben Rechte hätte Nicolai bei den vorigen Seiten denselben Vorwurf er-

heben können, aber er hatte diese unbehelligt durchgelassen, erst hier empört sich sein Gefühl des Anstandes, das sich eben in Werthers Seele nicht zu versetzen weiss. Kurz vor dem Ende desselben Briefes macht er zu den Worten: „So kalt, so starr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen!“ die Bemerkung: „Diese Kälte unnatürlich! denn der Taumel muss da siegen!“ Sollte es aber nicht vielmehr der innersten Natur des Menschenherzens entsprechen, dass eben noch zuletzt vor dem schweren bevorstehenden Schritte, im Gegensatze zu den Hoffnungen und Wünschen, die ihn einst beseelt, das grausen vor dem scheiden aus dem süssen Leben seine jugendlichglühende, von frischer Lebenskraft erfüllte Seele befällt! Nicolai scheint hier den kurz vorher gebrauchten Ausdruck, er solle aus dem kalten, schrecklichen Becher den Taumel des Todes trinken, missverstanden zu haben. Werther denkt sich im Gegensatze zum vollen Leben den Tod als einen Taumel.

Wenden wir uns zu den sonstigen Bemerkungen Nicolais, die gleichfalls einen sehr beschränkten Standpunct gegenüber einer Dichtung von so mächtig hinreissendem Gefühle zeigen. Zu den Worten: „Missverstanden zu werden ist das Schicksal von unser einem“ ist nicht, wie sonst, mit Bleistift, sondern mit Tinte bemerkt: „Hm! Missversteht er nicht auch andre?“ Diese Bemerkung hätte zwar Nicolai gegen Werther machen können, freilich mit wenig Erfolg; aber auch dem Dichter gegenüber, der uns dessen Zustand treu darstellt? Im Briefe vom 26. Mai heisst es: „Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ohngefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann.“ Dazu findet sich angemerkt: „Frankfurter Zeitung und Hobbes.“ Nicolai deutet hier wol auf die freien Ansichten, besonders wider seinen Freund Sulzer in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, an denen, wie er wusste, Goethe grossen Antheil hatte, und neben der Schrift von Hobbes de cive mag er auch an Goethes Anzeige daselbst von der Schrift „über Belohnung und Strafen nach Türkischen Gesetzen“ von A. von Joch sich erinnert haben. Gleich darauf findet sich zu der künftig drohenden Gefahr die philiströse Bemerkung: „Sehr richtig, aber es ist doch Gefahr!“ Als ob Werther solchen Leuten, die nur für ihren

eigenen Vortheil besorgt sind, von ihrem Standpuncte aus nicht ganz Recht gäbe. Wenn es im Briefe vom 16. Juni heisst: „Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück u. s. w.“, so fällt Nicolai schmunzelnd ein: „Ei, ei! das ist eine Abstraction!“, und ähnlich wird bei zwei anderen Stellen: „Heisst das, insofern es — begehren“ (am 30. Juli) und „Das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall, ohne Gefühl für mein Herz“ (im letzten Briefe) hervorgehoben, das seien Abstractionen. Sind solche etwa dem in sich sinnenden, scharf beobachtenden, aber nur zu oft durch die Empfindung hingerissenen Werther fremd? An vielen anderen Stellen hätte Nicolai sich in gleicher Weise über Abstractionen aufhalten können. Zu der Stelle am Ende des Briefes vom 10. August, wo es von Albert heisst: „In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften hab' ich wenig seines Gleichen gesehen“, ruft Nicolai verwundert aus: „Wie? Werther lobt dies?“ Was sollte denn Werther abhalten diesen ihm fremden Vorzug seines Freundes neidlos, wie er es verdient, anzuerkennen? „Kein Argument in der Welt bringt mich so aus der Fassung“, schreibt Werther am 12. August, „als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, da ich aus ganzem Herzen rede.“ Nicolai bemerkt zu dem unbedeutenden Gemeinspruche: „Der wahr ist!“, aber hier ist von einem solchen die Rede, der für Werther eben nicht wahr ist. Gar nicht trifft es, wenn Nicolai daselbst zu den Worten: „Und mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Ueberspannung das Gegentheil sein?“ den Einwurf macht: „Freilich im zweiten Augenblicke!“ Gegenüber der Aeusserung: „Sieh den Menschen an, in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet“, verweist er auf die Stelle, wo es heisst, man habe alle ausserordentliche Menschen von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien müssen, und er fügt hinzu: „Das hiesse ja Wahnsinn. Der Wahnsinnige ist nicht eben feige, aber mancher, der sich bei kaltem Blute ermordet, ist feige, und oft auch wahnsinnig dazu.“ Nicht weniger unzutreffend ist es, wenn Nicolai bezüglich des Mädchens, das sich selbst

den Tod gibt, anmerkt: „Sie ist schwächer, indem sie stirbt, und würde stärker sein, indem sie ertrüge.“ Gleich darauf lesen wir zu den Worten: „Wehe dem, der zusehen und sagen könnte: Die Thörin!“ die Frage: „Warum wehe? Hat er etwan das Unglück zu leben?“ Goethe will doch nur sagen, ein solcher Mensch sei seiner Unempfindlichkeit wegen zu bedauern. Bei der Stelle (am 18.): „Selbst die Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst“ lesen wir: „Ganz wahr, aber —“, und den folgenden herrlichen Schluss des Briefes begleitet er zweimal mit Werthers eigenem Ausrufe: „Armer Thor!“ Am 30. August sagt Werther, in seiner Liebesnoth sei es ihm oft eine Freude, einen jähen Berg zu erklettern, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die ihn verletzen, durch die Dornen, die ihn zerreissen. Am Rande lesen wir mit Beziehung auf eine oben erwähnte Stelle: „Anstrengung, Stärke.“ Zur Aeusserung vom 20. October: „Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles ausser uns herrlicher erscheint, jedes andere vollkommener ist“ macht er die fade Bemerkung: „Die Unzufriedenheit mit sich selbst ist Trübung des Stolzes.“ Werthers Bemerkung vom 8. Januar, der scheine ihm der erste, der so viel Gewalt oder List habe, die Kräfte und Leidenschaften zur Ausführung seiner Plane anzuspannen, veranlasst ihn zu den wieder gar nicht zutreffenden Worten: „Also ganz einerlei, welche Plane? wenn's nur seine sind.“ Beim Schlusse des Briefes vom 9. Mai: „Mein Herz hab' ich allein“ ereifert sich Nicolai zum Ausrufe: „Wildes Herz! Eigensinn!“ Zu dem Achselzucken über Lavaters Schwärmereien (am 15. September) fügt er hinzu: „à la mode darüber zu spotten.“ Nicolai selbst betrachtete Lavaters Ansichten als unheilvoll. Wenn Werther in seinem letzten Briefe an Lotten sagt, oft sei es wüthend in seinem zerrissenen Herzen herumgeschlichen, Albert zu ermorden, so weiss man nicht, was die Bemerkung soll, das stehe schon im Briefe vom 21. August. Ausgesprochen ist dies dort keineswegs, bloss angedeutet; an beiden Stellen finden

sich die betreffenden Aeusserungen durchaus sachgemäss, und darauf kommt es allein an; ja diese Wiederholung wäre selbst dann nicht anstössig, wenn beide Aeusserungen in Briefen an Lotten ständen, was nicht der Fall ist. In einem weiteren Absatze desselben Briefes sagt Werther: „Aber ach diese Gefühle gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm im heiligen sichtbaren Zeichen gereicht wird." Nicolai bemerkt dazu: „Wichtig wider die Gefühle", womit er wol andeuten wollte, man dürfe sich nicht von augenblicklichem Gefühle zu Entschlüssen hinreissen lassen, wie Werther thue, da doch die Stelle etwas ganz anderes besagt, Werthers Charakter gar nicht berührt.

Auf die einzelnen NBs und Striche einzugehen verlohnt sich nicht der Mühe. Man sieht aus dem mitgetheilten, dass Nicolai den „Werther" als Kritiker las, der auf die Schwäche seines Charakters und seiner Aeusserungen, besonders seiner Betrachtungen den Blick gerichtet hielt, aber auch dem Dichter selbst auf die Finger sah, wo er etwas verfehlt habe. An volle Hingabe an die Dichtung und ein inniges versetzen in die Seele des seiner eigenen Natur so widerstrebenden Helden der Empfindsamkeit war bei Nicolai nicht zu denken; war er ja ein geborener Anti-Werther, der da meinte, solche empfindsame Schöpfungen wie Mehlthau von den blühenden Saaten der Litteratur abwehren zu müssen, und sich zugleich einbildete, bei Goethe habe er es nur mit einer Ephemere zu thun, die vor dem Hauche seines Mundes verschwinde.

Schillers
Gedicht auf Philipp Friedrich Rieger.

Von

HERMANN FISCHER.

In der Beilage der Allgemeinen Zeitung, Nr. 301 vom 27. October 1880, habe ich Nachricht von einem Funde gegeben, den ich wenige Tage zuvor in einer umfänglichen Collection Württembergischer Familiengedichte auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart gemacht hatte. Ich trage an diesem Orte dazu solche Notizen nach, welche für einen grösseren Leserkreis ohne Interesse waren.

Was ich gefunden habe, ist der Originaldruck von Schillers Gedicht auf den am 15. Mai 1782 verstorbenen General Philipp Friedrich von Rieger, den Commandanten des Aspergs. In der kritischen Ausgabe, I, 357 ff., ist das Gedicht, in Ermangelung des Originaldrucks, nach einer Abschrift desselben abgedruckt worden, derselben Abschrift, welche auch dem ersten Abdrucke im Taschenbuche für Damen auf 1808 zu Grunde lag. Die Abschrift war in allem wesentlichen, wie wir jetzt sehen, ziemlich genau; da aber der kleinen orthographischen u. ä. Abweichungen doch nicht ganz wenige sind, so gebe ich im folgenden den Text des Originaldrucks vollständig wieder und knüpfe einige Bemerkungen daran.

Das Gedicht ist auf einen Foliobogen gedruckt, ziemlich spatiös, aber ohne weitere Zierde als die einer nichtssagenden Vignette zu Beginn der zweiten Seite. Die Lettern sind gewöhnliche Fractur, mit Ausnahme der unten ausgezeichneten, mit Schwabacher Schrift gedruckten Wörter.

[Seite 1.]

Todenfeyer

am Grabe

des

Hochwohlgebohrnen Herrn,

HERRN

Philipp Friderich

von Rieger,

Generalmajors und Chefs eines Infanterie-Bataillons,
Kommandanten der Vestung Hohenasperg, und des
Herzoglich militairischen St. Karls Ordens
Ritters,

Welcher

im sechzigsten Jahr Seines Alters am 15ten May 1782. zu Hohenasperg
an einem Schlagflusse seelig verschied,

und

den 18ten des Monats feierlichst zur Erde bestattet wurde,

Ihm

zum Ehrendenkmal geweyht

von

sämmtlicher Herzoglich-Wirtembergischen
Generalität.

Stuttgard

gedrukt mit Erhardischen Schriften.

[Seite 2.]

[Vignette.]

Noch zermalmt der Schreken unsre Glieder —
Rieger todt!
Noch in unsern Ohren heult der Donner wieder —
Rieger, Rieger todt!
Wie ein Bliz, im Niedergang entzündet,
Schon im Aufgang schwindet,
Flog der Held zu GOtt!
Sollen Klagen um die Leiche hallen,
Klagen um den grosen Mann?
Oder dörfen warme Tränen fallen,
Tränen um den guten lieben Mann?
Dörfen wir mit Riegers Söhnen weinen?
Mit den Patrioten uns vereinen?
Oh so feyre weinender Gesang
Einer Sonne Untergang!

Groß, o Rieger, groß war Deine Stufe
Groß Dein Geist zu Seinem grossen Rufe
Grösser war — Dein Herz!
Engelhuld und göttliches Erbarmen
Rief den Freund zu Deinen offnen Armen;
Froher unschuldsvoller Scherz
Lachte noch im silbergrauen Weisen,
Jugendfeuer brannte noch im Greisen,
In dem Krieger betete — der Christ.
Höher als das Lächeln Deines Fürsten
(Ach! wornach so manche geizig dürsten!
Höher war Dir der, der ewig ist.

[Seite 3.]

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
Zu erwuchern war Dein Trachten nie.
Elende beim Fürsten zu vertreten,
Für die Unschuld an dem Tron zu beten
War Dein Stolz auf Erden hie.
Rang und Macht, die lächerlichen Flitter,
Fallen ab am Tage des Gerichts,
Fallen ab wie Blätter im Gewitter,
Und der Pomp — ist Nichts! — —

Krieger KARLS! erlaubt mir hier zu halten,
Tretet her ihr lorbeervollen Alten!
(Das Gewissen brenne flammenroth)
Dumpfig hohl aus Eures Riegers Bahre,
Spricht zu Euch, ihr Söhne vieler Jahre,
Spricht zu Euch — der Tod:

„Erdengötter! — glaubt ihr ungerochen
„Mit der Gröse kindischkleinen Stolz,
„(Alles faßt der schmale Raum von Holz)
„Gegen mich zu pochen?
„Hilft euch des Monarchen Gunst
„Die oft nur am Rittersterne funkelt,
„Hilft des Höflings Schlangenkunst,
„Wenn sich brechend euer Aug verdunkelt?
„Erdengötter redet doch,
„Wenn der Götterdunst zerstiebet,
„Redet denn, was wärt ihr noch
„Wenn ihr — schlechte Menschen bliebet?

„Trozt ihr mir mit euren stolzen Ahnen,
„Daß von euch — zwei Tropfen Blut
„In den Adern alter Helden rannen?
„Pocht ihr auf geerbtes Gut?

[Seite 4.]

„Wird man dort nach Riegers Range fragen
„Folgt Ihm wol KARLS Gnade biß dahin?
„Wird er höher von dem Ritterkreuz getragen,
„Als vom Jubel Seiner Seegnenden?
„Wann der Richter in dem Schuldbuch blättert,
„Fragt er, ob der grose Todte hier
„Zu dem Tempel des Triumphs geklettert?
„Fragt man dort, wie man Ihn hier vergöttert?
„Richtet GOtt —— wie wir?

Aber Heil Dir! Seeliger! Verklärter
Nimm zufrieden Deinen Sonnenflug!
Deinem Herzen war die Menschheit werther
Als der Gröse prangender Betrug!
Schöne Thaten waren Deine Schäze,
Aufgehäuft für eine schöne Welt,
Glüklich giengst Du durch die goldne Neze,
Wo die Ehrsucht ihre Sklaven fällt.
Wenn die Riesenrüstung stolzer Gröse
Manches grose Heldenherz zerdrükt
Flohst Du frei, entschwungen dem Getöse
Dieser Welt, und bist — beglükt!

Dort, wo Du bei ewgen Morgenröthen
Einen Lorbeer, der nie welket, pflükst,
Und auf diesen traurenden Planeten
Sanften Mitleids niederblikst,
Dort wo Du an reine Seraphinen
Dich in ewigem Umarmen schmiegst,
Und bei jubelvollen Harfentönen
Kühne Flügel durch den Himmel wiegst,
Dort wo Rieger unter Edens Wonne
Dieses Lebens Folterbank verträumt,
Und die Wahrheit leuchtend wie die Sonne,
Ihm aus tausend Röhren schäumt,

Dorten sehn wir — Jauchzet Brüder —
Dorten unsern Rieger wieder!!!



Dem Abdrucke des Gedichts habe ich nur wenig beizufügen.

Zu Zeile 7 des Titels. — Im Manuscript ist (s. kritische Ausg. I, 360) grammatisch ganz richtig mit Röthel „Rieger's“ gesetzt; die Form ohne Genetivendung in der Abschrift wird aber eben aus der Abkürzung des Originaltitels zu erklären sein, in welchem diese Endung fehlt.

Zu Zeile 4 und 3 (von unten) des Titels. — Dass Schiller das Gedicht nicht auf eigenen Antrieb (so dass das Officiercorps sich erst des fertigen Werkes bemächtigt hätte), sondern auf Bestellung gemacht hat, folgt zwar aus dem Titel nicht nothwendig, ist mir aber, wie ich in der Allg. Z. ausgeführt habe, sehr wahrscheinlich. Das Gedicht steht somit in genauer Analogie zu dem von Schubart im Namen des Bataillons verfassten Carmen auf Riegers Tod. Herr Dr. W. Vollmer macht mich aber darauf aufmerksam, dass demnach auch das von Schiller in Verbindung mit dem unsrigen erwähnte, bis jetzt nicht aufgefundene Gedicht auf Wiltmeister (s. krit. Ausg. I, 2. 380 f.; III, XII) vielleicht auch auf Bestellung verfasst worden sein dürfte, da wir sonst von einer Verbindung Schillers mit einem Manne dieses Namens gar nichts wissen.

Zu Seite 3, Zeile 10 (krit. Ausg. Z. 37). — Der Absatz nach dieser Zeile, in der Abschrift weggelassen, ist für den Bau des Gedichtes durchaus nothwendig.

Zu Seite 3, Zeile 18 (krit. Ausg. Z. 45). — Die schwache Form „kindischkleinen“ dürfte doch wol nur Druckfehler sein, zumal da die andere in der Abschrift sich findende, „ewigen“, Zeile 4, 27 = krit. Ausg. Z. 86, im Originaldrucke nicht steht; ebenso hat die Abschrift, Zeile 4, 16 = krit. Ausg. Z. 75, die starke Form „goldne“ in die schwache verwandelt.

Paroemiologische Studien. Kritische Beiträge.

Unter dieser Bezeichnung ist ein besonderer „Abdruck der wissenschaftlichen Beilage zum Programm der Realschule I. O. zu Zwickau von Oberlehrer Dr. Kirchner“ — I., für Ostern 1879, II., für Ostern 1880 — veranstaltet.

Diese Arbeit, welche unter der grossen Zahl der auf dem Felde der Sprichwörterlitteratur noch immer erscheinenden Erzeugnisse durch wissenschaftliche Behandlung vortheilhaft sich auszeichnet, will nicht (I, S. 1) „die gesammte Paroemiologie nach ihrem ganzen Inhalte darstellen“, sondern in den für Programme gebotenen Grenzen die Ergebnisse „beleuchten, welche die paroemiologischen Forschungen gefunden, die Irrwege darlegen, welche die Forschungen bislang gegangen sind, und durch Aufstellung neuer Gesichtspuncte zum Betreten neuer Bahnen beitragen.“ Die Ausführung entspricht dem Plane. Der in neuer Zeit angewachsene Stoff ist unter Aussonderung des unbedeutenderen übersichtlich vorgeführt, nach vielfachen Richtungen sind bisherige Arbeiten geprüft und berichtigt und der (I, S. 14) „Vergleichung der Sprichwörtergestalten unter einander“ eingehende Erörterungen gewidmet. — Der Verfasser zieht scharf die Grenze zwischen Sprichwort und sprichwörtlicher Redensart und begründet hiebei folgende Sätze: Die Sprichwörter und die sprichwörtlichen Redensarten sind (I, S. 3) „unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen und mit ihm entwickelt, Gemeingut des Volkes, d. h. in Aller Munde, Allen bekannt, Allen verständlich. Sie sind gesprochen worden und haben sich durch Sprechen mitgetheilt und forterhalten,“ sind (II, S. 23) „landläufig“ und „legen auf eine sinnliche, anschauliche, bildliche Weise ihre innere Bedeutung dar“; (I, S. 13): „Das was Jedem in die Augen fällt, was dem Sinn eines Jeden erreichbar und fasslich ist — das ist's, was das Sprichwort festhält, das Aeusserliche, Sinnliche, Wahrnehmbare, das Bild.“

Für die Form, das äussere Gepräge tritt (I, S. 7) „als erstes Bedingniss die Kürze hervor“ — gern wird zu Rhythmus und Metrum, auch zur Allitteration unter Verzicht auf strenge Regeln der Grammatik (I, S. 8. 9) gegriffen.

Diese Sätze gelten für Sprichwort und sprichwörtliche Redensart gemeinsam. Die Unterschiede derselben werden so bezeichnet:

Vorausgesetzt wird, dass die einfache Redensart (II, S. 23) „nur ein allgemeines Praedicat, eine allgemeine Aussage, ein Zeitwort (Verbalbegriff)“ enthält; die sprichwörtliche Redensart verbindet dagegen (II, S. 23) „ein bestimmtes bildliches Praedicat mit einem Objecte, das wiederum bildlich gebraucht ist, so dass eine vollständige Handlung dadurch ausgedrückt wird; — sie spricht ein Urtheil aus, zu dem bloss das Subject zu ergänzen ist — und ist eine Anwendung des Sprichworts auf einen besonderen Fall“. — Das Sprichwort (I, S. 3) tritt „meist in einem vollständigen Satze uns entgegen“ und (II, S. 23) spricht eine allgemeine Regel aus.

Der Erwähnung des Sailerschen Ausspruches, die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten seien „Blüten eines Stammes, Kinder eines Hauses“ (I, S. 3) — werde hier beigefügt, dass Sailer (die Weisheit auf der Gasse. 1843. S. 41) die Mehrzahl der Sprichwörter als „Findelkinder“ bezeichnet. Becker (das Sprichwort in nationaler Bedeutung S. 16) führt eine Stelle des Synesius an, in welcher die Sprichwörter „ἐγκαταλείμματα“ (etwa reliquiae) genannt werden, und einen Ausspruch von Schottelius „über die deutsche Sprache V. S. 140“, welche Stelle ich nicht auffinde und daher genauer nach lib. V. S. 1111 in der „Ausführlichen Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache. Braunschweig 1663“ die Worte angebe: „Dan ein Sprichwort, (nemlich Worte so von allen gesprochen und also zu einem gemeinen ja gemachet werden) nimt seine Ankunft als ein eigenes angeborenes Landkind im Lande, wechset und wird geboren den Landsleuten im Munde, und ist also ein natürlich Klang der Sprache und ein Ausspruch und Schluss dessen, was als eine Teutsche Landlehre, bekant worden.“ — Becker nennt (S. 22) Fabel und Sprichwort „Brüder“ — Gervinus (Gesch. d. d. Dichtung 4. A. III, S. 306) bezeichnet das Sprichwort als „die Quintessenz der Fabel“. — Schottelius a. a. O. sagt: „die Sprichwörter, recht und wol beygebracht, sind in der Rede, gleich wie Specerey im Essen, und Gold und Perlen auf einem schönen Kleide“.

Becker a. a. O. S. 15 bemerkt: „Bei Sprichwörtern ist die Annahme einer blossen litterarischen Existenz ein Widerspruch; was nicht im Munde des Volkes lebt und aus seinem Munde gekommen sein kann, verdient diesen Namen nicht mehr.“ Kirchner II, S. 14 (Anm.) verwirft auch mit Recht Sprichwörter „eigner Fabrik“, nur sind die für die letzten gewählten Beispiele aus Steiger nicht ganz zutreffend; denn „das Glück ist kugelrund“ hat Eiselein S. 243, Simrock No. 3713 nur mit einem Zusatze; Tunnicius (1514) No. 1301 hat: „dat gelucke is runt“; s. andere Stellen bei Wander u. d. W. Glück No. 117. 118. — Auch: „Was hilft ein goldner Fingerring wider den Wurm am Nagel“ ist nicht von Steiger gemacht, s. Eiselein S. 170. — „Beten ist kein Katzengeschrei“ hat Eiselein S. 71, Simrock No. 979. — „Vom Drohen stirbt man nicht“ schon in Tunnicius

No. 396: „Van druwen stervet nummant"; vgl. Eiselein S. 124, Wander u. d. W. Drohen No. 15, Eisenhart (3. A.) S. 474. — Obschon Becker a. a. O. als wesentlich bezeichnet, dass das Sprichwort „aus dem Munde" des Volkes komme — und in dessen Munde lebe, so weist er doch auch darauf hin (S. 7), „dass bei den Griechen die Sprichwörter von allen, auch von den ernstesten Dichtern und den kunstvollsten Prosaikern angeführt wurden, während sie bei uns fast nur im Munde des Volkes leben." „Wir können" — sagt er — „daher erst recht eigentlich von Volkssprichwörtern reden als von Sprüchen im Gegensatze zu denen, welche von den Gelehrten oder Feingebildeten ausgiengen; bei den Griechen ist dieser Unterschied nicht und daher rührt auch das Schwanken bei den alten Schriftstellern selbst im Sprachgebrauch zwischen Paroemien und allgemein bekannten Gnomen und Sentenzen." Die geistreiche Beleuchtung dieser Gegensätze lässt sich nur in ihrem Zusammenhange in der Beckerschen Schrift auffassen, und es wird statt Einfügung eines dürftigen Auszuges auf die Schrift selbst verwiesen, deren Neudruck zu wünschen ist.

Einen ähnlichen Versuch, die Sprichwörter in nationaler Bedeutung zu vergleichen, hat für das Deutsche und Französische J. Venedey (die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprache und Sprichwörter. Heidelberg 1842) früher gemacht, jedoch ohne dem Gehalte der Beckerschen Arbeit gleichzukommen.

Kirchner fordert als Aufgabe einer wissenschaftlichen Behandlung des Sprichworts nicht bloss die Zusammenstellung der Sprichwörter „nach dem Gebiete des Inhalts, dem Ziele ihrer Anwendung", sondern (II, S. 23) „eine Vergleichung der Sprichwörter als Volksstimmen bei anderen Nationen und in anderen Sprachen, eine scharfe Sichtung nach der Quelle, der das einzelne entströmte (Dialekt-, Lokal-, biblische, historische Sprichwörter), genaue Prüfung des inneren Gehaltes und Gepräges" mit Unterscheidung der „immer wahren Sprichwörter von den bedingten, der paradoxen von den contradictorischen und synonymen im engeren Sinne".

Alle diese als treffend anzuerkennenden Gesichtspuncte sind unter Mittheilung geeigneter Beispiele und reichlich beigebrachter Quellen auf anregende Weise erläutert, vorzugsweise (II, S. 19) in den „drei wichtigsten der lebenden Sprachen".

Mit Recht ist der Bibliographie besondere Beachtung geschenkt unter Ausscheidung der meisten Erscheinungen, welche nicht von wissenschaftlicher Bedeutung sind oder früher genügend besprochen wurden. Diese Beiträge sind um so werthvoller, als das erscheinen der langjährigen bibliographischen Arbeit J. Francks (s. Suringar, Erasmus, Utrecht 1873, S. XIII) und des im Jahre 1880 verstorbenen Mayreder (Rivista di letteratura popolare. Tom. I. fasc. 1. Rom 1879, S. 241) zur Zeit nicht zu erwarten ist und da Stirling-Maxwell, Essay towards a Collection of Books relating to Proverbs, Emblems,

Apophthegms, Epitaphs and Ana. . . London 1860, welches Buch für Paroemiologie bei uns unbekanntes mehrfach nachweist, in Deutschland anscheinend noch nicht zu erlangen war. (Antiquar. Preis für den mässigen Octavband über vier Pfund.) Eine Zusammenfassung der nach Nopitsch, Duplessis, Zacher, Hanus (Literatura přislovnictvi slovanského a německého. V Praze, 1853) erschienenen Beiträge zur Bibliographie von Franck, Harrebomée, Latendorf, Roux de Lincy (2. A. 1859), Wander, Weinkauff erscheint wünschenswerth. Besonders sind die bibliographischen Nachweisungen, welche Suringar grösstentheils nach eigener Ansicht besonders für ältere Drucke geliefert hat, wegen der sorgfältigen Angaben hervorzuheben. Dieselben finden sich in folgenden Werken:

Recensie van Dr. Wilh. Binder's — (nicht Dinter: Kirchner I, S. 10) novus thesaurus adagiorum latinorum — in der „Tijdschrift voor de Nederlandsche Gymnasien voor 1861", 111—187 — auch in besonderem Abdruck.

Erasmus over nederlandsche Spreekwoorden . . . van zijnen tijd . . Utrecht 1873.

Distichorum proverbialium sententiarum . . auctore J. Glandorpio collatis germanicis Agricolae proverbiis (lib. I u. II). Lugd. Batav. 1874.

Heinrich Bebels Proverbia Germanica. Leiden 1879.

Bemerkt werde, dass Suringar in den letzten drei Arbeiten durchgehends sorgfältige Zusammenstellungen entsprechender lateinischer, deutscher, niederländischer, bisweilen auch flämischer, französischer, griechischer, dänischer Sprichwörter stets mit Quellenangabe geliefert hat. —

Und nun sollen noch einzelne bibliographische Anmerkungen zu der Kirchnerschen Arbeit folgen.

I, S. 9 ist die Ausgabe der Sammlung des Erasmus von 1528 als die erste und die von 1596 als die letzte bezeichnet. Duplessis nennt als erste die 1500 zu Paris und als letzte die 1703 zu Leyden erschienene. Der von mir in Berlin eingesehene Pariser Druck bezeichnet auf dem letzten Blatte als Druckjahr MVCv — nur der Brief des Andrelinus, Bl. 1^v ist datiert: „MCCCCC XV Junii". — Epitome adagiorum von Erasmus ist ausser der I, S. 9 — auch von Nopitsch S. 207 — erwähnten Ausgabe in mehr als 20 Ausgaben erschienen. — Von „D. G. C. H. Flores trilingues sive Sententiae Latino-Germanico-Polonicae. Gedani 1702" — früher nur handschriftlich bekannt (Serapeum 1867, S. 326) ist ein Druck in Danzig nach Dr. Gerbers gefälliger Mittheilung vorgefunden.

Aus der reichen niederländischen Sprichwörterlitteratur ist das umfangreiche Werk hervorzuheben: Harrebomée, Spreekwoordenboek der nederlandsche taal. Utrecht 1858—1870 (3 Theile).

Moise Schuhl, Rabbin, Sentences et Proverbes du Talmud

et du Midrasch, suivis du traité d'Aboth. Paris 1878. — Der Text ist hebräisch und versehen mit französischer Uebersetzung, Erklärung und Verweisung auf entsprechende Stellen in den classischen und neueren Sprachen, das alte und neue Testament und den Koran. — Der traité d'Aboth (der Väter) ohne hebräischen Text enthält nicht Sprichwörter, sondern Sentenzen. — Eine werthvolle Arbeit.

Osmanische Sprichwörter, herausgegeben durch die K. K. Orientalische Akademie zu Wien. Wien 1865. Der Text ist westtürkisch oder osmanisch. Beigefügt ist die „Transscription" der Aussprache nach Bianchis dictionnaire turc-français et français-turc — eine Interlinear- und eine freiere Uebersetzung, deutsch und französisch. Die Sammlung soll als Uebungsbuch für die mit den Anfangsgründen der türkischen Sprache vertrauteren dienen.

Für andere Zwecke dienen auch nicht: L. Rochet, Sentences, maximes et proverbes Mantchoux et Mongols accompagnés d'une traduction française, des Alphabets et d'une vocabulaire. Paris 1875, und: P. Perny, Proverbes chinois. Paris 1869.

H. Knust, Mittheilungen aus dem Escurial. Tübingen 1879. Dieselben enthalten die nach Handschriften der Escurialbibliothek besorgte Ausgabe von: El libro de los buenos Proverbios und Bocados de oro. Das erste ist von Honein ben Ishak (einem Nestorianischen Christen, 809 geboren), genannt Joanicio, fijo de Ysaac, ursprünglich arabisch geschrieben, und bringt weniger eigene als fremde Sprüche, insbesondere auch aus Alis hundert Sprüchen, Pythagoras, Plutarch, Stobaeus. Die Sammlung wurde in das Hebräische, Spanische, Aethiopische, (Armenische?) übertragen und besonders von Abu'l-Wafá-Mobasschir (c. 1100) (Aussprüche weiser Männer) und — wenigstens mittelbar — in den bocados de oro benutzt. Die zweite Sammlung eines unbekannten Verfassers (bocados de oro) stammt aus dem 13. Jahrhundert. Man hat eine lateinische und spanische Uebersetzung, welche Knust (S. 574) als wahrscheinlich auf arabischem Original beruhend erachtet. Es sind von 1495 bis 1529 sechs oder sieben spanische Drucke — darunter der von 1502, Toledo, vom Drucker „Maestro Pedro Hagembach, aleman" — erschienen.

Guillaume de Tignonville († 1414) übersetzte das Werk in das Französische (vgl. Roux de Lincy (1859) I, S. XVIII. II, S. 561), und Graf Rivers († 1483) die französische Arbeit in das Englische (Caxton-Ausgabe von 1477. Neudruck: The Dictes and Sayings of the Philosophers. A facsimile reproduction of the first Book printed by William Caxton 1477. London, Elliot Slock 1877, herausgegeben von A. Blades). — Die Knustsche Arbeit bietet in den Anmerkungen und in dem „Nachtrag zu den Parallelstellen" (S. 631) vielfach lehrreichen Anhalt zu Vergleichungen mit anderen Sprachen. — Ob jene Sammlungen auf englische und französische Arbeiten Ein-

fluss gehabt und zur Verbreitung der Sprüche beigetragen haben, möchte ein gelehrter Kenner der arabischen und der älteren französischen und englischen Spruchsammlungen prüfen. Die vorliegende Fassung der Sprüche allein genügt noch nicht um einen Zusammenhang späterer Formen mit den alten Arbeiten zu behaupten. Denn eine wörtliche Uebersetzung, welche „fast immer eine schlechte ist" (Lazarus, das Leben der Seele, 2. A., S. 400, A.), kann am wenigsten bei den aus dem Munde des Volkes kommenden Sprüchen erwartet werden. Dem Inhalte nach finden sich gleichbedeutende Sprüche z. B. in den Bocados, S. 198, Zeile 10: „el vino e la sapiencia non pueden morar en uno". Dazu lassen sich stellen V. 3 der altniederländ. Sammlung (ed. Hoffmann v. Fallersleben): Quando venit potus, cessat sermo quasi totus. Als die dranc comt, so is die reden uyt; später (1508) Bebel, 442: Dum vinum intrat, exit sapientia; die knappere spanische Form: Do entra beber, sale saber (Bohn, Polyglot S. 214); und noch kürzer englisch: When wine's in wit's out (Mair, Handbook S. 77) und das „alt Teutsche Sprichwort": Wein ein, Witz aus (Guarinonius, von dem Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts. Ingolstatt, 1610. S. 607. Wander u. d. W. Wein No. 469).

Zu Bocados (S. 209. Anm.): Asi commo los rasos del ollero se pruevan por su son asi se prueva la persona por su palabra (Wort) vgl. Simrock 10411: „Den Narren am Kopf — am Klange den Topf" und die dazu gehörigen Stellen zu dem sinngleichen: e cantu dignoscitur avis bei Suringar, Erasmus S. 105. 106.

Masson, Die Weisheit des Volks. Petersburg 1868 — deutsch, russisch, französisch, öfter auch englisch, lateinisch, italienisch, spanisch, polnisch, „galizisch", kleinrussisch, serbisch.

Serbische (Korajac) — kroatische (Daničić) — neugriechische (Arabantinos) u. s. w. Sammlungen aus neuerer Zeit müssen hier bei Seite liegen bleiben.

Im erscheinen ist gegenwärtig noch begriffen: Gustavo Strafforello, la sapienza del mondo ovvero dizionario universale dei proverbi di tutti i popoli raccolti, tradotti, comparati e commentati (Torino).

Zu Kirchner I, S. 10 ist aber noch hervorzuheben: Quitard, Etudes historiques, littéraires et morales sur les Proverbes français et le langage proverbial, Paris 1860. In Cap. 5 wird behandelt: En quoi les proverbes des divers peuples diffèrent et se ressemblent.

Neben dem Bohnschen Handbook (I, S. 10) ist anzuführen: Bohn, A Polyglot of foreign proverbs. London 1867. Dasselbe enthält französische, italienische, deutsche, holländische, spanische, portugiesische und dänische Sprichwörter, jede Abtheilung mit englischer Uebersetzung — ohne Erklärung und ohne Quellenangabe.

Zu Kirchner I, S. 14, Anm. — Sprichwörter in Bildern — sind noch der Erwähnung werth: Deutsche Sprüchwörter und Spruchreden

in Bildern und Gedichten. Düsseldorf, Arnz und Co. — Cent Provérbes par Grandville et Par. Paris 1845, mit Bildern, welche besser sind, als die begleitenden causeries — Zwei Folio-Blätter mit 44 Holzschnitten und Sprichwörtern, bezeichnet: „Joannes à Doetinchem excudeb. 1577 12 Noue." Diese mir vorliegenden Blätter hat Harrebomée bei der Frage eingesehen, ob in dem auf dem Blatte dargestellten Sprichworte: „Hij springt van den os op den ezel" mit Alewijn anzunehmen sei, dass os irrig statt orse (het paard) hineingekommen sei. „Tweede Twaalftaal nederlandsche spreekwoorden door P. J. Harrebomée" (o. O. u. J.) S. 11 u. 18. Harrebomée, Spreekw. deel I, S. XIII, No. 142 u. S. 189, No. 14. Schulz in Herrigs Archiv 50, S. 133. Kirchner II, S. 34. Auf dem Holzschnitte steht — abweichend von Harrebomées Angabe: „Dese climt van den osz op den eßell".

II, S. 4 bei Kirchner fehlt: Graf und Dietherr, deutsche Rechtssprichwörter, Nördlingen 1864, herausgegeben durch die historische Commission bei der K. Akademie der Wissenschaften zu München. Zu I, S. 11 ist die Reinsberg-Düringsfeldsche Sammlung „Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen" (1872, 1875) als eine der „verdienstvollsten Arbeiten" auf diesem Gebiete bezeichnet. Für rein praktische Zwecke bei Erlernung fremder Sprachen ist diesem Urtheile zuzustimmen. Der Mangel jedes Nachweises der Quellen bei den einzelnen Sprichwörtern macht aber für andere Zwecke das Buch wenig brauchbar. Das dürftige Quellenverzeichniss ersetzt den Mangel nicht. Durch Bezeichnung der Mundart ist zwar ein Hilfsmittel gewährt; es sind indessen diese und andere Bezeichnungen nicht immer zutreffend. Es ist z. B. Bd. 2, S. 93[a]: „Nît tuot nieman herzeleit wan im selben, der in treit" und S. 98[b]: „Sun, si jehent alle, ez brenne fruo daz zeiner nezzeln werden sol" als altdeutsch bezeichnet, während beide — das erste Freidank (Grimm) 60, 3 und das zweite der Winsbeke und die Winsbekin (ed. Haupt 361) — nicht in die Zeit des altdeutschen hineinragen. Auf die „Verwirrung", in welcher das Friesische in der das Werk beginnenden „Sprachentafel" sich befindet, ist im Litterarischen Centralblatt 1876, Sp. 477 hingewiesen.

Zum Nachweise, dass Joh. Agricolas „Drey Hundert Gemeyner Sprichworter" mit dem Schluss: „Gedruckt zu Haganaw durch Johannem Setzerium" 1529 die älteste echte Ausgabe sei, ist von Kirchner (II, S. 22, A.) auf Kordes verwiesen. Es wäre die Erwähnung von Latendorf, „Agricolas Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluss auf die deutschen und niederländischen Sammler . . . Schwerin 1862" als einer gründlichen Arbeit erwünscht gewesen. „Das Ander Teyl gemeyner Deutscher sprichwortter" hat bis auf die Abweichung „Secerium" denselben Schluss.

Zu II, S. 34 sind bei der Frage über Bildung sprichwörtlicher

Redensarten in Beziehung auf die den Menschen umgebende Thierwelt vorzugsweise die Hasenowschen Aufsätze im „Sprachwart“ unter mehrfachen Berichtigungen erläutert. Aber von bedeutenderem wissenschaftlichem Werthe sind die Arbeiten des Dr. Fr. Brinkmann, welche die Metaphern der romanischen Sprachen und des Englischen aus dem ihnen zu Grunde liegenden sinnlichen Begriffe entwickeln und in ihrem Zusammenhange darstellen. Sprichwörtliche Redensarten und Sprichwörter haben dabei eingehende Beachtung gefunden. Seine Schrift „die Metaphern“ (Bd. 1. Bonn 1878) betrifft: Hund (auch Herrigs Archiv, Bd. 46, S. 425—464, dabei: S. 450. 451: musard — muso —, Maulaffe, vgl. Kirchner II, S. 27). — Pferd: Bd. 50, S. 123. — Esel: Bd. 54, S. 155. — Maulthier: Bd. 54, S. 174. — Katze: Bd. 54, S. 337. — Rind: Bd. 55, S. 327. — Ziege: Bd. 56, S. 343. — Schaf: Bd. 56, S. 350. — Schwein: Bd. 56, S. 367. — Hahn und Huhn: Bd. 58, S. 193.

Ebenso sind die Aufsätze von Carl Schulze: Die sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache (Herrigs Archiv Bd. 48, S. 435 — Bd. 49, S. 139 — Bd. 50, S. 83 — Bd. 51, S. 195 — Bd. 52, S. 61 und 375 — Bd. 54, S. 55 und 303) von Werth. Dieselben bezeichnet dieser Gelehrte als eine Uebergangsstufe vom einfachen Wort zur sprichwörtlichen Redensart und zum Sprichworte. — Bd. 48, S. 436 sagt derselbe: „Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten sind zwar im Grunde auch Formeln der Sprache, im besonderen aber bezeichnet man mit diesem Worte diejenigen sprichwörtlich gewordenen Ausdrücke, welche aus zwei durch verbindende oder trennende Conjunctionen mit einander verknüpften Wörtern bestehen und dazu dienen, der Rede mehr Nachdruck und Schmuck zu geben.“ — Wahl (das Sprichwort der neueren Sprachen, Erfurt 1877, S. 11 f.) hebt das anregende dieser Arbeit besonders hervor.

Zum Schlusse folgen hier noch zu einigen beigebrachten Sprichwörtern Erläuterungen. Zu I, S. 13: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.“ Die Anmerkung 49 fügt bei: „So lautet unser Sprichwort im Originale, weder: «Eine Schwalbe macht noch nicht den Sommer» noch: «Eine Schwalbe macht keinen Sommer.» — Die Bezeichnung der „Originalstelle“ wäre erforderlich gewesen, weil ältere Fassungen, als — gerade in der bemängelten Form: „Vnd eine Schwalb macht keinen Sommer“ (Froschmeuseler, Ausg. 1608 Bl. Qij[a]) und in dem älteren Burkhard Waldis (Sandvoss, Sprichwörterlese aus Burch. Waldis S. 93): „ein einig schwalb macht keinen Sommer“ — in den gewöhnlichen Sammlungen sich nicht vorfinden.

Zu I, S. 22. Für Aethiopem dealbare und *τὸν Αἰθίοπα λευκαίνειν* konnten Belege aus classischen Schriftstellern nicht beigebracht werden, aber *Αἰθίοπα σμήχων* kömmt bei Leutsch und Schneidewin, Corpus paroemiographorum T. 1, S. 18 vor und wird

von ihnen mehrfach belegt. — Beiläufig bemerkt, findet sich altes vorkommen sinngleicher Sprüche: No. 76 der Sprüche des Cânakya nach A. Webers Uebersetzung im Original-Metrum des Sanskrit, Monatsberichte der K. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1864, S. 421: „Welche Natur zukommt Jemand, die verlässet ihn nirgendwie: Ob hundertmal man wäscht Kohlen, sie geb'n nicht ihre Schwärze auf“ — und etwas weniger zutreffend: Böhtlingk, Indische Sprüche. Petersburg 1863 (2. Ausg. 1872), Bd. 1, S. 15: „Perle bleibt Perle, Glas bleibt Glas.“

Kirchner führt aus (I, S. 18. 19), dass der Reichthum an deutschen Redewendungen, welche das trinken und die Folgen unmässigen trinkens bezeichnen, deren Körte sogar 142 bringe, — nicht beweise, dass unter den Deutschen die Trunksucht am verbreitetsten sei. — Es ist der Ausführung beizutreten, übrigens aber käme es erst auf die Frage an, ob gerade im Deutschen die Zahl dieser Redensarten, welche bei Wander allerdings unter „Trinken“ — 193 und unter: „Trunk, trunken, Trunkenheit, Saufen“ — 261 u. s. w. beträgt, am grössten sei. In Sutors Latinum chaos, Augspurg 1716, finden sich unter den 171 Sprüchen über „ebrietas“ S. 204—230 mindestens ebenso viel lateinische als deutsche. — A. E. B. Herroem (Harrebomée), Bacchus, . . Spreekwoorden. Goringhem 1874, enthält 972 Sprüche, von denen eine nicht unbeträchtliche Zahl nicht das „drinken“, sondern das „zuipen“ (saufen) betrifft. Von den 12 Abschnitten der Sammlung behandelt der zehnte: „de eerste graad der dronkenschap“, der elfte: „de drie middelste graaden der dronkenschap“ (No. 384—837), der zwölfte: „De vijfde of hoogste graad der dronkenschap“ (No. 838—877).

II, S. 8 ist gesagt: „Frenzel . . und vor ihm Franck (Sprachwart 1868, S. 203) bringt die absurde Erklärung:

In den Bergwerken gilt als niedrigste Arbeit, welche meist die «Jungen» verrichten, das Wegschaffen der zu fördernden Erd- und Steinmassen. Das hierzu verwendete Fahrzeug heisst «Hund». Macht ein Bergmann höherer Klasse eines Vergehens sich schuldig, so muss er den Hund ziehen, wird dadurch in die unterste Klasse der Arbeiter versetzt . . . er ist auf den Hund herabgesetzt worden; er ist auf den Hund gekommen.“

„Eine artliche Dichtung, die beweist, dass die Erklärer mit der äusserlichsten Organisation des Bergbaues total unbekannt sind. Denn abgesehen davon, dass jener Förderwagen ganz allgemein Hunt geschrieben wird, und dass diejenigen, welche dieses Gefäss ziehen, nicht «Huntjungen» sondern — in der Zwickauer Umgebung wenigstens — «Huntstösser» oder allgemein «Förderleute» heissen, so ist eine derartige Degradirung unfügsamer Oberer factisch nicht vorhanden.“

Diese Kirchnersche Beweisführung stösst auf einige Bedenken.

In Sachsen wird zwar mit geringen Ausnahmen eine Art der bergmännischen Fördergefässe Hunt geschrieben, sonst aber überwiegend Hund: vgl. Gätzschmann, Sammlung bergmännischer Ausdrücke, Freiberg 1859, S. 43 — also in Sachsen; Rössler (Sächsischer Bergmeister), Speculum Metallurgiae, Dresden 1700, S. 53 und im Wörterbuche unter „Hund"; Schaffraneck, Lexicon d. Bergmannssprache, Berlin 1850, S. 39; Lottner und Serlo, Leitfaden zur Bergbaukunde. (2. A.) Bd. 2. Berlin 1873, S. 9—12; Neuer Schauplatz der Bergwerkskunde. 4. Th. Quedlinb. und Leipz. 1847, S. 14—21; Grimm, Wörterb. „Hund" Sp. 1918; Hartmann, Handwörterbuch 1825 hat: Hunt, Hund, Grubenhunt, er zieht Hunt vor ohne Angabe von Gründen; Veith, Deutsches Bergwörterbuch, Breslau 1871, schreibt Hund ausser bei dem Artikel: „Hund, Hunt" S. 277. 278, wo gesagt wird: „Das Wort ist jedoch nicht deutschen, sondern slawischen Ursprungs und hängt nach Graf Sternberg, Urkund. B. 212, Anm. 5 zusammen mit dem slowakischen hyntow und dem magyarischen hinto, beides: Kutsche, Prachtwagen." — Die Sternbergsche Anmerkung befindet sich unter der deutschen Uebersetzung der Urkunde des Königs Wladislaus II. von 1486 (Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. Prag 1857. Bd. 1, Abth. 2. S. 212). — Die Urkunde selbst — S. 131 — in böhmischer Sprache enthält nur die böhmischen Worte: huntjch und hunty. Ein Zusammenhang mit dem Magyarischen oder Slowakischen ist nicht erläutert. — Eher würde das heutige böhmische: hunt, Stürzkarren, hieher zu ziehen sein, da im Bergwesen häufig Worte aus dem Böhmischen entnommen sind, wobei freilich bisweilen ein böhmisches Wort ursprünglich aus dem Deutschen entlehnt ist, z. B. in der Urkunde vom 5. October 1494, a. a. O. S. 135: „perkmistři, hutmané, staigeři, anklopeři." Vielleicht lassen Spuren sich finden um das bergmännische hund auf das alte und mittelhochdeutsche hunt, welches erst in der Beugung d annahm und bis ins fünfzehnte Jahrhundert gebräuchlich war — Germania, Bd. 25. S. 337, V. 28 — zurückzuführen. Im Bregenzerwald wird noch „Hünt" gesagt; Schmeller, Wörterb. 2. A., Bd. 1. S. 112. — Auffallend ist, dass der Gebrauch des Wortes im Sinne des deutschen „Hund" sehr alt ist; bereits Agricola, de re metallica 1555, erklärt das Wort in diesem Sinne. Das französische chien des mines und das englische dog sprechen auch für diese Auffassung.

Auch das von Kirchner beanstandete „Hundejunge" ist gebräuchlich, ebenso wie: Förderjunge, Treckjunge, Schleppjunge u. s. w., s. Veith a. a. O. unter „Junge, Hundejunge, Hundstösser". — Der Gebrauch in der Zwickauer Gegend fällt nicht ins Gewicht, weil der dortige Bergbau in alte Zeit nicht zurückreicht.

Auf die fernere Behauptung Francks, dass ein „Bergmann höherer Klasse" im Falle eines Vergehens den Hund ziehen müsse, entgegnet Kirchner, eine derartige Degradation käme nicht vor.

Es ist aber üblich, dass ein Bergarbeiter wegen eines Vergehens eine „Strafschicht unentgeltlich verfahren“ muss, z. B. nach § 95 des Berggesetzes für Sachsen-Weimar vom 22. Juni 1857. „Degradierungen“ in Fällen dieser Art werden angeordnet unter No. 15. 17. 24 im „Regulativ für das Disciplinar-Strafverfahren des preussischen Oberbergamts für die schlesischen Provinzen“ vom 16. Februar 1844. Ganz genau wird die Francksche Behauptung in § 14 dieser Verordnung bestätigt: „Schwieriger Arbeit sich entziehen durch Ausbleiben von der Arbeit wird an Hauern durch Degradation zum Fördermann nach Umständen auf 1 bis 3 Monate, an Schleppern mit Arrest von 2 bis 14 Tagen, bei beiden im Wiederholungsfalle mit Ablegen bestraft.“ — Es wird demnach der eigentliche Bergmann (Häuer) zum „Fördermann“, der also mit Förderträgen, Förderhunden arbeitet, zeitweise „degradiert“. — Von „Oberen“ der Bergleute, d. i. Steigern, Obersteigern u. s. w., hat Franck nicht gesprochen. Hiernach erscheinen die von Kirchner gegen Franck vorgebrachten Gründe widerlegt und ist die der Franckschen Auslegung beigelegte Bezeichnung „absurd“ nicht gerechtfertigt. — Uebrigens hat Franck die streitige Erklärung nicht zuerst aufgestellt; vgl. Sonntagsblatt 1864, S. 368. Deutsche Romanzeitung 1864, S. 950.

Dagegen bleibt das von Veith gegen die Francksche Auslegung erhobene Bedenken bestehen: es käme in bergmännischen Quellen die Redensart „auf den Hund kommen“ nicht vor, und es hätten auch bergmännische Einrichtungen dem gewöhnlichen Leben zu fern gestanden. Wird ein solches vorkommen oder eine Ableitung der Redensart aus bergmännischen Einrichtungen nicht nachgewiesen, so kann die auch mit S. XIII des „Erklärenden Wörterbuchs der im Bergbau vorkommenden Kunstausdrücke etc.“, Burgsteinfurt 1869, übereinstimmende Francksche Erklärung der Redensart als zutreffend nicht angesehen werden.

Beiläufig sei zu der von Kirchner gemachten Mittheilung über die mittelalterliche Strafe des Hunde-tragens — zur Zeit allerdings nur nach Angabe des genealogischen Kalenders für 1787 (Berlin) — erwähnt, dass Boleslaw II. (1077) polnische Frauen zwang kleine Hunde an der Brust zu tragen.

Im August 1880. A. M. Ottow.

Goethes religiöser Entwicklungsgang. Von R. Steck. Abgedruckt aus der protestantischen Kirchenzeitung, 1880, No. 22 u. 23. Druck von G. Reimer in Berlin. (38 S. 8°.)

In engem Rahmen wird hier mit vielem Glück versucht das Verhältniss unsers grössten Dichters zur christlichen Religion dar-

zustellen. Dieses Verhältniss war in den verschiedenen Perioden eines langen und wechselreichen Lebens ein verschiedenes, wenn auch die Grundanschauung, auf die es basiert war, im grossen und ganzen stets dieselbe blieb. Orthodox war Goethe nie, wol aber von der Natur schon tief religiös angelegt; den sittlichen Werth des Christenthums und die historische wie die aesthetische Bedeutung der Bibel unterschätzte er zu keiner Zeit. In seiner Jugend erfuhr er die Einflüsse eines edlen Pietismus, von denen kaum einer der Führer unserer Litteratur ganz unberührt blieb. Indem er sich liebevoll dem Studium der von christlichem Geiste durchdrungenen altdeutschen Kunst hingab, trat er dem Christenthume selbst in gläubiger Theilnahme näher. Freilich war seine religiöse Anschauung stets pantheistisch gefärbt: im Gegensatz zu Lavater, der allein in dem Glauben an die Person Christi das absolute Heil suchte, erkannte Goethe in der gesammten Natur eine beständige und vielartige Offenbarung Gottes. Dieser Gegensatz verschärfte sich mit den Jahren, die Philosophie Spinozas wirkte immer mächtiger auf den Dichter; dazu kam sein gründlicheres Studium der Natur und der unverlöschliche Eindruck der antiken Kunstherrlichkeit, die er in Italien durch eigene Anschauung kennen lernte. Indem er sich von der christlich-germanischen Kunst zu dem Schönheitsideal des hellenischen Alterthums wandte, gewann auch in religiösen Fragen die aesthetische Auffassung das Uebergewicht: die heitere Natürlichkeit einer nach vollkommener Humanität trachtenden Vernunftreligion drängte den in geheimnissvolles Dunkel führenden, der menschlichen Neigung unablässig widerstrebenden Glauben an die christliche Offenbarung gewaltsam zurück. Die herbsten, jedes religiöse Gefühl geradezu verletzenden Aeusserungen über das Christenthum und Christus enthalten die venetianischen Epigramme, die einem zweiten, kürzeren Aufenthalte in Italien im Frühjahre 1790 ihre Entstehung verdanken. Freilich sind gerade in den venetianischen Epigrammen überhaupt die grossen Interessen der Menschheit mit einer leichtfertigen Ironie betrachtet; mit verwegener Freiheit missachtet der Dichter, sonst „fromm und treu", alles menschliche treiben, das sich ihm hier von seiner niederen Seite gezeigt, und so spottet er auch über die Ideale des Menschen. Im Kreise dieser kecken Sinngedichte, die überdies aus einer vorübergehenden Stimmung von wenigen Wochen entsprungen sind, wollen auch die frivolen Aussprüche über die christliche Religion weniger bedeuten. Mit dem Beginn des Alters gelangte Goethe wieder zu einer milderen Auffassung des Christenthums, die zwar niemals einem unbedingten Glauben an die kirchlichen Dogmen Platz machte, aber von Jahr zu Jahr inniger wurde und nicht nur sein dichterisches und wissenschaftliches streben, sondern auch sein sittlich-menschliches wollen befriedigte.

Steck schildert diesen religiösen Entwicklungsgang Goethes klar und übersichtlich; auch in sprachlicher und stilistischer Hinsicht zeichnet sich die Darstellung durch Correctheit und Sorgfalt aus. Viel neues konnte bei dem geringen Umfange des Schriftchens nicht geboten werden; dazu wäre es nöthig gewesen, die einzelnen Werke Goethes von dem Gedichte auf die Höllenfahrt Christi an, das übrigens nicht dem Klopstockischen Messias, sondern den religiösen Oden Johann Andreas Cramers und Johann Adolf Schlegels nachgebildet ist, bis auf den Schluss des zweiten Theiles vom Faust in chronologischer Reihenfolge nach ihrem Zusammenhange mit den religiösen Fragen zu untersuchen. Neben dem Einflusse, den das Fräulein von Klettenberg und Lavater auf Goethe übten, hätte vor allem auch Herders gedacht werden sollen, dessen Bemühungen um Religion und Humanität Goethe selbst in den „Geheimnissen" poetisch verherrlichen wollte. Mit Recht ist das Verhältniss des Dichters zur germanischen und zur hellenischen bildenden Kunst, mit noch grösserem Recht seine Stellung zur Philosophie und Naturwissenschaft in die Betrachtung seines religiösen Bildungsganges hereingezogen; die genauere Durchforschung dieser beiden letzteren Seiten seines Wesens hätte auch hier noch manches werthvolle Einzelergebniss liefern können. In dem Schriftchen waltet eine gesunde, historisch-kritische Methode, die sogleich zu scharfer Scheidung der einzelnen Perioden in Goethes Leben führt und mit einer bei derartigen Untersuchungen seltenen, aber um so rühmlicheren Strenge kein Urtheil zulässt, das von irgend einer Seite her parteiisch befangen, für oder gegen das Christenthum voreingenommen wäre.

München, am 10. November 1880.

Franz Muncker.

Das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts. Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger, von Otto Brahm. Strassburg, Verlag von Karl J. Trübner. London, Trübner & Comp. 1880. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. 40. Heft.) 8°. 235 Seiten.

Zahlreichen Arbeiten über die Dichter der Sturm- und Drangperiode, welche im Laufe der letzten Jahre veröffentlicht worden sind, reiht sich Brahms Schrift ergänzend und theilweise abschliessend an. Die Verfasser jener Monographien (über Lenz, Klinger, Heinrich Leopold Wagner, Ludwig Philipp Hahn, Maler Müller etc.)

versuchten in der Schilderung eines einzelnen Poeten und seines künstlerischen schaffens ein Bild der ganzen Periode zu geben; das Leben und das wirken eines bestimmten Dichters durchforschten sie auf das gründlichste und stellten es mit mehr oder weniger Glück und Geschick so dar, dass auch die Zeit, in welcher derselbe lebte, deren Einflüsse er empfieng, deren Tendenzen er theilte, durch das Licht wissenschaftlicher Erkenntniss, das nunmehr seine Gestalt erhellte, gelegentlich mit erleuchtet ward. Nahezu umgekehrt verfährt Brahm. Er gibt eine zusammenfassende Uebersicht der deutschen Ritterdramen in den letzten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, der gleichen ethischen und künstlerischen Tendenzen und Motive, welche sich durch diese gesammte Reihe hindurchziehen; von den Verfassern jener Stücke wird einer der eigenartigsten und einflussreichsten besonders hervorgehoben und ausführlicher betrachtet. Brahms Buch zerfällt demnach in zwei innerlich incongruente Theile; der erste ist dem Leben und den Werken Törrings gewidmet, der zweite schildert die Entwicklung des deutschen Ritterdramas überhaupt.

Graf Joseph August von Törring-Gronsfeld (1. December 1753 — 9. April 1826), „ein vielseitig angeregter und anregender Mann“, verband eine zu den höchsten Stellen des Staatsdienstes führende, langjährige politische Carrière mit mannigfachen wissenschaftlichen Arbeiten und dichterischen Versuchen. Seit 1775 Mitglied der Münchner Akademie stand er in persönlichem Verkehr mit den hervorragendsten einheimischen Gelehrten, während er von auswärtigen bedeutenderen Zeitgenossen wahrscheinlich nur Nicolai und die beiden Brüder Wolfgang Heribert und Karl Theodor Anton Maria von Dalberg näher kannte. Mehrere Abhandlungen von popular-wissenschaftlichem Charakter entwarf er: „über den Ehestand“, „von der Ehrsucht“, „Religionszweifel“, ein Werk über Mineralogie und anderes, was nur zum Theil gedruckt wurde; Brahm, dem die Benützung des Törringischen Familienarchivs gestattet war, hätte über einzelne dieser Arbeiten wol etwas genauer und ausführlicher berichten sollen, namentlich insofern aus ihnen Törrings ethische und religiöse Anschauung, welch letztere Brahm wenig oder gar nicht bespricht, ersichtlich ist: nachdem unser historisches Interesse für den Schriftsteller einmal erweckt ist, will dasselbe nach allen Seiten befriedigt werden, und hier liesse sich schon mit wenigen Worten viel andeuten. Der Verfasser begnügt sich statt dessen in der Hauptsache damit, Törrings politische und sociale Ansichten zu charakterisieren, weil aus ihnen sich zumeist die eigenthümliche Tendenz seiner poetischen Werke erklärt. Durch das 1778 oder 1779 gedichtete, erst 1785 gedruckte Schauspiel „Kaspar der Thorringer“ und das 1779—1780 entstandene, im letzteren Jahre schon gedruckte Trauerspiel „Agnes Bernauerin“ trug

Törring in das Ritterdrama, das sich im Anschluss an Goethes „Götz“ in Deutschland entwickelt hatte, das Element der vaterländischen Begeisterung hinein und erzielte damit einen Bühnenerfolg, der den früheren Stücken versagt geblieben war, dessen Stärke und Dauer aber eine Anzahl patriotischer Ritterschauspiele von verschiedenen Verfassern zur Folge hatte, die in stofflicher und formaler Hinsicht nicht seltener seinen Dramen als dem „Götz“ nachgeahmt waren. Vornehmlich in München erschienen zur Verherrlichung des bayrischen Vaterlandes unmittelbar nach der „Agnes“ mehrere Ritterstücke von ungleichem Werthe, deren Dichter nicht nur wie Törring ihre Stoffe aus der bayrischen Geschichte entlehnten, sondern auch seine patriotische Begeisterung theilten, gleich ihm das allgemein menschliche empfinden und denken dem staatlichen Interesse unterordneten und bis auf die einzelnen Charaktere, Situationen und Redewendungen aufs innigste sich an ihn anschlossen. Weniger haben die Ritterdramen, die nach 1785 von Jahr zu Jahr zahlreicher in Deutschland hervortraten, mit Törring zu thun; der Einfluss der geringeren Geister der Sturm- und Drangzeit, eines Jakob Maier und Ludwig Philipp Hahn, ist hier weitaus massgebender als das Vorbild Goethes oder Törrings. Als gegen das Ende des Jahrhunderts wieder selbständige, bedeutende Geister wie Schiller und Heinrich von Kleist sich dem Ritterdrama zuwenden, drängt der erste Begründer dieser ganzen Reihe, Goethe, mit seinem hier nicht mehr durchweg sklavisch nachgeahmten, sondern nur hie und da künstlerisch nachgebildeten Muster alle anderen Poeten des Sturms und Drangs in den Hintergrund.

Brahms Darstellung dieser allmählichen Entwicklung ist in den verschiedenen Abschnitten weder von der gleichen Art noch von demselben Werth. Vorzüglich erscheint seine Analyse der beiden von Törring selbst verfassten Stücke. Mit eindringendem Fleisse und gründlicher Sorgfalt ist das Verhältniss des Dichters zu seinen Quellen und zu Goethes Vorbild, der technische Aufbau des Stückes, die Versuche einer verschiedenartigen Charakteristik der Personen, die leitenden Tendenzen, die wiederkehrenden Motive, der zuerst an unklaren oder übertriebenen Bildern reiche, später einfacher und geschmackvoller werdende Stil erörtert; die äusseren Daten sind in erschöpfender Fülle mitgetheilt. Zutreffend und fruchtbar scheint vor allem die Hypothese, durch welche Brahm (S. 46 ff.) die Entstehung der „Agnes“ aus Erfahrungen in Törrings eigenem Leben und die Veränderung einzelner Charaktere und der künstlerischen Tendenz in der zweiten Hälfte des Dramas aus dem Wandel nachzuweisen versucht, der sich während des dichtens in der Stimmung des Autors vollzog.

Dieser Zusammenhang der Werke mit dem Leben und dem Charakter ihrer Verfasser ist bei der Uebersicht über die Ritter-

stücke, welche Törrings Dramen vorausgiengen oder folgten, ganz ausser Acht gelassen. Die Darstellung wird äusserlicher und begnügt sich die allgemeinen Motive, deren sich die künstlerische Technik in diesen Dramen immer wieder bedient, die sittlichen und gesellschaftlichen Tendenzen aufzuführen, die ihnen allen mehr oder weniger gemeinsam sind. Vielleicht ist dieses haften an äusserlichen Aehnlichkeiten daraus zu erklären, dass auch jene Dichter meist nur äusserlich die Motive und Tendenzen ihrer Muster nachahmten, deren tiefere Bedeutung ihnen fremd oder gleichgiltig war; Brahms Darstellung bleibt gleichwol noch zu schablonenmässig. So dankenswerth ein statistisches Register über die Wiederkehr gleichartiger Formen und Gedanken auch sein mag, so genügt dies doch nicht. Die einzelnen Stellen wollen nicht bloss gezählt, sondern auch nach ihrem Werthe abgewogen sein. Es ist z. B. nicht gleichgiltig, ob die Belagerung und Erstürmung einer Burg vor unseren Augen sich abspielt oder ob davon nur gesprochen und berichtet wird, ob die Burg den Feinden im offnen Kampfe abgestritten oder durch List abgewonnen, ob sie in der Hitze des Gefechts oder, wie im „Tell“, lange nachdem die Insassen daraus verjagt sind, zerstört wird. Es handelt sich nicht so sehr darum, wie oft ein bestimmter Name von den verschiedenen Dichtern gebraucht wird; vielmehr darum, dass derselbe Name Personen von ähnlichem Charakter beigelegt wird. Es ist ein Unterschied zwischen den Stücken geringerer Autoren, denen Weiberraub und Vehme, Belagerung und Schwur geradezu als Basis dienen, und den Werken Schillers und Kleists, in denen diese Motive als Motive wol verwerthet sind, deren Grundlage aber eine durchaus andere, festere und breitere ist. Vielleicht ist der Verfasser auch hie und da zu weit gegangen und hat Motive, die schon früher und ebenso später im deutschen Drama eine Rolle spielten, als charakteristisch für die Stücke des Sturms und Drangs bezeichnet.

Damit soll an dem Fleisse dieser Forschungen und auch an dem Werthe der Resultate keineswegs gezweifelt werden; aber die blosse Aufzählung unter äusserlichen Gesichtspuncten möchte hier ebenso wenig genügen, wie es in der zweiten Beilage über den Stil unthunlich und unfruchtbar erscheint, wenn Brahm die Personen, welche Träger des dramatischen Refrains werden, scheidet, je nachdem sie leidenschaftlich afficiert oder nicht afficiert sind. Ueberhaupt, so interessant die sprachlichen Bemerkungen der Beilage sind, dürfte es einseitig sein, wenn man diese Formen der Wiederholung, des Refrains, des corrigierens, die jeder leidenschaftlich bewegten Rede, also der gesammten dramatischen Litteratur gemeinsam sind, auf die Stücke des Sturms und Drangs beschränken wollte.

Gegenüber diesen formalen Bedenken, zu welchen die Methode des Buches herausfordert, ist an dem Inhalte im grossen und im

kleinen kaum etwas auszusetzen. Brahms Berichte und Urtheile über die Autoren und die Werke unserer Litteratur, die in irgendwelchem Zusammenhange mit der von ihm geschilderten Periode stehen, sind zum grössten Theile zutreffend, massvoll, nüchtern, sachgemäss. Historisch unrichtig ist hie und da das Urtheil über Klopstock, namentlich in der auch formal unglücklich ausgedrückten Stelle über die Ode „Fürstenlob" (S. 184). Klopstock „affectierte" in dieser Ode sicher keine „Verachtung der Fürsten", er dachte überhaupt nicht und am wenigsten hier daran, „sich als Brutus gleichsam zu drapieren"; denn hier handelte es sich nur um höfisches Lob, um schmeichlerische Gelegenheitsgedichte auf die Fürsten. Mit Recht konnte Klopstock stolz darauf sein, dass er nie durch ein solches die Poesie entweiht hatte. Brahm verräth an anderen Stellen seines Buches manche Kenntniss namentlich von Klopstocks späteren Werken. Wollte er durchaus dem Dichter das Praedicat eines „eitlen Mannes", der „sich mit seinem Freiheitsdurst etwas weiss", beilegen, so hätte er besser auf Sturz' Bericht hingewiesen, dass Klopstock um so zurückhaltender und unzugänglicher war, je höher der Mann in der vornehmen Gesellschaft stand, der sich ihm anzunähern suchte. Aber schon Sturz bemerkte dazu: „nicht dass er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzte den Menschen noch mehr". —

So bleibt Brahms Buch trotz einzelnen Mängeln eine recht brauchbare Arbeit, reich an äusseren Nachweisen und an tiefer dringenden feinen Bemerkungen; die Darstellung ist — namentlich in der ersten Hälfte — anmuthig, klar und übersichtlich, die Sprache einfach und praegnant.

München, am 19. November 1880.

Franz Muncker.

Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm. Nebst einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhang von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Mit einem Bildniss in Lichtdruck. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger 1880. — CXXIV u. 426 SS. 8⁰.

Mit grossem Eifer werden neuerdings verborgene Urkunden zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Philologie unseres Jahrhunderts hervorgezogen oder zerstreute gesammelt; wie letzteres endlich für Lachmann geschehen ist und für W. Grimm geschehen soll.

Die „kleinen Schriften" der Werkmeister hätten billig vor denen W. Wackernagels oder gar H. Rückerts den Vortritt haben sollen. Weigand hat rasch einen Biographen, Rückert eine Biographin gefunden, die mit rührender Unermüdlichkeit für sein Andenken bemüht gewesen ist. Belger und Wendeler haben für Haupt Materialien zusammengetragen. Scherer aber, nach dem ausgezeichneten Wurf des „Jacob Grimm" (Berlin 1865), gibt in der „Allgemeinen deutschen Biographie" wirkliche Bilder von dem Brüderpar und Haupt und weiss auch die kleineren sehr anschaulich zu charakterisieren.

Briefschätze werden gehoben. Die Bände aus Görres' Nachlass eröffnen einen tiefen Einblick in die Werdezeit der deutschen Philologie. Aus der Correspondenz der Grimm, Lachmann, Haupt u. s. w. ist im Laufe der Jahre so manches gedruckt worden. Wir alle haben uns an den von Reifferscheid besorgten „Freundesbriefen" (Heilbronn 1878) erquickt und schauen jetzt dem verheissenen Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm freudig entgegen.

Auch die vorliegende Sammlung Wendelers verdient ausserhalb der Zunft populär zu werden, wenigstens partienweise. Es ist nicht die Schuld des Herausgebers, eines musterhaft fleissigen Arbeiters, dass ihm so manches erst während der Drucklegung zutröpfelte und man die „Fischartstudien" zur Hand haben muss; aber Bücher, wie dieses, wo in Einleitung, Text, Anmerkungen und Fussnoten von den verschiedensten Menschen und Schriften die Rede ist, sollten schlechterdings nicht ohne ein Register erscheinen. Der Mangel ist sehr empfindlich.

Ferner rufen wir Wendeler, der sich gleich seinem geliebten Fischart leicht zu weit ausbreitet, ein entschiedenes μηδὲν ἄγαν zu. Für das Facsimile eines Klebebriefs gäben wir gern einen Ballast von Notizen hin. Die „regestenartigen" Mittheilungen der Einleitung sind zu reichlich ausgefallen. Da erscheinen J. G. Jacobi, Görres, Lassberg, der komische Zeune, der würdelose fahrende Sänger von Fallersleben, Magister Pelz Haupt, Lachmann u. s. w.; doch schon hier wäre weniger mehr. Die Goethe-Forschung hat kaum so viel Details aufgetischt, als hier für Meusebachs zeitweiliges Zerwürfniss mit Lachmann beigebracht werden. Aber es ist Lachmann. Vielleicht mag irgend jemand auch für Wackernagel das gleiche verlangen. Die Förstemann und Ebert dagegen sollten mehr in den Hintergrund treten, der Sammler Kraukling ist uns gleichgiltig, und der traurige Halling hätte viel kürzer abgethan werden müssen. Vgl. LVIII ff. Möge Wendeler Lessings Wort im 58. der Antiquarischen Briefe bedenken: „die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller gegen einander interessieren kaum den kleinsten Theil des zeitverwandten Publici." Man erhält von dem schwerhörigen, krankhaft empfindlichen, überall Marktverderber und Verschwörer witternden Meusebach, der, wie ein Drache über Schätzen,

seine Fischartiana und Volkslieder hütete, einen unerfreulichen Eindruck, wenn man ihn nur mit den kleinen Sammlern verkehren sieht. Ueberhaupt kein Verhältniss ohne Bruch oder mehrfache Störung; nur mit den Grimms hat er sich zu allen Zeiten friedlichst vertragen und ihre Freundschaft als schönsten Erwerb gehegt. W. Grimm schreibt am 20. Febr. 1828 an Görres: „Mit Meusebach stehen wir fortdauernd in Verbindung. Er sammelt darauf los und mag wohl für eine gewisse Periode die beste Bibliothek in der Welt besitzen. Seine Eigenthümlichkeiten hat er noch alle bewahrt, auch das freundliche und liebreiche seiner Natur, mit einer Art von Humor versetzt, der ihn sehr wohl kleidet."

1847 starb Meusebach. Die Correspondenz mit den Gebr. Grimm fällt in die Jahre 1820—1846. Meusebach ist in Sachen des 16. und 17. Jahrhunderts der treue, selten verlegene Berather. Jacob hat geringe Neigung zu Opitz und Fleming und theilt die übermässige Fischart-Begeisterung nicht. Meusebach vertheidigt sein Gebiet. „Junge Leute, die weder die Nibelungen noch den Opitz gelesen, hielten, wenn sie ein mhd. Fragmentchen gefunden und drucken gelassen hatten, sich für Herrn und Kenner der mhd. Sprache, und glaubten auf redliche fleissige und stille Sucher in spätern Jahrhunderten bedeutend herab sehen zu können" (S. 58). Gern wird seine Ueberlegenheit anerkannt. Die Nachträge zu einem Passus der Grammatik gab J. Grimm ja 1826 „unwiderlegt" heraus: „Zur Recension der deutschen Grammatik". So schreibt Meusebach oft statt eines Briefs eine ansehnliche Broschüre, wartet mit kolossalen Listen auf, wie S. 50 ff., 173 ff., 192 ff., 207 ff., ist unermüdlich viele Bände zum Zweck einer Beobachtung durchzulesen. Man staunt seine Kenntnisse an um sich immer mehr zu überzeugen, dass ein solcher Mann nie etwas grösseres abschliessen wird. So ist es verloren, wenn die Grimms S. 43 ff., 95 ff. gründlich auf seinen Fischart-Plan eingehen. Dafür gibt Meusebach für die Arbeit am Reinhart Fuchs manch willkommenen Aufschluss.

Viel persönliches wird verhandelt. Am häufigsten ist von Lachmann die Rede. Der „Herr von Fallersleben" und andere Germanisten tauchen auf. W. Schlegel erzählt S. 69 eine Goethe-Anekdote, welche die Schiller-Ritter in Harnisch gebracht hat. Von Brentano und seiner Nonne ist S. 142, von Arndt missliebig S. 149 die Rede. Das schönste in dem Bande ist das reinmenschliche. Wir lernen die Dortchen, das Jacöbchen oder Jacob Grimm II, die Lotte u. s. w. kennen. Briefe wie S. 63 W. Grimm über den Tod des Kindes und Meusebachs tröstliche Antwort, S. 66 Jacob über den kranken Bruder, S. 136 Wilhelm über Jacobs erstes Göttinger Colleg (vgl. Jacob 143) und die Störung des „Apapa" (Meusebach: ά Papa) durch den kleinen Neffen, S. 76 der Familienbericht, S. 116 die Uebersiedelung nach Göttingen, S. 139 ff. Jacobs Reise, humori-

stische Erzählungen Wilhelms wie S. 16 oder S. 24 die köstliche Geschichte von dem alten Weib und der Todtenfrau, dagegen Meusebachsche Schelmuffskyaden S. 131, der Besuch seines uralten Onkels S. 157, die Gutsbeschreibung S. 229 f. prägen sich dem Leser tief rührend oder heiter ergetzend ein.

An Wiederholungen fehlt es nicht. Der Herausgeber hätte auch seine 'sic' und seine Conjecturen (S. 163) sparsamer anbringen können.

S. 255—300 gelten der Berufung der Brüder nach Berlin. Die Benutzung der Correspondenz mit Lachmann und lange Mittheilungen daraus hier sowie in den Anm. (vgl. 367, 387, 416) machen nur den Wunsch rege, sie ganz zu erhalten, was zuversichtlich geschehen wird. Lachmanns nobles vorsichtiges verhalten in der Sache tritt klar zu Tage. Briefe Bettinens an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seine geistreichen Antworten (S. 290 ff.), die Briefe der Brüder, die sie dem Kronprinzen vorlegte, Schreiben Humboldts und Eichhorns zeigen den von Erfolg begleiteten Feuereifer der Frau. Sie hat die Berufung durchgesetzt. Auch auf den Reimerschen Antrag, das Wörterbuch betreffend, fällt neues Licht.

In den Anmerkungen zeigt Wendeler eine stupende Belesenheit, aber nicht selten eine übergründliche Gründlichkeit. Die Anmerkungen sind wiederum mit winzig gedruckten Fussnoten versehen. S. 334 sollte Wendeler seine Fischart-Kunde lieber für andere Gelegenheit zurückhalten. Wir empfangen als Nachträge und Beigaben in den Anm. auch Briefe von W. Müller an Meusebach, Lachmann an Hoffmann, J. Grimm an Savigny über Arnims Tod, seltsame Zeuniana und Massmanniana, Briefe beider Grimm an Ebert (unbedeutend, nur S. 316 erheiternd über Massmann). Willkommen sind Zusammenstellungen zu „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde": Neudruck der kurzen Anzeige J. Grimms, Urtheile Lachmanns u. s. w., Entstehung der grossen Meusebachschen Recension, Briefe der Bettina darüber.

Die Ausstattung ist vortrefflich. Das Portrait eine sehr erwünschte Beigabe.

Gern wird man endlich dem Wunsche des Herausgebers beipflichten, die Kgl. Bibliothek zu Berlin, ausgezeichnet organisiert, liberal verwaltet, möge alles thun um Meusebachs, Heyses, Naglers, Sammlungen zu completieren und „die zerstreuten Geistesproducte unserer Vorfahren im alten Reich wenigstens an einem Orte der Forschung vollzählig darzubieten".

Wien, October 1880. Erich Schmidt.



Miscellen.

1.

Eine Schrift gegen Johann Schradin.

Es verdient bemerkt zu werden, dass gegen Johann Schradins schönes Gedicht: „Meldung der anschleg wider die protestirenden stende“*, in welchem der Dichter eine im Traum von ihm angehörte Unterredung zwischen Ariovistus, Arminius, Friedrich Barbarossa und Jörg von Frondsperg vorführt, eine besondere Gegenschrift erschienen ist, die jedoch Verfasser und Titel des Gedichtes nicht nennt. Diese Gegenschrift ist betitelt:

> Antwort auf das Auff|rürisch büchlin, Welchs die Protestiren=|de wider die Rö. Kayserliche Mayestat feindtlicher | weise zů ziehen vnd kriegen, für nemlich angehetzt. | Dargegen dise Antwort auß grund vnd warhait | verfertiget ist, zů erhaltung der Kayserlichen | vnd Königklichen Mayestat vorige Re=|putation, in gegen wertiger grau=|samen widerwertigkait. . . M. D. XLVII. (6 Bogen. 4°. K. öff. Bibl. in Dresden.)

Sie ist geschrieben („beschriben“) „im Herbst. Año. M. D. XLVI“ (Bl. Fiij′). Die mir vorliegende Ausgabe ist, nach den Typen zu urtheilen, in Ingolstadt von Alexander Weyssenhorn gedruckt.

Eine der Schrift voraus geschickte „Bedingung des Autors“ schliesst mit den Worten: „Vnd weil der Catilinisch anhetzer, seinen namen verschweigt, bin ich meinen Namen yetzt zů nennen, nicht schuldig.“ Dass sie gegen Schradins angeführtes Gedicht gerichtet ist, geht genugsam aus folgenden zwei, hier mitzutheilenden Stellen hervor: (Bl. Aiiij′) „Der auffrürer, so die gifftige Rheimlin erdicht, erdenckt jm ainen traum, darinn er vernommen vnd gelernet, was er wider die Rö. Kayserlichen Oberkait vnuerschampt schreiben thar, wils mit diser farbe bestreichen, damit sein böß fürgeben bey der Sect zůlesen lustiger, vñ bey andern etwas verdeckter sey“; (Bl. Bi′) „Man sicht wol, wo dirs ligt. Den Kayser, den Kayser [nicht den

* Es erschien anonym und findet sich abgedruckt bei v. Liliencron, histor. Volkslieder. Bd. 4. S. 302—310.



Papst] gedenckestu hiermit (wo dirs möglich were) zů stürtzen vnnd vertilgen. Darauff gehn alle rede der introducirten Personen, welche da sind Ariouistus, Ariminius [!], Fridericus Barbarossa vnd Georg Fronsberger. Dise müssen allhie wider die Römisch Kayserliche Mayestat reden vnnd raten, das fromm kind, so diß gericht gestelt, redt noch ratt nichts. Es soll in der mummerey hingeen, vnnd Nyemand gethan haben. Vnder der Laruen seet er disen bösen samen auß, Gerets vnnd gehet an, so wirt er die Laruen bald abwerffen, vnd sich vmb den rhům mit bekennetem namen annemen, wo nicht, so wirt er vndern Laruen verborgen bleiben, wie solcher leüte art ist. Ad populum phaleras".*

Ausser diesen Stellen will ich aus der „Antwort" nur noch eine anführen um zu zeigen, wie sich in dem Verfasser gegenüber Schradins Anschauungen in denkwürdiger Weise die katholische Gesinnung mit einer vaterlandslosen und antinationalen Geschichtsauffassung verknüpft. (Bl. Biij) „Müssen von der alten Teütsche hartneckige widersetzung, gegen der Römer ordenliche gewalt, weiter reden, auff das man sehe, ob Ariouist vnnd Arimin, mit jrem halstärrigen vngehorsam vnserer Nation nutz oder schedlich gewesen seyen. Vnd laß es yederman erkennen, vnnd außsprechen, wie vil besser es gewesen were, das die ersten Teütschen sich Kayser Julio zeitlich ergeben, vnd sich Römischer Oberkait vnderthenig gemacht hetten, denn das sy mit jrem stoltz vnd übermůt eben den Julium vnd vil andere Kayser vnnd Herren nach jm, jnen also auff den halß sattelten, das sy mit heers krafft, auß Italien so offt dise Nation überzogen, schlůgen, beraubten, vnnd verhöreten, welchs alles on not gewesen, so sie sich von Ariouisten der Römischen Potestat willig gegeben hetten. . . . Wir habens geringe ere, das vnsere Teutones sich also vilfeltig wider die Oberkait der gantzen welt gestreübt haben."

Der Reutlingische Theologe Schradin wäre wol einer eingehenderen historischen Darstellung werth. Ich muss mich indessen hier damit begnügen, auf die Nachrichten zu verweisen, welche sich über ihn in folgenden Büchern finden: Jo. Ge. Füsing, Relation wie es mit der Reformatione der Stadt Reuttlingen hergegangen. 1717. 8⁰ S. 153 ff. 341. Ch. F. Schnurrer, Erläuterungen der Würtemberg. Kirchen-Reformations- und Gelehrten-Geschichte. Tübingen, 1798. 8⁰ S. 36. 38. Gayler, histor. Denkwürdigkeiten der ehemal. Reichsstadt Reutlingen bis 1577. Reutlingen, 1840. 8⁰ S. 663—671. Jul. Hartmann, Matthäus Alber. Tübingen, 1863. 8⁰ S. 33. 150 ff.

* Persius 3, 30.

2.

Ein Stammbuchblatt Fischarts.

Unsere Kenntniss von den Lebensumständen Fischarts ist auch heutzutage, nachdem die Forschung sich längst des Gegenstandes bemächtigt hat, noch eine so ausserordentlich dürftige, dass jede, wenn auch unbedeutende Notiz, die darauf Bezug hat, der Beachtung werth erscheint. Aus diesem Grunde mag auch die folgende Mittheilung ihre Berechtigung herleiten.

Durch die Freundlichkeit des H. Schulvorstehers a. D. Budczies erhielt ich Einsicht in das Stammbuch des Franz von Domstorff, das sich hier in Berlin in Privatbesitz befindet. Der genannte Franz von Domstorff, ein westfälischer Edelmann, hat im dritten Viertel des 16. Jhs. längere Bildungsreisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, Dänemark u. s. w. unternommen und war zuletzt, wie von einer augenscheinlich noch dem 17. Jh. angehörigen Hand auf der Innenseite des Einbanddeckels verzeichnet steht, „Serenissimi Principis Friderici Com. Palat. ad Rhenum et Bavariae ducis Aulae praefectus eiusdemque morum gubernator“. Ueberall, wohin er kam, hat er den hervorragendsten Personen sein Stammbuch vorgelegt, und so finden wir in demselben mehrere Hunderte von Einzeichnungen, theils von Mitgliedern der vornehmsten Adelsfamilien und selbst regierender Häuser, die durch die gegenübergestellten, sauber colorierten Wappen für den Heraldiker von besonderem Werthe sind, theils von berühmten Männern der Wissenschaft. Welch reiche Fundgrube von Autographen hier vorliegt, mag folgende Zusammenstellung bekannterer Namen, die mir beim durchblättern aufgefallen sind, zeigen: Petrus Agricola, Theodorus Beza, Nathan Chytraeus, Martinus Crusius, Joh. Fichardus, Nicodemus Frischlinus, Simon Grynaeus, Adrianus ab Hege, Tilemannus Heshusius, Martinus Kemnitius, Timotheus Kirchnerus, Pyrrhus Ligorius, Theophilus Lonicerus, Melissus, Gerardus Mercator, Michael Neander, Lucas Osiander, Joannes Sambucus, Carolus Sigonius, Henricus Stephanus u. s. w. So finden wir hier auch auf S. 343 eine Einzeichnung Fischarts, die in genauer Wiedergabe folgendermassen lautet:



Jove Fovente Gignitur | Minerva.
Chi ſchernisce | il zoppo, dee | esser diritto.
Das Wildbrett das | ist dannoch lieb
Wans schon eyn fau|ler Hund aufftrieb.

Fischartus Mẽ|zer V. J. D.
Anno etc. 80. 18. Mart.

Die Züge der lateinischen Buchstaben stimmen genau mit den Einzeichnungen in Fischarts Handexemplar der „Onomastica“, das sich auf der hiesigen Bibliothek befindet, nur dass die Handschrift im ganzen dort viel zierlicher ist als in dem Stammbuche. In dem Anfangsbuchstaben der Namensunterschrift ist der Grundstrich nach oben über den Querstrich verlängert, so dass auf diese Weise eine Vereinigung von J und F entsteht. Der Inhalt des Blattes erfordert weiter keine Bemerkungen. Das an der Spitze stehende Anagramm findet sich ausserdem unter dem „Vorbericht“ der ein Jahr später erschienenen Ausgabe von Holtzwarts „Emblematum Tyrocinia“; vielleicht war Fischart schon damals mit dem Werke beschäftigt. Die beiden Sprichwörter, das italienische und das deutsche, sind geschickt zusammengestellt; sie ergänzen sich aufs glücklichste und beseitigen dadurch die Einseitigkeit, die jedem Sprichworte anhaftet.

So unbedeutend das Stammbuchblatt ist, so lässt sich daraus doch ein doppelter Gewinn ziehen. Zunächst wird dadurch ein Zeitpunct in Fischarts Leben fixiert. Wir wussten bisher, dass Fischart sich von 1576 an längere Zeit in Strassburg aufgehalten, kannten aber nicht die Dauer dieses Aufenthalts (s. Allg. Deutsche Biogr. VII S. 33. 36). Nach Ausweis des Stammbuchs muss Fischart mindestens bis zum Frühjahre 1580 in Strassburg geblieben sein. Denn dass die Einzeichnung, obwol sie keine Ortsangabe trägt, in Strassburg gemacht ist, ist unzweifelhaft. Es finden sich nämlich noch in dem Stammbuche die Einzeichnungen von Joh. Sturm, Joh. Pappus und Erasm. Marbach, von denen die beiden ersten vom 17. März 1580, die letzte a. d. XVII. Cal. Apr. (d. i. vom 16. März) datiert ist. Schon aus diesem zusammentreffen würde unzweifelhaft hervorgehen, dass die Einzeichnungen nur in Strassburg gemacht sein können; bei der Marbachs ist aber zudem der Ort noch angegeben.

Aus den spärlichen Erwähnungen Fischarts von Seiten der Zeitgenossen hat man den Schluss ziehen wollen, dass bei denselben seine schriftstellerische Thätigkeit nicht die Anerkennung und er selbst nicht den Ruhm gefunden habe, den wir ihm heute zollen. Das vorliegende Stammbuchblatt liefert einen Gegenbeweis. Vier Männer sind es, die der junge Edelmann bei seinem kurzen Aufenthalt in Strassburg aufsucht und um ihre Einzeichnungen bittet: Sturm, der grosse Paedagoge, Pappus und Marbach, die beiden Säulen der Kirche, und — Fischart, der damals etwa fünfunddreissigjährige Schriftsteller. Merkwürdig aber bleibt das zusammentreffen der vier Namen an diesem Orte immerhin, da der Kampf zwischen Sturm einerseits, Pappus und Marbach anderseits, an dem auch Fischart nicht unbetheiligt bleiben sollte, bereits i. J. 1578 begonnen hatte.

Berlin. Gustav Dederding.

3.

Zur Lebensgeschichte Fischarts.

In Meusebachs Fischartstudien (Halle, 1879) hat sich bei der Redaction der Schlussbogen, welche aus den S. 309 und Briefwechsel Meusebach-Grimm (Heilbronn, 1880) S. III angedeuteten Gründen ohne meine Schuld sehr übereilt werden musste, ein Irrthum eingeschlichen, auf den ich erst jetzt bei der Wiederaufnahme meiner Arbeiten nach langer schwerer Krankheit durch K. Goedekes daraus resultierende und weiter gehende Missverständnisse (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts XV, S. XXXI Anm. 3) aufmerksam werde.

Wie die von mir dem Meusebachschen Materiale in ganzer Vollständigkeit eingefügte entscheidende Stelle aus der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Daemonomanie deutlich ergibt, muss es S. 299 heissen: „Durch Vermittelung Bernh. Hertzogs, vielleicht aber auch nur in Folge seiner alten Beziehungen zu den Herren zu Rappoltstein, Hohenack und Geroltzeck erhielt Fischart von Egenolf, damaligem Vormunde Johanns von Hohenfels, »Herrn zu Reipoltzkirch, Forpach und Rixingen etc.« noch vor dem 4. Septbr. 1585 eine Anstellung in Forbach" u. s. w. Egenolf zu Rappoltstein starb eben am 4. Septbr. 1585, und Fischart sagt ausdrücklich zu dem damals (1585) gleichfalls noch unmündigen jungen Eberhart, dem Sohne desselben, dass er „unter jhren Gnaden Tutel deß auch Wolgebornen Herrn Johann von Hohenfels etc., seines G. Herren — d. h. während Johanns Bevormundung durch Egenolf — das Ampt Forpach versehen." Dieser Johann von Hohenfels etc. war, wenn die Angaben bei Humbracht No. 252 (Fischartstudien S. 301) richtig sind — abweichende und damit nicht zu vereinigende bei Grote, Stammtafeln 1877, S. 136 — der Sohn des mit einer Rappoltsteinerin verheirateten Wolfgang von Hohenfels.

Dem entsprechend muss es S. 301 Z. 29 heissen: „Der vorletzte wäre also etc."

Noch bitte ich ausserdem als Druckfehler zu berichtigen: S. 60, Z. 31 Celia und S. 203, Z. 14 Nasische.

Steglitz bei Berlin, October 1880.

Camillus Wendeler.

4.

Der Verfasser des „Deutschen Brutus".

In einer Besprechung des Buches von Hitzigrath über die Publicistik des Prager Friedens (Halle, 1880. 8⁰) gedenkt Ernst Fischer

in Berlin mit folgenden Worten (Deutsche Litteraturzeitung. 1880. Nr. 12. Sp. 421) einer dem Jahre 1636 angehörenden, von G. Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (Th. 2. 3. Aufl. Lpz. 1861. 8° S. 173—179) benutzten Schrift, betitelt „Der Deutsche Brutus. Das ist: Ein abgeworffenes Schreiben, Worauß zu sehen, was die Schwedisch-affectionirten anjetzo von dem Schwedischen Kriegswesen halten, vnd ein gewisse Anzeigung, wo es endlich hinauß werde": „Leider gelang es Hitzigrath [s. S. 106—108] nicht, den Verf. dieser interessanten Flugschrift nachzuweisen. Studien des Ref. über denselben Gegenstand führten zu dem Ergebniss, dass der Verfasser der alten Reichsstadt Ulm angehörte und noch später als litterarischer Gegner des Hugo Grotius auftrat."

Es ist mir unbekannt, auf welche Zeugnisse sich das Ergebniss Fischers stützt. Wenn dasselbe aber, wie ich trotzdem Ursache habe anzunehmen, wol und sicher begründet ist, so lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass der unbekannte Verfasser jener in verschiedenen Ausgaben vorhandenen Flugschrift Johann Seyffert aus Ulm ist, von dem eine Schrift gegen Grotius unter dem Titel: „Classicum belli sacri adversus Hugonem Grotium papistam ab omnibus Lutheranis suscipiendi" 1642, 1643 und in einem Neudrucke 1729* erschien. Aus dieser Schrift führe ich hier nur folgende, eine Zeitbestimmung enthaltende, aber auch sonst bedeutsame Stelle an: „Credat Grotius, me in ejusmodi schola annis jam quindecim integris educari, in qua arcana Principum consilia dignoscere didicerim" (1729. S. 19).

Ueber das wechselvolle Leben Johann Seyfferts berichtet Albr. Weyermann (unter dem Namen Seyffart) in den „Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm" (Ulm, 1798. 8° S. 482 f.), der das Jahr seiner Geburt zwar nicht angibt; da er aber bezeugt, dass derselbe unter dem Rector Hebenstreit (1610—1623 Rector, später Professor in Ulm: Weyermann a. a. O. S. 291 ff.) die lateinische Schule in Ulm besuchte und von diesem grösstentheils erzogen ward, so würden chronologische Bedenken gegen eine Seyffert betreffende Annahme, welche sich bei Barbier in dem Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes (2de édit. T. III. Paris, 1824. 8° S. 535) findet, vielleicht nicht zu erheben sein. Barbiers Angabe zufolge soll nämlich nach Sam. Engels bibliotheca selectissima. Bernae, 1743. 8° S. 124 Joh. Seyffert aus Ulm der Verfasser zweier im Jahre 1619 unter den Namen Philander Philanax und Eugenes Philanthropos erschienener antijesuitischer Schriften sein. Allein der als Zeuge angeführte Engel sagt hievon kein Wort; er verweist in dem von Barbier citierten alphabetisch geordneten Kataloge seiner Bibliothek unter „Philanax"

* Alle drei Ausgaben befinden sich in der Dresdner Bibliothek.

und „Philanthropos“ (S. 124) auf „Seyffert“ und verzeichnet im „Spicilegium“ (S. 52) zusammen mit einem Exemplar von Seyfferts „Classicum belli sacri“ die beiden antijesuitischen Schriften, aber ohne zu behaupten, dass letztere gleichfalls von Seyffert verfasst seien, vielmehr allem Anscheine nach nur aus dem Grunde, weil sie in seiner Bibliothek mit dem Seyffertschen Buche zusammengebunden waren.

Ob richtig ist, was Jöcher im Gelehrten-Lexicon (Th. 4. 1751. Sp. 485) und Weyermann a. a. O. angeben, Seyffert habe 1694 in Bremen gelebt, vermag ich für jetzt nicht zu entscheiden.

5.

Ein Schriftstück betr. Wielands Wunsch, die Dresdner Tristan-Handschrift zu benutzen.

Im Archiv der K. öffentl. Bibliothek zu Dresden findet sich folgendes Schreiben (Vol. 2[c] Bl. 133):

An den Churfürſtl. Hrn. Ober-Bibliothecar und Hh. Bibliothecarien Hofrath Cruſius, Canzlern und Daßdorf.

Es hat der H. Hofrath Wieland in Weimar zwar um Communication des alten deutschen Gedichts: Triſtrant [Msc. Dresd. *M* 42], angeſuchet; da aber ein Manuſcript außerhalb der Stadt zu geben bedenklich und zeither nicht gewöhnlich iſt; So kann ſeinem Geſuch nur in ſo weit gewähret werden, daß eine Abſchrifft davon, unter gehöriger Aufſicht, auf deßen Koſten gefertiget, und ſolche alsdenn dem Herrn Geſandten am Engliſchen Hofe, Grafen von Brühl, welcher Sich gegenwärtig allhier in Dresden befindet, eingehändiget werde.

Dresden, den 2. Aug. 1778.

le Comte Marcolini.

An derjenigen amtlichen Stelle in Dresden, wo man vermuthen könnte, dass Wieland betreffs der Tristan-Handschrift mit einem Schreiben eingekommen wäre, findet sich in den Acten ein solches Schreiben des Dichters nicht vor, sondern nur eine „Resolution“, gerichtet an den Grafen (Hans Moritz) von Brühl, der sich für Wielands Gesuch verwendet hatte, und der Entwurf der oben mitgetheilten Verordnung, datiert vom 3. (nicht 2.) August 1778. Schon vor dem 8. Juli 1777 hatte Wieland in einem Briefe an den Bibliothecar C. Ch. Canzler um Uebersendung der Tristan-Hand-

schrift gebeten: dies geht aus Canzlers von diesem Tage datiertem Antwortschreiben hervor, welches sich bei Wielands Correspondenz in der Dresdner Bibliothek vorfindet. Nach einem gleichfalls bei dieser Correspondenz befindlichen Briefe Canzlers vom 16. April 1779 wurde Wielands Wunsch endlich durch Uebersendung einer von jenem collationierten Abschrift erfüllt.

6.

Von der Goltz.

Goedeke nennt S. 676 seines „Grundrisses" jenen Hauptmann, der einen so tiefeinschneidenden verhängnissvollen Einfluss auf Heinses ganze Litteraturrichtung hatte, von der Goltz und identificiert ihn daselbst unter 3) mit jenem Freiherrn gleichen Namens, der lange für den Verfasser der „Gedichte im Geschmack des Grecourt" von Scheffner gehalten wurde.

Nun nennt aber Heinse in dem Briefe an Gleim vom 14. Oct. 1771 (Körte, Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. von Müller. I, S. 46) diesen Abenteurer, der es vom Hallenser Barbier zum Generaladjutanten Friedrichs II. brachte, von Günther, und in einem früheren Schreiben vom 23. September, das Pröhle, Lessing Wieland Heinse S. 130 ff. zum ersten Male zum Abdruck bringt, heisst derselbe von Liebenstein.

Danach muss man also Goedeke verbessern, dessen Irrthum zu verzeihen ist, wenn man bedenkt, dass die von Heinses Hauptmanne veranlasste Uebersetzung des Petron und die „Gedichte im Geschmack etc." im selben Jahre 1771 erschienen sind, beide fast gleichzeitig preussische Officiere von Adel waren, und dass ausser in jenem Octoberbriefe jener Name (von Günther) in Heinses Correspondenz (herausgeg. von Körte, denn Pröhles Buch erschien 1877) nicht vorkömmt.

Was den Baron von der Goltz anbelangt, so ist mir dieser Name schon lange verdächtig vorgekommen; was wir von ihm wissen, entnahmen die Litterarhistoriker bisher dem 3. Bande der „Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe", wo sich einige dürftige biographische Notizen über ihn befinden. Wenn man sich vor Augen hält, dass Scheffner das grösste Interesse daran hatte, nicht als der Verfasser dieser Sammlung zu gelten, deren erster Band eine überarbeitete und um viele Stücke vermehrte Ausgabe obiger „Gedichte etc." ist, dass er aber auch diese neue Auflage herausgegeben hat, die in der Universitäts-Buchhandlung zu Königs-

berg, Scheffners Aufenthalt, erschienen ist (Meusels Gelehrtes Teutschland XI, 661), so wird man es natürlich finden, dass er zu dem falschen Autor, dem angeblichen Baron auch eine Biographie erfinden musste. Und die Erfindung steht ihr auf der Stirne geschrieben. Es finden sich darin nicht die Namen der Orte, wo Goltz geboren wurde, garnisonierte oder sich sonst aufgehalten hat. Alles ist so dargestellt, dass sich auch nicht der geringste Anhaltspunct zur Controlierung des angeführten oder für weitere Nachforschung darbietet, der auch nicht da sein durfte, damit das Gewebe nicht zerrissen, der Verfasser nicht Lügen gestraft werden konnte. Dafür ist ein absichtlicher Irrthum unterlaufen. „In den Jahren gegen 1780," heisst es S. 195, „hat er die erotischen Gedichte aufgesetzt"; damit gibt sich der gute Scheffner den Schein, als ob er nicht gewusst hätte, dass der erste Druck derselben aus dem Jahre 1771, wie schon bemerkt, datiert ist.

Meiner Ueberzeugung nach ist der Name von der Goltz als einer Person aus der deutschen Litteraturgeschichte zu streichen und hat nur noch als Pseudonym für Johann Georg Scheffner zu gelten.

Karl Wallstein.

7.

Zu einem Goetheschen Spruch.

In der Hempelschen Ausgabe von Goethes sämmtlichen Werken findet sich in Theil II unter d. T. „Sprichwörtliches" auf S. 323 der Spruch:

Neumond und geküsster Mund
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund.

Dieser ist eine freie Uebertragung der Schlussworte der 7. Novelle der II. Giornata von Boccaccios Decamerone, die von den Abenteuern der Princesse von Babylon handelt, welche durch die Hände von acht Liebhabern gieng, ehe sie dem ihr bestimmten Bräutigam zu Theil wurde. Jene Worte lauteten im Urtext: Bocca basiata non perde ventura, anzi rinuova come fa la luna, und wurden von Antoine le Maçon, dem zweitältesten französischen Uebersetzer des Decameron folgendermassen übersetzt:

Bouche baisée ne pert point sa fortune
Ains renouvelle tout ainsi que la lune.

Dass Goethe mit den älteren französischen Novellisten nicht

ganz unbekannt war, zeigt seine Novelle „Der Procurator“ (in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“), die aus der 100. Novelle der Cent Nouvelles nouvelles: „Le sage Nicaise ou l'amant vertueux“ entlehnt war. Boccaccios Decameron konnte er in Italien kennen gelernt haben: für die Kenntniss dieses Schriftstellers spricht beispielsweise die Rahmenerzählung der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“.

Hermann Ullrich.

Ein bisher unbekannt gebliebenes Jugendgedicht Ulrichs von Hutten.

Von

Gustav Bauch.

Kein Humanist kann sich eines so eifrigen und erfolgreichen Sospitators rühmen als Ulrich von Hutten, dessen Werke vollständig zu sammeln und in kostbarer Ausstattung dem Studium zugänglich zu machen Eduard Böcking zu seiner Lebensaufgabe erkoren hatte.

Noch aber ruht mancher litterarische Schatz unbekannt und ungehoben in den alten Drucken, der sich auch dem fleissigsten Forscher oft eigensinnig entzieht, bis irgend ein glücklicher Zufall endlich die Entdeckung herbeiführt.

So sind Böcking die von Ludw. Geiger in diesem „Archiv" (Bd. 5, S. 482 f.) mitgeteilten Distichen Huttens aus Aesticampians Ausgabe der sieben Briefe des Hieronymus und die Elegie an Johannes Murmellius (abgedruckt von K. Krafft und W. Crecelius in ihren Beiträgen zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein und in Westfalen, 2. Heft, S. 42) entgangen. Ein drittes, Böcking unbekannt gebliebenes Gedicht Huttens, „Ulrici Hutteni ad studiosos adolescentes de liberalium artium studijs Elegiaca exhortatio", ebenfalls der Jugendzeit des fränkischen Ritters angehörig, befindet sich hinter: „Grāmatica Martiani foelicis Ca-|pellę cū Johānis Rhagij Aesticampiani | Rhetoris & poete praefatione". Dies Buch erschien mit dem Druckvermerk: „Impressa Francphordio [!] per honestos | viros Nicolaū Lamperter & Balthasar | Murrer. Anno dñi. M. D. Vij" in 4°.

Hutten hatte schon in demselben Jahre eine Elegiaca exhortatio de virtute einem anderen Buche seines Lehrers in

Frankfurt a. d. Oder Rhagius Aesticampianus angefügt, der „Tabula Cebetis philosophi so-|cratici, cū Johānis Aesticāpiani Epistola".*

Wenn wir nun versuchen das Beistück zur Grammatik des Martianus Capella an dem ihm zukommenden Platze in der Reihe der Huttenschen Gedichte unterzubringen, so wird sich die Sache folgendermassen gestalten. Das erste uns von Hutten bekannte Gedicht ist seine wahrscheinlich in Erfurt im Jahre 1506 geschriebene Elegie an Eobanus Hessus.** Hieran schliesst sich sein Gedicht zum Lobe der Mark Brandenburg, beigefügt der Beschreibung der Stadt Frankfurt und der Einweihungsfeierlichkeiten der Frankfurter Universität des Publius Vigilantius Bacillarius Axungia und jedesfalls noch 1506 in Frankfurt a. d. O. gedichtet.*** Böcking will nun an dritter Stelle das carmen commendaticium vor: „Epigrāmata Jo|hānis Aesticam-|piani" einschieben.† Er gibt keinen Grund für diese Einordnung an, und obgleich der Druckvermerk: „Impressum est hoc opus epigram-|maton Lyps. per Melchiarem Lot-|ter ciuem Lypsensem Anno domini | Millesimoquingentesimoseptimo" dagegen zu sprechen scheint, möchte ich mich doch seiner Meinung anschliessen. Hutten siedelte zugleich mit Aesticampian, beide gleich ruhelos, schon im Wintersemester 1507 von Frankfurt nach Leipzig über,†† und demnach könnte man geneigt sein anzunehmen, dass die beiden 1507 in Frankfurt erschienenen Elegien älter seien, aber mancherlei Bedenken warnen vor diesem Schlusse. In der Epigrammensammlung Aesticampians befindet sich kein einziges Gedicht, das sich auf seinen Frankfurter Aufenthalt bezieht, nur die Beigaben seiner beiden Schüler, diejenige Huttens vor des Lehrers Versen und die Joachims von Bulaw hinter ihnen, weisen auf diese Zeit, alles übrige steht in Verbindung mit Mainz, wo Aesticampian vier Jahre ver-

* Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaū Lamperter & Balthasar Murrer. Anno. M. D. Vij. 4°.

** Hutten, Opp. ed. Böcking I, S. 3. Index bibliogr. S. 1*, I.

*** Böcking, a. a. O. III, S. 5. Index bibliogr. S. 1*, II.

† Böcking, a. a. O. III, S. 563. Suppl. II, 1, S. 38.

†† Inscriptionsvermerk bei Böcking, a. a. O. I, S. 8.

weilt hatte*, ehe er nach Frankfurt gieng. Es fehlt aber auch jede Spur von Beziehungen auf Leipzig, wie aus dem gesagten hervorgeht, und es ist kaum zu glauben, dass ein in Leipzig in Anwesenheit Aesticampians gedrucktes Buch ohne Beiträge von Leipziger Freunden oder Schülern Aesticampians geblieben wäre. Aus diesen Gründen möchte ich das Gedicht Huttens in den Anfang des Jahres 1507, vielleicht noch in das Jahr 1506 setzen. Somit würde es sich noch um die Einfügung der beiden elegiacae exhortationes handeln. Beide können Anspruch auf den vierten Platz machen, da sich hier die engere Reihenfolge aus irgend welchen Anzeichen nicht genauer feststellen lässt. Aehnlich wie mit diesen beiden Elegien steht es mit den zwei nächstalterigen Gedichten Huttens, dem Epigramm auf den heiligen Hieronymus** und dem an Hermannus Trebelius Notianus.*** Doch möchte ich dem ersteren, als dem für das Jahr 1508 sicher beglaubigten, den Vortritt einräumen, da das Gedicht an Trebelius erst im Jahre 1509 veröffentlicht worden ist.

Wenn Krafft und Crecelius das Gedicht an Johannes Murmellius als das dritte Huttensche annehmen, so widerspricht dem schon das von ihnen vermuthete Jahr der Abfassung 1509 oder 1510; es kömmt ihm vielmehr die siebente oder, wenn man die beiden exhortationes als zwei Numern zählt, die achte Stelle zu.

Die Elegie ad studiosos adolescentes, welche wir nun folgen lassen, trägt noch ganz den Charakter einer, wenn auch nicht ungeschickten, Schulpoesie, der die Jugendgedichte Huttens von seinen späteren Dichtungen scharf abscheidet. Dem Schlusse der Elegie ist noch ein Hexastichon „Ad Lectorem vt Aesticampianum querat preceptorem“ angehängt.†

---

* Dieser Umstand ist allen Biographen Aesticampians, auch Böcking (Suppl. II, 2 S. 294) und Strauss („Ulrich von Hutten“, 2. Auflage, S. 22 und 25) entgangen.

** Archiv für Littgesch. Bd. 5, S. 482 f.

*** Böcking a. a. O. I, S. 8. Index bibliogr. S. 3*, III A.

† Die Interpunction und die inconsequente Orthographie des Originals sind überall beibehalten, nur die Abkürzungen für m, n und que sind aufgelöst. Im Drucke ist auch ohne Wahl œ und æ verwendet, ein Unterschied, der in der Wiedergabe nicht berücksichtigt ist.

Ulrici Hutteni
ad ſtudioſos adoleſcentes de liberalium artium ſtudijs
Elegiaca exhortatio.

Cum deus omnipotens: namque unus is omnia fecit:
 Scinderet e veteri mixta elementa Chao,
Cum faceret, ſiluaſque nouas. campoſque patentes:
 Inque volubilibus figeret aſtra polis:
Iamque grauis tumido nutaret in equore tellus
 Starent ſortitis ignis et vnda locis:
Impoſuit vacuæ diuerſa animalia terræ
 Sed liquidum ſtridens Aera carpſit Auis
Addidit vndoſos vario diſcrimine piſces
 Queque tenent medium monſtra verenda fretum
Sed caruit tellus: caruit moderamine pontus
 Exijt e patria dux homo factus humo
Dignior hic reliquis, et imagine cretus eadem
 Cum dijs archanae munera mentis habet
Solus opes ſuperum: ſolus cœleſtia curat
 Solus habet vitam post ſua fata nouam
Contulit huic vires. ipſoſque imitabile diuos,
 Ingenium quo nil altius orbis habet.
Neue operum vacuus poſito torpeſceret vſu:
 Et tereret longos ocia vana dies:
Exagitat curis, et ſollicitudine multa,
 Non patitur placidis incubuiſſe bonis
Huic [Hinc?] mens illa hominis diuerſæ dedita curæ
 Extulit inuento grandia multa ſuo
Repperit inſignis fabriles Dedalus artes
 Triptolemus faciles vomere vertit agros
Anguipes æratos proles vulcania currus
 Tardaque robuſtos ducere plauſtra boues*
Martis Afri pugnas, validos lacedemones enſes
 At danaus tutas per freta puppe vias.
Ceſſit ad humanas natura benignior artes
 Donaque de ſuperis ingenioſa magis
Reddidit oratas per templa ſonantia voces
 Phœbus et Aemonias carmine mouit aues
Ipſe etiam montes illectaque paſcua traxit
 Eurotæque ſinus. Aoniumque nemus
Muſicus Amphiȯn Juriſconſultus Apollo

* boues, im Druck ursprünglich boue; im vorliegenden Exemplar mit Tinte abgeändert.

Ars numeri Samij sunt monumenta ſenis
Eſt quoque qui radio dimenſum comperit orbem
Non rudis ante alios ſidera vidit Atlas.
Hæ sunt mentis opes: hęc torpeſcentia nunquam
Sunt bona phœbea candidiora die
Quæ non ignis edax. nec inexpugnabile tempus
Eximet a mentis nobilitate ſuę
Hæc animum faciunt functa clareſcere vita
Hijs it in elisyum nobilis umbra nemus
Ergo colas doctam puer officioſe Mineruam
Delitias puero delitiasque ſeni
Non eſt quod* dites Arabi, quodue India mittat
Non eſt cur cupidus regna ſabea petes
Vana fides etiam fragili confidere forma
Si neſcis: vultus obruet vrna tuos
Viuimus impuberes primoque vireſcimus æuo
Sed faciunt paruas tempora noſtra moras
Cum velit incertæ reſecat mors ſtamina vitæ
In Iuuenes pariter ſæuit et illa ſenes
Fide** bonis animi, que tecum viuere poſſint
Dum petit infames corpus inane rogos
Quod ſi coneris ſtudioſo apprehendere niſu:
Et facta eſt animis iſta cupido tuis
Diſce prius totas que condit littera voces
Quoque ſerenda modo, quoque legenda modo
Iungere nominibus cumque ipſis nomina verbis
Et quæ præterea grammata prima docent
Repperit hanc pharius primum Cillenius artem
Dum docet inuento queque elementa ſuo.
Tranſtulit et Graias phoenica ex urbe lituras
Cui poſita eſt profuga Thebais ora*** manu.
Hanc tu diſce prius. balbam prius imbue linguam
Ne deſint medijs principia ipſa ſuis
Tunc potes obſcuros perplexe vocis Elenchos
Aptaque compoſitis fingere verba modis
Tunc potes archanos rerum ſcrutarier ortus
Tunc loqueris doctis, doctus et ipſe viris
Sic tibi non parue tranſibunt tempora famæ
Sic etiam longe posteritatis eris.

---

* quod, im Druck qnod.

** Fide, wofür im Druck Eide steht; derselbe Druckfehler E für F im Druckvermerk der Cebes-Tafel.

*** Thebais ora, im Druck Thebaiſora.

Ad Lectorem vt Aeſticampianum querat preceptorem.

Quere ducem ſtudijs? preceptoremque peritum
Qualis in Almanis Rhagius ipſe locis
Qui dedit in lucem Marci monumenta Capellæ
Grammata: iam puero iamque* legenda ſeni
Ipſe etiam Graiam germana per oppida linguam
Tradidit inſuetis munera grata labris.

---

* iamque, Druck ianque.

Eine maccaronische Dichtung vom Jahre 1548.

Von

GUSTAV KAWERAU.

In seiner lehrreichen Abhandlung über die maccaronische Poesie im zweiten Bande des Weimarischen Jahrbuches (1855) hat O. Schade als ältestes Stück derartiger Dichtung in Deutschland einen zuerst von Fr. Böhmer aus einer Handschrift des Frankfurter Stadtarchivs in der Zeitschrift für Deutsches Alterthum (Bd. 6. 1848. S. 538) veröffentlichten Pasquill aus den Tagen des Schmalkaldischen Krieges mitgetheilt, der mit den Worten anhebt:

Heitz ein, Landgrafi! gieß an, Sachs! Schertle, beschers wol!

(a. a. O. S. 426). Diesem Gedichte entstammt auch das im Archiv f. Litt.-Gesch. VII S. 153 von Seidemann erwähnte Distichon, an welches sich die Sage von einem Bündnisse der protestantischen Fürsten mit den Türken gegen den Kaiser anschloss. Dasselbe Gedicht diente aber auch im Jahre 1548 als Muster zu einem umfänglicheren Pasquill, der während des Augsburger Reichstages entstanden, mit einem gewissen Humor der Verzweiflung den Uebermuth der Sieger und Deutschlands Verderben darstellt. Die komische Form jener maccaronischen Mischpoesie dient einer wesentlich satirischen Wirkung. Die Verse sind handschriftlich erhalten in dem Manuscript 222 (des Naumannschen Katalogs) der Rathsbibliothek zu Leipzig, Blatt 130.

PANCKETVM CÆSAREVM.

Haw zw Landgraffe, Sachs koch, holtz afferat Vlrich,
Schmalkaln lang töpff her, Schertelis affer aquas.
Schür zu Plebane, Blas teuffel vt ardeat ignis,
Deck zw Schreibere rauchere ne noceat.

Speck, kohl, kochlon et carnem cum wurtzibus omnem
Totum Pancketum solvite Reichstetides.
Solvite wie billich, cum Vestri intersit honoris
Vobis non nobis Carolus hospes erit.
Si deerit geltum, partem vult gebere Gallus,
Nec non Nurrenberg conferet auch aliquid.
Anglus adest, Venetus, tragabunt hi quoque partem,
Forte aliquid nobis Roma beata dabit.
Prussia wilpretum mittit, sed Dania pisces,
At ne sordescant fercula, non timeo.
Sed largo salso nos haec condire necesse est,
Id nobis Halum Vult dare Saxonicum.
Huner, genß, Enten nullo sunt aere parandi
Ista volens nolens rustica turba dabit.
Keß et Butyrum, tum lac pro rusticis album
Khuefleisch et Kuhefuß Sueuia contribuit,
Vina etiam Rhenus, During et Francia mittit
Mittit Salatum Misnia gratuito.
Inde Boëmorum gens Erbeiß, Saxones autem
Knackwürst et Speckum cum petasone dabunt.
Tragt auff mit hauffen, Veniet dentatus et Vmbras
Hispanicas secum ducit et Italicas.
Marggraff, Bavarici duces et Episcopa turba
Omnes ad hanc coenam sponte sua venient.
Sponte sua Moritz, si noster adesse propinquus
Voluerit, nobis ille laudatus erit.
Spernitur ab aliis, nobis est honorandus amicus
Haec virtus* illis displicuisse malis.
Misnia laetetur, tanto quod principe digna,
Pro quod Danckgeltum Lipsia pulchra dabit.
Lipsia quae nostros potuit ditare ministros,
Seidibus et Sammatis kleidere sic potuit.
Caetera solliciti ne vos quaeratis amici,
Quid quem pro Zecha gebere conveniat.
Carolus ipse potest summarum machere summas,
Quid vestra exquiret solvere bucha queat.
Vos date ter centum fuluorum millia nummum,
Sed vos bis centum, vos date dimidium.
Tu siebezig tausent, tu vierzig, plus minus adde
Nach deim vormugen et ratione tua.
Hoc scio non tanti coenauit Apicius olim,
Tam claras reperit nec Cleopatra dapes.

---

* Uebergeschrieben: est.

Benedictio Mensae in Pancketum.

Vix benedix vobis, qui schlemmitis atque prassatis,
Aderit, qui miseram fressitis Germaniam.
Qui semper est Sauff aus, fiet postremo Spei multum,
Ructabit crudas, nec dawet ille dapes.
Frest ergo, dum vobis fressendi copia datur,
Sauffite, non semper copia talis erit.

Mense Augusto
1548.

Als älteste Beispiele deutscher maccaronischer Poesie dürfen diese Dichtungen jedoch nicht angesehen werden; in der zu Gotha aufbewahrten Handschrift des Val. Bavarus (I 502) finde ich folgende maccaronische Verse, welche Vinc. Obsopoeus, der bereits im Jahre 1539 gestorben sein soll, an Christoph. Pistorius gerichtet hat:

Elue die grossen Becher, Carchesia, Kanten,
Die Kübel vnd Krausen, vitrea vasa gleser,
Steck an gallinas, faist gens, sapidosque Capones.
His quoque gut Bratwurst associare potes.
Las holen new wein, las holen prisca falerna
Schenck ein vnd bring balt pocula plena michi.

Zusatz des Herausgebers. Die vorstehend mitgetheilten, dem Jahre 1548 angehörenden maccaronischen Verse finden sich — ohne die Benedictio Mensae — auch in der Handschrift L 83 der Dresdner Bibliothek (Fleischers Freybergischen Annalen). Da sie hier in einem stark abweichenden und trotz manchen Fehlern, doch an zahlreichen Stellen offenbar echteren Text erscheinen, theile ich auch die Fassung mit, welche in dieser Handschrift vorkommt.

Pancketum.

Hau zu Lantgraui, Sachs koch, [holtz] adferat Vlrich,
Sch[m]alckalt lang topff her, Schertelis adfert aquas.
Schur zu plebani, blas teuffel, ut ardeat ignis
Deck zu ſchreiberi, rauchere ne noceat,
Speck kolhen kachlan [carnem] cum Wurzibus omnem
Totum pancketum ſoluite Reichſtetides,

Soluite wie billich cum ueſtri interſit honoris
Dabis [*l.* Dapis] nam uobis Carolus hoſpes erit,
Si deerit geltum, partem uult gebere Gallus
Ad wurzis Nurmberg confer[e]t auch aliquid
Anglus adeſt Venetus tragabunt hic [*l.* hi] quoque partem
Forte aliquid uobis Roma beata dabit
Pruſsia weltpretum mit[t]et, ſed Dania piſces
Ad [*l.* At] ne ſordeſcant uercula [*l.* fercula] ue metuó
Sed largo ſalſo nos hac [*l.* haec] condire neceſse eſt
Id nobis Hallum uult dare Saxonicum
Keſ Ac Butirum, tum lac pro ti . . lubus [?] album
Kuefleyſch et Kuefues Suetia [*l.* Sueuia] contribuet
Vina etiam Rehnus Doring et Frantia mittent
Mittet ſalutem [*l.* ſalatum] miſsnia gratuito
Inde Bohemorum gens Erbes, Saxones autem
Knackwurſt et ſpecum cum petaſone dabunt
Huner gens, Enten, nullo ſunt ære paranda
Iſta uolens nolens, Ruſtica turba dabit
Tragt auff mit hauffen, ueniet Dentatus, et umbras
Hiſpanas ſecum ducet et Italicas
Margraui, Beyria, [*l.* Beyriæ] Duces et Epiſcopo turba
Omnis ad hanc cęnam ſponte ſua uenient
Sponte ſuà Moritz ſi ueſter adeſse propinquus
Noluerit, nobis ille ladendus erit
Spernet reliquos, tamen est honorandus amicus
Pro quo tranckgeltum, Lipſia forte dabit
Lipſia quę noſtros poterit ditare miniſtros
Seidibus et Samatis, kleidere quas [!] poterit
Cętera ſolicitis ne uos queratis amicis
Quid quem pro Zehra gebere conueniat
Carolus ipſe poteſt ſummarum machere ſummam
Quid ueſtra exquiret ſoluere burſa queat
Vos date tercentum fuluorum millia numum
Sed uos bis centum, uos date dimidium
Tu ſechzigk tauſent, tu virzigk plus minus addas
Nach deym vermogen et ratione tua
Hoc ſcio non tanti cenauit Apicius olim
Tam cara [*l.* caras] reperit, nec Cleopatra dapes.

Auf diese Verse folgt in der Dresdner Handschrift unter der Ueberschrift

Schweis Bad Drauff

der von Böhmer a. a. O. mitgetheilte Pasquillus in nachstehender Fassung:

Heitz ein Lantgraui, Sachs geus auf, Schertel beſchirs wol
Carle bader reib aus, Soluite Reichſtetides
Reichſtetides narrej quos Lipus et amphora duxit
Saxonica ins Schweisbadt, ferte quod ij nequeunt
Anglia nam vobis, Khuemaul tum Marcus et ægens
Conſilijs Danus, Gallia uerba dedit
Gottswortum ueſtrum, nec qui beſchirmere uellet
Turcus erat, o ho perfida geſelleitas
Spes erat in Bauros aufſtandes machere doctis
Pertulit at ſpiſſis, Rustica turba gallos
Witz habuit Nurnbergk Achſla tragauit vtraque
Conſilijs ueſtris, ſenſeo ineſse merum
Eia agite in Witzis, haltando Caeſare glauben
Balnea ne Senecæ, Wermere conueniant.

Wigand Lauze erwähnt eine Zeile des zuletzt mitgetheilten Gedichtes in folgender Stelle seiner Schrift „Leben und Thaten Philippi Magnanimi, Landgraffen zu Hessen" (Bd. 2. Kassel, 1847. 8°. S. 275 f.): „Eodem anno (1548). Als die Babstischen gesehen, das jr anhang obgelegen, aber der Churfurst vnd Landgraue vntergelegen, vnd jn gefengnus kommen seind, auch nu mehr wol vermerckt haben, das sollich jre hafft lang wehren solte, ist vnseglich, wie sie doruber so frolich gewesen, gejauchzet vnd gelacht, Denn ein solch groß mit leiden haben die frommen geistlichen Vetter, Munche vnd Bischoffe mit dem Churfursten vnd Landgrauen gehabt, in diesem jrem grossen trubsal, so jnen Gott zugeschickt, Das sie auch etliche Psalmen* gantz spottischer weise auff dieselbigen gedeutet, vnd sich jn sonderheit einer mit diesen worten vernemen lassen. Nunc nemo est, qui vestrum Gottes wort beschirmere uellet. Vnd ob man wol den Meister dieses, vnd anderer halb Teutscher vnd halb-Latinischer verssen, vnd lugen gedichte nicht erfaren kan, so wird jnen doch Gott wol kennen, vnd zu seiner zeit, von wegen solcher grausamen lesterung, zufinden vnd zustraffen, Auch sein wort zu verteidingen wissen. Mitler zeit mus man gedult tragen, den Babst — sampt seinen — — Munchen vnd — — pfaffen singen lossen, wie jnen der schnabel ge-

* Dresdner Handschrift K 4^{m} (III 20): „De bello Schmalkaldico. Psal. 114. In Exitu Lantgrafij de Hassia".

wachssen ist, vnd jnen jr Hellische Vatter eingibet. Denn es pfleget nicht gerne lange zustehen nach zu wehren, da man also honisch Gottes wort anzuhet vnd verlachet."

Zum genaueren Verständniss der historischen Beziehungen in den mitgetheilten maccaronischen Dichtungen, besonders zur Erläuterung des „Schweisbads" ist — neben dem von J. K. Seidemann in diesem „Archiv" Bd. 7. S. 153 f. beigebrachten Zeugnisse — eine Stelle der in G. Th. Strobels Beyträgen zur Litteratur (Bd. 1. St. 1. Nürnberg und Altdorf, 1784. 8⁰) veröffentlichten Schrift „vom Schmalkaldischen Krieg" dienlich, worin (S. 232) von Gerüchten über zu erwartende Beihilfen und Bundesgenossenschaften, die bei den Protestanten umgiengen, wie folgt, berichtet wird: „Man sagt jhmer von grossen krieges volck das kwem dem Churfürsten zu helffen. Do kam der Thomas Hirn [*l.* Thumshirn], Do kam der Landgraffe, Do kam der konig von Dennemarck, Do kam der konig aus Franckreich, jtz kam der Herzog aus Pomern, jtz kam der Herzog aus Preussen. Do kamen die Behmen mitt 300 siegeln, des Turken son kwam auch dan der Sathan plaget die Leuthe nit allein mitt dem morden vnd rauben, sondern vexirett sie auch mitt dem teglichen liegen."*

Ein in der Dresdner Handschrift M 53 (Bl. 247) vorkommendes, von M a m e r a n u s Lucenb. verfasstes Epigramm, welches betitelt ist „Foedus trium Turcae, Galli, et Euangelicorum", verdient hier wenigstens erwähnt zu werden.

* Der hier mitgetheilte Wortlaut der Stelle ist einer alten Abschrift der von Strobel veröffentlichten Schrift entnommen, welche das K. Staatsarchiv zu Königsberg in Preussen besitzt.

Kilian Brustfleck.

Von

Otto Hartwig.

In seinem Buche „Aus Goethes Frühzeit“ bemerkt W. Scherer (Vorwort S. VI): „Die Gestalt des Kilian Brustfleck in Hanswursts Hochzeit ist durch Dr. Posner und Professor Erich Schmidt zwar noch nicht klargestellt, aber der Klarheit näher geführt.“

Dr. Posner bringt nämlich a. a. O. S. 123 eine Marginalnotiz König Friedrichs d. G. bei, in der dieser auf ein Meldungsgesuch eines dänischen Officiers Kiliani rescribiert hat:

ich Kene kein Kilian als Kilian Brustfleck und der Schickt
Sich nicht in der Armée.

Professor E. Schmidt weist einen seltenen Druck von 1694 nach „von dem so gewandten und bekandten Fürstl. Eggenbergischen Hof-Comödianten oder agirenden Bauren; sonsten Johann Valentin Petzold auch Kilian Brustfleck genandt.“ Der Verfasser dieser Reimerei bettelt den Bürgermeister und Rath der Stadt Nürnberg um ein Douceur an.

Ich gestehe es, es frappierte mich, dass Kenner unserer Litteratur wie R. Köhler, W. Scherer, E. Schmidt über eine im 18. Jahrhundert so bekannte Figur wie Kilian Brustfleck doch nach Goethes „mikrokosmischem Drama“ Hanswursts Hochzeit und obiger Marginalnote Friedrichs des Grossen sein musste, nicht mehr hatten herausbringen können, als in der Schererschen Publication vorlag. Ich beschloss deshalb auf die Persönlichkeit zu achten, beziehungsweise in der mir unterstellten Bibliothek zu suchen. Sofort fand ich in der von Ponickauschen Bibliothek ein Schriftchen von vier

Quartblättern s. l., ganz ähnlich wie das schon von Schmidt ans Licht gezogene. Der Titel desselben lautet:

Nichts | Vor | Etwas, | Zum Valet, | Welches | Denen sämbtlichen Hoch- und Wohlgebohrenen | Landes- und Staats- | Sonnen-Lichtern, | Der Sächß. Schwerdter Ritterschafft des | Dreßdnischen Himmels-Chors als, Engel- gleichen | Heer-Schaaren, | Seinen gnd. und Hochgebietenden | Herren Patronis, | Auff | Dero | überreichen Gnad-Altar | In höchst schuldigster und gehorsambster Unterthänigkeit und tiefffster | Demuth opffert und überreichet der so genandte Fürstl. Eggen-bergische Comoedien-Bauer, | Johann Valentin Petzolt, sonst Kilian Brustfleck genandt, welches | er aus der Armuth-reichen Schatz-Kammer seines ledernen | Verstandes gesamblet | und | HeraVsgegebn In DIeseM Iahr VVIe's nageLneVV gedrVCket | VVar. | [1694].

Am Schlusse des elenden Gedichts, das vom „nichts“ handelt, weil „nichts viel besser ist, als Geld und Edelstein“, folgt dann auch hier die „Cabbalistische Litter-Rechnung“, nach der A die Zahl 1, B 2, C 3 etc. bedeutet.

Ergab sich schon aus dem Titel dieses Gedichts etwas mehr für Feststellung der Person Kilian Brustflecks als aus dem Drucke E. Schmidts, so wurde der Lebenslauf desselben fast völlig klar gestellt durch ein anderes Poem desselben Autors aus dem J. 1719, auf das der Custos der von Ponickauschen Bibliothek, C. Verner, zufällig beim blättern im Kataloge der Miscellanabtheilung derselben stiess. Der Titel dieser Reimereien, welche auf 4 kleinen Quartblättern s. l. gedruckt sind, lautet:

Angefangener, | Und letzlich gut geendigter | Wein-Krieg, rc. rc. | Allen Hoch- und Niederen Wein-liebenden | Stands-Personen, rc. | Zum mild-gütigen und freygebigen Andencken mit schuldig-|ster Auffwartung offerirt, und dedicirt: Nebenst bey-|gedruckten Lebens-Lauff, oder Testament | Von KILIan BrVstfLeCk, Der IM IetzIgen | Iahr Ia hIer Ist. | sonst Johann Valentin Petzold genanndt, des seel. verstorbenen Fürsten von Eggenberg | rc. 30. Jahr unwürdig gewesener Hof-Commoediant und agirender Bauer.

Aus der „Zuschrift“ auf Blatt 1' ist zu ersehen, dass es sich in dem „Wein-Krieg“ um die Vorzüge des „Oesterreicher“

oder „Tyroler“ Weins handelt, wobei der Oesterreicher nicht zu Schanden des Tyroler gewinne. Ueber sich selbst berichtet Kilian Brustfleck in dieser Zuschrift u. a.:

Ich armer Kilian! kan mich nicht mehr enthalten,
Muß auch vor lauter Durst mich lassen unterhalten;
Die Bauern lauffen sonst, wann sie was hörn von Kriegen,
In Wein-Krügn hab ich Hertz, da trau ich obzusiegen.
Ich lauff wohl nicht darvon, geh selbsten zu dem Krug,
Da brauch ich keine Hilff, hab selbsten Kräfften gnug;
Ich mach in disen Krieg, offt groß und lange Züg,
Und gibe keinen Fried, biß ich zu Boden lig.
Und lig vor lauter Dunst, der mir in Kopff ist g'schossen,
Mein Kragen ist voll Blut, von Reben-Safft begossen;
Was doch das beste ist, der mich beraubt des Leben,
Das Leben selbsten ist, der kan mirs wieder geben.
Wann ich nur schlaffe auß, und lige etliche Stund;
Da heists zum Trincken her, da bin ich völlig gsund;
Viel haben schon gesagt, mein Kilian Brustfleck,
Wie bist zum rauffen nicht, zum Sauffen doch so keck,
So wohl verhalt ich mich, drumb halten viel dafür,
Ich sey vom Baurn-Krieg ein alter Officir.

Ist hienach des alten Kilian Brustfleck „Lebenslauff“ nach einer Seite hin wenigstens genügend illustriert, so lässt er sich auf den drei letzten Seiten des Druckes auch über die äusseren Daten seines Lebens in zwei Gedichten aus, die hier vollständig abgedruckt werden mögen, da unser Exemplar derselben vielleicht das einzig erhaltene ist und die poetischen Versuche dieses seiner Zeit so berühmten Schauspielers doch immerhin einiges historisches Interesse haben.

Deß aLten KILIan BrVstfLeCks Lebens-LaVff,
BesChreIbt Ietzt hIer Ia seIn sChLeCht gerIngIste
FeDer.

MEin Leser! nimb die Müh, und schau ein wenig an
Den kurtzen Lebens-Lauff des Bauers Kilian:
Ich wurde zu Pasal in Steyermarck erzogen,
Weil ich an disen Orth der Mutter-Milch gesogen.
Nachdem so reißte ich in weit entfernte Land,
Wo, weil ich nie geweßt, war gäntzlich unbekandt;
Da mußt ich offtermahls durch finstre Wälder gehen,
Ohn frembde Länder Weeg, noch Sprache zu verstehen.

Wie schwär nun diß, so war mein gröstes Hertzens-Leyd:
Wann ich gantz matt und müd bey düstrer Abends-Zeit,
  Von Gelde gantz entblöst, könt keine Herberg haben,
  Und meinen Magen müßt mit Brodt und Wasser laben,
Daß ein zerrissnes Kleid, voll Würmer ohne Zahl,
An statt der Ruh und Beths, mir machten tausend Qvall,
  Daher ich vielmahls auch erkränckt, und gantz verlassen,
  Von aller Menschen Hülff vermeinte zu erblassen:
Da war kein eintziger, ders gut mit mir gemeint,
Ich wuste nicht, war ich bey Freunden oder Feind.
  Ob diß nun nicht gewest ein miserabels Leben?
  Das will ich aller Welt jetzt zu erkennen geben,
Und wie ich solches nun viel Jahr gestanden aus,
Vermeint ich auch einmahl vergnügt zu gehn nach Hauß,
  Weil mich ein guldner Strahl der Glückes-Sonn beschienen,
  Indem die Gnad gehabt, viel Grosse zu bedienen.
So hielt der Glückes-Schein bey mir doch nicht Bestand,
Die Vögel nahmen mir das Brodt von Mund und Hand,
  Weils dann dem Glücke so mit mir zu spiel'n gefallen,
  Leb ich GOtt! biß der Tod hilfft meine Schuld bezahlen.
Mein Leser! wirst du noch indeß so gnädig sein,
Und dich als ein Patron mit etwas stellen ein,
  So thue zum Sterbe-Kleid ein wenigs mir nur geben,
  GOtt seegne dich hiervor, mit zeitlich guten Leben.
So Lebe nVn Ietzt•VVoL O VVeLt! GOtt gebe DIr zVr reCht eVVIger ZeIt,
SeIn LIebreIChen gVten Seegen, Ia aVCh eIn frIDLIChe EInIgkeIt.

1719.

Also wünschet Dir vor seinem Ende, und unaußbleiblichen Todt Dein Hülff-bedürfftiger Knecht, der genannt wird: Kilian Brustfleck sein Testament Sonst Johann Valentin Pezold genannt.

I.

INdem der Jahre Schnee mein graues Haupt bedeckt,
  Als deren sich bereits schon ein und sibenzig zehle,
Und nun ein jeder Schritt mich trägt zur Grabes-Höhle,
  Der ich zuvor der Welt so manche Lust erweckt;
So will ich, Leser dir! mein Figur zum Andencken,
  GOtt aber noch zuletzt den Rest deß Lebens schencken.

II.

Betrachte Sterblicher, hiebey die Eitelkeit!
Und siehe! wie die Lust der menschlichen Gedancken,
In welcher Schatten gleich wir auff der Erden wancken:
Als wie ein Rauch vergeht, mit unsrer Lebens Zeit,
Wir leben so dahin, und nehmens nicht in acht:
Daß jeder Augenblick das Leben kürtzer macht.

III.

Was hilffts, daß ich die Zeit der Welt zur Lust geschenckt,
Mit meinen Bauern-Spaß war ich drey Käysern rare;
Den Fürst von Eggenberg, bedient ich dreyßig Jahre,
Als Hof-Commödiant; Der, wann Ihn was gekränckt,
Sich meiner Lust gebraucht, an statt der Artz[e]neyen:
Ich kondt, wie David, Sauln, den Trauer-Geist erfreuen.

IV.

Was David war bey Saul, da[s] war ich bey August:
Der Sachsen Chur-Fürst, und gecröntes Haupt in Pohlen;
Dann dise Majestät ließ mich offt zu sich holen,
Zu ihrem Zeit-Vertreib, wie Sachsen wohl bewust:
Und daß die Welt möcht sehn, wie sie mir gnädig waren,
So ließ der König mich mit Ihm in Schlitten fahren.

V.

Mit Fürsten war ich nur wie mit mir selbst gemein;
Die Grafen liebten mich, als wärens meine Brüder,
Mit Frey- und Edlen Herrn sang ich stäts Freuden-Lieder,
Der Bürg- und Bauers-Mann, must mir gewogen seyn;
Mit einem Wort: Ich war, ein Alles, unter Allen;
Nicht jeder mußte mir, Ich jedem wohl gefallen.

VI.

Nun aber, da mich jetzt der Zeiten Unbestand
Das graue Alter lehrt; Und wie ich zwar verjahret;
Jedoch nichts Zeitliches, noch Ewiges erspahret;
So nehm ich billich noch die Aenderung zur Hand,
Und will in sichrer Ruh, mein annoch übrig Leben,
Dem höchsten GOtt, wie jetzt der Welt den Abschied, geben.

VII.

Die Schlange legt den Balg, und die Natur das Kleid
Mit jedem Jahr hinweg; So soll auch meine Seele

Die GOttes Wesen ist, auß ihrer Welt-Lusts-Höhle
Hervor gehn, weil sie noch in der Genaden-Zeit:
Drumb lebe wohl, O Welt! laß dir mein Thun in allen,
Auch disen meinen Schluß, und Ende wohl gefallen.

VIII.

Nur dises eintzige will ich noch bitten Dich;
Hat Kilian Brustfleck dich jemahln kundt vergnügen,
Laß ihn, wie Lazarum, nicht vor der Thüre liegen:
Hast du was übriges, so dencke auch an mich,
Ich will, kan ich gleich nicht davor mich danckbar neigen,
Durch mein Gebett vor dich, stäts meine Pflicht bezeigen.

Zur Erläuterung einiger in diesen Versen erwähnter Daten bemerke ich, dass das Steirische Fürstengeschlecht der Eggenberge 1717 mit dem dreizehnjährigen Fürsten Johann Christian in männlicher Linie erloschen ist, nachdem der Vater Johann Anton Joseph ein Jahr zuvor gestorben war.* Die Fürstlich Eggenbergische Comoedienbande gehörte um die Wende des 17. Jahrhunderts zu den bekanntesten Schauspielertruppen Deutschlands. Wie aus den beiden ersten obenerwähnten Gedichten hervorgeht, gab sie 1694 in Dresden und Nürnberg Vorstellungen. Herr Dr. A. Schlossar in Graz hat mich freundlichst darauf aufmerksam gemacht, dass 1692 der Principal dieser Truppe ein gewisser Johann Carl Samenhofer war (J. E. Schlager, Wiener Skizzen, N. F. I, S. 257. 259. 344). Dieser Bande gehörte auch Johann Valentin Petzolt dreissig Jahre lang an. Wie derselbe zu dem Namen Kilian Brustfleck gekommen ist, vermag ich nicht zu ermitteln. Ich würde den Namen Brustfleck für einen Spitznamen für Schuster — Brustfleck heisst bekanntlich der die Brust bedeckende Theil des Schurzfelles der Schuster — halten, und mich in dieser Auslegung dadurch bestärkt sehen, dass Kilian Brustfleck von der „Schatzkammer seines ledernen Verstandes“ spricht, wenn er nicht sich selbst wiederholt „Comoedien-Bauer“ nännte und von seinen Bauernspässen spräche, durch die er drei Kaisern „rare“ gewesen sei. Ich bin deshalb doch mehr geneigt ihn für einen Vorläufer des Hanswurst zu halten, wie ihn Stranitzki

* Zedler, Universallexikon VIII, 305.

aus dem Salzburger Bauern gestaltet hat. Jedesfalls war Kilian Brustfleck eine der lustigen Figuren, wie sie damals die deutsche Schaubühne brauchte, die von dem Fürstlich Eggenbergischen Hofcomoedianten Johann Valentin Petzolt, geboren 1648 zu Pasal (heute Passail) bei Graz, erfunden und in weiten Kreisen bekannt und beliebt gemacht worden ist. Dass die Figur Kilian Brustflecks nach dem wol vor 1730 erfolgten Tode Johann Valentin Petzolts auf der deutschen Schaubühne noch weiter lebte, scheint mir durch die Marginalnote Friedrichs des Grossen und Goethes Gedicht unzweifelhaft festgestellt. Möglicher Weise hat der s. g. „starke Mann", der seinen Namen Eckenberg mit der österreichischen Familie Eggenberg in Verbindung brachte (Förster, Friedrich Wilhelm I. S. 309), in Berlin diese Figur eingebürgert, und Friedrich der Grosse sie hier in seiner Jugend kennen gelernt. Wie bekannt dieselbe übrigens im 18. Jahrhundert war, geht aus dem Titel eines kurz vor 1730 s. l. et a., jedesfalls in Oesterreich gedruckten Buches hervor, auf dem Kilian Brustfleck neben dem Thoma Blaufuss und dem Don Gischott Cavallero de la Manca figuriert. Der Titel dieses seltenen Buches, das beiläufig bemerkt eine unflätige Schmähschrift auf die Reformation und die Reformatoren ist, lautet:

Schöne Raretè! Schöne Spihlewerck! Schöne Murmlethier! | Allons, feiff Murmlethier, feiff! | Das ist: | Catholische Replic, | Oder | Gegen-Antwort, | Auf die so betitult: Unwiderlegliche ꝛc. Widerlegung dis-|seithiger Apologiae, oder abgenöthigter Defensions-Schrifft, vor | das allerdurchleuchtigste Ertz-Hauß Oesterreich, die Religion | betreffend, | Erster Theil. | Vorgestellet in einem Schau-Spihl von denen gut Römisch- und | Oesterreichisch-gesinnten resp. Superintendenten, und Worts-Dienern in dem | Africanischen Neu-Spanien zu Goa, Namens Kilian Brustfleck, Thoma Blaufuß und Don | Gischott Cavallero de la Manca, sammtlichen Ritteren des güldenen Sporn, und angebrann-|ten Elenbogens ein baar Zwerch-Finger ober dem Nacken. | Zusammen getragen auf der Redoutten zu Franckfurt, Nürnberg, | Ulm, und Stralsundt, | Gedruckt, zu Constantinopel auf der neuen Beltz-Pulver-Papier-alte Weiber | und Druck-Mühl, ꝛc. ꝛc. | In Verlag Barthel Hupfauff, Stuhl-Bruder bey St. Barbara zu Coppen- | haagen in Pommern ꝛc. ꝛc.

Mit diesem absonderlichen Büchertitel, der fast ein ganzes Blatt in Quart füllt, will ich meine vielleicht schon zu ausgedehnten Notizen zu Kilian Brustflecks Gedächtniss schliessen.

Halle im April 1880.

Seit dem Abschlusse obiger Notizen über Kilian Brustfleck sind mir noch folgende Schriften dieses Mannes zu Gesicht gekommen:

1) Kilian Brustflecks | Kurzweiliges | Würffel-Spiel, | Welches | Bey Versammlung einer aufgeräum-|ten Gesellschafft, zu einem Ge-|mühts ergötzenden Zeitvertreib | kan gebraucht werden; | In deme es | Einen und dem andern offtmahlen gar | artig die Wahrheit sagen thut. | Es wird mit zweyen Würffeln ge-|worffen, und unter nachstehenden | Tituln nachgeschlagen; | Als | 1. Für die Jungfern. | 2. Für die Frauen. | 3. Für die Mägde. | 4. Für die Jungengesellen. | 5. Für die Männer. | Gedruckt in diesem Jahr, | da gut Spielen war.

Diese Pièce, die mit der von R. Köhler Bd. 20, S. 126 der Zeitschrift für deutsches Alterthum citierten nahe verwandt zu sein scheint, besteht aus acht bedruckten Octavblättern, welche je 11 (gezählt 12) geistlose Sprüche auf die fünf genannten Stände enthalten. In wiefern das ganze ein „Würffel-Spiel“ sein soll, geht aus meinem Exemplar nicht hervor.

2) Ewiger Bauren-Calender | Und | Prognosticon, | Auff das grosse Platonische | Schalck-Jahr. | Bei müsiger Zeit, zu beliebiger Lesung geben | Von dem Fürstl. Eggenbergis: so ge-|nandten Comoed: Bauren von Böhmisch: Crummau, | Sonsten | Johann Valentin Petzoldt | genandt, | Und zu Pasäl in Steyermarckt | gebürtig. | HeraVsz geLassen In DeM Iahr, | VVIe es neVV getrVCket | VVar. | 1693.

Dieser Druck, zwei Bogen in klein Quart, enthält auf der Rückseite des Titels einen rohen Holzschnitt, der Kilian Brustfleck in ganzer Figur darstellt, wie er als bettelnder „Comoedien-Bauer“ durch die Lande zieht. An einer Hacke, die er über die Schulter trägt, hängt ein Korb auf dem Rücken. Auf dem vorderen Ende des Hackenstiels sitzt ein Vogel. Die linke Hand Kilians ist wie zu einer Betheuerung auf die rechte

Brust gelegt, der hohe Hut wird durch den linken Arm an die Hüfte gedrückt. Ein faltenreicher, kurzer Kittel (Blouse), unter dem Pluderhosen herausbauschen, hüllt den Oberkörper ein. Damit man über die Geste des Bildes nicht in Zweifel sei, steht unter demselben:

Ein Bauer opffert dir, hier etlich Blat Papier,
Doch hofft er, weil ers braucht, ein Gegen-Gab dafür,
Er giebt dir, was er hat, gib du, was dir beliebet,
Dem bleibt das meiste Lob, der mir das meiste gibet.

Der Inhalt des nach Monaten geordneten „Bauren-Calenders“ ist ein überaus schmutziger, kaum wiederzugebender.

Ein Strassburger Vorspiel der Neuberin.

Mitgetheilt von PAUL SCHLENTHER.

Danzels abschätziges Urtheil über Bildung und Talente der Neuberin wird durch die Briefe, welche er (Gottsched S. 130 ff.) zum Beleg für seine seltsame Meinung anführt, keineswegs bestätigt. Unbestreitbar aber und heute wol kaum mehr bestritten ist das grosse persönliche Verdienst, das sie sich als Schauspielerin und Principalin erworben hat. Loewen (Schriften IV, 26. Gesch. d. d. Th.) will ihr sogar dichtèrisches Genie zuerkennen, „das freylich dem damaligen Zeitgeschmack ziemlich anpassend war". An ihre productive Kraft hat die einsichtige Frau wol selber nicht geglaubt. Höchst selten wagte ihr Pegasus den Flug in eine höhere dramatische Region, wie sie im October 1753 zu Wien an dem Namensfeste der Maria Theresia ein fünfactiges „deutsches Lustspiel" von sich aufführte: „Das Schäferfest oder die Herbstfreude". Es ist, wie schon der Titel ahnen lässt, eines jener Schäferstücke, welche sich mühsam auf der Spur von Gottscheds Atalanta einherschleppten (Wiener Schaubühne 1754, V). Bei weitem das meiste der Neuberischen Dichtungen besteht in Festprologen und dramatischen Programmreden allegorischer Art. Nach Schmid, Chronologie 76, soll sie deren „unzählige" gemacht haben. Die wenigsten davon kamen in den Druck. Sie waren auch nicht darauf berechnet, litterarisch zu wirken. Für einen gelegentlichen Zweck schnell und flüchtig hingeschrieben, verloren sie selbst in den Augen der Verfasserin mit dem Zwecke ihre Bedeutung. Sie waren überdies alle nach einer Schablone gearbeitet, in den verschiedenen durch die Gelegenheit gebotenen Variationen kehrte fort und fort dasselbe Thema

wieder. Die nüchternen Alexandriner flossen ihr gewohnheitsmässig ohne Mühe wie prosaische Rede aus der Feder, und mit den Reimen machte sie sich auch nicht viel Sorge. Die berühmtesten dieser Stücke, jene „grösste Harlekinade“ von 1737 und das gegen Gottsched gerichtete Vorspiel „der allerkostbarste Schatz“ von 1741, wurden niemals gedruckt. Aus diesem Jahre 1741 verzeichnen Schwabes „Belustigungen“ nicht weniger als fünf solcher Prologe, die man vom 19. Mai bis zum 1. December in Leipzig zur Aufführung brachte. Aber auch das wenige, was uns von Frau Neuber erhalten blieb, hat sich fast gänzlich dem Auge der Forscher entzogen: und zwar zum Theil durch die Schuld Gottscheds. Als dieser im Jahre 1757 seinen „Nöthigen Vorrath“ veröffentlichte, war sein Groll gegen die Neuberin noch so frisch, dass er sie, deren Name mit dem seinigen in der Theatergeschichte unlösbar verbunden ist, gar nicht erwähnte und nur beiläufig von der Neuberischen Truppe sprach. Erst in den Zusätzen 1765 — die alte Freundin war mittler Weile im Elend verstorben — verzeichnet er S. 281 das Wiener Schäferspiel und S. 271 „Die von der Weisheit wider die Unwissenheit beschützte Schauspielkunst“ (Lübeck 1736). Unerwähnt blieb auch damals neben dem Leipziger Vorspiele von 1733, in welchem sie gegen die Haackschen Erben ihr Privilegium zu vertheidigen suchte, ein Strassburger Vorspiel von 1736, welches seitdem in völlige Vergessenheit gerieth und erst vor vier Jahren wieder an das Licht kam. Vielleicht ist uns von diesem Stücke nur ein einziges Exemplar erhalten geblieben. Im Sommer 1877 erwarb es die Strassburger Stadtbibliothek durch Ankauf zusammen mit anderen Alsaticis, und dem Leiter dieses Instituts, Herrn Dr. R. Reuss, gebührt das Verdienst, des localgeschichtlichen Interesses wegen wenigstens das Strassburger Publicum darauf aufmerksam gemacht zu haben (Affiches de Strasbourg 1877 No. 55—57: Une représentation théâtrale à Strasbourg 1737). Von diesem „document fort rare“ nahm ich genaue Abschrift, da es eines Neudruckes nicht unwerth erschien. Nirgends ist in damaliger Zeit das Abhängigkeitsverhältniss der deutschen Bühne von der französischen unverblümter von massgebender Seite zugestanden worden als hier in Strassburg, wo seit Ende

Nov. 1736 die Neuberische Truppe ihre Kräfte an einer französischen Concurrenzgesellschaft messen durfte und wo ein französisches oder wenigstens französisch gebildetes Beamten- und Officierspublicum über ihre Leistungen, d. h. die Leistungen des deutschen Theaters überhaupt, zu Gericht sass. Dass das Urtheil günstig ausfiel, versichert Johann Neuber in einem Briefe an Gottsched vom 24. Dec. 1736 (Danzel 135). Der deutsche Cato soll sogar sein französisches Vorbild (Deschamps) auf französischem Boden aus dem Felde geschlagen haben. Für alles dieses stattete die Neuberin am 22. Dec. in üblicher Weise ihren Dank ab. Eine Gelegenheit zur Wiederholung bot der Schwörtag, der 8. Januar 1737. Eröffnet wurde der Festabend mit dem Vorspiele. Dann folgte, mit gutem Vorbedacht ausgewählt, Racines Mithridate in der Uebersetzung des Strassburger Professors Joh. Jac. Witter*: „Ich fand — heisst es in dem den Abend beschliessenden Epilog, welcher zugleich mit dem Vorspiele bald nach der Aufführung gedruckt worden ist —

„Ich fand in meiner Kunst zwar viel und mancherley,
Doch nichts das artiger, geschickt und besser sey
Als wie der Mithridat; er ist bey euch gezeuget,
Gebohren, deutsch gemacht, ihr seyd ihm wohl geneiget.
Nehmt euer eignes Kind von unsern Lippen an!
Und hätten wir auch heut in was nicht recht gethan,
So richtet unser Werk nach unserm guten Willen
Und helft mit eurer Gunst das, was uns fehlt, erfüllen."

Dieser Epilog betitelt sich „Die verneuerte Verbindung der Treue, der Ruhe, der Zufriedenheit und des Vertrauens". Diesen als Schäferinnen gekleideten Personen gesellt sich bei „der Gehorsam, als ein Schäfer". Sie freuen sich ihres ungetrübten Lebens in Frankreich unter dem sanften Regiment des „allerliebsten Herrn".

Von grösserem Interesse ist die Widmung und die Vorrede. Der „weise Klinglin" verdiente keineswegs die

* Im Generalregister zu Koberstein-Bartsch S. 153 ist Witter fälschlich als Uebersetzer einer Tragoedie Corneilles erwähnt. Witter hat nur den Mithridates übersetzt, der zu Strassburg bei Dülsekern 1735 erschien. Mit diesem Stücke eröffnete Schönemann 15. Jan. 1740 seine Principalschaft in Lüneburg. Ekhof und Ackermann wirkten mit (Loewen IV, 34).

überschwänglichen Huldigungen der Neuberin. Dass zwei Truppen zugleich an seinem Hofe gastierten, fand weniger in seinem Kunstsinne als in einer masslosen Prunksucht den Grund. Diese Prunksucht stürzte ihn in die niedrigsten Verbrechen, deren Bestrafung er 1752 im Kerker durch einen rechtzeitigen Tod entgieng. Noch Goethe bekam böse Sachen über ihn zu hören (Hempel XXI, 150).*

Die
Verehrung der Vollkommenheit
durch die gebesserten deutschen Schauspiele.

Ein deutsches Vorspiel
wie es auf dem Schau-Platze in Strassburg am Schwörtage
den 8. Januarii 1737 aufgeführet worden.

Verfertiget
von
Friderica Carolina Neuberin
gebohrner Weissenbornin
Principalin der Königl. Pohl. Chur-Fürstl. Sächsischen, imgleichen Hoch-Fürstl. Braunschweig-Lüneb. nunmehro auch Hoch-Fürstl. Schleswig-Holsteinischen deutschen Hof-Comödianten.
Strassburg,
Gedruckt bey Melchior Pauschinger.

Dem Frey- Hoch- Wohlgebohrnen Herrn HERRN Franz Joseph
von Klinglin
Frey-Herrn zu Hadtstatt Herrn zu Illkirch etc. etc. Sr. Königl. Maj. in Frankreich Raht Ritter- und Ehren-Raht bey dem Hohen und Königl. Raht im Elsass, Der Freyen Königlichen Stadt Strassburg Praetori Regio, Aller auf hiesigem Rahthause sich befindlichen Collegiorum Praesidi etc. etc.
Meinem gnädigen Herrn.

---

* Die Maecenas-Laune scheint unter seinen noblen Passionen keineswegs die erste Stelle eingenommen zu haben. Friese, Vaterl. Gesch. d. Stadt Strassburg 1791—95, IV, 113, erwähnt eine Holzrechnung, nach welcher von 1731—1751 auf Befehl des Praetors für die Komoedie und für den Bildhauer je zwei Klafter abgeliefert wurden, während in den Hundestall 213 Klafter und 10 250 „Wällen“ und an den „Hundsbeker“ 787 Klafter kamen.

Hochwolgebohrner Herr!

Du kanst sehr gnädig seyn.
Dein hocherhabner Geist sieht jeden Umstand ein;
Erforschet seinen Grund, kan alle Folgen schliessen,
Er wird auch meinen Trieb zu diesen Zeilen wissen.
Jedoch damit ihn auch ein andrer feiner Mann,
Der nicht so schliesst wie Du, zugleich erkennen kan:
So hat Dein hoher Werth, die Klugheit, die Dich zieret,
Und meine Schuldigkeit mir meine Hand geführet.
In der Begleitung komm ich vor Dein Angesicht;
Verwirf das schwache Werk von einer Frauen nicht,
Die Dich auf deutsch verehrt, zwar niedrig denkt und schreibet,
Doch wünschet; dass sie stets in Deiner Gnade bleibet!
Der deutsche Schauplatz wird von Dir, O Herr! beschützt.
O weiser Klinglin! Du verstehst wohl was er nützt,
Wenn er gereinigt ist. Der Ruf hat mir gesaget:
Dass Dein erleuchter Trieb schon lang darnach gefraget:
Ob auch ein deutsches Spiel verbessert werden kan?
Ich habe nun dazu mein möglichstes gethan.
Dein Beyfall fehlt nur noch, um den will ich Dich bitten.
Verzeihe! wenn ich was aus Schwachheit überschritten!
Ja, hab ich wo gefehlt, wirst Du so gnädig seyn,
Und mich entschuldigen. Diess kleine Werk sey Dein.
Lass es in Deinem Schutz den Wehrt und Gnade finden!
Hilf diese schwere Kunst mit andrer Kunst verbinden!
Du bist dafür bekannt, dass Du die Weisheit liebst,
Und jedem, der sie sucht, auch Deinen Beyfall giebst.
Du bist vor Raht und Volk das Liebste, das sie ehren,
Die Hohe Schule kan durch Dich die Weisheit lehren;
Du nützest ihr durch Dich; Dein himmlischer Verstand
Geht ihr mit Hülf und Raht und Vortheil an die Hand,
Du liebst sie väterlich durch Dein vernünftig Wachen,
Sie wird der Nachwelt selbst aus Dir ein Vorbild machen,
Wie man den Staat erhebt, den Bürger liebt und nützt,
Wie man der Künstler Fleis bewundert und beschützt,
Und keinen Fremdling stört, wann er was unternommen,
Das Lust und Nutzen bringt; er muss zu Kräften kommen,
Wenn Du es haben willst. Diess grosse Bild von Dir,
Von Deiner Eigenschaft, O Herr! befiehlet mir,
Weil ich zu niedrig bin Dein Hohes Lob zu mehren,
Dich schweigend, aber doch demühtigst zu verehren.

Ew. Hoch-Wohlgebohren Excellenz Meines gnädigen
Herrn unterthänige
Friderica Carolina Neuberin.

Lieber Leser!

Was wirst du denken, das ich dir zum dritten mahle ein deutsches Vorspiel zu lesen gebe? Was du bey dem ersten gedacht hast, mag ich nicht wissen. Was du von dem andern gehalten hast, kan ich nicht wissen, und was du von dem itzigen sagen wirst, wird die Zeit lehren. Zu dem ersten trieb mich mein Unglück, welches mich unschuldig in meinem Vaterlande betraf*; das andere erforderte meine Pflicht**; und zu diesem bewegt mich die Verehrung und Bewunderung der Vollkommenheit, welche Frankreich in der Schauspielkunst, von der ich lebe, vor ganz Deutschland zum voraus hat. Alhier werden die Regeln der erhabenen Trauer-Spiele und der sinnreichsten Freuden-Spiele gezeugt, gebohren, erzogen, erhalten, und die etwas zu dieser Kunst beytragen, oder sie ausüben, werden alhier grossmüthig, reichlich, rühmlich, und nützlich ernähret. Aus diesem reinen und richtig gelegtem Grunde entstehet Gelegenheit genug, dass ganz Deutschland die Werke des Verstandes damit reinigen und erhalten kan. Oefters schämet man sich, diese Wahrheit einzusehen und zuzugestehen, man kan sie aber doch unmöglich ganz unterdrücken, und noch weniger entrahten. Ich bin zwar auch eine Deutsche, und bilde mir nicht wenig darauf ein, dass ich, aller Unglücks-Fälle ungeacht, dennoch die Eigenschaft behalten habe, nach allen Pflichten der redlich Deutschen wahrhaftig deutsch zu seyn und zu bleiben; Allein ich muss doch dieser überzeugenden Wahrheit trotz meiner Einbildung geziemend weichen. Die Einwürfe, so mir in diesem Falle gemacht werden könten, haben in sich selbst die Gabe mich zu vertheidigen. Als eine Frau soll ich mich nicht hoch versteigen, also weis ich auch, dass die Absichten, welche die Schauspiele erfunden, gebessert, erleuchtet, und bis auf den heutigen Tag erhalten haben, für mich zu hoch sind, ich kan sie nicht einsehen, noch weniger beurtheilen. Diejenigen Absichten aber, welche die Schauspiele hindern, mit Fleis beflecken, verderben, und ausrotten wollen, darf ich nicht käntlich machen, weil ich wahrgenommen habe, dass es vielen Leuten ungelegen ist, dass sie meiner Vernunft, als einer Comödiantin, und zwar als einer deutschen, sollen Vernunft gelten lassen. Inmittelst wende ich mich zu denen, welche die Schauspiele reinigen, verbessern, und nützlich brauchen, oder behutsam brauchen lassen, und übergebe diejenigen, welche die Schauspiele, gute oder böse, ohne Ausnahme, ihres Vortheils wegen, schelten, hindern und verderben, auch ihrer eigenen Verantwortung. Ich weiss, dass sie als wohlgeübte Leute klug sind, und sich vor allen ver-

* Der Verlust des sächsischen Privilegiums 1733.

** Die Dankbarkeit gegen Lübeck 1736.

nünftigen Richtern geschickt zu verbergen wissen, oder wo sie ja, wieder Vermuthen überrascht werden, den Misbrauch geschwinde zum Deckmantel erwischen, und den rechten Gebrauch durchaus nicht zum Vorscheine kommen lassen, sollten sie gleich, noch über dieses, mit dem Vorwand von dem Verderbe der Zeit, selbst noch viel mehr Zeit verderben, die Schaubühne nur verächtlich, wo nicht gar strafbar zu machen. Wahr ist es, die Schaubühne hat schwere Anfechtungen, viele Thorheiten, strafbare Fehler und Mitarbeiter gehabt, insonderheit in dem lieben Deutschlande. Allein dessen ungeacht hat sie ihr selbständiges Gute nicht durch ihre Schuld, sondern blos durch den verderbten Geschmack verlohren. Sie kan nichts dafür, dass viele Leute aus Bosheit oder Unwissenheit, ihr Gutes nicht einsehen können oder wollen. Wenn ich von einer so bedenklichen Sache denken dürfte, so wäre es nicht unmöglich, dass mir diese Gedanken einfielen: Als ob man die liederlichen, schändlichen, und unerlaubten Schauspiele deswegen noch beybehielte, damit man nur etwas daran aussetzen, der Schaubühne vorrücken, und solches mit lebendigen Exempeln beweisen könte. Itzo leb ich hier. Man hat mich willig aufgenommen, und mir gnädig erlaubt, die Früchte von einer gebesserten deutschen Schaubühne öffentlich zu zeigen. Man entziehet mir auch künftig diese Gnade nicht. Man ist nicht neidisch, dass sich die arme, verachte, sonst schlechte deutsche Schaubühne nach dem regelmässigen Französischen Theater gereiniget, und so viel möglich gebessert hat. Man ist so grossmüthig, und hält mir meine Fehler zu gut. Man ist so billig und bemühet sich nicht Fehler zu erzwingen, wo keine sind. Man beklagt nicht, dass die deutschen Comödianten so viel guten Trieb und Wissenschaft besitzen, dieses schwere Werk zu unternehmen. Ja man hält sogar mir, als einer deutschen Frauen nicht vor übel, dass ich ganz allein mich zur Verbesserung der deutschen Schaubühne angetrieben, und allen Vorschub, so wohl bey Hohen als Niedrigen, Gelehrten und Ungelehrten, aufs eyfrigste dazu gesucht habe. O möchte doch Deutschland so viel Gutes für mich denken, als man mir hier zugestehet! Ich werde zwar hier ebenso wenig reich, als in Deutschland, allein ich achte mich reich genug, wenn ich den Beyfall der Vernünftigen erhalte, und nur mit Mäsigkeit ernähret werde, also kan ich auch ohne Ueberfluss dennoch nicht über Mangel klagen. Ich bin daher zufrieden, bis sich die Umstände verbessern können. Unterdessen will ich die Regeln der guten Schaubühne wohl in acht nehmen, mich in die Zeit schicken, meine Schauspiele verbessern, mein Leben ordentlich und redlich erhalten, und die Beurtheilung der verderbten Schaubühne, und derer, so darauf und daran arbeiten, wie mich selbst, Gott, der Obrigkeit, und Dir empfehlen.

Personen:

Die Vollkommenheit, als Minerva gekleidet	Jgfr. Buchnerin.
Der Verstand, als ein Held	Hr. Koch.
Das Alterthum, als eine Heldin	Hr. Suppig.
Der Fleis, als ein Schäfer	Hr. Fabricius.
Die Regel, als eine Sclavin	Neuberin.
Die Liebe zur Vollkommenheit, roht und himmelblau gekleidet	Jgfr. Hornung.
Das Trauerspiel oder die Tragedie, trägt über ihr gewöhnliches Kleid noch ein leichtes Schäfergewand, eine Krone auf dem Kopfe und einen Dolch in der Hand	Jgfr. Gründlerin.

Vorspiel:

Die Verehrung der Vollkommenheit durch die gebesserten deutschen Schauspiele.

Erster Auftritt.

Die Schaubühne zeiget eine Grotte. Auf der einen Seite sitzet das Alterthum. Vor ihr liegt ein Buch mit dem Titel: Gesetze, Belohnung und Strafe. Zur rechten Hand liegt ein Buch mit dem Titel: Anweisung zu guten Sitten von weisen Regenten für billige Richter, vernünftige Lehrer, redliche Bürger, getreue Diener und willige Sclaven.

Mit der linken Hand lähnt sich das Alterthum auf ein Buch, welches den Titel führet: Grundsätze der Weisheit, zur Dicht-Kunst, zur Lehre und Ausübung.

Auf der andern Seite sitzet der Fleis und schreibt etwas in eine Schreibtafel.

Fleis.

Geehrtes Alterthum! du bleibst noch immer schön,
Die Weisheit lässt dich stets mit neuen Kräften sehn;
Du weist dir lange Zeit die Herzen zu verbinden,
Man kann dich allemahl vernünftig, billig finden;
Dein Grund erhält den Bau der itzgen klugen Welt,
Wir ehren dich durch das, was du gut angestellt,
Und lang zuvor gesehn, was unsren Zeiten dienet.

Alterthum.

Man hat mich aber oft zu tadeln sich erkühnet:
Bald bin ich voller Zwang, zu dunkel und zu schwer,
Bald gar zu leicht und schwach, bald braucht man mich nicht mehr
Bald lehr ich gar zu viel und mach die Regeln strenge,

Und, was zur Kunst gehört, nicht deutlich. Eine Menge
Ist blos auf mich erzürnt, weil ich den Grund versteh,
Weil ich behutsam bin, vorsichtig weiter geh,
Und hab ich wo die Bahn mit schwerer Müh gebrochen,
So wird zu meinem Lohn oft schlecht davon gesprochen.
Es heist: das kan ich auch, das ist der Müh nicht wehrt,
Dass man Geheimnis voll mit diesem Werk verfährt,
Denn das begreift ein Kind.

Fleis.

Du lässt dich doch nichts stören?

Alterthum.

Man muss nicht allemahl auf schlechte Dinge hören,
Wenn sie den guten Grund gefährlich, schädlich seyn,
Wer wahrhaft nützen will, sieht jeden Umstand ein
Und braucht das Böse selbst zum Guten und zur Lehre,
Das, ohne die Gefahr, oft nicht so käntlich wäre.

Fleis.

Ich aber danke dir gewis aus Herzens Grund
Für alle deine Müh. Du machst mir sehr viel kund,
Das mir verborgen war. Dein Licht weiss mich zu führen,
Dein mühsam schwerer Fleis kan mir das Herze rühren;
Ja, ich bewundre dich, verehre deine Macht.
Du hast es für dich hoch und für uns weit gebracht.

Alterthum.

Mein Freund! Ich danke dir, du ehrest meine Mühe.

Fleis.

Vergönne dass ich mir daraus auch Nutzen ziehe,
Und dir erkäntlich bin.

Alterthum.

Das ist dir wohl erlaubt.

Fleis.

Wir wären ohne dich der Weisheit gar beraubt,
Und wüsten nichts von dem, was Kunst und Tugend hiesen,
Du aber hast uns Grund und Fortgang angewiesen.

Alterthum.

Ich bitt: vermeide doch mein Lob, und denk daran,
Wie man die neue Zeit genugsam ehren kan!
Ich gienge zwar vorher, doch must du nicht verschweigen,
Wie hoch die Künste itzt in ihrem Fortgang steigen.
So rauh mein Anfang war, so rein verfährt man itzt,
Das Sanfte der Vernunft, das jede Brust erhitzt

Und den Verstand erklährt, ist fein, weis durchzudringen,
Kan das Erhabene zu der Vollziehung bringen.
Mit Nachdruck redet sie von jeder Wissenschaft
Und lässt dem Heiligthum die Deutlichkeit und Kraft,
Dass man auch das versteht.

Fleis.

Ich bin nicht weit gekommen,
Doch hab ich mir sehr fest und eyfrigst vorgenommen
Der Dichtkunst nachzugehn.

Alterthum.

Du thust recht wohl daran!
Hast du denn schon etwas in dieser Kunst gethan?

Fleis.

Zur Zeit nicht gar zu viel. Wenn nur nicht diese Lehren
So mühsam und dabey oft zu gefährlich wären!

Alterthum.

Schreckt dich die Arbeit ab?

Fleis.

Ach nein! Ich liebe sie,
Mich dauert keine Zeit, ich fürchte keine Müh;
Es fält mir nichts so hart, als dass die Kunst zum dichten
Fast Jedermann nach sich und seinem Kopf will richten,
Das schlägt den Fleis zurück. Hernach ist dies dabey:
Dass fast noch jede Kunst zu dieser nöthig sey,
Wenn sie gefallen soll. Von deinen Trauerspielen,
Die ehedem bey dir den Klugen wohlgefielen —

Alterthum.

Liebt man itzt keine mehr?

Fleis.

Ach ja! allein man sagt:
Wer tragisch dichten will, der hab itzt viel gewagt,
Das sey die höchste Art, das wichtigste vor allen,
Sie soll der klugen Welt, dem Pöbel auch gefallen,
Und beyde Theile sind von unterschiedner Arth,
Wer zwischen beyde kömmt, ist schlecht genug verwahrt.
Der eine lacht ihn aus, wenn er von Regeln weichet,
Der andre schählt auf ihn, wenn er die Regeln zeiget,
Da steht der Künstler blos und wird verzagt gemacht,
Wenn man ihm Kunst und Fleis verfluchet und verlacht;
Sonst hätt ich Lust dazu.

Alterthum.

Du must in schweren Stücken
Dich fleisig mit Geduld in alle Leute schicken
Wer herzhaft siegen will, weicht oft bescheiden aus,
Und treibt mit neuer Kraft den Wiederstand daraus,
Wo er am schwächsten ist sich selber zu erkennen,
Viel Dinge muss man oft zernichten, doch nicht nennen.
Das hab ich oft erlebt; Wer kömmt zu uns herein?

Fleis.

Es wird das Trauerspiel in ihrer Arbeit seyn,
Sie sieht so schüchtern aus, und weiss sich kaum zu fassen,
Ach möchte doch die Kunst die Arme nicht verlassen!
Die Regel geht ihr zwar bemüht und ämsig nach.

Alterthum.

Ist sie denn hier beliebt?

Fleis.

So wie man von ihr sprach,
Hat sie Erlaubnis sich an jedem Ort zu zeigen.

Zweyter Auftritt.

Das Trauerspiel, oder die Tragedie, ihr folget die Regel, als eine Sclavin gekleidet, sie trägt an der linken Hand Ketten, und in der rechten das Buch: La pratique du theatre par l'Abbé d'Aubignac.

Das Alterthum. Der Fleis.

Trauerspiel.

Siehet weder das Alterthum noch den Fleis noch die Regel an.

Mein Schicksal will mit mir bald auf, bald niedersteigen;
Ich bin recht übel dran. Es hindert mich sehr viel.
Es hat fast jedermann mit mir sein höhnisch Spiel,
Bald wollen sie mich gar bis an den Himmel heben,
Bald will mir fast kein Mensch Gehör und Antwort geben,
Das ist recht schwer für mich. Das meiste weis ich nicht,
Und wenn jemand etwas zu meinem Nutzen spricht,
So heist es: Bessre doch die Stücke, schaff dir Leute,
Die jung, und Künstler sind, halt sie an deiner Seite.
Und mach der neuen Welt auch was zu lachen mit,
Verändre deinen Tohn, gieb acht auf Tritt und Schritt,
Und sei nicht allemahl so traurig und so herbe.
Ich weis schon ohne dich, dass ich und du noch sterbe.
Es brauchts nicht, dass ich es in allen Stücken seh,
Und mit dem einen Fus bey dir im Grabe steh.

Da werd ich zweifelhaft, wenn ich von Bessrung höre,
Und niemand sagt mir, wie. Sie kleiden ihre Lehre
Nur in Verzweiflung ein. Es heist: das war zu schlecht;
Das taugt dem Teufel nicht; das macht ihr gar nicht recht.
Alleine wenn ich mich nach allen will befragen,
So kan, so will, so darf mir niemand Antwort sagen.
Ey nun! So mag die Welt mit mir zufrieden seyn,
Wie ich es machen kan. Sie fält darum nicht ein.
Warum verlässt sie mich? Ich kan es nicht erzwingen
Und sie zu ihrer Pflicht, auf mich zu sehen, bringen.
Ich will den Trauer-Thon mit einem Lustgesang
Und Tanz vereinigen. Es soll hinfort kein Zwang
In meinen Spielen seyn; da mag man Weinen, Lachen,
Ich will es allen nun nach ihren Köpfen machen,
Damit ich leben kan. Es soll der Harlekin,
Der Pantalon, Hans-Wurst, der Rüpel und Scapin
In meinem Trauerspiel die Freuden-Kleider tragen,
Und jeder soll davon oft auch ein Zötgen sagen,
So lacht man wenigstens.

Fleis.

Wo kömmst du her? mein Kind!

Trauerspiel.

Aus Deutschland.

Fleis.

Weist du nicht, dass wir zugegen sind?

Trauerspiel.

Ich gab nicht Achtung drauf, ich war im Ueberlegen.

Fleis.

Was hast du denn bey dir so wichtig zu erwegen?

Trauerspiel.

Ich dacht an meine Kunst, wie die bald steigt und fält,
Und was man hie und da von meinen Spielen hält,
Wie ich von einem Ort zum andern werd getrieben,
Und was die meisten wohl am meisten an mir lieben,
Was ich befürchten mus, und was ich ändern kan.

Fleis.

Wer sieht dich denn bey dir in deinem Land wohl an?

Trauerspiel.

Es ist noch untermengt, bald Pöbel, bald Gelehrte,
Bald niemand.

Fleis.

Wenn dich doch ein Ort in Ruh ernährte!
Ich säh es herzlich gern; was stellest du denn für?

Trauerspiel.

Ich weiss es selbst nicht mehr, denn es entfället mir.
Es ist so vielerlei, bald traurig, bald zu lachen,
Bald muss ich beydes wohl in einem Stücke machen,
Itzund ist meine Kunst als wie ein buntes Kleid
Von einem Harlekin.

Fleis.

Das ist mir herzlich leid!
Belehrt dich denn niemand?

Trauerspiel.

Sie wissen mich zu fragen
So ängstlich und so sehr, so unerhört zu plagen,
Warum ich das nicht so und jenes ändern kan;
Alleine wenn ich frag: wie fängt man dieses an?
So sind die Redner stumm; Ich muss im dunkeln bleiben,
Und darf mein Glücke nicht durch Künste höher treiben.

Fleis.

Mein Kind! du dauerst mich! du weist dein Gutes nicht,
Belehr dich also selbst! Und mach dein grosses Licht
Von Staub und Moder rein! Komm her, ich will dir rahten,
Befrag das Alterthum.

Trauerspiel.

Ach! Ich hab mit den Thaten
Der neuen Welt zu thun, und komm da nicht zu recht,
Das Alte hält man itzt für närrisch, dumm und schlecht;
Die Zeiten sind verkehrt, die Leute sind verändert,
Und dieser kömmt zu kurz, der nicht mit ihnen schländert,
Das seh ich auch an mir.

Fleis.

O! stell dich nicht so toll
Und hindre dich nicht selbst!

Trauerspiel.

Sprich, was ich machen soll;
Ich weis es wahrlich nicht.

Fleis.

Lass dich doch unterrichten
Vom weisen Alterthum, und lerne deine Pflichten.
Weist du nicht, dass in dir viel reine Weisheit liegt?
Und wilst du, dass bey dir das Lasterhafte siegt?

Betrachte dich doch recht! Die Kunst ist zwar gefährlich,
Sobald der Missbrauch herrscht, doch siehst du auch gantz klärlich,
Dass, wenn die Ordnung dich mit Tugenden verbindt,
In dir und deiner Kunst viel hohe Sachen sind,
Die dir und aller Welt zum Nutzen dienen können,
Du must der Kunst den Fleis, wie dir den Vortheil gönnen.

Trauerspiel.

Mein Freund! du liebst mich sehr, womit verdien ich das?
Du machest, dass ich Muht und mir ein Herze fass
Mich bey dem Alterthum gebührend zu befragen.
Ach Freundin!

Alterthum.

Rede frey! was hast du mir zu sagen?

Trauerspiel.

Der redlich wahre Fleis und ein verborgner Trieb
Verbindet mich, dass ich die Trauerspiele lieb.
Ich weis, dass man sie gut und besser machen solte,
Wenn mich nur auch jemand geschickt belehren wolte!

Alterthum.

Frag die Gelehrten drum, such ihren Unterricht.

Trauerspiel.

Ach die bekümmern sich um Trauerspiele nicht,
Sie haben sonst zu thun, wie sie in grossen Staaten
Mit ihrer Wissenschaft den höchsten Häuptern rahten,
Und da vergessen sie den Theil der mir gehört.

Alterthum.

So sorge, dass man dich bey Hofe mit ernährt!
Und dich belehren lässt, dass du kanst Nutzen bringen.

Trauerspiel.

Bey Hofe ist es ja noch weniger zu zwingen,
Die Wahrheit kömmt sehr schwer ins innerste Gemach,
Die Pracht verschliesst den Weg, und ich bin viel zu schwach
Gerade durch zu gehn; Wer Fürsten will bewegen,
Dem steht so vielerley, so mancherley entgegen.
Bey Hof ist guter Raht viel theurer noch als Gold;
Man ist der Lehrbegier gehässig und nicht hold,
Man fordert allemahl vollkommne hohe Sachen,
Und dass man von sich selbst soll Wunderdinge machen.
Man hintertreibt für mich der Fürsten Gnad und Gunst
Und man bekümmert sich gar nicht um meine Kunst.

Fleis.

Nun so bekümmre dich um alles, was dir nützet,
Such aller Leute Gunst, und wenn dich diese schützet,
So führt sie dich vielleicht, eh' du es selber meynst,
An einen solchen Ort, wo du viel besser scheinst,
Wo man dich mit Gewalt aus deinem Irrthum ziehet,
Und sich mit dir zugleich um Besserung bemühet.

Trauerspiel.

Ich habe lange schon mit Sorgfalt dran gedacht,
Wie man nach neuer Art die Trauerspiele macht,
Dass sie gefällig seyn. Ich hab mir vorgenommen:
Dass künftig allemahl ein Harlekin soll kommen,
Wenn in dem Trauerspiel der Held Gefahr verspührt,
Dass dieser ihn mit Lust aus allen Nöhten führt,
Dass er ihn trösten kan beym allerschwersten Sterben.

Regel.

Tollkühne, schäme dich! wilst du dich selbst verderben?
Verfällst du in den Staub der blinden Raserey?
Dass deine Kunst nicht mehr erhaben, edel sey?
Was hast du für Gewinn? Nichts! als dein armes Leben.
Die reine Kunst kan dir und allen Nutzen geben,
Du must vernünftig seyn, und wenn dich alle Welt
Für thorigt, unnütz, dumm, ja gar für schädlich hält,
Ja, wenn die Weisheit gar in allen Künsten schwiege,
So sorge: dass dich nicht die Dummheit überwiege.
Weist du nicht, dass dein Haupt der Schmuck, die Krone, ziert
Und warum deine Hand den Dolch zum sterben führt?
Geh, schäme dich ins Herz! wie bist du angezogen?
Hat dich die schlaue Welt mit ihrem Witz betrogen?
Die dir das Hohe nicht von Herzens-Grunde gönnt;
Denn sie erschrickt vor dir, sobald man dich nur nennt.
Wirf diesen Umhang weg. Das Zarte von der Seide
Ist unter deinem Gold und reichem Königs-Kleide
Schön künstlich eingewirckt. Warum verstellst du dich
Mit einer Hirtentracht? Du bist mir ärgerlich.

Trauerspiel.

Wer bist du? dass du mir so sträflich wilst gebiehten?

Regel.

Die Regel, welche sucht dein Elend zu verhüten.

Trauerspiel.

Hast du so viel Gewalt, strafst so geschwind und scharf,

Dass man vor deinem Zorn auch gar nicht denken darf?
Du gehst so arm und schlecht, und bist ja selbst gefangen.

Regel.

Ich hab die Bande blos aus meiner Hand empfangen,
Als Sclavin dien ich mir mit strengem Zwang und Joch,
Ich trag die gröste Last.

Trauerspiel.

Und es erfreut dich noch,
Dass du gefangen bist?

Regel.

Das kan mich nicht betrüben,
Ich habe guten Grund den schönen Zwang zu lieben,
Er machet mich geschickt, durch diesen werd ich frey,
Damit ich jeder Kunst zu dienen willig sey.
Ich kan die Wissenschaft durch alle Regeln führen,
Und dadurch alle Welt als Königin regieren.

Trauerspiel.

Ich hab dich nicht gekannt.

Regel.

Das ist es, was mich schmerzt,
Du hast mich liederlich verlohren und verscherzt,
Dein schönes edles Salz ist abgeschmackt, verdorben,
Du bist mir in der Kunst bey nah als abgestorben,
Wenn du dich nicht von mir aufs neue stärken läst.

Trauerspiel.

Ganz gerne! doch wodurch?

Fleis.

Setz deinen Vorsatz fest,
Und lerne ja itzund, was dir zu wissen nöhtig.

Regel.

Ich suche dich ja selbst, und bin dazu erböhtig,
Drum weigre dich nicht mehr.

Fleis.

Ich bitte nimm es an.
Weil sie dich ganz allein beständig führen kan.
(Zur Regel:) Hab doch mit ihr Geduld! Sie ist itzt noch verblendet,
Es hat die schlaue List den Vortheil ihr entwendet,
Dass sie das Gute nicht an dir erkennt und sieht,
Und weil du strenge bist, die Müh und Arbeit flieht.
Sprich ihr doch freundlich zu!

Regel.

Ich bin ja ganz gelinde,
Sobald ich Lust und Trieb zum wahren Guten finde;
Komm her! Ich nehme mich der blöden Schwachheit an,
Und suche, wie ich dir die Kunst erleichtern kan.
Liss hier im d'Aubignac, da wirst du alles finden,
Wie du mehr Künste kanst mit deiner Kunst verbinden,
Forsch fleisig, sinne nach, liss aber mit bedacht,
Damit die Einsicht dir die Regeln brauchbar macht.

Trauerspiel.

Ach was versuchst du mich? Das Buch kan ich nicht lesen.

Regel.

Das ärgert mich. Du bist sonst so geschickt gewesen
Und itzt so schrecklich dumm. So lerne, was dir fehlt.

Trauerspiel.

Dass mich die Regel doch mit ihren Lehren qvählt!
Das geht so leicht nicht an, das ist zu schwer zu lernen.

Regel.

Ey nun so will ich mich auch ganz von dir entfernen,
Weil du in keinem Stück zum Guten willig bist,
So bleib im Irrthum. Geh! und opfre dich der List,
Die dich in Abgrund wirft. Nun geh mir aus den Augen!
Wenn du der Welt, und dir nicht wilst zum Guten taugen.

Trauerspiel.

Ich will ja alles thun, du must nicht zürnen.

Regel.

Nein.

Trauerspiel.

Ich habe nicht gewust, was mir kan schädlich seyn,
Und auch niemahls gehört, dass ich was nützen könnte;
Es traf kein Umstand zu, der mir die Einsicht gönnte,
Ich bitte, straf mich nicht. Denn hab ich was versehn,
So ist es doch von mir aus Bosheit nicht geschehn.

Regel.

Ey nun so must du dich auch willig führen lassen,
Denn sonst muss ich dich selbst verderben, fliehen, hassen,
Und ich bin doch betrübt, wenn dich ein Schaden trift,
Drum fliehe, raht ich dir, der Faulheit ihren Gift.

Trauerspiel.

Ich habe nicht gewust, dass du es redlich meynest,

Weil du mir heute hier zum ersten mahl erscheinest,
Ich traue nicht so leicht, denn man betrügt mich oft,
Und räht mir gar nicht recht. Ich hab auf dich gehoft.
Und lang nach dir geseufzt. Ich hab dich still verehret,
Ob ich mich über dich itzunder gleich beschweret,
Nimm doch den Willen auch für etwas Gutes an,
Wenn das Vermögen noch nicht höher steigen kan.
Ich spührte deine Kraft, und konte dich nicht nennen.

Regel.

Der Klügste braucht oft Müh mich richtig zu erkennen.

Trauerspiel.

So dunkel meine Kunst mir noch im Herzen liegt,
Hat sie mich doch — — —

Regel.

Schon gut, ich bin damit vergnügt.

Alterthum (zur Regel).

Du hast dich wahrlich doch vollkommen gut gehalten,
Dein Ansehn war vor dem bei unsren lieben Alten
Zwar gross Verwundrungs voll; bekannt und allgemein.
Alleine deine Kraft muss itzo stärker seyn,
Dass dich (auch fremd, bedeckt, verborgen und vertrieben,
Verhindert und verjagt) das Trauerspiel muss lieben.
Ich kenn dich fast nicht mehr in so vollkommnen Stand.

Regel.

Mein liebes Alterthum! Ein heimlich heilig Band,
Das die Vernunft geknüpft, bringt mich zu dieser Höhe,
Dass ich bis in den Grund, bis in die Seelen gehe;
Drum ists kein Wunder nicht, dass auch das Trauerspiel,
So fremd ich ihr auch war, auf die Gedanken fiel:
Ich müste in der Welt zu ihrer Kunst gehören,
Sie hat sich nur zu lang den Vorsatz lassen stören.

Fleis (zur Regel).

Bleib nur itzund bey ihr!

Regel.

Und du! geh nicht zurück!
An dir hängt auch mein Ruhm und ihr erhabnes Glück.
Wenn du die Hände läst ermüdet niederfallen,
So gehet sie zu Grund. Daher must du in allen
Behutsam, wachsam seyn: Benimm ihr den Verdruss,
Und hilf, dass sie nicht stets Verlust ertragen muss!
Dicht, schreib und red für sie!

Fleis (zum Trauerspiel).

Ich will dich nicht verlassen.

Trauerspiel.

So darf ich rechten Muht bey meiner Arbeit fassen?

Regel.

Verbinde deinen Muht mit der Bescheidenheit
Und gehe nicht zu früh in diesem Stück zu weit!
Damit du sicher bleibst.

Trauerspiel.

Ich will mich darnach richten.

Regel.

Gedenk zu aller Zeit an alle deine Pflichten,
Und führ dich erbar auf.

Trauerspiel.

Auch dieses soll geschehn.

Regel.

Lass dich der ganzen Welt zu Ehren nützlich sehn.

Trauerspiel.

Allein so must du mich in diesem auch belehren,
Was wohl für Künste noch zu meiner Kunst gehören?

Regel.

Ach ja, das ist mir leicht.

Trauerspiel.

Verstehst du denn den Staat?

Regel.

So viel mir der Verstand davon erlaubet hat,
Denn dieser ist mein Herr, dem grossen Mann zu Ehren
Trag ich die Fesseln gern.

Trauerspiel.

Wird er mir nicht verwehren,
Dass ich ihn suchen darf, weil ich so niedrig bin?

Regel.

Ach nein, flieh nur getrost zu diesem Helden hin!
Zeig deine Schuldigkeit! Er kan itzt noch nicht wissen,
Dass du nach Regeln lebst, und dich den Wahn entrissen.
Er nimmt dich willig an.

Trauerspiel.

Wann? wo? in welchem Land
Erfahr ich, wo er wohnt?

Regel.

Ist dir das nicht bekannt?
Hier ist sein wahrer Sitz.

Trauerspiel.

In Frankreichs weisen Staaten?
Gut, dass ich dieses weis, nun ist mir leicht zu rahten.

Regel.

Hier lebet, wohnt, und herrscht, gar die Vollkommenheit,
Der feinsten Künstler Fleis in seiner Trefflichkeit,
Kurz jede Wissenschaft.

Trauerspiel.

Ich will dir was vertrauen,
Da gib mir deinen Raht.

Regel.

Du kanst fest auf mich bauen,
Wenn du vernünftig bist; so halt ich dich recht wehrt.

Trauerspiel.

Doch dass mir ja hernach nichts böses widerfährt!
Denn ich muss schüchtern seyn.

Regel.

Behutsam kanst du leben,
Sag mir nur, was du wilst? Ich will dir Nachricht geben.

Trauerspiel.

Ich habe mich vorhin mit Fleis vor dir verstelt,
Als wär mir alles fremd, weil man in aller Welt
Nicht gerne sieht und glaubt ....

Regel.

Dass Leute deinesgleichen
Auch durch die Schauspielkunst so hohen Grad erreichen,
Der andrer Wissenschaft zu weilen näher geht,
Als man für dienlich hält?

Trauerspiel.

Dein feiner Geist versteht
Auch, was ich denken kan. Daher wolt ich vernehmen,
Ob ich mich ohne Furcht auch dazu dürft beqvemen?
Ob die Vollkommenheit, die Einsicht, der Verstand,
Damit zufrieden wär? dass ich in jedem Land
An ihren Ruhm gedenk.

Regel.

Die Fragen sind bedächtig.
Du redest ja itzund nicht mehr so niederträchtig?

Trauerspiel.

Kennst du die Regung nicht, daraus die Ehrfurcht stammt?
Und dass die Dankbarkeit auch ihr verpflichtet Ammt
Bey mir verrichten muss?

Regel.

Ey freilich.

Trauerspiel.

Nun so siehe,
Dass ich mich darin auch um meine Pflicht bemühe,
Und nichts dabey vergess, was sie erfordern kan,
Damit sie käntlich wird.

Regel.

Du hast ganz recht gethan.

Trauerspiel.

Ich habe weder Dolch noch Krone weggeschmissen,
Ich hab sie dann und wann zwar wohl verbergen müssen,
Allein aus Ehrfurcht nur und nicht aus Eigensinn,
Weil ich für dieses Werk zu sterben willens bin.

Regel.

Wahrhaftig, das geht weit.

Trauerspiel.

Bist du mit mir zufrieden?

Regel.

Du bist in diesem Fall von vielen unterschieden
Und unverhoft geschickt.

Trauerspiel.

Die schlechte Hirten Tracht,
Die mir dein strenger Sinn beym Anfang ausgelacht,
Trag ich nicht ohne Grund, die Pracht so einzukleiden,
Dass sie ein Schwacher auch vermögend ist zu leiden,
Der noch nicht weiter sieht.

Regel.

Wahrhaftig, du bist schlau.

Trauerspiel.

Sey nur vergnügt mit mir, ich bin nur eine Frau
Und weis mit jeder Kunst auch meine Kunst zu lieben,
Und wünsche sie geschickt und nützlich auszuüben.

(Sie ziehet das gedruckte Trauerspiel Mithridates unter dem Schäferkleide hervor.)

Hier ist ein Trauerspiel, vollkommen übersetzt,
Der Fleis von diesem Mann hat viele schon ergötzt,
Es ist der Mithridat.

Regel.

Das hast du mir verborgen.

Trauerspiel.

Ich hatte noch dabey sehr vieles zu besorgen,
Deswegen schwieg ich still; Itzt aber geht es an,
Dass ich das, was ich denk, dir wohl entdecken kan.
Dies hohe Trauerspiel soll man alhier zu Ehren,
Zum Muster, von der Kunst bey ihrer Bessrung hören
Und der Vollkommenheit von mir gewidmet seyn;
Trift nun dein Wille gut mit meinem Vorsatz ein,
So stehe mir itzt bey, hilf mir es gut volbringen,
Denn es kan ohne dich kein solches Werk gelingen,
Und nimm dich meiner an, dass ich vor ihren Thron
Mit Ehrfurcht kommen darf.

Regel.

Ich weis das Mittel schon,
Dass du kanst glücklich seyn: verbinde deine Triebe
Mit der vernünftigen behutsam reinen Liebe
Zu der Vollkommenheit. Das jung und schöne Kind,
Das stets bey ihr nebst mir Gehör und Zutritt findt,
Wird gern dein Führer seyn, und ich will dich begleiten
Mit wahrer Redlichkeit.

Trauerspiel.

Bleib ja auf meiner Seiten
Bey der Vollkommenheit, und hindre was mich stöhrt,
Dass sie mich auch vergnügt bey ihrer Hoheit hört.

Regel.

Schweig! Itzund öfnet sich das Zimmer, wo sie wohnet,
Wo der Verstand erwehlt, beschliesset, straft und lohnet,
Wo die Vollkommenheit Gesetze giebt und hält,
Wo der Verstand ihr dient, sein Urtheil richtig fält,
Und jeden Künstler hört, ihn schützt, versorgt, und liebet,
Und selber Anstalt macht, dass er die Kunst recht übet.

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang öfnet sich. Die Schaubühne zeiget: Ein mit alten Helden ausgeziertes Zimmer. In der Mitte stehet ein erhabener Thron, dessen Sitz ein Königlicher Mantel bedecket. An demselben stehet ein Harnisch mit Palm- und Lorbeerreissern umwunden, worauf eine Krone und ein Zepter ruhet. Zur rechten Hand lieget ein grosses Buch, mit dem Titel: Verherrlichung der Vollkommenheit. Dabey lieget eine Schwanen-Feder. Zur linken Hand: Ein Commando-Stab und ein bloser Degen. Unten an des Throns Stuffen sitzet Die Liebe zur Vollkommenheit auf einem Sammitten Küssen, sie ist roht und Himmelblau gekleidet.

Das Alterthum, der Fleis, die Regel, das Trauerspiel.

Liebe.

Wer kömmt da?

Regel.

Ich bin hier.

Liebe.

Bist du es?

Regel.

Ja mein Kind.

Liebe.

Wer mehr?

Regel.

Das Trauerspiel.

Trauerspiel (zur Regel).

Weil wir alleine sind,
So frage, ob ich mich soll näher [. .] wagen.

Regel.

Ich will dein Redner seyn, dein bestes vorzutragen.

Liebe.

Hör doch! die Frau scheint fremd, sie darf wohl nicht herein.

Regel.

Sie wird vor dem Gemach solang zufrieden seyn.

Liebe.

Was will sie denn alhier?

Regel.

Nichts als die schweren Werke,
Die Trauerspiele recht und in erhabner Stärke
Zu zeigen, dass man sie mit Nutzen sehen kan.
Sie nimmt den Unterricht auch mit Gehorsam an,
Und sucht mit allem Fleis die Regeln zu behalten,
Die sonst mit grosser Müh die fleisig weisen Alten
Besorgt und aufgesetzt. Was nun die neure Zeit
Durch Vorsicht, durch Verstand, für die Vollkommenheit
Verlanget und befiehlt, das sucht sie zu erfüllen
Im deutschen Trauerspiel; drum hilf dem guten Willen.

Trauerspiel.

Mein mühsam schwerer Fleis wird oftermahls erschreckt,
Doch bleibt er allemahl zum Guten aufgeweckt.

Vierter Auftritt.

Die Vollkommenheit als Minerva, mit Helm, Schild, Lanze und Harnisch, blau gekleidet, kömmt rechter Hand langsam. Der Verstand, als ein Held gekleidet, kömmt zu gleicher Zeit linker Hand der Vollkommenheit entgegen, und machet ihr eine sehr tiefe Ehrenbezeigung, tritt hernach ehrerbietig zurück, dass der Thron in der Mitte freystehet, und die Vollkommenheit rechter Hand, und der Verstand linker Hand bleiben kan. So bald sie kommen, stehen der Fleis, das Alterthum und die Liebe zur Vollkommenheit auf. Die Liebe gehet zur Regel und zum Trauerspiele.

Regel (zum Trauerspiele).

Siehst du wohl? Der Verstand ist hier stets gegenwärtig
Bey der Vollkommenheit.

Liebe (zur Regel und dem Trauerspiele).

Macht Euch nun beyde fertig,
Wenn ihr was bitten wollt.

Trauerspiel (zur Regel).

Itzt mach mir Herz und Muht
Und steh mir redlich bey.

Regel.

Sey nur auf deiner Huht,
So wirst du glücklich seyn und keinen Fehler machen,
Denn zweifeln schickt sich nicht zu gründlich guten Sachen.
Du aber, liebstes Kind! du solst uns melden.

Liebe (zur Regel).

Ja.

(Zum Verstand.)

Es ist das Trauerspiel, es ist die Regel da.
Die erste hat bey dir in Demuht was zu bitten.

Verstand.

Wenn sie nur kein Gesetz durch Frevel überschritten.

Regel.

O nein! Sie sucht sonst nichts, als dass ihr deutsches Spiel
Dürft künftig besser seyn, damit es wohl gefiel.

Verstand.

Wenn ihr das möglich ist.

Regel.

Ihr Fleis wird sich bestreben
Und ich will ihr dazu die besten Regeln geben.



Vollkommenheit (zur Regel).

So mach ihr deutsches Spiel von allen Fehlern rein.

Regel.

Sie hat alhier ein Stück, das soll zum Muster seyn,
Es ist der Mithridat.

Verstand.

Den kan sie?

Regel.

Man wird sehen,
Was sie davon versteht. Drum lasse doch geschehen!
Dass die Verehrung sich in diesem Stück auch zeigt,
Dass auch ein deutsches Stück noch immer höher steigt,
Gelehrt, vernünftig wird, die Laster-Possen fliehet
Und der Vollkommenheit zu Ehren sich bemühet.

Verstand (zur Regel).

Das ist ihr wohl erlaubt.

Liebe.

Ich bitt, vergönn auch mir
Das gute Stück zu sehn.

Vollkommenheit.

Ja.

(Die Vollkommenheit gehet vor dem Thron verbey, und auf der Seiten hinweg, wo der Verstand herausgegangen ist. Der Verstand macht ihr mit Ehrerbiethigkeit Platz, dass sie bey ihm verbey kan, und folget ihr gleich nach.)

Regel (zum Trauerspiele).

Gehe gleich von hier.
Es ist kein Augenblick mehr übrig zu verschwenden,
Mach dich ja recht geschickt, und lass es gut vollenden!
Ich aber, wo ich dir hier noch was dienen kan,
Will bleiben. Gehe nur, und fang dein Schauspiel an.

Trauerspiel (zur Regel).

Du, Freundin, wirst hernach doch auch alda erscheinen?

Regel.

Ich bin gewis bey dir, eh du es wirst vermeynen.
Halt dich nur nicht mehr auf.

Trauerspiel.

Nun schenck mir dieses Buch,
So schwer es mir sonst schien, will ich doch zum Versuch
Mich drauf befleisigen die Regeln zu verstehen.

Regel.

Du solst es künftig bald in deutscher Sprache sehen,
Es ist schon übersetzt. Indessen steht dir frey
Zu forschen, ob dir die zu lernen möglich sey.

Trauerspiel.

Das ist ein schönes Werk, wer hat es unternommen?

Regel.

Es ist von fleisigen geschickten Händen kommen.
In Leipzig hat itzund ein kluger Edelmann,
Der ein Gelehrter ist, und andre lehren kan,
Es gut rein deutsch gemacht.* Hernach kanst du das lesen,
Was dir so lange Zeit versteckt und fremd gewesen.
Dann wird der Unterricht auch deutlich, rein und leicht,
Wenn immer neuer Fleis der Kunst die Hände reicht.

(Die Regel giebt dem Trauerspiele das Buch.)

Trauerspiel.

Ich danke ihm und dir.

(Das Trauerspiel gehet auf eben der Seite, wo die Vollkommenheit hindurchgegangen ist, nun auch weg.)

Regel (zum Fleis und Alterthum).

Ihr aber, lieben Freunde!
Erhaltet diese Kunst, erleuchtet ihre Feinde!
Mein liebes Alterthum! Mein edler schwerer Fleis!
Seht auch das Stück mit an! dass man zu sagen weis,
Wie ihr die Kunst verehrt. Helft auch das Stück mit zieren!

(Zum Alterthume.)

Wir müssen bey der Kunst dich, Heldin! nicht verliehren,
Schenk deine Bücher hier in dieses Heiligthum,
Alwo sie sicher sind, alwo zu deinem Ruhm
Darnach gehandelt wird. Ich will sie dahin legen,
Daher empfangen sie die Wirkung und den Seegen.

(Der Fleis begleitet das Alterthum dahin, wo das Trauerspiel hingegangen ist. Die Regel trägt die Bücher auf die Stuffen des Throns.)

Liebe (zur Regel).

Ich aber bleib noch hier, und höre was du sagst.

Regel.

Wie kömmt es denn, dass du so jung nach Regeln fragst?

Liebe.

Wir Kinder werden hier nach Regeln auferzogen.
Drum kennen wir dich auch und sind dir gleich gewogen.
Nicht wahr, du liebst uns auch, wenn wir vernünftig sind?

---

* v. Steinwehr.

Regel.

Ach ja! Ich sorg und wach auch für das kleinste Kind,
Und richte mich nach ihm, wenn schwere Stellen kommen,
So lang bis die Vernunft durch Vortheil zugenommen,
Und die Erfahrung bringt: dass ein gewisser Schluss,
Auf gut gelegten Grund, auch richtig folgen muss.
Dann hab ich Ruhm davon. Ich liebe dich vor allen.
Komm! gib mir deine Hand! du solst bey mir nicht fallen,
Und gut verwahret seyn.

Liebe.

Ach nein! ich falle nicht.
Bey der Vollkommenheit ist alles gut und licht.
Es ist gerader Weg, den der Verstand gebähnet.

Regel.

Man geht doch sicherer, wenn man sich auf was lähnet.

Liebe.

Vergiss mich nur itzund, und denk vielmehr daran,
Ob du in allen hier hast deine Pflicht gethan.

Regel.

So kan ein kluges Kind das Alter fast beschämen.
Ich folge dir und will von dir die Vorschrift nehmen.
Dadurch ich meinen Dank an euch befördern kan.
Seht nun das Trauerspiel mit gutem Beyfall an!
O weiser Klinglin! Du! der alle Künste liebet,
Solst heute Richter seyn, ob alles wohl geübet,
Und gut gerahten ist, was unser deutscher Fleis
Zum Dank für unsern Schutz hier zu erfünden weis.
Durch dich verehren wir den Herrscher dieses Reiches,
Wir finden nirgends was vollkommnes und ihm gleiches.
So gar die Niedrigkeit in unsern schlechten Stand
Macht des Monarchen Ruhm durch unsre Kunst bekannt.
So kan die Herrlichkeit, die Weisheit Früchte bringen,
Und auch aus schlechten Staub was nützliches erzwingen.

Liebe.

Der König lebe lang! Es blühe Frankreichs Staat!

Regel.

Damit die ganze Welt an Ihm ein Muster hat.

Ein Brief Klopstocks an Miller.

Mitgetheilt von ADALBERT DÜNING.

Der nachfolgende Brief Klopstocks an J. M. Miller befindet sich im Archiv des Klopstock-Vereins zu Quedlinburg. Er ist neuerdings zugleich mit einigen anderen Briefen dorthin gelangt, von denen ich die interessanteren, z. B. drei Briefe Klopstocks an Gerstenberg aus den Jahren 1761 (?), 1769, 1779, später zu veröffentlichen gedenke.

Herrn Miller
Candidaten der
Theologie
in
Ulm.

Hamburg den 22ten März —76.

Wie leben Sie, mein liebster Müller? [sic!] Ich habe allerley gutes von Ihnen gehört. Z. E. dass Sie lieben, u. dass Sie eine literarische Gesellschaft gestiftet haben; u. dass Sie's Ihren Patriciern dort ein wenig erschweren, daran ist genaues zu wenig. Von alle diesem möchte ich wol ein wenig umständlichere Nachricht haben. Schubart ist jezt bey Ihnen. Grüssen Sie ihn von mir, u. entschuldigen Sie mich bey ihm, dass ich ihm noch nicht geschrieben habe. Ich bin zwar leider! ein sehr unfleissiger Correspondent; aber zulezt schreib ich denn doch, Z. E. diesen Brief. Lange schon hab ich Ihnen schreiben wollen. Ja, wenn alle Briefe, die ich in Gedanken schreibe, sogleich auch auf dem Papiere stünden; so wärs herlich, so wär ich der erste Correspondent in ganz Deutschland. — Gräfin Gustchen Stolberg ist recht gefährl. krank gewesen; aber wir haben Sie, Gott seys gedankt, be-

halten. Sie wird künftigen Sonnabend nach Kopenhagen reisen. Christian komt ihr bis Schlesswig entgegen. Christian liebt auch; aber die Sache ist noch nicht entschieden. — Voss (diess muss noch völlig unter uns bleiben; Voss selbst muss nichts davon wissen) kömt vielleicht in Ihre Nachbarschaft.[a]) — Wir haben diesen Winter in unsern Concerten recht köstl. gesungen Z. E. Händels Messias, dazu Ebeling[b]) u. ich einen deutschen Text gemacht haben. Die Stolberge erzählten mir, Schubart hätte den Mess. in Augspurg declamirt u. viele Zuhörer gehabt. Umständl. konten Sie mirs nicht erzählen. Getrauen Sie sich wol Schubarten um eine umständliche Nachricht davon zu bitten? Ich fürchte desswegen, die Bitte [zu] wagen, weil ich ihm auf einen so herzlichen Brief nicht geantwortet habe.[c]) Die v. Winthem u. die Kinder samt u. sonders grüssen Sie. — Sagen Sie mir: Gehört Bürger so recht zu uns? — Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Der Ihrige

Klopstock.

---

[a]) Vgl. W. Herbst, J. H. Voss I, S. 190, dazu die Anmerk. zu Z. 35 auf S. 305.

[b]) Vgl. Lappenberg, Klopst. Briefe, Note zu Nr. 152. Herbst, a. a. O. S. 299.

[c]) Vgl. hiezu den bei Lappenberg a. a. O. unter Nr. 150 abgedruckten Brief ohne Ort, Datum und Namensunterschrift. Die Vermuthung von D. Strauss (vgl. Lappenberg a a. O. Note zu 150), dass dieser Brief von Chr. Fr. Dan. Schubart herrühre, erhält durch unsern Brief volle Bestätigung. Schubart gab auf den in unserem Briefe geäusserten Wunsch Klopstocks, genaueres über die Vorlesung in Augsburg zu erfahren, jene „umständliche Nachricht". Die Abfassungszeit des Schubartschen Briefes fällt also bald nach dem 22. März 1776; dass er von Ulm aus geschrieben ist, dürfen wir nach unserem Briefe wol mit Sicherheit annehmen.

Ein ungedruckter Brief von Heinse.

Mitgetheilt von Hans Grafen Yorck v. Wartenburg.

Schon als junger Student in Erfurt hatte Heinse den Plan gefasst, seine weitere Existenz durch eine Stellung als Hauslehrer zu fristen. Wieland, damals Lehrer an der dortigen Hochschule und Beschützer des reichbegabten Jünglings, dessen erste poetische Versuche im Geiste des hochverehrten Meisters und Priesters der Schönheit und der Grazien abgefasst waren, suchte die Erfüllung dieses Wunsches zu vermitteln. Unterhandlungen mit dem befreundeten Jacobischen Hause in Düsseldorf führten im Jahre 1771 nicht zum Ziele. Vielmehr schloss sich Heinse bald darauf einem abenteuernden abgedankten Hauptmanne an, der ihm unter anderen lockenden Vorspiegelungen auch Befriedigung seiner glühenden Sehnsucht Italien zu bereisen verhiess. Denn nach diesem Paradiese der Natur und Kunst stand Heinses Sinn von erster Entfaltung seines Geistes an. Er hatte sich die italienische Sprache ganz zu eigen gemacht, in Petrarca, Ariost, Tasso verkörperte sich ihm die Poesie, und das feinste Verständniss wie der empfänglichste Sinn für die bildende Kunst war ihm angeboren. Nach seinem Tode und der Veröffentlichung eines Theiles seines Briefwechsels schreibt Friedrich Gentz, der seiner Natur nach eine gewisse Verwandtschaft mit Heinse hat in der sinnlich-aesthetischen Veranlagung, an Adam Müller aus Teplitz: „wahrhaft genialische, ja ganz ausserordentliche (sind die Briefe) von Heinse. Wie dieser über die Kunst spricht, dagegen ist doch Winckelmann vor ihm und alle Schlegel und Tieck u. s. w. nach ihm nur Wasser- oder Luftblase.“

Auf der Reise durch Deutschland vollzog sich bald der Bruch zwischen Heinse und seinem Gefährten, der für seine

Zwecke des jungen Schriftstellers glänzende Befähigung hatte ausbeuten und missbrauchen wollen. Die Briefe Heinses an Gleim, mit dem er durch Wieland schon seit Jahren in Verbindung stand, legen davon Zeugniss ab. In Erlangen verweilend übersetzt er die Satirae des Petronius Arbiter, theils weil das frivole Machwerk des sittenlosen Römers seine in schlechtester Gesellschaft erhitzte Phantasie anreizte, theils weil ihn der Mangel zwang ein Buch zu liefern, für das der Verleger auf einen starken Absatz rechnen und ein leidliches Honorar zahlen könnte. Dieses und des alten Gleim Unterstützungen setzten ihn in Stand von seinen Irrfahrten nach Langenwiesen, der thüringischen Heimat, zurückzukehren. Von da berief ihn sein väterlicher Freund in Halberstadt zu sich und in die Stellung eines Hauslehrers bei dem ihm befreundeten Herrn von Massow im benachbarten Quedlinburg. Der Name des neuen Hofmeisters blieb verschwiegen. Er erscheint unter dem Pseudonym „Rost“. Ein moralischer Flecken haftete an dem seinen seit der Verbindung desselben mit dem des Petron. Das Werk war zwar anonym erschienen und selbst der Verleger, Kanter in Königsberg, hatte es vorgezogen, seine Firma hinter dem Druckorte „Rom“ zu verbergen, aber es war genugsam bekannt geworden, wer der Urheber dieser verabscheuten Schrift sei. Zum Erzieher eines elfjährigen Knaben hätte schwerlich jemand den Lobredner der Wollust und der Wüstlingswirthschaft des alten Rom berufen; ja, kaum den congenialen Nachbildner der „Kirschen“ Dorats, auf deren Titel sein Name zu lesen stand. Für diese Frucht von Heinses Muse war überdies Gleim unmittelbar verantwortlich. Frau von Massow scheint den entzündlichen jungen Mann begeistert zu haben, der wol geneigt war „Helenen in jedem Weibe“ zu sehen. Dauernder ist der Eindruck nicht gewesen, denn später geschieht ihrer nicht nur nirgend eine Erwähnung, sondern nachdem er kaum in Düsseldorf mit Jacobi angelangt war, sind es noch viel vollere Töne, in denen er von anderen zu singen weiss. Die wol im Beginn des Jahres 1773 angetretene Stellung hat Heinse zu Neujahr 1774 wieder aufgegeben um zunächst nach Halberstadt überzusiedeln, wo er im Gleimschen Kreise ganz den

Musen lebte. Vom 2. Januar 1774 datiert er einen Brief an Wieland aus Halberstadt, in dem er sich rechtfertigt in Betreff des vernichtenden Urtheils, das sein alter Meister über sein bisheriges litterarisches thun und treiben fällte und das ihm auf dessen Wunsch durch Gleim eingehändigt war. Wieland hatte wol Recht in seinem Abscheu, in seinem Tadel über Verletzung der „moralischen Schönheitslinie", und seinem Urtheile fällt die Nachwelt zu, wenn auch selbst Goethe in jenen Tagen äusserte, als er Heinses eben erschienene „Laidion" und die ihr angehängten Stanzen gelesen hatte: „das ist ein Mann — dergleichen Fülle hat sich so leicht mir nicht dargestellt, man muss ihn bewundern, oder mit ihm wetteifern . . . ich glaubte nicht, dass so etwas in der deutschen Sprache möglich wäre." Späterhin lauten seine Urtheile über den Dichter des „Ardinghello" ganz anders. Auch Gleims Rettungsbrief an Wieland in Sachen Heinses hat in seiner Herzenswärme und seiner Beflissenheit zu entschuldigen, zu versöhnen, nichts überzeugendes. Der alte setzt seine ganze, etwas charakterlose Gutmüthigkeit an eine unwürdige Sache. Er stiftet die „Büchse" der heimischen Dichter und Dichterlinge, und in ihr finden sich nächst einigen nennenswerthen Gedichten Heinses vielfach schwache, nach Inhalt und Form lahme Ausfälle auf Wieland, die wol Nachschriften zu den erwähnten Briefen sind. Am 11. April verliess Heinse mit J. G. Jacobi Halberstadt um in dessen Hause Aufnahme und durch die Theilnahme an seiner „Iris" gesicherten Lebensunterhalt zu finden.

Heinse an Frau von Massow.

So eben, da ich meine Sachen zur Abreise zubereite, find ich, daß sich zwey Bücher aus der Bibliothek des Herrn von Massow unter die meinigen verirrt haben. Ich übersende sie Ihnen, meine gnädige Frau, weil der gnädige Herr, wie ich höre, abwesend sind.

Der Herr Abt von Jerusalem hat die zu große Gnade noch unter Ihrem Sopha zu liegen, und mein frommer Schmidt seufzt nach ihm; Ihr Geist, der schon vollkommen schön aus den Händen der Natur kam, ist einer angenehmeren Unterhaltung von weiseren Aebten gewohnt; ich bitte Sie also unterthänigst, mir diesen theuren Mann zurück zu senden.

Ich befinde mich in der größten Verlegenheit, ob ich mündlich oder schriftlich mich Ihnen auf ewig empfelen soll, ehe ich mich

mit meiner Dame Jakobi in den Wagen setze, um in eine andere Welt zu fahren. Der letzte Augenblick bey Ihnen würde mir vielleicht ein Götteraugenblick seyn, aber der Engel des Todes würde mich aus Ihrer Curie über den Dom-platz nach Hause führen.

Befehlen Sie mir, was ich thun soll.

Zuvor aber danke ich Ihnen nochmals für jede Gnade, die Sie mir erzeigt, für jede Glückseeligkeit, die Sie den Sinnen meines Herzens zu genießen gegeben haben. Dieses Jahr meines Lebens wird mir immer das unvergeßlichste seyn; mein Genie ist darinnen von seinen gefährlichsten Sünden durch das löblichste Bad der Wiedergeburt, wenn ich mich eines biblischen Ausdrucks bedienen darf, befreyt worden. Sie werden gewiß noch Freude an mir erleben, wenn Sie in Zukunft die Gnade haben, mich irgend einer Achtung zu würdigen.

Binnen einem Jahre werde ich vermuthlich in das glückseelige Land der Syrenen und Grazien reisen. Mein Herzensfreund Andreä, von welchem ich Ihnen so vieles erzählt, da ich noch so glückseelig war, Ihnen erzählen zu dürfen, schreibt mir eben, daß er nach Wien abreise, um eine Erbschaft von zweymahl hundert tausend Gulden zu heben, die ihm sein verstorbener Vater hinterlassen, und daß er vor Verlangen brenne, Italien zu sehen. —

Es liegt noch ein ganzer Berg von Empfindungen mir auf dem Herzen, von welchen ich Ihnen nur einige sagen möchte, die insbesondre die Erziehung meines jungen Herrn betreffen, den ich mehr liebe, als ob er — erlauben Sie mir den weltbürgerlichen Ausdruck, er kömt aus dem Innersten meiner Seele! — mein eigner Sohn wäre, aber — ich bin noch in Halberstadt.

Meine demüthigsten Empfelungen an den gnädigen Herrn.

Leben Sie so glücklich, als Sie können, und denken Sie, Sie befänden sich in den Gärten der Danae; das Glück auf dieser Erde besteht ja doch nur in der Einbildung; das meinige allein war vielleicht wirklich, da ich mich mit Ihnen in den glückseeligen Inseln des Ariosto befand.

Eilend zu Halberstadt
den 9. April 1774.

Ihr Ihnen immer
unterthänigster

Rost.

Zu Goethe.

Von

DANIEL JACOBY.

I.

In meinem Aufsatze „zu Goethes Faust" im Goethe-Jahrbuche* wies ich im ersten Theile unter anderem auch darauf hin, dass die Reimordnung in Gretchens Klagegebet sich in einer Scene der „Claudine" in der ersten Gestalt wiederfindet, und ich äusserte, Goethe habe in Gretchens Gebet die ihm offenbar lieb gewordene Reimstellung trefflich zu benutzen gewusst.

Da meine Ausführung Beachtung fand, theile ich eine später gemachte Beobachtung um so lieber mit. In dem 1779 in der Schweiz gedichteten Singspiele „Jeri und Bätely" findet sich jene Ordnung der Reime wieder, wie auch die abwechselnd kurzen und längeren Verse.

Der Vater**: Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für dein junges Blut.

Bätely: Alle Sorgen
Nur auf morgen!
Sorgen sind für morgen gut.

Vgl. dazu die Verse in der „Claudine":

Treue Herzen!
Männer scherzen
Ueber treue Liebe nur etc.

Goethe-Jahrbuch a. a. O. 189.

---

* I. Band 1880. S. 187—190.

** Hempels Ausgabe, IX. Band (von Strehlke) S. 146.

Ebenso in dem köstlichen Liede vom Schäfer, das Thomas singt:

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Den kümmerte kein Schaf;
Ein Mädchen konnt' ihn fassen,
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf etc.

So, in eine Strophe zusammengefasst, stehen die Verse in der ursprünglichen Bearbeitung von „Jeri und Bätely", deren Besitz wir Wilhelm Arndt verdanken.* Später steht nach der dritten Zeile ein Punct, und die Worte „ein Mädchen" etc. beginnen eine neue Strophe. Statt „den" im dritten Verse setzte Goethe später „ihn". — Und in einer späteren Scene zwischen den liebenden heisst es**:

Bätely: Ich bin lang, sehr lang geblieben.
Komm! wir müssen's nicht verschieben;
Komm und zeig mir deine Hand!

Jeri: Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beschämt von deiner Güte.
Ach! wie wohl thut der Verband!

In der ursprünglichen Redaction steht nur im ersten Verse von Jeris Worten: „Mein Gemüthe"; „liebe Seele" ist später zugesetzt.

Gleich darauf singt Bätely:

Hat dein Lieben sich geendet,
Hat dein Herz sich weggewendet,
Ueberlass mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden;
Du sollst immer glücklich sein.

Meines wissens kommt diese Art der Reimordnung in solcher künstlerischer Absichtlichkeit sonst nicht mehr bei Goethe vor. Nur in dem vieractigen, 1784 gedichteten Sing-

* Jeri und Bätely. Ein Singspiel von Goethe. In der ursprüngl. Gestalt hggb. Leipzig 1881.

** Hempels Ausgabe IX, 161; Arndt S. 41.

spiele „Scherz, List und Rache“ finde ich an einer Stelle dieselbe Anordnung der Reime*:

Welcher Anblick, welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erste Lust und letzte Lust!
Zeigt mir alle Erdengaben,
Alles, Alles ist zu haben,
Und ich bin es mir bewusst.

Das Gebet Gretchens glaubte ich aus mancherlei Gründen in das Jahr 1775 setzen zu sollen, die „Claudine“ ist in demselben Jahre vollendet. In „Jeri und Bätely“ vom J. 1779 klang jene Anordnung der Reime am stärksten nach.

II.

Der Anfang von „Jeri und Bätely“ zeigt eine gewisse Aehnlichkeit mit der Darstellung im Schlusse des ersten Actes von „Egmont“. Jeri nämlich wird von Bätely wie Brackenburg von Clärchen behandelt. Wie im Egmont die Mutter, so macht hier der Vater der Tochter deshalb Vorwürfe. „Der arme Jeri war doch um deinetwillen da; er sass bis nach Mitternacht bei mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.“ Bätely: „Ihr seid gleich so mitleidig**, wenn er klagt und druckst .... thut, als wenn er aufbrechen wollte und doch am Ende bleibt ....“ Später aber sagt sie: „Es ist mir leid um ihn. Er könnte recht vergnügt sein“ etc.

So verschieden die spröde Schweizerin und das hingebende, glutvolle Bürgermädchen sind, eine gewisse Aehnlichkeit in jener Scene muss auffallen, zumal wenn wir beachten, was wir jetzt durch Arndt wissen***, dass Goethe ursprünglich statt des Vaters überall die Mutter eingeführt hatte, in deren Munde jene Worte so natürlich sind. Bei der Aufführung des Stückes, erst im J. 1780, war der Vater an die Stelle der Mutter getreten.

---

* Hempels Ausgabe IX, 209.

** In der ursprünglichen Gestalt (bei Arndt a. a. O. S. 4): „euch mögte gleich das Herz brechen, . . .“

*** Arndt a. a. O. Vorrede S. 22, 30 f.

Die Arbeit am „Egmont“ begann Goethe bekanntlich 1775; in der „Chronologie der Entstehung Goethescher Schriften“, die von Eckermann und Riemer herrührt, wird unter 1779 ausdrücklich bemerkt: ... An Egmont fortgefahren. Jeri und Bätely.

III.

Zum Faust.

In seinem Faust-Commentar hat Schröer* mit treuer Sorgsamkeit zu den Versen im „Faust“ die Parallelstellen aus Goethes Jugendschriften angeführt, die oft einen so erhebenden Einblick in des grossen Dichters innerste Gedankenwerkstatt gewähren. Dennoch finde ich weder bei ihm noch bei G. von Loeper** zu Gretchens Worten (Vers 3230)

... Und segnet' mich und that so gross! —
Und bin nun selbst der Sünde bloss!

bemerkt, dass es in Goethes „ewigem Juden“ ganz ähnlich heisst:

... Und (er) gläubigt euch und thut so gross
Und schliesst euch an und macht euch los
Und ist ein Sünder wie andre Leut, ...

Daselbst ist auch eine Stelle, die deutlich zeigt, mit welcher Innigkeit Goethe ein Geschick wie das Gretchens empfunden, besonders wie es sich in dem Gebete an Maria ergreifend vor uns enthüllt. Sie lautet:

Du fühlst nicht, wie es mir durch Mark und Seele geht,
Wenn ein geängstet Herz bei mir um Rettung fleht,
Wenn ich den Sünder seh' mit glüh'ndem ...

Damit bricht das Bruchstück ab. —

G. von Loeper bemerkt sehr treffend zu den Versen

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? (236 f.):

„Christi *venio iterum crucifigi* wollte Goethe in seinem »ewigen Juden« poetisch darstellen; vgl. das venetianische Epigramm No. 66.“

* Faust von Goethe, hggb. von K. J. Schröer. Erster Theil. Heilbronn, 1881.

** Zweite Bearbeitung. Berlin 1879.

Zu der betreffenden Stelle im „Faust“ gehört nothwendig als Parallele die folgende aus dem „ewigen Juden“*:

> Es waren, die den Vater auch gekannt.
> „Wo sind sie denn?“ Eh, man hat sie verbrannt.

Vgl. „Faust“:

> Die wenigen, die was davon erkannt,
> . . . .
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Schröer bemerkt zu der Stelle nur, dass Goethe 1774 am 22. Dec. an Sophie von Laroche schrieb: „Heute kriege ich ein Exemplar Werther zurück, das ich um geliehen hatte — vorn auf das weisse Blatt ist geschrieben: *tais toi, Jean Jaques, ils ne te comprendront point!* — Das that auf mich die sonderbarste Würckung, weil diese Stelle im Emil mir immer sehr merckwürdig war“, und verweist dazu auf Loeper, Briefe Goethes an S. v. L. S. 94.

* Hempels Ausgabe III, 184.

Fünfte Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels „Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek“.

(Vierte Forts. s. Arch. f. L.-G. IX, 552 ff.)

Von

WOLDEMAR Freiherrn VON BIEDERMANN.

Für die jetzige Fortsetzung der Bibliographie von Schriften Goethes habe ich mich wiederum gefälliger Unterstützung dankbar zu erfreuen gehabt, und zwar seiten der Herren Professor Dr. Arndt, Dr. Seuffert und Gotthilf Weisstein.

Ohne selbst Einsicht genommen zu haben führe ich auf

1792.

[Aufforderung zu Leistung von Zubussen.] Weimar den 16. Mart. 1792. Fürstl. S. Bergwerks-Commission. J. W. von Göthe. C. G. Voigt. [1 Bl. quer 4.]

1798.

„Der lang' ersehnte Friede kehret wieder“. [Erster Druck des Gedichtes zu dem am 26. Januar 1798 gefeierten Geburtstage der Herzogin Louise. Offnes Bl. in fol. In der K. öff. Bibl. zu Dresden.]

1808.

„Zur Farbenlehre“ ward schon in diesem Jahre gedruckt, und es kommen Exemplare vor, die auf dem Titel diese Jahreszahl tragen: s. Hempels Ausgabe von Goethes Werken Th. XXXV S. XXV.

1827.

Die im Arch. f. L.-G. VI, 214 aufgeführten „Sechs deutschen Lieder“ sind 1827 erschienen.

1829.

Der Inhalt der „Dreihundert und achtzehn Briefe“ im Arch. f. L.-G. VI, 190 war anzugeben, wie folgt: [S. 323 ff. Brief G.s an d. Mecklenb. Stände — in Raumers u. s. w.]

1832.

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. 1832. Mittwoch, den 2. Mai. 71stes Blatt. [S. 351. Widmung an Zelter vom 28. August 1831.]

Freymaurer Analecten. V. Heft. Gedruckt als Manuscript für Brüder. Weimar, neunten November 1832. [Die darin stehende Gedächtnissrede v. Müllers ist die nachher besonders erschienene Schrift „Goethes ethische Eigenthümlichkeit"; das Bruchstück eines Briefs an Karl August steht hier S. 38 f.]

Der im Arch. f. L.-G. VI, 191 erwähnte erste Brief G.s an Zahn ist vom 24. Febr. 1831.

1838.

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Herausgegeben von F. W. Gubitz u. s. w. u. s. w. 1838. Berlin, Vereins-Buchhandlung. [Auch unter dem Titel: Volkskalender 1838. Herausgegeben von F. W. Gubitz.] — [S. 161. Neudruck des zuerst 1837 im „Gesellschafter" erschienenen Gedichts „Damit Du kannst in künft'ger Nacht", mitgetheilt von Lutze.]

Lediglich auf Grund gefälliger Mittheilung stehen hier die beiden folgenden Aufführungen:

1854.

(Katalog) No. XX. Reliquien aus Weimar. I. Goethe, Schiller, Herder, Wieland und ihre Freunde. Berlin, 1854. Stargardt. [S. 4. Stellen aus Briefen an Voigt u. a.; S. 5. Anfang des Gedichts „An den holden Jüngling denkend".]

1859.

Verzeichniss der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's im Saale der Königlichen Akademie zu Berlin vom 12.—22. November 1859 aufgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke, Musikalien und Erinnerungen. Mit zwei Schrifttafeln. Zweiter Abdruck. Berlin. E. H. Schroeder. (Herrmann Kaiser.) Unter den Linden Nr. 23. [S. 21. Fragmente aus zwei Briefen G.s an Körner, später vollständig 1875 in „Goethe und Dresden" S. 13 ff.]

1863.

Goethes Brief an W. von Humboldt stand nicht, wie Arch. f. L.-G. VI, 198 f. angegeben, zuerst 1846 in Riemers „Briefen“, sondern 1832 im letzten Hefte „Über Kunst und Alterthum“.

1873.

Briefwechsel des Grossherzogs Karl August mit Goethe... Zweite Ausgabe... 1873. [Neue Titelausgabe des Buches von 1863.]

1878.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 75. Sonnabend, 16. März 1878. [S. 1108. Stellen aus Briefen G.s an seine Gattin.]

1879.

Die Grenzboten... No. 41. Ausgegeben am 9. October 1879. Inhalt:... Das Klingerhaus in Frankfurt a. M. Von C. A. H. Burkhardt. S. 61... [S. 68 f. Brief an Klinger v. 8. Dec. 1811.]

Sonntagsbeilage No. 42 zur Vossischen Zeitung. No. 292. Berlin 19. October 1879. [Brief G.s an Rochlitz v. 27. Juli 1807; Neudruck eines Briefs an seine Kinder v. 22. März 1818 — mitgeth. v. G. Weisstein.]

1880.

Goethe's Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 50 Holzschnitte und 4 Beilagen (facsimilirte Autographien). — Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne. — Leipzig. Fues's Verlag (R. Reisland). 1880. [Facsimile des vollständigen Briefs an v. Buri vom 2. Juni 1764.]

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Dr. Ludwig Geiger. Erster Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1880. [S. 225—289. 36 Briefe G.s an Batsch, Böttiger, Niemeyer, Riemer, Martin und Peter Wagner, Heyne, Zach. Werner, Sylvie v. Ziegesar, Prinzess Friederike v. Mecklenburg-Strelitz, Frau v. Schiller, Willemer, Günther, Büsching, F. Frommann, Gräfin Henckel, Melber, August v. Goethe, Graf Platen, v. Müller, Ernst und Karl v. Schiller, Grossherzog Karl August, R. Weigel,

Ottilie v. Goethe, v. Radowitz und Frau v. Stein (?); S. 288 f. Stellen aus G.s Tagebuch; S. 290 ff. Prometheus; S. 369. Empfehlungskarte; S. 370 f. Stammbucheinträge; S. 372. Zeugniss der Schauspielerin Rauscher; S. 373. Altdeutsche Namen.]

Sechsunddreissig Briefe von Goethe. Mitgetheilt von W. Arndt, C. v. Beaulieu-Marconnay, A. Cohn, W. Creizenach, K. Goedeke, L. Hirzel, W. L. Holland, H. Hüffer, G. v. Loeper, F. Muncker, C. C. Redlich, L. Urlichs, G. Weisstein. Sonder-Abdruck aus dem Goethe-Jahrbuch. Erster Band 1880.

Prometheus. Nach der Strassburger Handschrift. Von Erich Schmidt. Sonder-Abdruck aus dem Goethe-Jahrbuch. Erster Band 1880.

Johann Wolfgang v. Goethe als Freimaurer. Festschrift zum 23. Juni 1880, dem hundertjährigen Freimaurer-Jubiläum Goethe's, von J. Pietsch. [Motto.] Leipzig. Verlag von Bruno Zechel. 1880. [S. 17 ff. G.s Schreiben an die Loge Günther zum stehenden Löwen in Rudolstadt und Brief an Bertuch.]

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes für Wissenschaften, Kunst und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause. [Sinnbild des Hochstifts.] Vom Lenzmonate 1878 bis zum Wintermonate 1879. Frankfurt a. M. Freies Deutsches Hochstift. (In Besorgung bei F. A. Brockhaus in Leipzig.) 1880. [S. 301. Stammbucheintrag für Frau v. Berg, originaltreu.]

Zu Luden's hundertstem Geburtstag (10. April 1880). Zwei Briefe Goethe's an Luden. Leipzig, bei Veit und Comp. [Erster Druck des Briefs v. 14. März 1807 und Neudruck des Briefs v. 2. April 1825. Privatdruck von H. Credner.]

Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling in den Jahren 1824—1831. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Kuno Fischer. München. Verlagshandlung von Fr. Bassermann. 1880.

Klinger in seiner Sturm- und Drangperiode dargestellt von M. Rieger. Mit vielen Briefen. Darmstadt, Verlag von Arnold Bergsträsser. 1880. [S. 172. Stelle aus einem Briefe G.s an Klinger.]

Zum Achtundzwanzigsten August 1880. Erster Druck einer gereimten Epistel Goethe's. Berlin 1880. Druck von G. Bernstein. [Von G. v. Loeper.]

Die Nation und der Bundestag. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von Karl Fischer. Leipzig. Fues's Verlag (R. Reisland), 1880. [Gesuch an den Bundestag aus Januar 1825.]

Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. [Folgt der Plan des Werks.] Stuttgart. Ostern 1880. J. Engelhorn, Verlagsbuchhandlung. [Ankündigungsblatt in Quart, enthält unter den Illustrationsproben ein Facsimile des Eintrags in Heinr. Becks Stammbuch v. 31. Jan. 1791.]

Die Grenzboten ... No. 29. Ausgegeben am 15. Juli 1880. Inhalt: ... Goethe und Göttling. Seite 110 ... Leipzig 1880. Friedrich Ludwig Herbig. (Friedr. Wilh. Grunow.) [S. 114. Stelle aus einem Briefe G.s an L. v. Henning v. 13. Juni 1822.]

— — — No. 35. Ausgegeben am 26. August 1880. Inhalt: Zu Goethe's Geburtstag. Zwölf ungedruckte Briefe Goethe's aus den Jahren 1780—1829. Mitgetheilt von W. Arndt. Seite 349. ... [Briefe an Lavater, Prinz August von Gotha, Salom, Göschen, Eichstädt, Luden, Zelter, Schlichtegroll und Frau v. Levetzow.]

Zu Goethe's Geburtstag 1880. Sonderabdruck aus den „Grenzboten". [Die zwölf von Arndt mitgetheilten Briefe.]

Berliner Tageblatt. Morgen-Ausgabe. No. 403. Berlin, Sonntag, den 29. August 1880. IX. Jahrgang. [S. 4. Französischer Vers, angebl. v. G.; erste Lesarten von Epigrammen, sowie ein ungedrucktes.]

Zeitschrift für bildende Kunst. Mit dem Beiblatt: Kunst-Chronik. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl von Lützow, Bibliothekar der k. k. Kunst-Akademie in Wien. Fünfzehnter Band. Heft 11. Nebst Kunst-Chronik No. 41. Ausgegeben 12. August 1880. Berlin. Schneider & Co. — E. Wasmuth. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann. Wien. Gerold &

Co. — Lehmann & Wentzel. [S. 361—364. Fünf Briefe G.s an Rauch.]

— — — Heft 12. Nebst Kunst-Chronik. No. 44. Ausgegeben 23. September 1880. .. [S. 392—400. Zwölf weitere Briefe an Rauch.]

Briefe von Goethe an Rauch. Mitgetheilt von Dr. Karl Eggers. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift für bildende Kunst. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1880.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 76. Sonntag, den 19. September 1880. [S. 450. Brief G.s an Weller v. 21. März 1825, Neudruck des Briefs an dens. v. 12. Aug. 1829*, sowie zwei Tagebucheinträge.]

— — — Nr. 104. Sonnabend, den 25. December 1880. [S. 622 und 625. Briefe an Kirms v. 12. Dec. 1799 u. 28. Febr. 1802.]

— — — Nr. 105. Donnerstag, den 30. December 1880. [S. 630. Brief an Gräfin Egloffstein v. 10. Nov. 1801.]

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Richard Fleischer. Vierter Jahrgang. — Vierter Band (Juli bis September 1880). Berlin, 1880. Verlag von Otto Janke. [S. 209. Briefe G.s an Dr. Friedr. Voigt v. 20. Dec. 1806, Neudruck, u. an d. Prorector d. Universität Jena v. 6. Dec. 1825, mitgetheilt von Prof. Schultze.]

Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang. 1880. Nr. 14. Inhalt: ... Zu Goethe's Leben und Werken. Von W. Stricker. Seite 549 ... Leipzig, Verlag von S. Hirzel. [Billet G.s, undatiert, vielleicht an Kirms.]

— — — Nr. 40. Inhalt: ... Ein Brief Goethe's. Seite 508 ... [Neudruck v. G.s Brief an Noehden v. 9. März 1822.]

Weimarische Zeitung. Nr. 269. Sonntag, 14. November 1880. Zweites Blatt (Sonntags-Beilage). Verantwortlicher Redacteur: P. von Bojanowski. Verlag von Hermann Böhlau.

* Wobei jedoch „Verehrtester“ fehlerhaft für „Werthester“ gedruckt ist.

Druck der Hof-Buchdruckerei in Weimar. [Widmung einer Schaumünze an Alwine Döbereiner.]

Philologischer Anzeiger. Als Ergänzung des Philologus herausgegeben von Ernst von Leutsch. Zehnter Band. Drittes Heft. 1879. 1880. Göttingen, Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 1880. [S. 198 f. Brief an Heyne v. 24. Juli 1788.]

Zum Schluss der Veröffentlichungen unter der Jahreszahl 1880 ist auf den IX. Band dieses „Archivs" hinzuweisen, woselbst sich S. 334 f. der Brief Goethes an Prof. Schweigger vom 25. April 1814 abgedruckt findet.

1880/81.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger. Neunzehnter Jahrgang. Drittes Heft. 1880/81. [Goethe-Reliquien aus Böhmen. Mitgetheilt von H. Lambel. Darunter: S. 161. Widmungen an Zauper; S. 166. Briefe an Eckl v. 22. Juli 1822 und 10. Juli 1823; S. 167. Schreiben an d. Gesellsch. d. vaterländ. Museums in Böhmen v. 16. Aug. 1823; S. 168 ff. Verzeichniss der um Marienbad vorkommenden Gebirgs- und Gangarten; S. 172 ff. Verzeichnisse mehrerer Gebirgsarten und Mineralien des Egerischen Bezirks.]

Abweichend von der bisherigen Uebung führe ich noch auf die Erscheinungen von

1881,

soweit sie 1880 ausgegeben worden sind.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1881. [S. IX f. Bruchstücke des ersten Entwurfs von Faust, zweiter Theil.]

No. 40. Antiquarischer Katalog von Heinrich Kerler, Antiquariats-Buchhandlung am Judenhof in Ulm. Inhalt... Ulm. 1881. [S. 36. Datum und Bruchstücke eines Briefes an Gräfin Fritsch vom 27. Juli 1813.]

133. Bibliothek des Geh. Reg.-Raths August Hagen. II. Theater. Deutsche Literatur. Literarische Seltenheiten. Zu verkaufen durch J. A. Stargardt in Berlin, W., Jägerstr. 53. Berlin 1881. [S. 33. Stellen aus Briefen G.s v. 8. Dec. 1818 und 17. Jan. 1825, letzterer an Nees v. Esenbeck,

von Bratranek in Goethes Naturwissenschaftlicher Correspondenz unter dem gemuthmassten Datum des 25. Jan. 1825 aufgeführt.]

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorff. Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig: F. A. Brockhaus 1881. [Herausgeber dieses berichtigten Neudrucks ist W. Arndt.]

Helvetia. Monatsschrift für Unterhaltung und Belehrung des Volkes. Unter Mitwirkung schweizerischer Dichter und Schriftsteller herausgegeben von Robert Weber. IV. Jahrgang. [Bild der Helvetia.] II. Heft. Basel. Verlag von Robert Weber. 1881. [Auf der Rückseite des Umschlags:] Inhalt des zweiten Heftes, ausgegeben den 1. November 1880 ... 3. Eine Erinnerung an Goethe. Von Siegfried Abt. S. 72. [S. 75ff. Brief an J. J. Hottinger v. 15. März 1799.]

Nach der „Allg. Literar. Correspondenz", Band VII S. 160, ist dem Freien Deutschen Hochstift ein Sonderabdruck des Aufsatzes zugegangen.

Mir zu Ohren gekommener Missverständnisse wegen weise ich schliesslich noch ausdrücklich darauf hin, dass meine Nachträge zu Hirzels „Verzeichniss" lediglich erste Drucke oder Neudrucke solcher Schriftstücke bringen, welche von Goethe ausgegangen sind, und dass ich unter „Neudruck" nur einen solchen Druck verstehe, der anderweit — wenigstens voraussetzlich — nach dem Originale erfolgt ist, also nicht bloss Wiederabdruck nach einem früheren Drucke ist. Zu dieser Erinnerung veranlasst mich u. a. W. Herbst, der in seinem Buche „Goethe in Wetzlar" S. 203 auf die Seltenheit von Goués „Masuren" daraus schliessen zu sollen glaubt, dass Hirzel die Schrift im Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek nicht aufführt. Dahin gehörte sie nicht, und es ist leicht möglich, dass auch er die keineswegs so seltene Schrift besass, obschon er sie nicht verzeichnet.

März und Juni 1881.

Ein Roman aus der Werther-Zeit.

Mitgetheilt von Paul Nerrlich.

Kurz vor seinem Abgange zur Universität, im Januar 1781, schrieb Jean Paul den Roman „Abelard und Heloise“. Ernst Förster hat bereits in seiner Biographie Jean Pauls, welche sich im 34. Bande der Werke befindet, über denselben berichtet und auch einige Stellen daraus mitgetheilt; durch seine Güte ist mir jetzt die Einsicht in Jean Pauls Nachlass gestattet. Der Roman gehört zu den werthvollsten der dort verborgenen Schätze, denn er ist für die Entwickelung des Dichters durchaus charakteristisch: einerseits zeigt er, wie sehr damals Jean Paul mit Goethe verwandt war, anderseits aber offenbart sich schon hier die tiefe Kluft, welche beide von einander trennt. Mit dem Umzuge nach Leipzig schlug die sentimentale Stimmung des Dichters in ihr Gegentheil um; noch in demselben Jahre begann er das scharf realistische „Lob der Dummheit“, im August bereits war er im Stande, über Fehler und Vorzüge seines Romanes durchaus objectiv zu reflectieren.

Ich theile jetzt den Roman, nicht unbedeutend gekürzt, mit, den Schluss soll Jean Pauls eigene Beurtheilung bilden.

Abelard und Heloise.

Motto: Der Empfindsame ist zu gut für die Erde, wo kalte Spötter sind — in jener Welt nur, die mitweinende Engel trägt, findet er seiner Thränen Belohnung.

Abelards Brief an Wilhelm.

Den 1. Mai.

Kaum hast du mich verlassen, Lieber! so folgt schon ein Brief. Ach lang hab ich Dir nachgesehen, weinend nachgesehen, da wir an jenem Hügel uns schieden. Wie mir's so

warm ums Herz ward! — Die Thräne quoll, da ich an Deiner Seite ging und Dich vielleicht zum letztenmal umarmte. Die Thautropfen blinkerten hell, die Gegend lächelte hold, und die Sonne strahlte sanft, da ich Dir die Hand mit weggewandten Augen drückte — wehmüthig Dich ansah und schied. Ach Lieber! was ist ein Menschenleben ohne Freund! So kalt, so eng, so eigennützig! — Ich fühlt es wohl, daß ich Dich verlor. Verstört ging ich nach Hause — ich hatte allerlei Empfindungen und Gedanken durcheinander und empfand und dachte gerade nichts. Ueberall vermißt ich Dich. Ich möchte mich ganz in Dein Herz schütten, ganz an Deiner Seite meine Leiden und meine Freuden Dir mittheilen — aber Wilhelm ist nun nicht mehr bei mir. Dafür schreib ich Dir immer, und immer viel — — dies war Prolog zu der Menge von Briefen, womit ich Dich künftig überschütten will.

Den 6. Mai.

Die Phantasie wird oft unser Henker; aber auch oft zaubert sie uns Freuden, die nie wirklich sind, deren Genuß aber alles übertrifft. Ich bin ein Beispiel. Ich schwebe jetzt in Entzückung, athme Himmelsluft und schlürfe mit vollen Zügen den Becher der Wollust aus. Ich sperre mich nicht ein — sondern Gottes milde Natur ist mein Aufenthalt. Ich steh früh auf; und meine erste Sorge ist, dem Orte, wo ich wohne, zu entfliehen. Hier empfang ich die Natur mit offenen Armen, mit heitern Sinnen. Alles belebt mich. Alles reißt mich hin zum Dank gegen den Urheber meines Lebens. Wenn die Sonne langsam am rothen Horizonte heraufsteigt und ihre Erde zur Freude befeuert — wenn die Nachtigall mit traurigen Tönen die Seele in Wonne schmilzt, wenn tausend Blümchen duften, tausend Vögel dem Gütigen singen, tausend und tausend Würmchen zur Freude geschaffen unbemerkt hin schleichen — wenn jeder Thautropfen eine blinkende Sonne und jede Sonne ein Spiegel der göttlichen Liebe ist — wenn ich Gottes Gegenwart, der sich im Gräschen und Ceder, in der Milbe und dem Elephanten naht, so nahe, so lebhaft fühle — — dann, dann sink ich, ich beuge die Kniee und falte die Hände und seh hoch hinauf zu ihm, zu diesem Guten, diesem Vater. Ich

kann dann nicht reden, aber weinen, seufzen kann ich. Eine Thräne drängt die andre.

Nichts erweckt mich hier aus meinen süßen Träumen. Kein Pedant — der mich mit unnützen, kalten Wissenschaften folterte: kein Vater — dessen Strenge ich fürchten dürfte. Ich liebe die Wissenschaften, aber nur einige sind für mich, und ich dank's Gott, daß sie's sind. Ich lerne das, was ich lernen will; denn warum sollt ich in einer Sache weiter zu kommen suchen, deren Andenken meiner Seele schon verhaßt ist? — Ich gehe mit Menschen um, die mich nie beleidigen; — und wenn sie mich beleidigen, vergeb ich. Sehr leicht find ich einen Grund, der ihr Verhalten gegen mich entschuldigt. Ist's nicht eine Freude, in so einer Welt zu leben! Ueberall bin ich warm, allem steht mein Herz offen! Die Welt scheint mir ein Elysium; und ich wundre mich, wie man hat ein Jammerthal daraus machen können. Möcht ich ewig so mein Leben verträumen! Aber — ach — ach die Täuschung verliert sich einmal: ich zittre!

Den 20. Mai.

O unbeständiges Herz! Heute läßt Du mich lachen und morgen weinen. Vergleiche meinen letzten und diesen Brief mit einander und Du wirst den Unbeständigen ganz darinnen entdecken. Bald seh ich, voll Wonnegefühls, alles in Freude, alles im Junius — bald faltet düstre Schwermuth meine Stirne und innerer Gram zernagt alle Keime der Freude. Ich bin jetzt wehmüthig — ein Wort, das mir so viel ausdrückt. Ich spaziere des Abends, bis der Mond schimmert. Ach und dann fühl ich ein so ungewohntes Sehnen in meinem Herzen — einen so inneren Drang Thränen zu weinen. Ich bin so voll und doch so leer. Bis an jenes melancholische Dunkel jenes Wäldchens geh ich abends. Die Bäume säuseln Wehmuth in mein Herz hinein — Amseln und Nachtigallen schlagen laut — Landleute begeben sich, des Tages Last müde, nach Haus. Allmählich strahlet die Sonne röther: allmählich entsteigt der graue Nebel der dürren Erde — allmählich verdunkelt sichs um mich, Alles schweigt — ich bin wie ein Träumender dann. Endlich blinken hie und da einzelne Sterne in

jener blauen Tiefe und am grauen Hügel steigt der Mond so ruhig, dem Leidenden so mild hervor. Ich blicke zu ihm — und denke, wie oft wirst Du, wenn Dein Herz schlagende Wellen trüben, hinauf mit bethräntem Auge schauen. Und dann ahndet's mir so trüb — so dumpf! Mein Busen schwellt. Ich irre nach Hause. Alles ist mir dann ärgerlich, was mir vorkommt, sie sollen alle gleiches mit mir fühlen, die, die nicht so gestimmt sind. Ich schelte den einen Kalten, der nicht warm ist, wie ich's bin. Aber nicht lange dauert dieser Zustand. Mein Vater sumset mir täglich in die Ohren, daß ich so nicht weit genug komme. Er ließ mich so nach und nach wissen, daß er mich ins Gymnasium einer nahen Stadt thun wollte. Das Ding ist mir schon verdrießlich, wenn ich daran denke. Ich fürchte immer, man möchte mich aus meinen süssen Träumen erwecken. Und was für Kerls werd ich dort antreffen. Aber wenn sie fühlten wie Du, Lieber! wenn sie gut wären; dann — Glück für mich!

. . . .

Den 16. Junius.

.... Ein herrlicher Tag wars, die Sonne goß ihr Licht so sanft in meine rothgeweinten Augen — die Wiesen dufteten so balsamisch und ein Concert von Gottes Sängern durchtrillerte so melodisch die Luft. Ich kam in die Stadt ohne noch recht zu mir gekommen zu sein. Bald gewohnte ich da ein, obgleich ein inniges Sehnen mich weiter wegzog. Ich besuche jetzt die Schule, die Lehrer sind Leute so so. Sie nähren sich von Duft und Wind. Sie geben ihrem Verstande nichtsbedeutende Nahrung und lassen das Herz verwelken. Denn man schimpft hier auf die neuen Empfindler. Keiner ist nach meinem Geschmack. Und die Schüler! Da weiß ich Dir noch weniger zu sagen. Viel Gutes vermuthet ich von ihnen, aber meine gute Meinung sinkt. Sie sind Ebenbild ihrer Lehrer. Wenn nun's Original schon schlecht ist, muß nicht die Copie unerträglich sein? — Ach Kälte, Kälte! daß du überall deine Verehrer, deine Altäre hast! Wenn ich doch hier einen andern Wilhelm, Guter! anträfe — einen Freund, in den sich mein strömendes Herz ergießen könnte. Ich mach'

Versuche; aber bald schauder' ich zurück und werfe die vermeinten Freunde wie glühende Kohlen aus der Hand. — Meine warmen Herzensausgüsse werden mit Spötteln in ihre Ufer zurückgetrieben: ich schäme mich dann (wie paradox!) gut gehandelt zu haben.

[Abelard findet einen Freund, Karl, und wird von diesem eingeladen die Ferien im Hause seiner Eltern zu verleben.]

Den 1. August.

Gestern kam ich mit meinem Freund in seiner Wohnung an. Eine der vergnügtesten Reisen, die ich je gethan habe! Abends um 6 Uhr ging ich mit ihm ab. Unter freundlichen Gesprächen erreichten wir's Dorf. Gerade ging die Sonne unter, — o Freund! dies war ein Schauspiel! würdig des großen Weltschöpfers! — Eine Röthe verbreitete sich über den halben Himmel, die kein Pinsel des Malers je erreicht hat — so schön vermischten sich die weißen, duftigen Wolken mit dem goldnen, röthenden Sonnenstrahle. Tausend goldne Fliegen, tausend kleine Thierchen spielten unbesorgt im letzten Lichtstrahl — sie freuten sich der Wärme, die ihnen so behagte. Und wir — wir Menschen nehmen so selten die Wohlthaten, die aus unsres guten Gottes Hand fließen, ohn' Argwohn, ohne Räsonniren an. — Wenn wir doch alles mit warmem Herzen, unbesorgt genößen, was uns dazu gegeben ist! — — Durch eine lange Reihe von Bäumen mußten wir's Dorf erreichen. Das Schnurren der Käfer, das Quaken der Frösche im nahen Teich, das Sumsen der Mücken, das Lispeln der Bäume — — alles dieses fiel uns so warm aufs Herz! Endlich erblickten wir's Dorf, in Linden liegen, durch deren Laub das matte Licht des Mondes durchzitterte. An der Thüre der friedlichen Hütte stand meines Freundes Vater — ein ehrwürdiger Greis. Ruhig schmaucht er seinen Tabak. Mit all jener patriarchalischen Unbefangenheit, Offenherzigkeit, mit jener ungekünstelten Biederheit und Deutschheit empfing uns der Alte und seine Gattin — weiblicher Abdruck des alten Greises! — Sie freueten sich ihren Sohn zu sehen; sie nahmen liebreich uns auf, ohne jene Complimente, die kalte Heuchler, äffende Franzosen erdachten. Ein kleines Mädchen von vier

bis fünf Jahren hüpfte lachend um ihren Bruder und sah auf die Hände, ob sie ihr was mitbringen würden, Freund, hier ist Natur! Ich leb hier glücklich: sei Du's auch!

Den 4. August.

Bald wird die Glocke 12 schlagen: und ich bin noch beschäftigt Dir zu schreiben. Alles schläft schon; ich bloß wache noch. Und warum? Ich komm eben von einem Spaziergange zurück, den ich auf dem Kirchhofe machte, welcher die Pfarrwohnung umgiebt. Ich bin jetzt so voll von Empfindungen, daß ich befürchtete, sie verrauchen zu lassen, wenn ich sie Dir nicht gleich mittheilte. Ich sah unter Mondsblinkern all jene einsam zerstreuten Kreuze auf den Gräbern der Redlichen, auf welchen ernstes Moos wuchs; jene flinkernden Todeskränze, auf denen das schimmernde Mondenlicht so sanft abprallte. Ich dachte: „Sieh! du lebst noch und trittst mit Füßen den Staub der Brüder, die eben das waren, was du bist — und bald wirst du ihnen auch gleich werden. Denn bald wird der Wurm die blühende Wange zernagen — bald wird Moder und Verwesung deinen Anblick scheußlich machen — — bald, bald wirst du hier liegen, schlummern." Ich setzte mich auf einen neuen Grabeshügel. Ich sah die durchlöcherten Menschenknochen — die Schädel, in denen ein menschlicher Geist ehmals wohnte. Es war mir, als wenn der Verstorbenen Geister sanft mir die Wangen belispelten, in mir jede Tiefe der Empfindung erschütterten. Die Bäume rauschten heilig, dumpf im Gottesacker — der silberne Mond ging am blauen Himmel unter dem Sternenheer weg — — Alles dieses zusammen strömte so in meine Seele, daß ich niederfiel, laut betete: O guter Gott! mein Schöpfer! Hier bin ich unter denen, denen ich bald gleich sein, bald an ihrer Seite mitmodern werde. Vater! ich sündige! ach vergieb dem Schwachen! Hier auf diesem Grab bet ich zu dir. Laß mich, laß mich, wenn dieser Geist der Erde entflohen und dieser Körper mit ihr vermischt wird, dich schauen, ach laß mich glücklich sein! Und, o Jesus! der du auch des Todes stillen Schlummer schlummertest, wisch die Thränen den Leidenden ab! Ach, guter Gott! wenn ich doch bei dir schon wäre, um zu trinken

des Himmels Wonne aus dem Becher deiner Liebe — um zu leben mit Guten, um nicht mehr Thränen des Elends zu weinen, nicht mehr gedrängt zu sein! — —

Erschöpft stand ich auf — floh und schrieb eilig dieses Blatt an Dich. Es tobt in mir! Ich werde wenig schlafen können. Die Unordnung, die in diesem Briefe herrscht, wird Dir die ganze Gestalt meiner Seele deutlich enthüllen.

Am 6. August.

Verwirrung! Ein Gedanke durchkreuzt den andern. Ich kenne mich kaum. Ich will Dir die Ursache erzählen; aber unordentlich genug. Gestern abends spaziert ich nach einem kleinen Wäldchen. Ich war eben auf dem Rückwege wieder und in Gedanken vertieft — — Du wirst jetzt was außerordentliches erwarten, und Dich betrügen — als mir ein mittelmäßig gekleideter Mann begegnete — das ist aber das wenigste — der ein weibliches Geschöpf am Arme führte, das — aber hier, Freund, fehlen Worte! Die erste, die mir ganz Weib scheint — nein, nicht Weib, ganz Engel! Jedes Frauenzimmer gefiel mir nur bisher; aber diese rührte mich. Ach ich liebe sie, sie — die ich nicht kenne. Ich kenne nur ihre Bildung, die mir Unschuld und Tugend verspricht — ich seh' nur ihr Auge, in dem gequälte Unschuld nach Mitleid herausschmachtete; — aber ihren Namen, ihren Stand, ihre Aufführung weiß ich nicht. O Herz! was bist du jetzt! Ich bin nicht mehr Abelard. Ich bin's mehr oder weniger — ich weiß es nicht. Jetzt schmacht ich bloß, sehne mich bloß, weine bloß. Tausendmal des Tages schwebt mir ihr Bild in einer solchen Glorie, solchen Reinheit, solchen Liebenswürdigkeit vor, daß ich alles vergesse, was schön ist. Fast jedes andere Frauenzimmer hasse ich jetzt — weil ich nur eine einzige liebe. Aber ich bin verdrießlich die Dinge zu beschreiben, wozu ich keine Worte finde.

Ich wandte mich um, sah nach ihr, und erblickte, wie sie sich umsah. Und nach mir? Tödten hätt ich den Mann wollen, der sie begleitete, daß er mir ein Vergnügen raubte, welches alle meine Sinne erfüllte, meine ganze Seele begeisterte. Freund! hilf mir! Dies Weib raubt mir alle Besonnenheit —

fesselt all meine Thätigkeit, entnervt meinen Geist! Ich mag kaum 's Maul aufthun: ich mag nichts reden als von ihr, und da möcht ich nie aufhören. — Mein Freund Karl scheint die Veränderung an mir bemerkt zu haben. Er fragte nach der Ursache, die ich ihm verbarg. Ein Liebender ist kalt gegen den Freund, dem er sich nicht entdecken darf — und der wärmste gegen den, dem er alle Heimlichkeiten seines Herzens vertrauen kann — dies hab' ich jetzt an mir gelernt. Der Liebe Macht kann ein Einziger Mensch nicht ertragen, andre müssen sie mit tragen, andern muss er sie entdecken. Darum hat ein solcher einen Freund so nöthig. Leb wohl! In mir wüthen Stürme.

Am 12. August.

Ach! umsonst hofft man, daß die Zeit die Flamme verlöschen soll, die jede Nerve durchglüht — sie facht sie vielmehr an, die Liebe wächst. Die Einsamkeit vermehrt sie — um desto mehr, je weniger man den Gegenstand seiner Liebe nicht [!] vor Augen hat. Unsre Einbildungskraft verschönert uns die Liebenswürdigkeit der geliebten Person ins Unendliche; da uns die Sinne sie nur in ihren natürlichen Reizen darstellen. Die Einbildung läßt jede Unvollkommenheit des Bildes weg; die Sinne verbergen sie nicht. Deßwegen ist Einsamkeit der Liebe so gefährlich — nein! nicht gefährlich, so tröstlich, so nährend — —

[Abelard lernt die Geliebte im Hause ihres Vaters, eines Kaufmannes, kennen und schildert diese Zusammenkunft:]

Den 13. August.

Ich wollte mein Herz, das von Empfindung überfloß, gern ihr zeigen; aber wie konnt ichs! Jedes Wort sagte mir zu wenig, war mir zu weitschweifig — ich wollte viel sagen und sagte gar nichts. Sie unterredete sich meistens mit meinem Freund. Nur wenn sie lächelte, sah sie mich mit holder Engelsanmuth an. Ach, sie blicket nicht nach Liebe, sie schmachtet, sehnet darnach. — Durch alle Glieder zitterte mir der Schauer, der mich eiskalt überlief, wenn ich ihre Hand oder ihren Fuß berührte. Wie uns doch Gott so wunderlich

geschaffen hat. Ein menschliches Geschöpf, wie wir — ist uns Göttin — ist uns Quell der Seligkeiten, in welchen wir taumelnd sinken.

Es wurde Abends, und ich glaubte kaum eine Stunde da gewesen zu sein. Mein Freund brach auf; ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich nahm Abschied von ihr — so verwirrt, so wild, so tobend! Ein unaufhaltbares Drängen entpreßte mir die Worte: Vergessen Sie mich nicht. Sie antwortete darauf: wenn Sie bald wiederkommen. Das wiederhol ich mir so oft, es durchdrang alle meine Sinne. Ich lief und eilte nach Hause. Mein Freund entdeckte meinen Zustand. Es wurde mir unendlich leichter, nur mich ausschütten zu können. Aber er sympathisirt mir nicht genug. Es ist schwer, einen Freund zu finden, der an unsrer Liebe Antheil, warmen Antheil nimmt. Ihren Namen sagt er mir. Sie heißt Heloise. Drei Menschen in der Welt, die den Himmel verdienen, Du, Heloise und Karl. Freue Dich mit mir: so wie Du sonst mit mir geweint hast.

Am 16. August.

Ich denk' nur sie, meine Heloise. Alle Tage möcht ich zu ihr eilen. Mein Freund aber hält mich ab. Er sagt: Es verbietet's der Wohlstand. O so hol der T— all den Wohlstand, der mich hindert, glücklich zu sein. Ist's nicht mit all unsern Gütern bloß Kindertand, bloß Puppenspiel? Sie sollen uns glücklich machen, und wenn sie's einmal können, dürfen sie nicht. Dieser hat Geld — machts ihn glücklich? — es hindert ihn es zu sein. Er ist reich, deßwegen soll er immer reicher werden, deßwegen soll er keine arme Geliebte heirathen. O verdammte Güter! Laßt mich arm, laßt mich bloß, und ich bin glücklich, in meinem Geiste glücklich. Oder — die Eltern dieses jungen Menschen haben nichts als einen berühmten adeligen Stammbaum aufzuweisen. Macht ihn dieser hohe Stand glücklich: Nein. Sein Herz begehrts, jetzt zu sein, er findet unter tausenden eine, die seine Seele liebt — aber sie ist von niederer Geburt. — Nun darf er die, die seines Herzens Wonne, sein alles ist, auf die sein ganzes Wesen alle Kräfte hinstreckt — diese darf er nicht lieben. Er soll un-

glücklich sein. O Bruder! wenn man sich so einengen lassen muß. Wenn uns die kalten Kerls mit gelassenem Blut all unsre Wonne, unsere Seligkeiten wegräsonniren, wegrauben, aus den Händen reißen — wer will sich halten? Mein ganzes Wesen strebt sich dagegen auf — ich knirsche. Ich muß — morgen muß ich zu ihr . . .

[Abelard führt seinen Vorsatz aus und erfährt dabei näheres über ihren tyrannischen, geizigen Vater; als sie kurz darauf wiederum zusammentreffen, kommt das Gespräch, da noch Freunde daran theilnehmen, auf die neuen „Goethesianer-Empfindler“ (s. Werke Bd. 34, S. 95). Abelard fährt dann fort:]

Ich und meine Heloise gingen mit einander weg, um im Garten zu spazieren. Wir gingen bis ins hinterste Ende des Gartens. In einer Laube setzten wir uns nieder, wo wir den vorbeirauschenden Bach hören konnten. Ach! eine Sonnennacht voll Freuden, wie sie im Himmel nur sind. Wir hatten eine weite Aussicht — drüben dunkle Wälder, wo die hohen Bäume so prächtig in den blauen Himmel emporsahen — da einen murmelnden Bach, der sich in den dunkeln Wald hineinschlängelte — oben über uns einen Himmel, wo ein Stern am andern funkerte. Hinter uns fing eine Nachtigall im Gebüsch an zu schlagen. Wir lauschten. Schmetternd wirbelte sie die Töne herab, und sang, tiefer und tiefer — endlich innig, rührend, sehnend. So silbern tönt's nach in der stillen Nacht, so leise sang sie die melancholischen Töne. Ich konnte mich kaum mehr halten. Ich umschlang meine Geliebte! O ich wagt es meine Lippen an die ihrigen zu drücken. Ha! wie Lebensglut den Sterblichen durchströmte! Wie alle Welt um mich her verging! — Wir weinten und ließen unsere Thränen an unsre Busen fallen. Ich sank an sie hinan, verhüllte das Antlitz — meine Seele begehrte aufgelöst zu werden — mit ihr — und dann hinzueilen, wo kein schwacher Körper mehr den Geist entstählt, all die Wonnen zu fassen. Karl rufte mich — ich wachte wie vom Traume auf: redete kein Wort. Ging nach Hause. — Wie wenig werde ich heute schlafen können; denn die Bilder der eingesaugten Wollust glühen zu tief in meinem Gehirne — nichts wird sie tilgen! — Leb wohl!

[Inzwischen ist die Zeit herangekommen, dass Abelard die Universität O.... beziehen soll, zugleich aber erhält er die ihn niederschmetternde Kunde, daß Heloise von ihrem Vater gezwungen werden soll einem Ungeliebten die Hand zu reichen. Vorbildlich gleichsam für ihr eigenes Schicksal erscheint es ihnen, daß sie zufällig bei der Beerdigung eines Landmädchens zugegen sind, welches sich ertränkt hatte, weil sie den Verlust des Geliebten nicht überleben wollte. Sie beschließen zu den Gräbern zu pilgern, Abelard schreibt am 16. September:]

... Hart ragten ihre Gräber neben einander hervor. Zwei schwarze Kreuze waren auf die Gräber gesteckt; zwei Kränze, die bald verwelken wollten, hingen an den Kreuzen. Schon hatte des Sturmes Brausen die gelben Blätter von den nahen Birkenbäumen auf die Gräber hingestürmt, und die Grabeshügel wie ein gelber Teppich überzogen. Lieblich säuselte es in den finstern Bäumen nahe Gegenwart der Verstorbenen — dumpf braust es aus des Waldes Einöden ein Brausen des Herbstes und einsam krächzte die Nachteule ein Todtenlied im verfallenen Schloß. Wir sahen, wir hörten, wir fühlten dies. Wir sahen gen Himmel, wo der Polstern gerad über uns funkelte, und der Mond weinend unter den weißen Wölkchen hineilte. — Wir ergriffen die Hände, schauten hinauf, und den bebenden Lippen entzitterten diese Worte: Gott! dort oben! der du uns siehst hier bei den Gräbern, hier im Dunkeln — bei diesen Guten hier, die sich liebten bis zum Tode, bei diesen schwören wir, daß die Liebe, die in unserm Busen flammt, nie erkalten soll — daß wir nie einander verlassen wollen, bis uns des Todes starker Arm einander entreißt! Gott! du siehst! wir lieben rein! o wie wollen wir dir danken, wenn wir hier glücklich werden! Und wenn's auf der Erde nicht geschehen könnte, wenn der Menschen Wuth auch Geliebte zu trennen sich nicht scheut — — o! so wollen wir dort, wo alles sich freut und nichts weint, dort dir ewig danken, dort in ewiger Liebe die Ewigkeiten verleben, die dem Edlen zur Freude bestimmt sind. Vater der Liebe hilf uns! — — Ach das war eine Scene — wie ich nie eine dergleichen wieder haben werde. Ein Blick auf die Gräber geworfen, und die Worte herausgestoßen: Ruhet sanft! ihr Kämpfer! ihr Dulder! eilten wir nach Haus. Schon elf Uhr war's, als wir durchs Dorf gingen. Keine Lampe des

armen Landmanns schimmerte mehr im einsamen Dorfe, alles ruhte schon. Nur hie und da bellte ein wachsamer Kettenhund. So schön lagen die schlechten Häuser vom Mond versilbert nach einander hin. Ich führte meine Heloise am Arme. Das war ein Abend — voll von Wonnegefühlen, und voll der Todesschauer.

Erst als ich an der Thürschwelle mit ihr stand, fiel's mir ein, daß ich Abschied auf eine Zeitlang nehmen müßte. Sie stand so liebend vor mir da, ganz in Engelsgestalt, aus der das Menschliche so sanft nüancirt heraus schmachtete. Ihr rothgeweintes Auge hob sie so mild auf, mir ins Angesicht zu blicken. Ihre Hand brannt in meiner —. Endlich eröffnet ich ihr, daß ich nun nach Haus zu meinem Vater müßte — und daß ich bestimmt sei, in wenig Wochen auf die Akademie mich zu begeben. Liebe! sagt ich, nun werden wir uns eine Zeitlang nicht sehen. — Leben Sie wohl! Ein Kuß versiegelte diese Worte. Aber ich konnte mich von ihr nicht losreißen — wir standen noch eine Zeitlang da — immer näher zog's mich hinan. Endlich that ich mir Gewalt an — sie rief mir nach: Vergessen Sie den heutigen Abend nicht.

Zu früh nahm ich und mein Freund von den alten ehrwürdigen Leuten Abschied. Die Thränen rollten mir die Backen herunter, da mir der Alte so bieder Glück wünschte zu meinem Studieren. Noch einmal blickt ich zum Fenster hinauf, wo meine Heloise heraussah. Sie neigte sich — und wir beide wischten die Thränen ab. Hier nun bin ich bei meinem Vater. Mein Geist sehnt sich nach Veränderung, ist überdrüssig des ewigen Einerleis — alle Bücher stinken mich an. Täglich hoff ich auf den Tag, wo ich auf O— reisen kann. Adieu! Lieber!

Am 20. Septemb.

Meine Phantasie malt mir jetzt nichts anders als schwarze Bilder, Zerstörung, Unglück. Täglich schwebt mir mein Scheiden von all den Bekannten, all den Liebenden, all den Guten vor. Und noch dazu gerade diese Jahreszeit — Einsam geh ich umher in meinem Gram. Wenn ich höre das heilige Brausen des Zerstörens von den Gipfeln der Haine

und das Gerassel welkender Blätter von den Aesten herunter — wenn ich sehe das Vergehen der Natur so allgemein um mich her — wenn ich jedes Geschöpf der unbelebten Natur zückend ersterben sehe — wenn die Wiese ihren Glanz verliert, die Blume mit all ihren Reizen zur allgemeinen Grabstätte hingeliefert wird — wenn ich überall Tod fühle, überall Untergang merke — — und dann in meinem Herzen all das Wüthen der Unglücksstürme, die ich schon brausen höre in dunkler Zukunft — in meinem Herzen den Gedanken, bald mußt du alles verlassen, bald mußt du gehen von denen, die dich lieben, und dich scheiden von der, die deiner Wonne Quell ist — — und wenn dann der sinkende Geist, umdämmert von einer so froh durchlebten Vergangenheit mit all ihren Freuden traurig einer schwarzen Zukunft entgegenzittert, die Unglückswolken über seinem Scheitel zusammentreibt — — — ach! dann glaubt der arme Endliche vergehen zu müssen in dem Sturm des Todes um ihn her, dann glaub ich zu fallen, wie das gelbe Blatt, das vom Baume herabwelkt, hin zu sein in herbstlicher Verwüstung! — —

[Abelard scheidet aus dem elterlichen Hause um die Universität zu beziehen; über die Trennung von Heloise schreibt er am 1. October:]

„Sind Sie schon da?“ sagte der weibliche Engel. Lange war stumme Scene. Endlich führte sie mich ans Fenster. Wir hielten uns bei der Hand. Ich sagte: sehen Sie dort den Mond, wie er sich verbirgt hinter's hinwallende Gewölk — wie er so weinend auf seine Erdenwelt herabschimmert — auch auf uns, die wir beängsteten Herzens sind, die wir weinen, weil wir scheiden müssen. In Heloises Auge glänzte eine Thräne, vom Monde besilbert. — Ich sah ihr starr ins Auge, bebte dies heraus: Ach Geliebte, ich komme weg von dir, von dir — o Gott! — Lassen Sie's, lassen Sie's, drückte sie mir die Hände, dies sagend — ach sehen Sie dort hinauf, dort wohnt unser Vater, der uns nicht quält wie mein leiblicher — dort wohnt der, der für die Guten sorgt. Ach! der wird Sie nicht verlassen, mich nicht verlassen — er wird unsere Liebe begünstigen — diese innige, diese reine. Gutes Ge-

schöpf! Engel! fiel ich ihr um den Hals — dich verlassen, hin — hin von dir! — oh! Freund, redete sie mich an mit muthiger Stimme, was verlieren wir, wenn wir getrennt werden? wie lange dauert's? Kurz ist die Zeit unsres Wallens hier — und Lieber! wenn ein Unglück hier im Erdenthal unsre Vereinigung verhinderte, giebts denn keinen Ort mehr, wo Menschen weiter leben? Sehen Sie an dies Herz da, das so muthig pocht, sehen Sie's, dies wird einmal stille stehen — aber es wird's nicht ewig bleiben. Ein Helfer, ein Menschenfreund, ein Gottesmensch steigt einmal von seinem Himmel herab, und weckt alle aus bemosten Gräbern mit Gottesstimme hervor — ah! dann wird er uns auch hervorwinken — dann erwachen die Schlummernden einer Morgenröthe, die ewigen Tag verkündet. Dann stehen wir da, beschauen die Grabeshöhlen, in denen wir so viel hundert Jahre verschlummert haben — dann umströmt neue Lebenskraft die Erweckten — dann, dann sehen wir beide auch einander, mit Entzücken eilen wir einander in die Arme — sinken hin, trinken Wollust — und dann gehts in einen Himmel, wo Gute sich wiedersehen, ewig wiedersehen, eine ewige Sonne uns glänzt, ein ewiger Mond uns dämmert — Freund! Lieber! ach ich werde ertrage die Leiden wiedersehen, wiedersehen! Geh hin, Geliebter! weich! wir werden mit Geduld, erinnere dich deiner Heloise, die oft um dich, dich Edlen weinen wird — ach Guter! leb in Frieden! — — Ich sank zu ihren Füssen — Himmel und Erde vergingen um mich — ich sprang auf — umhalste sie — fühlte mich Engel — dachte Wiedersehn — riß mich — sagte Lebewohl — schied . . . . . .

. . . .

den 12. Oktober.

Da bin ich nun da auf der Universität! Und zu was Ende! daß ich Geld verzehre, das ich besser hätt' anwenden können, Sachen vergesse, die ich gewußt habe, und Dinge lerne, die mir nichts nützen. Wirklich — das ganze Universitätsleben ist weiter nichts — Soll's mehr sein? — So bin ich auf keiner Universität; so bin ich zu Hause, wo ich das Gute eben so gut lernen kann. Was mir all die Pro-

fessoren sagen wollen, kann ich aus den Büchern besser — gründlicher — und mit weniger Zeit- und Geldverlust lernen. Aber das Ding hat nun einmal in finstern Zeiten angefangen, wo man wenig Bücher schrieb, und wo man, um klug zu werden, die Leute selbst hören mußte. Jetzt nun, da's einmal Mode ist, hält man's für Sünde, diese Sitte abzuändern — man hat Bücher, hört die Professoren und der Dümmling bleibt doch allemal derselbe. Wegen der Studenten — da ist weniges zu sagen. Der halbe Theil geht hin in seinem Alltagssinn — bleibt Dummkopf — verzehrt's Geld — verludert die Zeit — unedel genug! Ein Theil ist ein wenig klüger, schlendert den betretenen Weg seiner Vorfahren dahin — thut was andere thun — betet nach. Dieser ganzes Dichten und Trachten zweckt dahin, einmal ein einträgliches Dienstchen zu bekommen — dann so hin zu leben und selig zu sterben. Dieses nun könnte man ihnen nicht verargen. Denn wer will von dem, der kaum Sinneskraft genug hat, auf dem gewöhnlichen Wege fortzukommen, wer will von dem fordern, sich neue Wege zu bahnen? Aber nicht genug, daß sie die alten nicht verlassen — sie hassen, beleidigen und belächeln auch den, der ihre verläßt, ungebahnte bahnet, noch nie erklimmte erklimmet. Wenige giebts, die mehr Drang des Geistes in sich fühlen. Diese wollen nicht bloß studiren, um einmal ihren Körper dadurch zu erhalten — sie lernen, um ihren Geist zu nähren. Mit allgewaltiger Geniekraft fallen sie über die Wissenschaften her — blicken tief ins Innerste — fliegen Adlersflug — leuchten Sonnenglanz. Aber diese kennt man so selten, mag sie nicht kennen. Denn sie schaden den Alltagsweggängern erstaunlich — verderben ihnen den bepflasterten Weg — und machen ihnen viel Noth und Plage. Erstaunlich gering ist die Anzahl derer, die in Rücksicht aufs bessere Herz die genannten übertreffen. Ich finde noch überall mehr den Verstand kultivirt und Rücksicht auf ihn genommen, als das Herz verbessert — zu feineren Regungen gemildert. Wirklich, ein gescheuter Kerl wird tausendmal mehr geschätzt als ein empfindsamer Jüngling. Diesen Bösewicht da, der sich nichts rühmen kann, als übel angewandter Verstandesgaben — setzt man über jenen zärtlichen, liebevollen Menschen hin-

auf, dessen Verstand zwar weniger groß ist, der aber besser angewandt, dessen Herz milder gewöhnt wird, und dessen Sitten menschenfreundlicher geformt sind. Es giebt wenige Leibnitz's, Neuton's, Wolf's in der Welt — aber noch weniger Goethe's.

. . . .

Am 10. Nov.

Drei Jahre hier zu bleiben? Ich halt's nicht aus. Laß den Verstand hinfahren und weniger aufgeklärt werden -- soll mein Herz immer so verschmachten, so verlechzen? Ich kann's kaum ertragen, dies ewige Sehnen, da ich nun einen Monat weg bin — und nun drei Jahre — ich bebe. Gestern Abends konnt ich nicht mehr, da mußt ich hinaus. Es war tiefer Schnee und acht Uhr schon. Da ist ein Hügel, wo ich hinüberschauen kann ins gelobte Land, wo Heloise athmet. Ich stand dort, übersah die ganze Gegend, wo der Schnee so schön vom Monde zurückblinkerte und der Boden, wo ich stand, wie Feuer glimmte. Ueber mir war eine helle Sternennacht — und der liebe Mond, der einem Leidenden über alles ist, denn er hat so was tröstendes, mitweinendes für Elende — der liebe Mond ging seine blauen Wege am hellen Himmel hin — kalter Wind saust um mich — wild stürmten die eisschwangern Wolken im Aether dahin — fürchterlich knasterte das Eis im nahen Fluß nach einander hinauf — — — Ach! ich stand so da, schaut hin über jene Gebirge hinweg, wo sie ist — die Seele sehnte sich, die Geliebte zu sehen, dachte: Ach! Geliebte! du denkst jetzt nicht an deinen elenden Abelard, der von kalten Nordwinden umstürmt, da friert, der da weinend zu dir hinüberschmachtet, den die Qual von dir zu sein, im Herzen engt — der da steht, die Arme ausstreckt und — kalte Luft erfasset. Ach! da schwoll mir der Busen! mußt hinweg, so unbefriedigt, so dürstend wie zuvor — da dreht ich die Augen voll Thränen himmelan, blickt unterwärts, schlug mich an die glühende Stirn, eilte nach Hause! — Ach! so ein Zustand! Aber nun, wenn die Geliebte meiner Seele, denk ich, hier für mich auf dieser Welt nicht mehr wäre — was dann? Wie wollt ichs aushalten, die langen Lebensjahre

voll zehrenden Kummers? Fürwahr! nicht lange würd ich mich quälen — das Gehirn ist bald zerrüttet — und das schlagende Herz bald zum Stillestehen gebracht — — Wo gerath ich hin? — Ich bin jetzt ganz anders wie sonst. Mannichmal übereist eine Kälte den sonst so warmen Jüngling, daß mich sogar ein mittelmäßiger Menschenkenner für einen Gefühllosen, Unempfindlichen, schelten würde — eine Kälte, wo mich eine noch so rührende Sache nicht zum Weinen bringen könnte. Ich bin zu unglücklich. Darum rühren mich anderer Leiden jetzt so wenig. Und oft — da steigen die Thränen von selbst in die Augen — bei den freudigsten Begebenheiten. Denn eben diese lassen mich mein Leiden vermöge des Kontrastes noch einmal so stark empfinden. —

[Plötzlich leuchtet ein heller Hoffnungsstrahl in diese dunkle Nacht: Abelard erfährt, dass der Bräutigam Heloisens geflohen sei, weil er einen im Duell getödtet habe. Doch unmittelbar darauf kömmt die Botschaft, dass Heloise im sterben liege — der Bräutigam hat sie kurz vor der Flucht entehren wollen und, als sie um Hülfe gerufen, mit dem Pistol tödtlich verwundet. Sofort eilt er zu ihr, voll Verzweiflung; dem Freunde aber schreibt er am 24. December Nachts 10 Uhr:]

Da sitz ich allein; neben mir die schlummernde todtkranke, bald hinscheidende Heloise. Wie himmlische Klarheit ihr Antlitz umleuchtet — o! sie fühlt sich schon in jene seligen Gegenden versetzt, von Himmels Engeln umgeben, von Gott für die Leiden mit gütigem Blicke belohnt. Ach! nicht mehr wie vorher tobt der Schmerz in mir; die Kräfte sind erschöpft. Still überfließ ich von Thränen. Sie hat mich getröstet; mir vom Wiedersehen gesagt. Sie scheint immer schwächer zu werden. Freund! wenn sie hinstürbe, die, nach der Abelards ganzes Wesen alle Kräfte streckt — wenn der arme, verlassene, ohne Geliebte, hier auf der weiten Welt herumirren müßte, wenn Todesthäler die zwei Liebenden so schrecklich trennten — — Wenn dann mit ihr jede Schönheit der Natur erstürbe, jede Blume ihren Glanz verlöre, des Vogels Gesang ohne Reiz dem Elenden tönte, wenn mit ihr die ganze Schöpfung für ihn todt, ungeheuer vor ihm läge — — — ach! dann werden bittere Thränen die Wangen des Unglücklichen benetzen, immer nagende Schmerzen das Herz des Armen durchgraben — —

dann werden die Augen des Untröstbaren hin in die dunkle Wüste starren, er wird leiden, aber nicht lange — Freund! — wenn sie stirbt, sterb ich auch! Ich bin ganz des letzten Gedankens voll.

Ohne dich dies Leben durchzuwallen,
Heloise! kann ich nicht —
Wie die welke Blume werd ich fallen,
Die die Wuth des Sturmes bricht,
Wenn du vor mir hin in jenes Leben eilest,
Und der Leiden satt — in Jesu Arm verweilest.

Um 12 Uhr zu Nachts.

Endlich hat sie ausgekämpfet; sie ist verschieden. Ich aber bin noch da, athme noch; werde noch gefoltert. Engel droben bist du, schaust auf den Leidenden mit thränenleerem Aug' herab. — —

Ich saß bei ihr am Bette, als sie erwachte. Starr blickt sie mich an, sammelt alle Sehkraft, ihren Abelard noch einmal ganz ins Auge zu fassen und sein Bild mit in jene Ewigkeit zu nehmen — — sie reicht mir die Hand, röchelt tief aus der beklemmten Brust mit Todesstimme heraus: „ich — — werde — bald — verlöschen — — leb wohl. Abelard! — — wir — sehen uns wie —“ — die Stimme stockt, sie schließt die Augen — die Wangen erbleichen — die Füße erkalten — die Hände starren. — — Der Todesschweiß kocht aus der welken Stirne — die Lippen zittern — jedes Aederchen uud Nervchen zucket zum letzten Mal — das Blut strömt steter — das Herz treibts nicht mehr — das Geschöpf ist im Todeskampf — noch einmal — alle Kräfte der sterbenden geängsteten Menschheit gesammlet — blicken mich die sterbenden Augen wild an — verlöschen, innen pochts — jede Fiber strebt gegen den Tod auf, streitet die letzte Kraft weg — — ich fall auf ihr Todtenbette, umfasse die Scheidende — drücke wüthend ihr pochendes Herz an meines, ihre todtenfärbigen Lippen an die meinigen — lasse sie nicht fahren, begehre mit ihr zu sterben — endlich durcheist die Todeskälte die Erblaßte — sie ist nicht mehr Heloise — ich lasse sie. Eine Viertelstunde sink ich hin in Betäubtheit, fühle nichts. Bloß mein Geist entschwebt den Erdentiefen — fliegt mit der Verklärten

gen Himmel — sieht sie im Unschuldsgewand, mit der letzten Thräne über Leiden im Auge vor den Allvater treten und knieen — sieht die weinenden Engel ihr des Elends Thränen abwischen — — sieht den Himmel vergnügt, eine neue Dulderin einzunehmen. Liebreich tönte das Gold himmlischer Saiten auf den Engelsharfen herab — lieblich säuselt es Kühlung von den wehenden Palmen herunter — Und ach! sie sieht, in Himmelglorie drunten auf die Erde blickend, den armen Abelard von Schmerz gebeugt, von Kummer durchnagt, knieen, weinen, flehen — sie winkt, sie gebeut zu folgen — ich will und fühle der Erde Fesseln und erwache.

Ich bin meiner nicht mehr mächtig; alles ist in mir verhüllt. Ich seh zum Fenster hinaus, auf zu dem sternenvollen Himmel — erblicke den blassen Mond mit graulich durchschimmerten Wölkchen, verschleiert, hineilen, seh wie er über die Unglücklichen des Erdenballs weint. Freund! es wird ruhiger in meiner Seele — es wüthet nicht mehr so in derselben. Der Gott, der alles liebt, hat auch sie mir entrissen — er wird wiedergeben, was er genommen hat; er wird verzeihen, wenn ich selbst ihr nacheile. Ich will beten, daß er mich bald hinrufe zu meiner Entschlummerten — Wie sie jetzt jubeln wird bei den Chören der Verklärten — wie sie sich freuen wird, all dem Jammer so hurtig entgangen zu sein! Da liegt sie, auf dem Bette ihrer Ausduldung — so schön! so himmlisch! Welche veredelte Physiognomie! Wie die Augen so sanft geschlossen sind — der Mund so ruhig — — dieser todte Engel! — Abelard! lägst du doch neben ihr so! — Der Schmerz wallt wieder auf — — Ich will Lärm machen und ihren Tod ansagen! Leb wohl, Lieber! Du wirst wenig Briefe mehr empfangen! Ach! ach! —

Am 26. Decemb.

Heut hab ich den Brief von meiner verstorbenen Heloise gelesen — den Brief, wo sie Abschied von mir nimmt. Ich will dir ihn abschreiben, du wirst weinen.

Edler, betrübter Abelard!

Du wirst dieses Blatt in die Hände nehmen, wenn ich schon modere. Du vermuthetest meinen Tod nicht, du glaubtest

nicht, neulich mich zum letzten Male zu sehen; aber F. — Gott verzeih es ihm — hat alle deine Hoffnung vernichtet. Geliebter! wir waren einst glücklich, wir hofften, es in Zukunft noch mehr zu sein — aber nun sind wir getrennt, weit, weit getrennt, bis ein wohlthätiger Tod dich wieder zu mir führt. Bald schauder ich, den bittern Kelch des Todes zu trinken — bald hoff ich auf seine Ankunft, sehne mich ihn zu empfangen.

Gott! hilf mir! — Und du, edler Jüngling, lebe wohl. Du wirst viel dulden müssen. Mein Tod wird dein innerstes zerreißen. Oben in jenen seligen Höhen werd ich wandeln und du wirst unten im Thränenthal seufzen — ich werd Himmelsfreuden genießen und du wirst deine Tage in Thränen verleben. Wenn nach diesem Leben noch Erinnerung des vorhergenossenen Daseins stattfindet, ach! dann wird oft deine Heloise, mitten unter der zaubernden Musik höherer Geister, unter den Chören der mitweinenden, edlen Engel — mitten in der Gesellschaft des Menschenfreundes, den ich bald anbeten werde — mitten unter diesem allen wird sich der Gedanke an den Abelard, der traurig auf Erden wandelt, in alle meine Freuden mischen, mitten unter den Thränen, die die Entzückung der Liebe Gottes weint, wird eine trübe für dich, Herrlicher! herabrollen — im Himmel werd ich an dich denken, dich zu mir wünschen. Geliebter! mir bricht's Herz, dich lassen zu müssen. Aber laß es sein. Bald werd ich dich umfangen in der Ewigkeit — bald werd ich dir die Thränen vom Aug abwischen vor Gott, vor Jesu, vor den Engeln. Besuch Abend beim Mondenlicht meine Grabstätte, schöpfe Trost, nahe bei meiner ehemaligen Hülle zu sein, und hoffe, den Bewohner derselben bald zu umarmen. Blicke dann gen Himmel, und wenn's den Seligen vergönnt ist, ihre Geliebten und Freunde von oben zu betrachten, o! so wird deine ehemalige Geliebte oft in den weißen Wölkchen im Lichtgewand erscheinen, Tröstung dir zu winken. Dann wird's in des Kirchhofs Bäumen todtenleise rauschen, dann werden die Blümchen, die auf meinem Grabe blühen, im Mondenschimmer durch kühle Lüfte geschwankt werden und ein sanftes Schauern wird deine Wange belispeln; dann denke: Hier ist der Geist

Heloises. Ach! dann werd ich vor Gott niederfallen, für dich beten, um deinen Tod flehen. Komm bald! Abelard! O, mit Freuden will ich Dich umfangen — dann wird dies beängstete Herz nicht mehr in einem kummervollen Busen schlagen — ich werde mich freuen — freuen — dulde! weine, aber tobe nicht! Bald wird Dein Leben verrauschen! Lebewohl! ich weine! zum letztenmal! sei glücklich. Dich erwartet

Deine

sterbende

Heloise.

[Abelards Schmerz, als Heloise der Erde übergeben wird, kennt keine Grenzen; die Sehnsucht verzehrt ihn; da beschliesst er, als er in einer kalten Winternacht ihr Grab besuchte, zu sterben und sich „durch die Kälte des Nachtgeistes tödten zu lassen.“ Doch nur eine Ohnmacht umfängt ihn; allein die Katastrophe ist unaufhaltsam; am 31. December schreibt er dem Freunde:]

Dank Gott! es ist beschlossen. Ich will sterben. Lieber Wilhelm! es ist nicht mehr Wuth des übermäßigen Schmerzens, die dazu mich drängt; es ist kalter Entschluß. — Ohne Ueberspannung soll ein Schuß durchs Gehirn den jammernden Geist von seiner Hütte trennen. Und der Grund dieser jählingen Veränderung? ist dieser. Heut Abend, da ich nichts wußte zu thun, zu denken, zu empfinden — so sehr hatte der immerwährende Gedanke an die Verewigte alle Kräfte abgespannt — elend geh ich wieder hinaus ins freie Feld und hinein ins Wäldchen, wo ich vor meiner Abreise mit Heloise war. Ein Glück oder Unglück führte mich an den Ort, wo die zwei Liebende begraben lagen, davon ich Dir in einem meiner Briefe geschrieben habe. Es war der Ort, wo diejenige schlummerte, die den Tod für ihren erblaßten Schatz auf sich zu nehmen nicht scheute. Weiter braucht' es nichts, in mir den glimmernden Funken zur lodernden Flamme anzufachen. Ich erblickte sie, die Gräber der beiden Edlen. Die ganze Scene stellte sich meiner Seele in all ihrer Lebhaftigkeit wieder vor. Ich erinnerte mich, wie ich mit Heloise an diesen Gräbern stand, wie wir der Liebe schwuren. — Ach! Da fiel mirs aufs Herz. Schwacher, Entnervter, sagt ich zu

mir, ein weibliches Geschöpf, unter den Landleuten erzogen, wenig für die feineren Regungen des Herzens gestimmt — scheut sich nicht, den Tod über sich zu nehmen wegen ihres Geliebten — und du, der du so voll Gefühls bist, den jede entnommene Freude tausendfach verwundet, du bebst, dem Tod unter die Augen zu treten? Dein Herz wird von immerwährendem Jammern durchbohrt und du zitterst, diesem Jammer ein Ende zu machen? Ich schwur, nicht länger mich zu quälen, ich eilte nach Haus; war viel freier und unbeklommener ums Herz. Eben jetzt um 11 Uhr schreib ich dies; und bald werd ich meinem Schwur ein Genüge leisten.

Ha! Lieber, dieses ist der letzte Brief, den Du von Deinem ehemaligen Freund liesest. Du wirst ihn lesen, wenn er schon lange verschieden ist. Morgen ist neues Jahr. Morgen feier ich's im Himmel. O Freund! morgen bin ich bei Heloise. Mit Wonne und mit Schauer blick ich hin ins vergangene Jahr. Sehe Freuden und Qualen, — Gott dank! daß sich der letzte Tag desselben so herrlich endet. Leb wohl, Wilhelm! Jetzt tödtet sich Dein Freund, das gespannte Pistol liegt neben mir. Zum letztenmal blick ich zum Fenster hinaus nach dem gestirnten Himmel — zum letztenmal hab ich diese Erde lebendig betreten und betrachtet — zum letztenmal dämmert mir der Mondstrahl. Ach Freund! ich weine! Vorher war ich kalt; Jetzt wirds Gefühl der Menschheit wieder in mir rege. Alles zum letztenmal — Meine Eltern nicht mehr sehen, Dich nicht mehr sehen, Karl nicht mehr sehen? — Ach! tröste meine Eltern, wenn sie meinen Tod erfahren, sag ihnen, daß ihr unglücklicher Sohn eher zu bemitleiden als zu verdammen ist. Tröste den alten grauen Vater. Sag ihm, bald werd ich ihn in jenen seligen Höhen umarmen. Küsse mein kleines Brüderchen an meiner Statt. Tröste meine liebe Mutter, mein Freund! Lebt alle wohl! die ihr mich liebtet! euch alle seh ich wieder! auch Dich, geliebter, guter, edler Freund! unter tausenden will ich bei der Auferstehung Dich suchen, vor allen andern Dich umarmen und Thränen an Dich hinweinen. Lebt wohl, all ihr Menschen im Sterbthal. Seid glücklicher als euer Bruder! daß dessen Jammer keiner von euch trage, keiner so sterbe wie er! Und o! ihr Liebende! die ihr näher am

Herzen mir liegt, die ihr gleichen Kummer mit mir fühlet, seid geduldig! Laßt all die Thränen, die eure Augen trüben, mit ruhigem Gemüth die Wangen herabrinnen, laßt hoch über euch heulen den kältenden Nord, laßt unter eurem Fuß jede Freudenblume entblütet und entblättert werden — ach! laßt das all! Erinnert euch des unglücklichen Abelard, wenn ihr seinen Namen gekannt habt, der mehr duldete als ihr — erinnert euch desselben, wie er in seiner Todesstunde an euch alle dachte und Tröstung für alle Mitleidende vom Allvater herunterstöhnte! — — — Leb auch du wohl, Räuber meiner Freuden! Mörder meiner Geliebten, vergeben sei dir von mir — auch du, o Gott, vergieb ihm. — Lebt alle wohl, Mitbrüder! Mitmenschen! — Und Du auch! Wilhelm! theurer Wilhelm! Wein eine Thräne des Mitleidens dem unglücklichen Jüngling, der so — so seine Qualen enden muß. Weine, wenn Du meinen Tod hörst. Meinen modernden Körper begrabe Du und Karl neben Heloise. Leb edel. Vor Jesu seh ich Dich, umarme Dich. — — — Leb wohl! Es schlägt zwölfe aus! Lebewohl! Oh! Mordgewehr! Zerspalte dieses Gehirn — — — Gott! im Himmel steh dem leidenden Geschöpf bei. Jesu! erbarme dich bald des Elenden, nimm seine Seele in deine Hände! Und du, o Geist Heloises, steh mir bei, bald seh ich! Hilf Vater! mein Gott! oh! — oh! — — —

Der Schuß geschieht und befreiet den Unglücklichen von der langsam tödtenden Qual. Man hört den Knall, läuft hinzu und findet Abelard todtkämpfend. Alle Mittel werden umsonst angewandt. In etlichen Minuten verscheidet er. Eine Thräne noch entquillt dem Auge, indem sein Geist sich vom Körper trennt. Alles ist in Bestürzung, da man den offnen Brief an Wilhelm liest. Man schickt ihn an denselben und schreibt einen an Karl. Zu Mittag am Neujahrstage kommen die beiden Freunde. Sinnlos fallen sie auf ihren erblaßten Freund. Ihren Jammer mag ich nicht beschreiben. Auf Abend soll er begraben werden. Vier Anverwandte von Abelard tragen ihn. Still, betrübt gehen die beiden Freunde der Bahre nach. Beim Mondschein senken sie den erblaßten in die kühle Erde, nach

der er sich schon lange gesehnt hatte. Weinend drücken Wilhelm und Karl sich die Hände und seufzen: Hilf Gott! daß unser Leben sei wies Leben dieses Edlen! Aber bewahr uns vor seinem Ende. Und laß uns ihn wieder im Himmel antreffen. — — Oft erinnerten sie sich an denselben, und weihten seiner Asche eine stille Thräne.

* * *

Dies ist die Geschichte des Jünglings, den wir aus seinen Briefen kennen gelernt haben. Ruhig rinn ihm von der stillen Wange eine Thräne des Mitleids! — Liebt den Unglücklichen, er verdient wahrlich Eure Liebe, ahmt ihn aber nicht nach! Und o! ihr Liebende! die ihr gleiche Qual mit ihm duldet, laßt Euch seine Geschichte zum Trost dienen. Verzaget nicht, wenn Euch Leiden drängen! Und wenn Eures Kummers zu viel ist, so blicket hin in jenes Leben — und wenn eure liebende Herzen hier geschieden sind, so erwartet das Wiedersehen in Gottes seligem Himmel — wo alle sich wiedererkennen, Freund und Freundin, Werther und Lotte, Siegwart und Marianna — und alle — und auch Du und ich.

J. P. F. R.

Jean Paul's eigenes Urtheil.

Fehler: Dieses ganze Romänchen ist ohne Plan gemacht, die Verwickelung fehlt gänzlich und ist alltäglich und uninteressant. Die Charaktere sind nicht sowohl übel geschildert als gar nicht. Man sieht vom Abelard und von der Heloise nichts als das Herz; man sieht nichts von ihrem Verstande; es ist keine ihrer Neigungen ausgemalt, nicht einmal die Empfindung der Liebe ist wahr dargestellt. Ueberdies ist alles überspannt; bei vielem empfindet man nichts, eben weil es sehr empfindelnd sein sollte. Es ist auch wider die Wahrscheinlichkeit gefehlt. Es ist sehr fade etc. Die Sprache ist nicht goethesianisch, aber sie ist schlechte Nachahmung der goethesianischen.

Schönheiten: Es ist nicht überall die Sprache des Herzens verstellt; die Schilderungen von Scenen aus der Natur

sind nicht gänzlich mißrathen; das Deutsche ist nicht ganz elend; es ist wenigstens nicht dem Deutschen ganz ähnlich, welches die heutigen Kraftgenies schreiben. Auch findet man einzelne gute Bemerkungen hierinnen und ich würde mehr bemerkt haben, wenn ich weniger hätte empfindeln wollen. Endlich für mich hat dieses Büchelchen die Schönheit, daß es einen meiner besonderen Zustände meines Herzens einer gewissen Zeit darstellt, den ich jetzt für Thorheit halte, weil ich das Glück nicht habe, noch derselbe Thor zu sein.

Zwei Briefe von Friedrich Rückert.

Mitgetheilt von Robert Boxberger.

Die Gothaische Bibliothek besitzt zwei Briefe Fr. Rückerts, von denen ich den einen hier nur bei Gelegenheit mittheile, der zweite aber nicht verfehlen wird mehrfaches Interesse zu erregen. Die Adresse fehlt ihm, doch lassen mehrere Anzeichen, unter anderm der Umstand, dass er in einem Buche gelegen hat, welches dem Freunde Rückerts, dem berühmten Minister von Wangenheim gehörte, schliessen, dass er an diesen gerichtet ist.

1.

Erlangen, den 15. Febr. 40.

Hochzuverehrender Herr!

Ihre werthe Zuschrift und Sendung würde ich früher beantwortet haben, wenn ich nicht seit Anfang des Jahres mit Unwohlseyn zu kämpfen gehabt hätte. Mit Freuden ersehe ich aus der mitgetheilten Sammlung, wie reich die Gunst der Musen mit Schmuck des Lebens Sie beschenkt. Diese Gedichte müssen für Sie den größten Werth haben, und einen verhältnißmäßig großen für diejenigen, die mehr oder minder Ihnen nahe stehn und an Ihnen Antheil nehmen. Welchen Werth sie für die theilnahmlose Welt haben möchten, sollte Ihnen eigentlich gleichgültig seyn. Auch ersehe ich nicht aus Ihrem Briefe, daß Sie in Versuchung sind, sie zu ediren. Einen solchen Schritt zu thun würde ich in unsrer Zeit, wo die Welt so überfüllt ist, keinem rathen, der ihn nicht schon unglücklicher Weise gethan hat, oder ihn durch Noth zu thun gezwungen ist. Keinen oder gar schlechten Dank für Gutes oder Gutgemeintes zu finden, ist kränkend; und diese Krän-

kung steht jedem jetzt Auftretenden bevor. Daher wünsche ich Ihnen Glück, daß Sie mit Ihren Perlen Ihr eignes Leben schmücken dürfen, ohne sie vor die Säue werfen zu müssen. Es sollte mich freuen, wenn ich wieder einmal nach Baireuth komme, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Rückert.

Ihre Gedichte bewahre ich zum Andenken auf, bis Sie sie etwa wieder begehren.

Herrn Carl v. Spies
K. Kreis- und Stadtgerichtsrath
Hochwohlgeb.
Baireuth.

2.

Berlin, den 18. Febr. 45.

Hochverehrter Freund!

Ich bin Dir lange auf Deinen abermaligen freundlichen Gruß diesen Dank schuldig geblieben. Grade als ich schreiben wollte, kam endlich, wonach ich seit dem Herbst umsonst umgehorcht hatte, hier ein Gerede unter die Leute von einer nächstens hervortretenden Constitution, man hatte dazu den Montag (gestern) vor 8 Tagen anberaumt; das wollt' ich doch erst abwarten, um Dir das Neuste und Wichtigste schreiben zu können. Es kam aber damals nichts zum Vorschein als ein Provincial-Abdeckergesetz, und seitdem ist wieder Alles still; doch sollen, wie mir Froriep sagt, die höchsten aristokratischen Gesellschaftskreise sehr allarmirt seyn.

Heute bringt man unter höchst norwegischem Schneesturm den guten Steffens zu Grabe. Was soll ich Dir nun noch weiter schreiben? mit dem ersten Merz gedenke ich trotz Schnee und Eis selbst bei Dir zu seyn. Die arabischen Sprichwörter sind das Postgeld nicht werth; dafür sende ich als Vorläufer meiner nachsommerlichen sächsischen Dramen ein leichteres und doch gewichtigeres Stückchen, das mir unversehens unter der Hand erwachsen und nun, wie Du siehst,

völlig druckfertig ist. Wenn es Dir gefällt, wie ich wünsche und hoffe, (mich selbst hat die Arbeit mehr gefreut als das größte eigne Trauerspiel, ich hätte das Gefühl ein Liebeswerk zu thun) so laß es nur gleich von den H.— abschreiben, wobei die Noten unter die Seiten zu bringen mit Zahlen von 1 an auf jeder Seite, statt der von mir gebrauchten buntscheckigen Zeichen.. Scheler grüße freundlich, ich will ihm nun nicht erst schreiben. Beiliegendes Briefchen besorge gütigst an meine Frau. Daß Diepenbrok nicht zu uns will, ist traurig. Die Schneidemühler haben hier auch nun eine sich anschließende Gemeinde; ich höre, daß ein katholischer Militär bei der Regierung angefragt, ob er eintreten dürfe, und es ihm unter einer Form zugestanden worden, die schließen läßt, daß die Regierung die neue Kirche anerkenne. Nun wünsche ich ihr nur bessere Begeistung [sic], noch ist sie gar zu nüchtern und frostig, doch eben immer ein Leib, darin ein Geist fahren kann. Mein Heinrich, der noch immer hier sitzt, und den ich wol selbst mit fortnehmen werde, empfiehlt sich Dir ehrerbietigst; Fortlage's Buch (das einzige) heißt: Vorlesungen über deutsche Literatur in Dresden und Berlin gehalten. — Von Schopenhauer hab' ich nun erst das Hauptwerk gelesen, sein vor 18 circa Jahren erschienenes, jetzt erst neu aufgelegtes „Die Welt als Vorstellung und Wille". Wenn ich Deine Phrase recht verstehe, daß Dir keine Philosophie genüge, die nicht die praktische Seite mit der theoretischen organisch vereinige, so würdest Du gerade hier das Gesuchte finden. Die Welt als Vorstellung nämlich ist Kants Lehre, nur einleuchtender, anschaulicher, gemeinverständlicher, daß unser Denken nicht an das Ding an sich komme etc. Die andere Seite aber, die Welt als Wille, kommt nun eben an dieses Ding an sich, das nichts ist als der Wille, die ewige Treibegrundkraft der Welt in allen ihren Steigerungen (= platonische Ideen) bis zur höchsten im Menschen. Da ist nun sehr eindringlich zu lesen, wie dieser Wille zum Leben seinen Leib, seine Organe, und als deren höchstes seinen Intellekt baut, der also ein secundäres ist, aber oben auf der Spitze (das ist nun das unerklärte und unerklärliche) aus einem dem Willen Dienenden zu einem Herrschenkönnenden wird, der

durch seine Erkenntniß, daß der Wille zum Leben seine eigne Qual, das Urböse, die Erbsünde ist und die Erlösung und Seligkeit [am Rande: Befreiung von Wiedergeburt] die Aufgebung des Willens zum Leben [!]; wodurch eine überraschende, imponirende Ausgleichung der indischen uralten Abbüßungslehre und der christlichen Askese erlangt wird. Eine nur vorläufige Entbindung vom Urübel, dem Willen des Lebens, ist die Kunst. Mir hat alles das, das wie providentiell mir gerade kam, als ich es brauchte und nicht daran dachte, viel zu denken und zu schaffen gemacht, und thut es noch, wird auch nicht ohne bestimmten Einfluß auf meine nächste Arbeit seyn. Im Schluß des Colombo ist schon eine Anbahnung dazu.

Nun habe ich doch mehr geschrieben, als ich vorhatte. Von ganzem Herzen freue ich mich, Dich baldigst wiederzusehen.

Dein

ergebenster

Rückert.

(An Staatsminister v. Wangenheim
in Coburg.)

Beiträge zur Litteraturgeschichte der Neuzeit.

Von

KARL PUTZ.

I.

Berichtigungen und Ergänzungen zu Goedekes Grundriss Bd. III. S. 274—292 und 1004 f. „Friedrich Rückert (Schriften)“, und zu Beyers Rückert-Bibliographie in dessen „Neuen Mittheilungen über Friedrich Rückert“, Erster Theil, Leipz. 1873. S. 195—227.

Nr. 2. bei Goedeke S. 274: „Lied des fränkischen Jägers in Ign. Dunzigers Aurora. Würzb. 1813. Heft 4. S. 60: Um Pfingsten, wenn der Kukuk ruft“, und

Nr. 2. bei Beyer S. 195: „Lied des fränkischen Jägers. In der Zeitschrift Aurora von Ign. Danzinger. Würzburg 1813. Heft 4. S. 60. Um Pfingsten, wenn der Kukuk ruft“.

Der Herausgeber der Aurora hiess nicht Dunziger und nicht Danzinger, wie auch in Beyers Friedrich Rückert, ein biographisches Denkmal, Frankf. 1868. S. 63, gedruckt ist, sondern Denzinger, und das Lied des fränkischen Jägers beginnt nicht: „Um Pfingsten“ u. s. w., sondern: „Wir Jäger frei aus Frankenland“. Es ist aufgenommen in den Kranz der Zeit 1817. S. 119, wo „Um Pfingsten“ u. s. w. die 14. Strophe ist, während das Lied 17 Strophen hat; es fehlt in den Gesammelten Gedichten und in den Gesammelten Werken.

Nr. 22. bei Goedeke S. 278 und

Nr. 24. bei Beyer S. 200. „Morgenblatt 1818 . . . Nr. 99. Den deutschen Künstlern zu Rom im J. 1818 (Preis und Ruhm euch) ohne Namen.“

Dieses Gedicht ist nicht von Rückert, sondern von dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Ludwig I. von Baiern und mit einigen Aenderungen in dessen Gedichte, Bd. 1. München 1829. S. 227, aufgenommen.

Nr. 25. bei Goedeke S. 278 und

Nr. 28. bei Beyer S. 201. „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1820. S. 359—365. Sicilianen I—XVI."

Diese waren die ersten deutschen Sicilianen.

Nr. 25a. bei Goedeke S. 278 und

Nr. 29. bei Beyer S. 201. „Taschenbuch für Damen für 1821. S. 211—248. Mewlana Dschelaleddin Rumi I—XLII."

Diese waren die ersten deutschen Ghaselen, welche gedruckt wurden, während Goedeke in Platens Lebensabriss vor dessen Werken 1838 und wiederholt im Grundriss Bd. III. S. 270 und S. 562 Nachdruck darauf legt, dass Platen mit der Form der Ghaselen zuerst öffentlich aufgetreten sei. Schon Beyer in den „Nachrichten von Friedrich Rückerts Leben" (Anhang zu den Gesammelten Werken Bd. XII. S. 414) machte darauf aufmerksam, dass das Taschenbuch für Damen vor 1821 ausgegeben wurde, während Platens Ghaselen, Erlangen 1821, erst im Laufe des Jahres 1821 erschienen. Dasselbe bestätigt ein Brief Rückerts vom 10. April 1821 an Cotta (Beyers Neue Mittheilungen I. S. 113 f.), wo es heisst: „Sogleich nach Ostern schicke ich meine Beiträge zum Damenkalender (für 1822). Es hat mich etwas verdrossen, dass eine Beurtheilung des letzten Jahrgangs in Ihrem Blatte meinen orientalischen Beitrag gar nicht erwähnt hat; dieser Verdruss ist dadurch in mir erneut worden, dass ich soeben ein kleines Büchlein erhalte: Ghaselen von Graf von Platen-Hallermünde, Erlangen bei Heyder. Dieser wackere Junge, sonst mein persönlicher Freund, der die Ghasele von mir zu machen gelernt hat, zum Theil durch mündliche Andeutung, vorzüglich aber aus eben jenem Beitrag zum Damenkalender, übergeht grossmüthig meine Arbeit, wie Ihr Recensent." Darum konnte Rückert mit Recht sagen, Ges. Gedichte, Erl. II. 2. Aufl. S. 422, 4. Aufl. S. 410, Frankf. I. S. 609, Ges. Werke V. S. 200:

„Die neue Form, die ich zuerst in deinen Garten pflanze,
O Deutschland, wird nicht übel stehn in deinem reichen Kranze".

Nr. 30. bei Goedeke S. 280 und
Nr. 38. bei Beyer S. 203. „Urania für 1822 ... S. 249—260. Ritornelle 1—67."

Diese waren die ersten deutschen Ritornelle, worauf W. Müller in der Urania für 1824 die seinigen folgen liess, mit einiger Formänderung und je drei zusammenstellend.

Nr. 41. bei Goedeke S. 281 und
Nr. 48. bei Beyer S. 206. „Morgenblatt 1824. Nr. 35. Kazwinis Parabel etc. Nr. 46. Schanferi etc."

Das erstere Gedicht ist das bekannte: „Chidher", in sämmtliche Gedichtausgaben aufgenommen; das letztere hat eine andere, assonierende, Gestalt als im Erbaulichen und Beschaulichen aus dem Morgenlande, Berl. 1838, 1. Bändchen, S. 102, weshalb es Boxberger in seinen Rückert-Studien, Gotha 1878. S. 226 wieder abdrucken liess.

Nr. 41a. bei Goedeke S. 281 und
Nr. 49. bei Beyer S. 206. „Vesta. Weihnachtsgabe für 1825. Frankfurt. Gedichte."

Der vollständige Titel ist: „Vesta. Weihnachtsgabe für 1825 in Erzählungen und Gedichten von A. J. Büssel, M. v. Freiberg, Friedrich Rückert, K. Weichselbaumer, G. Zimmermann und Anderen. Gesammelt von Dr. J. P. v. Hornthal. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von W. L. Wesché 1825." — Der Beitrag von Rückert ist der III. des Buches S. 163—196, und enthält nicht Gedichte, sondern „Amaryllis. Ein ländliches Gedicht, geschrieben 1812", wovon Nr. 44 bei Goedeke, Nr. 52 bei Beyer als Einzelausgabe erschien, so dass jenes der erste Druck ist. In der Vesta sind die Sonette unbeziffert, in der Einzelausgabe beziffert.

Nr. 43a. bei Goedeke S. 281. „Frauentaschenbuch für 1825" mit dem Bemerken S. 282: „Die Urania für 1825 fehlte mir."

Sie muss freilich fehlen. Konnte doch Müllner im Litteraturblatt 1824 am Schlusse einer Uebersicht über die Taschenbücher für 1825 sagen: „Am besten von allen gefiel mir die Urania, welche — gar nicht erschienen ist." Die

Bestätigung findet sich in einer der Urania für 1826 vorgedruckten Buchhändleranzeige, Preisermässigung der verschiedenen Jahrgänge betreffend, mit dem ausdrücklichen Bemerken: „1825 nicht erschienen.“

Nr. 44. bei Goedeke S. 282.

„Amaryllis etc.“ — Die Angabe „70 Sonette“ ist unrichtig; es sind, wie in der Vesta, 64. Beyer Nr. 52. S. 207 gibt richtig an, dass 2, 9, 15, 16, 46, 63 in der Fassung der Gesammelten Gedichte und Gesammelten Werke fehlen.

Nr. 50. bei Beyer S. 206. „Wendts Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1825 ... S. 109.“

„Uerlieferungen“ ist Druckfehler statt „Ueberlieferungen“.

Nr. 44a. bei Goedeke S. 282 und

Nr. 55. bei Beyer S. 207.

Moosrosen für 1826. Von W. Menzel. „Frühlings-Liebeslieder“ soll heissen „Lieder“, wie bei Goedeke S. 1004 nebst den Liederanfängen nachgetragen ist.

Nr. 47. bei Goedeke S. 282. „Die Verwandlungen des Ebu Seid.“

„Aus Hariris Makamath übersetzt von C(onz), im Morgenblatt 1818. Nr. 230—232“, soll heissen 130—132. Beizufügen ist noch: Morgenblatt 1824. Nr. 44, wo abermals eine Makame steht (Die beiden Gulden). — Vor „S. J. Kämpf“ ist noch zu erwähnen: „Karl Krafft, Jüdische Sagen und Dichtungen nach den Talmuden und Midraschen, nebst einigen Makamen aus dem Divan des Alcharisi“, Ansbach 1838. (Darin sind enthalten 2., 4., 5., 7. Pforte, während die 1. schon in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums, herausgegeben von Philippson, 1. Jahrgang. Leipzig 1837. Nr. 81 und 86, und im 2. Jahrgange 1838. Nr. 7 gedruckt war.)

Nr. 48. bei Goedeke S. 282. „Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. Frankfurt 1828.“

„303 S.“ — soll heissen 246 S. — Die vierte Auflage heisst nicht eine verbesserte, wie die dritte, mit welcher sie völlig gleichlautend ist.

Nr. 49. bei Goedeke S. 282.

„Deutscher Musenalmanach für 1830. Buntes aus Ost

und West“ ... S. 45 „Scharferi“ ist Druckfehler statt „Schanferi“.

Nr. 51. bei Goedeke S. 283.

„Huldigung den Frauen für 1831. S. 169. Lieder. ... 2. Mein Sohn! Geheimniss ist ein Wein“, Druckfehler für „im Wein“ ... („Auch für Jahrgang 1827. Der Jahrgang fehlt mir.“) Er enthält nur ein Gedicht: „Der Künstler und sein Publikum“, richtig verzeichnet bei Beyer Nr. 61. S. 208.

Nr. 53. bei Goedeke S. 283. „Hebräische Propheten, übersetzt und erläutert“, Leipzig 1831.

In Rückerts Leben S. 272 erwähnt Goedeke, dass Rückert Nachbildungen lieferte von ... „einem Theil der kleinen Propheten“. Diese sind aber nicht nachgebildet, sondern wörtlich übersetzt, und zwar nicht bloss die kleinen Propheten mit einziger Ausnahme des Jona, sondern ihnen voranstehend auch Jesaja Cap. 40—66, beides bezeichnet als Erste Lieferung, wozu die Erläuterungen, welche hier fehlen, als zweite folgen sollten, aber nie erschienen.

Nr. 92. bei Beyer S. 213. „Frühlingsalmanach von Nicolaus Lenau 1835.“

Zu S. 308 ist einzuschalten: „Weil wir des Uebels Grund nicht verstehn,“ und: „Wenn so.“

Nr. 63. bei Goedeke S. 285 und

Nr. 93. bei Beyer S. 213.

„Morgenblatt 1835. Nr. 245 ... 7. Die Steine der Erhörung“, Druckfehler für: „Die Stunde etc.“ „Nr. 247 ... 11. Erklärung“. Soll heissen: „Salomos Bewirthung. Erklärung eines arabischen Sprichwortes.“ — Im Morgenblatte sind die Stücke unbeziffert.

Nr. 64. bei Goedeke S. 285 und

Nr. 94. bei Beyer S. 213. „Deutscher Musenalmanach für 1836.“

„S. 399—439 Bruchstücke eines Lehrgedichtes. 1—66.“ Soll heissen: 1—69; denn so viele sind es, wiewol unbeziffert. — Es sind die in der Weisheit des Brahmanen (Nr. 69 bei Goedeke, Nr. 101 bei Beyer) Erstem Bändchen, in Abth. I. enthaltenen 1—6. 11—14. 16. 20—32. 34—54. 56—58. 63—84.

Nr. 68. bei Goedeke S. 285 und

Nr. 102. bei Beyer S. 215. „Deutscher Musenalmanach für 1837."

„S. 1—62. Bruchstücke eines Lehrgedichts. 1—100." Es sind die in der Weisheit des Brahmanen 6. Bändchen in Abth. XVII. enthaltenen 1—100, so dass sie die ganze Abtheilung ausfüllen.

Nr. 70. bei Goedeke S. 286. „Gesammelte Gedichte. Dritter Theil. Erlangen 1837." „... Zeitgedichte 1814—1817."

Es darf erwähnt werden, dass der Zeitgedichte Erstes Buch (S. 233) nur eine Auswahl aus dem Kranz der Zeit 1817 (Nr. 18) enthält, von 99 Stücken nur 53. Ebenso in Nr. 94 und 117.

Nr. 71. bei Goedeke S. 286. „Gesammelte Gedichte. Vierter Theil. Erlangen 1837."

„... Oestliche Rosen. 1819—1820." — Diese sind gleichfalls nur eine Auswahl aus den Oestlichen Rosen 1822 (Nr. 31), von 357 Stücken nur 218. Ebenso in Nr. 94 und 117.

Nr. 87. bei Goedeke S. 287. „Charitas. Festgabe von E. v. Schenk. 1840."

„S. 289—303. Gedichte ... (Auch in anderen Jahrgängen, die mir fehlen)." Die Charitas erschien, herausgegeben von Schenk, in den Jahren 1834, 1835, 1836, 1838. Regensburg bei Pustet; dann als Neuer Folge 1. Jahrgang 1840 in Commission der Krüllschen Buchhandlung in Landshut, und 2. Jahrgang 1842 in Regensburg bei Manz, und wurde nach Schenks Tode fortgesetzt von Karl Fernau (pseudon. für S. Daxenberger) 1843—1847 ebenda. — Von Rückert enthalten die früheren Jahrgänge:

1834. Neue Lieder. S. 285—330. 1. Die Schwanenlieder. 2. Das Haus im Walde. 3. Bei Sonnenuntergang. 4. Der Köhler. 5. Die Windschiefe. 6. Windstille. 7. Die Winde im Dienst der Sonne. 8. Die hole Weide. 9. Waldstille. 10. Herbstfarben. 11. Die Herbstsonne. 12. Herbsthoffnung. 13. Abschied. 14. Ersatz. 15. Hainbuchenlaube. 16. Heimfahrt. 17. Im Reisewagen. 18. Die Ferienreise.

1835. Gedichte. S. 251—289. 1. Die ausgehende Lyrik.

2. Der Schenkwirth und seine Gäste. 3. Besitz des Dichters. 4. Der Abendländer im Morgenland. 5. Die Sonnenflecken. 6. Sonne und Mond. 1833. 7. Spaziergangsunterhaltungen 1—5. 8. Haarverlust. 9. Verlust und Gewinn. 10. Die Wünsche. 11. Die Früchte und die Traube. 12. Die Blumenbettler. 13. Spaziergangsmüde 1—3. 14. Ausdruck der Empfindung.

1836. S. 347—374. Bruchstücke eines Lehrgedichts. 1—34. — Es sind die in der Weisheit des Brahmanen 1. Bändchen, in Abth. II. enthaltenen 1—20. 30—43.

1838. S. 355—372. Neue Bruchstücke aus der Brahmanen Weisheit. 1—30. — Es sind die in der Weisheit des Brahmanen 4. Bändchen, in Abth. X. enthaltenen 170 bis 194, welche = 1—23, 28, 30 der „Charitas" sind, während 24—27 und 29 in der „Weisheit" gänzlich fehlen, weshalb Boxberger in seinen Rückert-Studien, Gotha 1878. S. 21, sie wieder abdrucken liess.

1840. Die von Goedeke verzeichneten Gedichte.

1842—1847 nichts.

Nr. 101. bei Goedeke S. 289.

„Liebesfrühling. Frankf. Sauerländer. 1844. ... Der Liebesfrühling ist weder hier noch sonst vollständig gedruckt, am vollständigsten in den Gedichten Erlangen 1834. Bd. I." Soll heissen: Erlangen Bd. I. in der 2. und den folgenden Auflagen von 1836 an; denn da erhielt der Liebesfrühling noch 90 Lieder, die er in der 1. Auflage 1834 noch nicht hatte; dennoch wurde er in der Frankfurter Gedichtausgabe 1843 Bd. I. nur nach dieser abgedruckt.

Nr. 1073. bei Goedeke S. 1004.

„27a. Abendzeitung 1821."

„Nr. 239. Neue östliche Rosen ... IV. Seufzend sprach ich zu der Lieben." Soll heissen: „zu der Liebe."

Nr. 293. ... II. „O Mensch, wie ist dein Leben." Soll heissen: „Mensch, wie ist dein Leben."

Die 8 Lieder aus der Abendzeitung 1821 liess Boxberger in seinen Rückert-Studien, Gotha 1878. S. 4—10 wieder abdrucken als „Zerstreute und verschollene Gedichte

S. 561. Z. 19. „Wilh. Gerth“, soll heissen: „Genth.“ Er ist derselbe, an welchen Ode 37. gerichtet ist, und von welchem „Dichtungen“, Siegen und Wiesbaden 1845, erschienen sind.

S. 562. Z. 2 und S. 563. Z. 1. Die angebliche Priorität des Druckes von Ghaselen ist schon in den Bemerkungen zu Rückerts Schriften berichtigt.

S. 568. Nach 7 ist einzuschalten:

7a. „Am Grabe Peter Ulrich Kernells. Zweiten April Eintausendachthundertvierundzwanzig. Erlangen.“ Zwei Quartblätter, anonym.

13. Ode. „An König Ludwig. Erlangen 1825.“ Erster und Einzeldruck der Nr. 12 genannten Ode 1, welche im Morgenblatte nur wiederholt wurde.

S. 569. 15. Morgenblatt 1826. Nr. 32. „An die Diana der Niesen“, soll heissen: „des Niesen.“ Nach 20 ist einzuschalten:

20a. „Taschenbuch für Damen auf das J. 1829.“ Einladung nach der Insel Palmaria.

S. 570. 32. „Die Abbassiden ... Stuttgart, Cotta 1833“, soll heissen 1835.

33. „Vesta: Taschenbuch für 1836“, soll heissen 1835.

S. 572. Absatz 5. Hier sind nachzutragen:

5 Briefe von Platen an Thiersch in Friedrich Thiersch' Leben, herausgegeben von Heinr. W. J. Thiersch, Leipzig und Heidelberg 1866, 1. Band. S. 275. 276. 319. 326. 328.

Zu den Nr. 32. genannten „Abbassiden“ füge ich noch zwei Bemerkungen bei:

1) Die sämmtlichen neueren Ausgaben von Platens Werken enthalten das Epos mit der Schreibung Abas und Abassiden, während die Namen ursprünglich immer Abbas und Abbassiden hiessen. Eine Erklärung der Aenderung weiss ich nicht zu geben.

2) Kurz in der Geschichte der deutschen Literatur Bd. III. S. 304b. schreibt von dem Gedichte: „Nur scheint uns die Wahl des Metrums (das Gedicht ist in fünffüssigen reimlosen Jamben geschrieben) verfehlt; denn so vortrefflich



es auch behandelt ist, so fehlt es ihm doch an lebendiger Mannigfaltigkeit, es steht der Sprache des Umgangs zu nahe, als dass es für ein längeres episches Gedicht angemessen scheinen könnte. So sehr sich dieses Versmass für die dramatische Poesie eignet, so wenig passt es in das Epos, am wenigsten für eine solche Dichtung, wie die »Abassiden«, deren märchenhafter Inhalt mit seiner phantasiereichen Entwicklung eine lebendigere, wir möchten sagen, glühendere Form unbedingt zu erheischen scheint." — Die Abbassiden sind aber gar nicht in Jamben, sondern in fünffüssigen, den sogenannten serbischen Trochaeen geschrieben, welche als episches Mass, wenn auch für Gedichte mässigeren Umfangs, nicht bloss von der Talvj in den serbischen Volksliedern, sondern auch von Goethe im Klaggesang von der Frauen des Asan Aga, von Kopisch u. a. gebraucht sind. — Fünffüssige Jamben sind übrigens auch das Mass für die Miltonschen Epen: Das verlorene und das wiedergefundene Paradies; im gleichen Versmasse übersetzte Rückert Stücke aus dem Iskandername (Frauentaschenbuch 1824), und in der Allgemeinen Zeitung, 1874. Nr. 174 Beilage, lobte Carriere Adolf Pichlers „Marksteine" mit den Worten: „Der Dichter hat mit dem reimlosen fünffüssigen Jambus die rechte Form getroffen."

Nr. 5. bei Goedeke S. 568.

„Urania für 1823. S. 549—560. Sonette .... III. Kaum fand ich dich (fehlt)."

Dieses in den Werken fehlende Sonett, welches meines wissens seither noch nirgend wieder abgedruckt wurde und nach Son. 11 einzuschalten ist, lautet:

Kaum fand ich dich und lernte liebend schätzen
Die zarte Seele, die mein Wahn entweihte,
Da rückt ein blind Geschick mich in die Weite,
Nach streng unwiderruflichen Gesetzen.
Wie fühl' ich nun die Trennung mich verletzen,
Genesen kaum vom innerlichen Streite!
Weh mir, ich muss, ich muss dir von der Seite,
Eh' ich mich darf an deinen Worten letzen!

O dass mir bliebe sonst'ger Freuden Schatte!
Entbehren wollt' ich und die Klage sparen,
Könnt' ich nur sagen, dein gedenk: Ich hatte.
Selbst dass ich, schauend dich in deiner wahren
Gestalt, die Reue zu der Treue gatte,
Wirst du, verkannt dich wähnend, nicht erfahren.

Folgende zwei Strophen, zu Ode 28: „Europas Wünsche. 1829“ gehörig, und nach der 3. Strophe einzuschalten, sind bisher ungedruckt:

Möge Frankreichs junges Geschlecht des langen
Kampfes Preis einernten! Es möge schleunig
Portugals blutfroher, in Wien geschulter
Teufel zu Grund gehn!
Wiederkehr einst werde dem zarten Mädchen,
Das den Freibrief hält in der Hand der Unschuld,
Glück und Recht ausstreuend, wie Blumen, lande
Donna Maria!

S. 875. bei Goedeke Nr. 549 ...... 3) „Berenga 1824“, soll heissen: „Berengar.“

III.

Ergänzungen zu Goedekes Grundriss Bd. III. S. 477. 867. 872.

S. 477. Nr. 44. Eduard von Schenk.

Nach Nr. 1 ist einzuschalten:

1a. Orpheus. Ein Gedicht. In Weichselbaumers Zeitschrift Orpheus, Nürnberg 1824. 1. Heft. S. 154 ff.
(14) Sonette. Ebenda 2. Heft. S. 1 ff.

Nr. 7. „Schauspiele ...... II. 1833. Henriette von England.“ Ein Bruchstück davon schon in Weichselbaumers Zeitschrift Orpheus. Nürnberg 1824. 1. Heft. S. 75 ff.

Nr. 9. „Charitas. Festgabe.“
Die Beiträge des Herausgebers sind:
1834. S. 1—24. Fabeln und Parabeln.
S. 331—350. Georg und Margarethe. (Bruchstück aus dem „Ewigen Juden.“)
1835. S. 1—24. Gedichte. S. 317—372. Der Mönch und die Gräfin. Novelle.

1836. S. 1—42. Neue Fabeln und Parabeln. S. 375 bis 462. Nächtliche Erzählungen.

1838. S. 251—320. Die Bischöfe Johann Michael von Sailer und Georg Michael Wittmann. Beytrag zu ihrer Biographie. S. 321—354. Einige Briefe von Johann Michael von Sailer an Eduard von Schenk.

1840. S. 11—48. Gedichte.

1842. S. 357—446. Bethulia. Biblisches Schauspiel in 3 Aufzügen.

1843. Fortgesetzt von Karl Fernau. S. 1—68. Gedichte aus dem Nachlasse von Eduard von Schenk, mit einem biographischen Vorwort vom Herausgeber.

1844. S. 247. Zwei nachgelassene Gedichte von Eduard von Schenk.

S. 867 f. Nr. 512. Karl Weichselbaumer.

Nach 14 ist einzuschalten:

14a. Ueber den konstitutionellen Geist. Für konstitutionelle Bürger Deutschlands. (Motto.) Bamberg und Würzburg, Göbhardt 1821. IV und 78 SS. 8⁰. (Anonym.)

Nach 17 ist einzuschalten:

17a. An Ihre Majestät die Königin von Baiern, zum 28. Jäner 1823. München. 8 SS. 8⁰. (Terzinen.)

Nr. 19. „Orpheus. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Herausg. Nürnberg, Heft 1—4. 1823—1825“ soll heissen: 1.—3. Heft 1824. 4. Heft 1825. Der Inhalt seiner Beiträge ist genauer: 1. Heft S. 1—8. Vorbericht. S. 115—153 Egilone. Eine Erzählung. 2. Heft S. 107—132. Wissenschaft und Leben. Philosophische Skizze. 3. Heft S. 1—29. Des Sängers Schwanenlied. (Stanzen, überarbeitet auch in die Gedichte 1855 [Nr. 30] aufgenommen.) 4. Heft. Die Florentiner. Novelle.

Nach 20 ist einzuschalten:

20a. Die drei Feste. Erzählung. Im Taschenbuche von der Donau auf das J. 1825. Herausgegeben von Ludwig Neuffer. Ulm. S. 259—305.



Nach 23 ist einzuschalten:

23a. Die Hermanns-Schlacht. Oper in 4 Aufzügen. Musik von Chelard. München 1835. (Daselbst im k. Hoftheater aufgeführt.)

23b. Beiträge zur Charitas, Festgabe von Ed. v. Schenk, fortgesetzt von Karl Fernau:

1835. S. 79—158. Die Münchner. Erzählung.

1836. S. 181—274. Der Verkannte. Novelle.

1844. S. 407—410. 2 Gedichte. (Der Blick der Liebe. Des Dichters Lohn. Beide in die Gedichte 1855 aufgenommen.)

1846. S. 1—106. Der Prätendent von Portugal. (1640.)

1847. S. 1—71. Cäcilie. Novelle.

Nach 27 ist einzuschalten:

27a. Das Edelreis. Gedicht. Im Kalender auf das Jahr 1844. Auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern herausgegeben von Hofrat Dr. F. B. W. Hermann. München 1843. 4⁰. S. 38. (In die Gedichte 1855 nicht aufgenommen.)

Ich benütze diese Gelegenheit einen bisher ungedruckten Brief Immermanns „an den Herrn Dr. Carl Weichselbaumer Wohlgeboren zu München“ als den Herausgeber der Zeitschrift Orpheus zu veröffentlichen:

„Ew. Wohlgeboren

danke ich ergebenst für die gütige Einladung zu Ihrer Zeitschrift. Recht gern werde ich zu dem achtbar und bedeutend angekündigten Institute Beiträge liefern, und nehme desshalb keinen Anstand, Ihnen den übersandten Contract unterschrieben zurückzureichen, wenn es gleich etwas bedenklich scheint, sich zu etwas, was man eigentlich nicht unbedingt versprechen kann, für den Lauf eines Jahres anheischig zu machen.

Recht sehr freut es mich, dass Sie die Zeitschrift in Heften erscheinen lassen wollen. Die Zersplitterung in wöchentliche Mittheilungen muss zur Vernichtung aller Ruhe und Gründlichkeit führen. Der Deutsche ist einmal zur leichten Behandlung der Dinge nicht geschickt, und eine

andre kann doch in den gewöhnlichen Zeitblättern nicht wohl zugelassen werden. Möchte Ihr Wollen und Bestreben gesegneten Fortgang haben! Möchten Sie auch in Ihrer dichterischen Laufbahn recht viel Freude und Genügen empfinden! Diess wünscht Ihnen von Herzen

Ihr

Münster, den 27. Junius 1823.

ganz ergebner Karl Immermann.

S. 872 f. Nr. 532. Alois Joseph Büssel.

Nach 6 ist einzuschalten:

6a. Des Sängers Wanderung. Ein Gedicht (achtzeilige Stanzen). In Weichselbaumers Zeitschrift Orpheus. Nürnberg 1824. 2. Heft. S. 133 ff.

Nach 11 ist einzuschalten:

11a. Die Gertlmühle. Romanzen. In Hormayrs Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1830.

Nach 18 ist einzuschalten:

18a. Beatrice. Legende. In V. Müllers Münchner-Museum 1836.

18b. Trausnitzlieder, Romanzen. Die Geisterstimme. Ebenda 1838.

18c. Das Mädchen mit dem goldnen Sterne, Mährchen. In v. Hornthals Lese-Cabinet 1838.

18d. Die zerschlagene Laute. Chevalier Vauquelin. In den Münchner Theeblättern 1839.

Nach 19 ist beizufügen:

20. Claude Lorrain. Terzinen. In der Wiener Zeitschrift 1841.

21. Das Grab auf der Insel Phytalia. Nachruf an Ed. v. Schenk. Zwei Gedichte. Im Morgenblatt 1841.

22. Der Abt und der Dichter. Romanzen. In der Charitas 1842.

23. Jakob Stainer, der Geigenmacher. In der Charitas 1843, S. 131—250. Mit biographischem Nachwort des Herausgebers S. 250—258. (Daraus die obigen Nachträge.)

Zur madagaskarischen Volkskunde.

Von

Felix Liebrecht.

In der kürzlich erschienenen Numer 147—8 von Trübners American, European and Oriental Literary Record befindet sich auch ein Aufsatz über die „litterarischen Fortschritte in Madagaskar“. Natürlich giengen die Versuche und Bemühungen zur Bildung einer madagassischen Litteratur lediglich von den Europäern und namentlich von den protestantischen Missionaren aus, die sich seit 1820 auf jener Insel ansiedelten und Wörterbücher, Grammatiken, Schulbücher und Uebersetzungen zu Tage förderten, unter welchen letzteren die der Bibel, sowie anderer religiöser und Erbauungsbücher, wie z. B. des berühmten Pilgrim's Progress von Bunyan, vorzugsweise zu nennen sind. Jetzt sind in der Hauptstadt Antànanarìvo zwei Pressen beschäftigt, welche unter anderm sechs Zeitschriften monatlich, vierteljährlich oder jährlich erscheinen lassen, z. B. Tény Sòa (Gute Worte), eine Monatsschrift seit 1866 mit 3500 Exemplaren, Vàrytondràhan-Tantély (Reis mit Honig vermischt), zweimonatlich mit 3000 Exemplaren u. s. w. Das Antànanarìvo Annual mit 700 Exemplaren erscheint in englischer Sprache. Auch die Jesuitenmission gibt mancherlei Schriften in Antànanarìvo heraus, hauptsächlich religiösen und polemischen Inhalts, ausgenommen die sehr schätzbare „Tantàra ny Andriana eto Madagascar ou Histoire des Rois d'Imérina d'après les Manuscrits Malgaches. Antànanarìvo 1875“. Hinsichtlich der Volkskunde sind folgende, sämmtlich in Antànanarìvo erschienene Arbeiten zu erwähnen: „Malagasy Proverbs, collected by J. Parrett and W. E. Cousins. 1873. — Malagasy Customs. Collected by

Rev. W. E. Cousins. 1876. — Malagasy Folk-Lore. Collected by Rev. L. Dahle. 1878. — Adventures of Ikötofétsy and Imàhakà. Collected by Rabézàndrina. 1876. — Ausserdem ist noch zu erwähnen: „Proceedings of the Malagasy Folk-Lore Society. Printed for private circulation", die seit 1875, aber nur in unregelmässigen Zeiträumen, herauskommen. Zu dem hier nach Trübners Record angeführten füge ich noch den im zweiten Bande des „Folk-Lore Record. London 1879" enthaltenen sehr interessanten Aufsatz von James Sibree, Jun. „Malagasy Folk-Lore and Popular Superstitions", dem eine Fortsetzung folgen wird.

Wir haben oben die den Lesern dieses „Archivs" bereits aus meinen Mittheilungen in diesem Bande S. 110 ff. bekannten Abenteuer des Ikötofetsy und Imàhakà angeführt, ein Märchen von zwei schlauen Dieben, wie solche in den Volkserzählungen der verschiedensten Völker und schon im fernsten Alterthume auftreten; so in der von des Aegyptischen Königs Rhampsinit Baumeister und dessen Sohne bei Herodot, anderer zu geschweigen. Die oben erwähnte von Rabézàndrina im J. 1876 besorgte Aufzeichnung ist mir nun zwar nicht zu näherer Kenntniss gekommen; indess hat schon früher Dr. Bleek im dritten Bande des „Cape Monthly Magazine" (1871) dieses Märchen mitgetheilt, der es von Herrn Cameron zu Antànanarìvo bereits im J. 1865 in Original und Uebersetzung brieflich erhalten hatte mit der Bemerkung, „ersteres (das Original) sei von einem jungen Manne, einem Lehrer in einer der Missionsschulen, nach der mündlichen Erzählung von Eingeborenen, welche die betreffenden Geschichten ganz genau kannten, niedergeschrieben worden". Aus dieser bereits einmal (s. „Archiv" Bd. 10 S. 110 ff.) benutzten Quelle entnehme ich nachträglich noch die folgenden Mittheilungen.

Die Thaten Ikotofetsys und Mahakas, zweier madagassischer Diebe.

Cap. I. Mahaka kam von Osten und Ikotofetsy von Westen, Mahaka machte eine Reise nach Westen und Ikotofetsy nach Osten, und so trafen die beiden in einem Thale zusammen. Mahaka hatte einen Spaten aus Töpferthon mit

sich und Ikotofetsy, wie er sagte, ein Huhn; es war aber nur eine Krähe. Mahaka hatte seinen Spaten sorgfältig zugedeckt, so dass bloss die beiden Enden desselben sichtbar waren*, und Ikotofetsy fragte daher, was das wäre, was jener mit sich führte. „Ein Spaten," erwiderte Mahaka. — „Was ich bei mir habe," antwortete Ikotofetsy, „das ist ein Huhn." — „Wenn es ein Huhn ist," sprach Mahaka, „so wollen wir tauschen; jedoch trotz dem Tausche wollen wir die zwei Dinge nicht eher aufdecken, als bis ich bei dem Berge im Westen anlange und du bei dem Berge im Osten. Vorher darf keiner von uns beiden das, was er eingetauscht hat, in Augenschein nehmen." Als sie nun an den Orten, wohin sie giengen, angelangt, enthüllte Mahaka das Huhn, und sieh da, es war eine Krähe, die alsbald wegflog und sich nicht wieder fangen liess. Da stand er nun ganz verblüfft und sprach zu sich selbst: „Ja, die Gedanken und Pläne meines Freundes gleichen ganz genau meinen eigenen". Und als Ikotofetsy seinen Spaten enthüllt hatte, so fieng er an damit die Erde aufzugraben; aber der Spaten brach ohne weiteres entzwei, und er sprach: „O, die Gedanken und Pläne meines neuen Freundes gleichen ganz genau meinen eigenen".**

* Töpfergeschirr wird in Madagaskar oft mit Reissblei bestrichen, so dass ein so bestrichener Spaten aus Thon das Aussehen eines neuen Eisenspatens haben würde. *C.* [= Cameron].

** Dem in diesem Capitel enthaltenen listigen Streiche entspricht genau ein anderer, der in einem Lappländischen Thiermärchen vorkommt und wonach ein Fuchs, welcher in einem Sacke verbrannte Knochen trägt, einem Lappen mit einer Raide (Reihe hinter einander festgebundener Schlitten) begegnet. Dieser, den das klappern der Knochen in dem Sacke wie ein Klang von Gold und Silber dünkt, fragt den Fuchs, was er da habe. „Mein elterliches Erbtheil," antwortet Reineke; „wollen wir handeln?" — „Ja wol," spricht der Lappe, „doch zeige mir erst das Geld, womit du mich bezahlen willst." — „Das kann ich nicht," versetzt der Fuchs; denn es ist mein Erbe von Vater und Mutter; „wenn du mir aber das Zugthier da geben willst, und den Zweijährling da und den Dreijährling dort, dann sollst du den Sack bekommen und alles mit einander, was darin ist." Der Lappe gieng darauf ein, nahm den Sack, und der Fuchs bekam die Rennthiere. „Aber," sagte der Fuchs, „du darfst nicht eher in den Sack gucken, als bis du ein gutes Stück Weg fort bist, so über fünf bis sechs kleine Berge weg. Siehst du früher hinein,

Cap. II. Nach einiger Zeit trafen Ikotofetsy und Mahaka wiederum in demselben Thale zusammen, wo sie einander zuerst gesehen hatten. Da sprach Ikotofetsy: „Da unsere Gedanken und Pläne einander so sehr gleichen, so wollen wir mit einander Freunde sein!“, worauf Mahaka erwiderte: „Wolan denn! wenn wir Freunde sind, so wollen wir ostwärts ziehen; denn da ist eben ein reicher Mann gestorben, er hiess Andriambahoaka; wir wollen hin und zusehen, was wir ergattern können, vielleicht ein Viertel seines Vermögens und seines Königreichs.“ — „Nun gut,“ antwortete Ikotofetsy, „wir wollen hin.“ So machten sich die beiden zusammen auf den Weg, und als sie dort anlangten, fanden sie, dass der gestorbene schon seit einiger Zeit begraben war und die Wächter das Grab verlassen hatten. Die beiden Freunde begaben sich daher bei Einbruch der Nacht nach dem Grabe und nahmen einen Spaten und eine Schaufel mit. Sie begannen hierauf einen Eingang in das Grab zu graben und fuhren so lange damit fort, bis sie damit fertig waren. Sie kamen alsdann überein, dass Ikotofetsy sich in das Grab begeben und darin einschliessen lassen sollte, und trafen dabei folgende Verabredung. Mahaka sagte nämlich zu Ikotofetsy: „Pass gut auf und gib Acht auf meine Stimme; denn ich will die Kinder Andriambahoakas zuerst rufen lassen, und wenn sie dreimal gerufen haben, dann will ich zuletzt rufen.“ Demnächst schloss Mahaka den Ikotofetsy in das Grab ein*, vermachte die Oeffnung des Eingangs und gieng fort. Als er in der Nähe der Stadt anlangte, fieng er an laut zu weinen und zu sagen: „Ach, Vater, hole mich doch nach!“ Als die Leute ihn hörten, sprachen sie: „Was ist das für ein Mann, der da

---

so wird alles Silber und Gold zu lauter verbrannten Knochen.“ So zog denn jeder seines Weges, der Lappe mit dem vermeintlichen Geldsacke und der Fuchs mit den Rennthieren. Jener aber konnte sich gleichwol nicht enthalten, noch ehe er „so über fünf oder sechs kleine Berge weg“ war, in den Sack zu sehen und fand bloss verbrannte Knochen darin. — S. meine Mittheilung in Pfeiffers Germania XV, 164.

* Die Gräber in Madagaskar sind aus Stein gebaut. Viele derselben enthalten einen Flächenraum von zehn bis achtzehn Quadratfuss und sind sieben bis acht Fuss hoch; im innern befinden sich Vorsprünge für die Leichen, und das ganze deckt ein grosser flacher Stein. *C.*

wie ein Narr heult?“ Mahaka aber begab sich nach dem Hause Andriambahoakas, und die Leute sagten: „Komm herein, Freund, komm herein!“ Und als er eingetreten war, sass er nieder, weinte und sprach: „Ach, Vater! warum bist du doch so ohne weiteres gestorben? — Denn wir sind zusammen vier Brüder, seine Kinder.“ Da antworteten die Kinder Andriambahoakas und die anderen Hausleute und sprachen: „Was macht dich zu einem Sohne Andriambahoakas? Denn wir kennen dich durchaus nicht, und doch nennst du dich seinen Sohn?“ Mahaka aber antwortete und sagte: „Ich bin sein Sohn;“ und jene erwiderten: „Du bist es nicht.“ Mahaka aber beharrte und sagte: „Ich bin sein Sohn, aber von einer anderen Mutter, und deshalb kennet ihr mich nicht.“ Da sagten die Kinder Andriambahoakas: „Wenn du sein Sohn bist, so wollen wir das Volk zusammenberufen und ausfindig machen, wer deine Mutter und ob sie die Frau Andriambahoakas gewesen ist.“ Und Mahaka sprach: „Das ist gut, es sei also!“ Und als das Volk versammelt und befragt worden war, lautete die Antwort desselben: „Nein! wir wissen nichts, was diesen Mann zu einem Sohne Andriambahoakas machen könnte; denn er ist uns ganz unbekannt.“ Mahaka sagte: „Wenn ihr mich nicht kennet, so wollen wir zu seinem Grabe gehen und ihn mit lautem Rufe befragen, ob ich nicht sein Sohn bin.“ Sie begaben sich also zu seinem Grabe, und dort angelangt, sprach Mahaka: „Jetzt rufet ihm zu.“ Und die Kinder Andriambahoakas riefen mit lauter Stimme: „Höre uns in deinem Grabe, o Vater! ist dieser Mann dein Sohn? denn er sagt, er sei es.“ Aber der todte schwieg. Da sprach Mahaka: „Rufet noch einmal; denn er hat vielleicht nicht gehört.“ Da riefen sie wieder und thaten dieselbe Frage, und wiederum hörte man keine Antwort, und als sie zum dritten Male riefen und noch immer keine Antwort sich vernehmen liess, da sagte das Volk zu den Kindern Andriambahoakas: „Jetzt habet ihr gerufen, höret nun auf und lasset diesen Mann rufen.“ Da rief Mahaka und sprach: „Höre, o Vater, in deinem Grabe! bin ich nicht dein Sohn, wenn auch von einer anderen Mutter, obschon das Volk mich nicht kennt?“ Da antwortete Ikotofetsy aus dem Grabe und sprach: „Du bist in der That mein Sohn!“,

und als das Volk dies hörte, sagte es: „Seid alle ruhig, damit wir deutlich hören, ob nicht etwa ein anderer geantwortet hat.“ Und wiederum rief Mahaka: „Höre, o Vater, in deinem Grabe! bin ich nicht dein Sohn, wenn auch von einer anderen Mutter, obschon das Volk mich nicht kennt?“ Da antwortete Ikotofetsy aus dem Grabe: „Du bist in der That mein Sohn!“, und Mahaka rief aus: „Wie nun, was saget ihr dazu? bin ich nicht sein Sohn?“ Und das Volk antwortete: „Ja wol, Bursche; die Sache ist abgethan, und du bist sein Sohn! Man theile also das Vermögen Andriambahoakas in vier Theile und gebe Mahaka sein Theil.“ Dies geschah, und Mahaka blieb in der Stadt, bis es dunkel war, worauf er nach dem Grabe gieng, Ikotofetsy herausgrub und dann die Oeffnung wieder ausfüllte.

Cap. III. S. „Archiv“ oben S. 110—113.

Cap. IV. Die beiden Freunde zogen wieder aus und sahen einen Mann mit einer Hasenscharte, dessen Name (gleichfalls) Rangahy war und der auf einem Bergabhange Vieh weidete. Da sagten sie zu einander: „Wie fangen wir es an um uns Rangahys Vieh anzueignen?“ Ikotofetsy sprach: „Einer von uns muss sich unter diesem grossen Steine begraben lassen,“ und Mahaka sagte: „Nun gut, so lass du dich darunter begraben, ich aber werde mich Rangahy nähern;“ und Ikotofetsy stimmte bei. Als Mahaka sich Rangahy genähert hatte, sprach Ikotofetsy unter dem Steine folgende Worte: „Pipiliky, Pipiliky* — Wenn Rangahy schlachten will — Seine weissköpfigen Rinder, — Wird Rangahy von seiner Hasenscharte geheilt.“ — „Horch, sagte Mahaka, was ist das?“ Hierauf wiederholte Ikotofetsy die Worte, und Rangahy sprach zu Mahaka: „Sei einmal ein bischen stille, Freund, und lass mich hören!“ Noch einmal wiederholte Ikotofetsy die Worte: „Pipiliky, Pipiliky — Wenn Rangahy schlachten will — Seine weissköpfigen Rinder, — Wird Rangahy von seiner Hasenscharte geheilt.“ Da sprach Rangahy: „Wenn das wahr ist, dann will ich nach Hause gehen und ein Messer, eine Axt und einen Strick holen um die Ochsen zu schlachten;“ und als er nach Hause kam

* Name eines Vogels. *C.*

und seine Frau und Kinder dies hörten, sprach die Frau: „Wenn dich das heilen soll, so schlachte die Ochsen nur immer zu.“ Hierauf kehrte Rangahy zu Mahaka zurück, und sie schlachteten alle weissköpfigen Ochsen, und Mahaka theilte das Fleisch ein, indem er sagte: „Wer soll den Kopf bekommen? — Der Kopf, ein Kopf zur Trefflichkeit — Der Kopf, ein Kopf zum Guten, — Soll er mein sein oder dein?“ Dann sprach Rangahy: „Nun gut, mein Freund, er soll mein sein!“ Hierauf sagte Mahaka: „Wer soll die Schulter bekommen? — Die Schulter, eine Schulter zum Bösen, — Die Schulter, eine Schulter zum Weh, — Soll sie mein sein oder dein?“ Und Rangahy sagte: „Nimm sie, Freund; sie soll dein sein.“ So theilte Mahaka die geschlachteten Ochsen stückweise, und auf diese Weise bekam der Spitzbube die Hälfte für sich. Als nun die Theilung geschehen war, nahm jeder seinen Antheil, und Ikotofetsy kam dann unter dem Steine hervor, worauf er und Mahaka Leute herbeiriefen, die ihnen ihr Fleisch ins Haus schaffen halfen.

Cap. V. Demnächst zogen Ikotofetsy und Mahaka weit fort und trugen mit sich zwei wilde Katzen* in einem verschlossenen Korbe. Sie kamen zu einem reichen Manne, der sie bei sich aufnahm und sie fragte, wo sie hingiengen. Mahaka sagte: „Ich gehe in den Wald,“ und Ikotofetsy sagte: „Ich will Schwerzubekommen verkaufen.“ Als der reiche Mann dies hörte, sprach er: „Wolan, ich will es kaufen“ und schloss den Handel mit Ikotofetsy ab. Dann machten sie den Korb auf, und die wilden Katzen liefen fort. Da sprach Mahaka: „War das Schwerzubekommen? treibet ihr Handel mit wilden Katzen? Ihr treibet Hexerei und seid selbst behext.“ Da gab der reiche Mann ihm Geld, welches die beiden Spitzbuben dann theilten.

Cap. VI. Die beiden Spitzbuben zogen wieder aus, wie man sagt, um einen neuen Schelmenstreich auszuüben. Da sahen sie eine alte Frau, welche Schafe hütete, und sie sprachen

* Wer in Madagaskar ehedem wilde Katzen hielt oder sonst etwas mit ihnen zu schaffen hatte, wurde für behext gehalten und oftmals ohne weiteres umgebracht. Der reiche Mann sucht die Sache durch Geld zu vertuschen.



zu ihr: „O, alte Frau, wie kommt es, dass du keine Schafe hüten kannst?“ Und sie antwortete: „So zeiget mir denn die rechte Art, ihr jungen Burschen!“, und sie sagten: „Binde ein Ende eines Strickes einem Schafe ans Bein und das andere dir um den Leib;“ und sie that also. Alsdann jagten sie den Hund unter die Schafe, und diese liefen davon und schleppten die alte Frau mit sich, so dass sie den Geist aufgab, Ikotofetsy und Mahaka aber sich der Schafe bemächtigten.

Cap. VII. Die beiden Freunde zogen wieder aus und erblickten einen Orangenbaum. Da sprachen sie: „Wir wollen einander auf die Schultern steigen um hinauf zu reichen;“ denn die Orangen hiengen so hoch oben, dass sie dieselben nicht erreichen konnten; und Mahaka nahm Ikotofetsy auf die Schultern. Als nun der Eigenthümer des Baumes herbeikam, war Mahaka mit den Orangen davon gelaufen, aber Ikotofetsy wurde gefasst. Da sprach der Herr des Baumes: „Der Bursche soll nicht loskommen; denn er hat mich bestehlen wollen;“ aber Ikotofetsy antwortete: „O, Vater des Volkes, urtheile du selbst. Die Orangen hängen so hoch oben, dass sie gar nicht zu erreichen sind; wie hätte ich sie abpflücken können? Ueberdies bin ich ja nicht weggelaufen!“ Er log aber nur.

Cap. VIII. S. „Archiv“ oben S. 113—116.

Cap. IX. Ikotofetsy und Mahaka zogen wiederum aus und sahen ein grosses Reisfeld, und sie giengen über dasselbe hin mit dem Kopfe niederwärts und den Füssen in die Höh. Alsdann machten sie dem eigentlichen Besitzer sein Besitzrecht streitig, indem sie sagten, sie wären über das Reisfeld gegangen mit dem Kopfe niederwärts und den Füssen in die Höh*; und als der Streit vor das Gericht kam, entschieden die Richter, das Feld gehöre Ikotofetsy und Mahaka.**

Cap. X. Ikotofetsy und Mahaka trafen ein Uebereinkommen; nämlich, dass, wer von ihnen zuerst stürbe, Herr

* Dies spielt auf ein malegassisches Sprichwort an, das man gebraucht, wenn man von einer Sache spricht, die viel Mühe und Geld gekostet hat; man sagt dann nämlich: „Ich bin darüber gegangen mit dem Kopfe niederwärts und den Füssen in die Höh.“ *C.*

** Die beiden Schelme gebrauchen nämlich vor den Richtern das obige Sprichwort im buchstäblichen Sinne. *C.*

ihres ganzen Eigenthums sein sollte (d. h. dass dasselbe mit ihm ins Grab gelegt werden sollte). Eine Woche darauf that Ikotofetsy, als ob er stürbe, und es wurde an Mahaka ein Bote gesendet, der ihm meldete: „Dein Freund ist gestorben.“ Da sprach Mahaka: „Wenn dem so ist, dann will ich ihn in unser ganzes Vermögen einhüllen lassen.“ Hierauf gieng er hin, liess Ikotofetsy begraben und das ganze Vermögen mit ihm ins Grab legen; und als die Leichenbegleitung sich zerstreute, gieng auch Mahaka nach Hause. Dort kochte er einige Krebse und brachte sie dann auf die Spitze des Grabes, wo er sie zu zerbrechen und zu zerschlagen begann (indem er einem Hunde nachahmte, der Knochen benagt und zerbricht). Da rief Ikotofetsy im Grabe aus: „Hadia! fort mit dir, du Bestie! denkst du, ich bin todt?“ Mahaka aber fuhr fort die Krebse zu zerbrechen und zu zerhacken, und Ikotofetsy rief wiederum aus: „Hadia! fort mit dir, du Bestie!“ Da sprach Mahaka: „Wache auf, Freund! He, he, du bist nicht todt, sondern hast bloss versucht dir unser ganzes Vermögen anzueignen.“ Und Ikotofetsy erwiderte: „Schlag mich nicht todt, Freund, wenn ich auch versucht habe mir unser Vermögen anzueignen.“ Da gieng Mahaka zu seinen Verwandten und sprach: „Brechet das Grab auf, denn Ikotofetsy ist nicht todt!“ Und die Verwandten waren sehr erfreut und öffneten das Grab alsobald; hierauf brachten sie Ikotofetsy nebst allem Hab und Gut heraus und theilten dies wieder gehörig unter die beiden. Einige von den Vorstehern der Stadt hatten aber diese Theilung mit angesehen; sie begaben sich also zum Könige, erzählten ihm, was sie gesehen, und sagten: „Deine Unterthanen, die mit Ikotofetsy und Mahaka in Berührung gekommen sind, haben schweren Verlust erlitten.“ Und der König fragte: „Wie so?“, und sie sagten: „Die Masse von Dingen, die sie unter einander getheilt haben, haben sie auf keine ehrliche Weise erlangt, sondern nur durch Betrug.“ Da schickte der König weise Männer hin, die das Besitzthum der beiden Schelme in Augenschein nehmen sollten, und sie berichteten darüber dem Könige. Alsdann sandte dieser sie nochmals hin um sich zu erkundigen, wie sie das Vermögen erworben, und die Schelme antworteten, sie hätten es durch Einkauf von Klugheit erworben. Da der

König dies vernahm, liess er sie fragen: „Was war das für Klugheit, durch die ihr so grosses Vermögen erlangt habet?“ Die beiden Schelme erwiderten: „Durch kluges kaufen und verkaufen, so dass wir den Leib tödteten und das Leben verminderten [?].“ Als der König dies vernahm, sprach er: „Wie ich sehe, ist das wahr, was die Stadtvorsteher mir berichtet haben. Gehet also hin und schlaget die beiden Schelme und ihre Verwandten in Fesseln.“ Als dies geschehen und alle in Fesseln gelegt waren, sagten die Verwandten: „Was ist das? die beiden sind schuldig in Folge ihres treibens; warum aber werden wir gefesselt? Saget dem Könige diese unsere Worte.“ Der König aber sprach: „Wie kommt es, dass sie wissen, dass Ikotofetsy und Mahaka ihr Vermögen nicht auf redliche Weise, sondern durch Betrug meiner Unterthanen erworben, und sie mir dies nicht mitgetheilt haben? Dies ist der Grund, weshalb ich sie für schuldig erkläre und zum Tode verurtheile.“ Dies wurde den verurtheilten mitgetheilt und die Sentenz an ihnen zur Ausführung gebracht, von ihrem Vermögen aber fiel die eine Hälfte dem Könige, die andere dem Volke zu.

Bibliographia Dantea ab anno MDCCCLXV inchoata accedente conspectu tabularum Divinam Comoediam vel stilo vel calamo vel penicillo adhibitis illustrantium. Edidit Julius Petzholdt. Nova Editio duobus supplementis aucta. Dresdae 1880. Sumtibus G. Schönfeld.

Die hier in zweiter Auflage vorliegende, indessen nur theilweise neu gedruckte Dante-Bibliographie ist als ein in seiner Art vortreffliches und verdienstliches Werk in dem Kreise der Dante-Freunde längst allgemein bekannt, und unnöthig würde es sein, wenn wir hier die Lobsprüche wiederholen wollten, welche dem Buche bereits von anderen in reichem Masse gespendet worden sind. Angemessener erscheint es uns, auf einige seiner Mängel und Schwächen aufmerksam zu machen um unsrerseits etwas dazu beizutragen, dass eine hoffentlich nicht ausbleibende dritte Auflage dem Ideale eines bibliographischen Handbuches noch näher komme.

In Bezug auf die praktische Brauchbarkeit lässt die Bibliographia Dantea manches zu wünschen übrig. Vor allen Dingen ist es als ein arger Uebelstand zu rügen, dass bei Gelegenheit der zweiten Auflage die beiden Supplemente oder doch wenigstens das erste derselben (denn bei dem zweiten mochten vielleicht äusserliche Gründe hinderlich sein) nicht mit dem Hauptwerke zu einem einheitlichen ganzen verarbeitet worden sind. So wie das Buch jetzt ist, muss man häufig wegen eines Büchertitels in drei Registern nachschlagen, gewiss eine nicht bloss lästige, sondern auch die Sicherheit des auffindens beeinträchtigende Nothwendigkeit. Eine wesentliche Erleichterung für das nachschlagen würde es übrigens gewesen sein, wenn die einzelnen Artikel fortlaufend numeriert worden wären, wie das z. B. in den trefflichen Bibliographien der Groeberschen Zeitschrift f. rom. Phil. geschieht; es hätte dann in dem Register einfach auf die betreffenden Numern verwiesen werden können, wodurch dem nachschlagenden die Mühe erspart worden wäre, eventuell eine ganze Seite von oben bis unten überlesen zu müssen, ehe er das gesuchte findet. Praktisch wäre es auch gewesen, die Verfassernamen den einzelnen Artikeln in einer in die Augen fallenden Weise vorzudrucken, denn sie würden dann viel leichter auffindbar

geworden sein, als das jetzt der Fall ist, wo sie in dünner Cursivschrift inmitten des Textes stehen. Alles dies sind ja gewiss Kleinigkeiten, aber gerade in bibliographischen Dingen sind auch Kleinigkeiten sehr wesentlich.

Der Ruhm einer absoluten Vollständigkeit kann der Bibliographia Dantea nicht zugesprochen werden, sondern es sind in Bezug hierauf mehrfache nicht unerhebliche Ausstellungen zu machen. Erstlich sind eine Anzahl speciell auf Dante bezüglicher Schriften gar nicht verzeichnet, z. B. Posocco, La vita di Dante in relazione alla storia del suo tempo (1874/75); La Commedia di Dante Alighieri traslata in prosa da Domenico Anselmi. Disp. 1 (Napoli 1875); Böttiger, Dantes Divina Commedia. Oefverblick (Stockholm 1875); Moore, Manuscript of Dante in the Bodleian Library (im Athenaeum vom 1. April 1877, S. 447 f.); Cattaneo, La Vita Nuova di Dante Alighieri, discorso (Triest 1878); Antona-Traversi, Sul tempo in che fu scritta la Monarchia di Dante Alighieri (Napoli 1878). — Sodann sind mehrere, zum Theil recht bedeutende historische und litterarhistorische Werke nicht angeführt, in denen Dantes Leben und Werke mehr oder minder ausführlich besprochen oder doch Urtheile über die letzteren abgegeben werden. Wir nennen beispielsweise: Perrens, Histoire de Florence (Paris 1877—80. 5 Bde.); Gebhart, les Origines de la Renaissance (Paris 1879); Symonds, Renaissance in Italy: the Revival of Learning (London 1877); G. Voigt, die Wiederbelebung des classischen Alterthums (Erste Ausg. Berlin 1859; die zweite im Herbste 1880 erschienene konnte Petzholdt noch nicht berücksichtigen). Es würde übrigens gar nicht schwer sein, diese kleine Liste noch beträchtlich zu erweitern; so fehlt z. B. das bedeutendste Werk über Brunetto Latino: Sundby, Brunetto Latinos Levnet og Skrifter (Kjøbenhavn 1869), während zahlreiche, weit weniger bedeutende auf Brunetto Latino bezügliche Schriften angeführt werden. — Endlich ist es eine höchst empfindliche Lücke der Bibliographia Dantea, dass in ihr die über die bedeutenderen Dante-Ausgaben und Dante-Biographien (man denke z. B. an die Werke von Witte, Wegele, Scartazzini u. a.) erschienenen Recensionen nicht verzeichnet worden sind; denn gerade das auffinden der oft in einer Menge von Zeitschriften verschiedener Jahrgänge verstreuten Recensionen über ein bedeutendes Buch ist bekanntermassen eine ebenso zeitraubende, wie doch in gewissen Fällen unumgänglich nothwendige Arbeit.

Schliesslich wollen wir nicht verschweigen, dass uns das lateinische Gewand der Bibliographia Dantea wenig gefällt, denn weder ist es sonderlich geschmackvoll, noch können wir irgend einen Grund für seine Existenzberechtigung entdecken, da man ja doch wol voraussetzen darf, dass jeder nicht deutsche Dante-Forscher wenigstens insoweit der deutschen Sprache, in welcher so viele hochbedeutende

Dante-Werke erschienen sind, mächtig ist, um eine deutsch abgefasste Bibliographie verstehen zu können. Erschien aber dennoch dem Herausgeber die Anwendung des Deutschen als bedenklich, so wäre es am nächstliegenden und sachgemässesten gewesen, sich der italienischen Sprache zu bedienen.

Münster i. W. Gustav Körting.

Cecchi, Pier Leopoldo, Torquato Tasso und italienisches Leben im XVI. Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Freiherrn v. Lebzeltern. Leipzig 1880. F. A. Brockhaus.

Zunächst ein Wort über die Form der Uebersetzung des vorliegenden Werkes von Cecchi. Im grossen und ganzen darf man dem Uebersetzer das Lob zuerkennen, dass er seiner Aufgabe sich gewachsen gezeigt und das italienische Original in correcter und gewandter Weise in lesbares Deutsch übertragen hat. Sehr wunderlich aber ist, dass die zahlreichen Citate aus Tassos Gedichten meist unübersetzt geblieben sind (man sehe z. B. S. 145 ff.); denn glaubte, wie es scheint, der Uebersetzer, dass die deutschen Leser die italienischen Verse im Originale würden verstehen können, so durfte er sich die Mühe sparen, die viel leichtere italienische Prosa zu übersetzen. Aber freilich viel besser war es immer noch, die poetischen Citate unübersetzt zu lassen, als sie so zu übersetzen, wie das dem Buche voranstehende Sonett Costantinis übersetzt worden ist. Schon dass Herr v. Lebzeltern das Sonett in Distichen wiedergegeben hat, muss als ein ganz seltsamer und schwer erklärlicher Einfall bezeichnet werden, aber das möchte man gern hingehen lassen, wenn nur die Distichen nicht jeglicher Metrik und Prosodie Hohn sprächen. Wie soll man z. B. gleich die Eingangsverse scandieren ohne sich eines Frevels an der deutschen Sprache schuldig zu machen? Man höre:

– – –◡ ◡ –◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ⏒
Freunde! Dieser ist Tasso der Sohn, dem es zwar nicht vergönnt war
– – – ◡ ◡ – – ◡ ◡ –◡ ◡ –
Zu vererben sein Blut, dass sich erhalte der Stamm.

Und in diesem Tone und Stile geht es weiter. Wahrlich zu einer unglücklichen Stunde bestieg der sonst ja grosse Sprachgewandtheit bekundende Uebersetzer den Pegasus, als er die Verdeutschung dieses Sonettes unternahm.

Ueber den Inhalt des Cecchischen Werkes können wir in kurzen Worten ein Urtheil abgeben. Das Buch ist anregend und mit unverkennbarer Sachkenntniss geschrieben, so dass es ein jeder Verehrer Tassos mit Interesse und theilweise auch mit Genuss lesen

wird, aber es ist weit mehr ein (im guten Sinne) belletristisches als ein wissenschaftliches Werk, und offenbar hat der Verfasser selbst mehr für das grosse gebildete Publicum als für die Litterarhistoriker von Fach zu schreiben beabsichtigt, eine Absicht übrigens, welche an sich ja keineswegs tadelnswerth ist. Ein wirklich wissenschaftliches Buch über Tassos Leben und Werke hätte ganz anders angelegt werden, viel mehr objective historische und kritische Untersuchungen (an denen es für die Geschichte der italienischen Litteratur des 16. Jahrhunderts noch so sehr fehlt!) und viel weniger subjective, wenn auch oft geistvolle Raisonnements und Reflexionen enthalten sollen. Freuen würde es uns, wenn dem vorliegenden Werke Cecchis recht bald eine kritische, auf alle zahlreichen Einzelfragen gründlich eingehende Tasso-Monographie nachfolgen sollte. Cecchi selbst, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit wir wol zu schätzen wissen, würde zur Abfassung eines derartigen Werkes vor allen berufen sein.

Münster i. W. Gustav Körting.

Berthold Litzmann, Zur Textkritik und Biographie Johann Christian Günthers. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten und Löning. 1880.

Günther-Studien sind auch nach den Arbeiten Hoffmanns, Roquettes und Tittmanns keine überflüssige Bemühung. Es muss freudig begrüsst werden, dass wiederholt in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit auf das bedeutendste dichterische Talent des beginnenden 18. Jahrhunderts gelenkt wurde. So gab 1879 M. Kalbeck Neue Beiträge zur Biographie des Dichters J. Ch. Günther nebst einem Anhange, welcher die wichtigsten handschriftlichen Inedita der Breslauer Stadtbibliothek enthält, heraus; fast gleichzeitig erschien B. Litzmanns wesentlich die Leonoren-Frage erörternde Arbeit Zur Biographie und Charakteristik J. Ch. Günthers (Im neuen Reich 1879. II. 517—531); im December desselben Jahres theilte R. Rössler in der Breslauer Zeitung (Nr. 577) Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Familie Günther aus Striegau mit. 1880 besorgte Litzmann eine Ausgabe von Gedichten Günthers in Reclams Universalbibliothek (Nr. 1295 und 1296), welcher eine kurze Biographie vorangestellt ist. In diesem Jahre dann wurde das in den mir bekannten ersten Lieferungen unglaublich diffuse und confuse Buch von Wittig, Neue Entdeckungen zur Biographie J. Ch. Günthers, vollendet. Daneben endlich verlegte die Literarische Anstalt in Frankfurt a. M. in der bei ihr üblichen eleganten Ausstattung Litzmanns Buch Zur Textkritik und Biographie J. Ch. Günthers, von den genannten Günther-Schriften ohne Zweifel die bedeutendste. Litzmann und Kalbeck benutzten den handschriftlichen Schatz der

Breslauer Stadtbibliothek. Aber da letzterer denselben nicht mit strenger Zuverlässigkeit zu Tage förderte und die Quelle auch nicht ausschöpfte, so ist es dankenswerth, dass Litzmann diesen Mängeln abzuhelfen strebt. Freilich ward dadurch eine durchgehende, wenig erquickliche Kritik gegen Kalbeck heraufbeschworen. Jeder zweite Betrachter von Handschriften hat es leichter als der erste. Und so wenig jemand die Ungenauigkeiten und Oberflächlichkeiten Kalbecks in Schutz nehmen wird, so sind doch seine Publicationen auch nach Litzmanns Schrift noch unentbehrlich. Kalbeck hat den Inhalt der handschriftlichen Taschenbücher Günthers von 1719 und 1722 wesentlich für das biographische ausgebeutet, die darin enthaltenen Varianten zu den Gedichten aber nicht berücksichtigt. Litzmann stellt noch ein drittes Taschenbuch von 1715 aus Fragmenten zusammen, verzeichnet den Inhalt aller, gibt die gestrichenen Stellen und ihre Verbesserungen, sowie die Abweichungen der Originale von den Drucken an, entziffert die ungedruckten Stücke und collationiert ausserdem die vorhandenen Abschriften und Einzeldrucke. So kommt er zu einer sicheren Würdigung der alten Ausgaben der Güntherschen Dichtungen.

Im 1. Abschnitte S. 1—22 erörtert Litzmann, worin die Bemühungen der verschiedenen Herausgeber der Sammlungen bestehen, ob dieselben die Gedichte aus Originalmanuscripten, aus ersten Entwürfen oder Ausarbeitungen letzter Hand, ob sie aus Abschriften, ob aus Einzeldrucken zusammenstellten, ob sie treu am Texte hielten oder aus moralischen und andern Gründen beschnitten und ausmerzten, welche Herausgeber Druckfehler wuchern liessen, welche diese ausjäteten. Es ist zu bedauern, dass der Verfasser sein Verzeichniss der zahlreichen Günther-Ausgaben, welche die k. Bibliothek in Berlin besitzt, nicht zu einer vollständigen Bibliographie erweiterte. Die Beschränkung auf die dort vorhandenen Exemplare stört sogar, indem z. B. die Nachlese von 1745 erst nach den Sammlungen von 1746 und 1751 vorgetragen wird, weil sie der letzteren Sammlung beigebunden ist. Im 2. Abschnitte S. 23 — 88 sind sämmtliche Originalniederschriften behandelt, im 3. S. 89—123 die Abschriften, so weit sie durch Textvarianten oder durch irgendwelche Zusätze, Datierungen, Ueber- und Unterschriften neue Aufklärungen geben, im 4. S. 124—134 die vorhandenen Einzeldrucke. Und zwar ordnet Litzmann, so weit möglich, innerhalb der einzelnen Gruppen chronologisch an. Im Anhange zu der theilweise sehr starke Abweichungen ergebenden Collation der Abschriften, deren Werth freilich erst geprüft werden müsste, verzeichnet er die von fremder Hand geschriebenen Gedichte, deren Autorschaft nicht fest steht: eines weist er Günther zu und druckt dies und ein Epigramm ab, von den übrigen neun bietet er nur Titel und Anfang. Die 34 in Breslau bewahrten, für Günther in Anspruch genommenen Ein-

zeldrucke — Kalbeck führt nur 26 an und scheidet sechs als nicht von Günther stammend aus — hält Litzmann mit Ausnahme von vier Stücken (davon eines fraglich) für echt.

Alle diese Mittheilungen machen den Eindruck der Zuverlässigkeit und sind mit breiter Gründlichkeit gegeben. Man gewinnt durch dieselben Einblick in die Entstehung der Gedichte, in das tilgen und bessern: nicht nur die Originalhandschriften bieten erste Fassungen, auch ein Theil der Abschriften vertritt frühere Concepte. So muss jedermann, der sich mit Günther irgendwie befasst, das Buch zur Hand nehmen. Aber jeder Leser wird ärgerlich sein, dass das werthvolle Material in dieser ungeniessbaren Form geboten ist; denn er muss um dasselbe benutzen zu können sich die Varianten erst in sein Günther-Exemplar eintragen. Trotz dem stets beigefügten Verweise auf die gangbaren Ausgaben und trotz dem alphabetischen Verzeichnisse der Gedichtanfänge ist das eine nicht kleine Arbeit, die Litzmann ihm hätte ersparen können und sollen. Statt einer kritischen Ausgabe, die doch wahrlich durch die Brockhausische und Reclamische Sammlung nicht überflüssig ward, veröffentlichte er den kritischen Apparat und erschwerte sich die Mittheilung, den Lesern das rasche Verständniss der Ergebnisse.

Aber nicht bloss die Form, auch den Inhalt der Gedichte hat der Verfasser in Betracht gezogen. Er fügt den einzelnen Numern werthvolle Anmerkungen bei, welche sowol die einschlägigen Personalien und Realien erklären, als da und dort Reminiscenzen an Horaz u. dgl. nachweisen. Auch die Studentenlieder würden Vergleichungspuncte geboten haben. Um diese Ansätze zu einer tieferen Würdigung der Dichtungen zu vervollständigen bedürfte es vor allem der Untersuchung, worin Günther mit seinen Zeitgenossen zusammenstimmt; dann erst wird sich zeigen, worin er originell über ihnen steht und inwieweit er Goethes Lob verdient. Der 5. Abschnitt enthält Zusätze und Berichtigungen zur Biographie. Litzmann stellt die schon bekannten Quellen über die Familie des Dichters zusammen und schildert die Gnadenschule in Schweidnitz, wo Günther erzogen wurde. Es ist von Interesse, zu erfahren, dass der Schüler bei dramatischen Spielen mitagierte und dass sein Drama Eudocia (1715) eine Ausführung der 1712 daselbst von mehreren Schülern verfassten Athenais ist. Im ganzen wird man dem Verfasser zugestehen, dass das Material zu einer eingehenden Biographie in seiner Schrift nahezu vollständig vorhanden ist. Schade, dass er die Vorstudien als Buch drucken liess und nicht gleich selbst diese zur Monographie ausarbeitete. Noch ist das Material todt; aber Litzmann ist, wenn er sich der da und dort vordringenden Kleinlichkeit begibt, berufen dasselbe zu beleben.

Würzburg. Bernhard Seuffert.



Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Otto. Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Henninger, 1881. Angezeigt von Robert Boxberger.

Den vielen Sammlungen deutscher Litteraturwerke, die uns die letzte Zeit als ein höchst erfreuliches Zeichen der immer wachsenden Theilnahme an dem Studium der Erzeugnisse vaterländischen Geistes gebracht hat, reiht sich mit vorliegendem Hefte ein neues ähnliches Unternehmen der strebsamen und besonders für deutsche Litteratur in anerkennenswerthester Weise thätigen Henningerschen Verlagshandlung an. Wir dürfen das Unternehmen um so freudiger begrüssen, als es einem Gelehrten anvertraut ist, der, so scheint es, auch die erste Anregung dazu gegeben hat und der durch seine trefflichen Publicationen (für das grössere Publicum verweisen wir besonders auf seinen wahrhaft classischen Vortrag über Wielands „Abderiten") seine vollste Befähigung dazu schon glänzend documentiert hat. Auch ist die Wahl des Inhaltes des ersten Heftes eine in jeder Hinsicht glückliche. „Otto" ist bei weitem das schlechteste nicht von Klingers Dramen und hätte eben so gut wie manches andere die Aufnahme in die später von ihm veranstaltete Sammlung verdient, und jedesfalls ist es ein höchst charakteristisches Product der denkwürdigen Sturm- und Drang-Periode unserer Litteratur. Klinger ist als Phaenomen um so anziehender und merkwürdiger, je weniger man für ihn als Menschen, auch nach der neuesten Publication von Rieger Theilnahme gewinnen kann; je mehr aus der Correspondenz der Stürmer und Dränger, auch in diesem „Archiv", zu Tage tritt, desto lottriger erscheint die Gesellschaft; auch in Russland mag Klinger zunächst durch körperliche Vorzüge Einfluss gewonnen haben, doch hat er sich allerdings als russischer Staatsmann auf das glänzendste bewährt und vieles gut gemacht. Durch den Ausschluss aus der Sammlung seiner Dramen war nun der „Otto" schon so selten geworden, dass nur die in diesem Fache bestbeschlagenen Bibliotheken ihn noch aufzuweisen haben; so die Weimarische, aus der ihn der Herausgeber entlehnte.

Die nächsten Hefte sollen bringen:

2. H. L. Wagner, Voltaire am Abend seiner Apotheose.
3. Maler Müller, Fausts Leben.
4. Gleim, Preussische Kriegslieder von einem Grenadier.

Wir wünschen dem Unternehmen von ganzem Herzen einen guten Fortgang.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Goethes Faust. Erster und zweiter Theil. Erklärt von O. Marbach. Stuttgart, Göschen, 1881.
2. Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung. Herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Heilbronn, Henninger, 1881.
3. Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. Zweite Auflage, mit Einleitung und Bemerkungen. Leipzig, Brockhaus, 1881.
4. Jeri und Bätely. Ein Singspiel von Goethe. In der ursprünglichen Gestalt zum ersten Mal herausgegeben. Leipzig, Veit u. Comp., 1881.
5. Goethestudien von Dr. Wilhelm Fielitz. Abhandlung zu dem Programm des Wittenberger Gymnasiums. Ostern 1881.

1 und 2.

Der Schriften über das deutsche Nationalgedicht „Faust“ sind schon unzählige, und trotzdem schweben noch so viele unentschiedene Fragen über Entstehung, gegenseitige Beziehung der Scenen, leitende Idee, Bedeutung einzelner Stellen, dass die Zukunft noch kein aufhören solcher Schriften erwarten lässt. Die ersten derselben fielen noch in die Zeit der Herrschaft der Hegelschen Philosophie, die alles aus sich heraus zu demonstrieren unternahm, weshalb denn die Faust-Erklärer in Goethes Dichtung die dialektische Entwickelung eines philosophischen Satzes zu erblicken und nachzuweisen pflegten. In der letzten Zeit wendet man mehr und mehr die philologische Methode an. Schröer sagt darüber im Vorwort: „Nicht durch apriorische Aufstellungen von Plänen, die wir der Dichtung zu Grunde legen, kommen wir ihr näher, sondern viel eher, indem wir Goethes innere Entwicklungsgeschichte ... uns deutlich zu machen suchen.“ Es ist dies jedesfalls der Weg, auf dem man an der Hand von Thatsachen Einzelheiten zur Gewissheit bringen kann — obwol auch da Verirrungen nicht ausgeschlossen sind —, während der frühere Weg so ziemlich vom Geschmacke jedes Erklärers abhängig war und in die Irre beinahe führen musste.

Als Grundlage seiner Methode bespricht Schröer zunächst in sehr sorgfältiger Untersuchung „Die Entstehung von Goethes Faust“ (43 Seiten); er legt also folgerichtig für jedes Stück des „Faust“ nach der Zeit seiner Entstehung einen andern Massstab an.

Im Gegensatze hievon betrachtet Marbach die Dichtung als nach einem einheitlichen Plane durchgeführt, will sie aber nicht von einem metaphysischen Standpuncte aus erklären, sondern vom innern

der Dichtung heraus, die er als ein ganzes auf sich wirken liess. Diesen verschiedenen Grundlagen entsprechend ist auch die Einrichtung der beiden Bücher eine verschiedene: Marbach gibt den Text gar nicht, sondern erzählt nur den Inhalt, Scene für Scene ausführlich umschreibend. Referent kennt zwar nicht alle Commentare zu „Faust“, aber doch eine erkleckliche Zahl und erinnert sich keines, der in gleicher Weise behandelt ist. Aehnlich zwar ist Düntzers Erläuterung des „Faust“, die aber doch mehr als trocknen Commentar sich gibt, während Marbach eine freie Darstellung bietet. Daher ist auch des Verfassers Augenmerk nicht darauf gerichtet, jeden Satz der Dichtung zu erklären, aber Schritt für Schritt wird deren Verständniss uns eröffnet. Zuzugeben ist, dass wir dabei ganz vom Führer abhängig bleiben; aber nach einem so unter sicherer Führung zurückgelegten Wege finden wir uns befähigt nunmehr den Weg selbständig zu suchen, was allein Genuss gewährt.

Dagegen schliesst Schröer sich bezüglich der Einrichtung seines Buches ganz dem standard work v. Loepers an; es ist also oben der Text gedruckt und darunter stehen die Noten. Das erleichtert zwar die Benutzung für das Studium, beeinträchtigt aber den Gebrauch zum Genuss des lesens.

Der zweite Abschnitt von Schröers Einleitung behandelt „Die Verszählung“ (10 Seiten). Hiebei kommen folgende Fragen in Betracht:

Sollen die einzelnen Stücke der Dichtung (Zueignung — Vorspiel — Prolog — Erster Theil — Zweiter Theil) — durchgehend oder vielmehr einzeln gezählt werden?

Wie soll die Prosascene gezählt werden?

Welche Versschreibung ist für die Verszählung des Ersten Theils massgebend?

Hinsichtlich des ersten Punctes nehme ich keinen Anstand mich gegen Schröer — der jedes Stück für sich zählt — und den noch weiter zertheilenden v. Loeper, für Marbach zu erklären, welcher durch alle obgenannte Stücke fortzählt. Der Zweck der Verszählung ist lediglich Erleichterung des citierens, und dieser Zweck wird mit derjenigen Zählweise am vollkommensten erreicht, die am kürzesten zu citieren gestattet: das ist die Marbachische; die andere macht ausser der Zahl des Verses noch Angabe des Stückes nöthig, in welchem der Vers steht, ist also die weniger vollkommene.

Die Prosascene lassen sowol Marbach als Schröer, wie auch schon v. Loeper gethan, in der Zählung aus, zählen in ihr selbst aber die Druckzeilen, worin selbstverständlich Gleichmässigkeit nicht zu erreichen ist. Meiner Ansicht nach ist sie allerdings mitzuzählen, jedoch hat an Stelle der Verszählung die Zählung der Redewechsel zu treten, also die Zählung nach Absätzen. Im Anschluss an

Schröers Zählung — wonach die vorhergehende Scene mit Vers 4045 schliesst — ist demnach weiter zu zählen:

4046. Im Elend! [bis:] lässest sie hilflos verderben!
4047. Sie ist die erste nicht.
4048. Hund! [bis:] von Tausenden hin!
4049. Nun sind wir [bis:] du dich uns?
u. s. f.

Schröers Vers 4046 („Was weben die dort") wäre dann Vers 4059.

Was endlich die Verszählung im Ersten Theile des „Faust" anlangt, so gibt die Unregelmässigkeit der Verse an mehreren Stellen Anlass zu Zweifeln, ob gewisse Stellen als Verszeile für sich oder als Zubehör einer anderen zu schreiben sind. Von der Schreibweise, die Goethe in der Ausgabe letzter Hand beobachtet hat, weicht v. Loeper nach Düntzer in acht Fällen ab; Marbach folgt diesen beiden Vorgängern in sechs Fällen, Schröer aber nur in zweien. Schröer und Marbach haben in den Fällen, in denen sie mit Düntzer nicht übereinstimmen, ihren Widerspruch begründet; auf diese Widerspruchsgründe beziehe ich mich und beschränke mich nur den einzigen Fall ins Auge zu fassen, in welchem sowol Marbach wie Schröer der Schreibweise Düntzers folgen. Sie alle wollen nämlich die zwei Verse

Und ich, der Gottverhasste, ‖ hatte nicht genug,
Dass ich die Felsen fasste ‖ und sie zu Trümmern schlug

so, wie hier angedeutet ist, in vier Verse geschrieben haben um einen Binnenreim zum Endreime zu stempeln. Ist dies schon an sich nicht schlechthin gerechtfertigt, so übersehen die Herren auch, dass sie dadurch wenigstens einen Alexandriner zerreissen — wenigstens einen; denn wahrscheinlich ist der erste, jetzt aus dem Rhythmus fallende Vers durch ein Abschreiberversehen verstümmelt und hiess ursprünglich

Und ich, der Gottverhasste, ich hatte nicht genug.

Aber abgesehen von den individuellen Gründen für diese oder jene Schreibweise einzelner Verse gibt es einen wesentlichen Grund, welcher im allgemeinen bestimmen muss von allen Aenderungen in der Versanordnung der von Goethe selbst veranstalteten Ausgaben abzustehen, und zwar den, dass es nur dann möglich wird, eine allgemein giltige Verszählung herzustellen. Ebenso wie Schröer von Düntzers acht Abweichungen zwei, Marbach sechs sich angeeignet hat, kann ein anderer nur eine befolgen, noch ein anderer drei, wieder ein anderer vier u. s. f.; ferner, wie schon Schröer und Marbach verschiedene, so der eine die, der andere jene mehreren Abweichungen, so dass wir lediglich auf Grund der Düntzerschen Neuerungen und



einschliesslich der Zählung nach den ursprünglichen Lesarten 226 verschiedene Zählungsweisen bekommen können, nicht zu gedenken, dass anderen Herausgebern noch andere Zusammen- oder Auseinanderziehungen von Versen einfallen könnten, welchenfalls bald jede Ausgabe, und wären es tausend, anders zählen und dadurch der Zweck der Verszählung völlig aufgehoben werden würde. Der Deutsche fügt sich nicht leicht dem Vorgange eines Mitgenossen, wenn er glaubt es ebenso gut anders oder wol sogar besser machen zu können. Auf dem Boden der echten Goetheschen Ausgaben können sich aber alle vereinigen: die sind eine Thatsache, welche unabänderlich feststeht.

Aus gleichem Grunde habe ich auch bei Herausgabe der „Tag- und Jahreshefte" in der Hempelschen Goethe-Ausgabe der naheliegenden Versuchung widerstanden, die einzelnen Absätze nach der Zusammengehörigkeit des Inhalts zu trennen oder zu vereinigen; Goethes eigene Ausgabe galt mir als allein unumstösslicher Kanon.

Also meine Herren künftige Herausgeber von Goethes „Faust", geben Sie Ihre Gelehrsamkeit willig gefangen unter die lex scripta Goethes!

In dem weiteren Abschnitte seiner Einleitung behandelt Schröer (auf 10 Seiten) „Faust in Prosa" und widerspricht darin mit guten Gründen der Schererschen Entdeckung, nach der Goethe den „Faust" zuerst in Prosa entworfen und dann in Verse umgegossen haben soll.

Werthvoll sind die Nachrichten, die Schröer im letzten Abschnitte, „Die ersten Aufführungen von Goethes Faust", von den Mittheilungen des Schauspielers La Roche über Goethes Auffassung von der Darstellung des Mephistopheles gibt, dessen Rolle Goethe dem ersteren einstudierte.

Bei Abfassung der gründlich behandelten Noten hatte Schröer zwar keinen gelehrten Leser vor Augen, aber er dürfte doch mitunter den Leuten, die überhaupt „Faust" lesen, zu wenig zugetraut haben. Um so mehr nimmt es Wunder, dass er nicht in einer Einleitung dem Bedürfnisse der vorausgesetzten Leser, auf das Verständniss der Dichtung vorbereitet zu werden, entgegengekommen ist, wie es Marbach thut. Auf die Erklärungen beider Herren näher einzugehen, ist in einer blossen Anzeige nicht Raum, und es können nur von den einzelnen Stellenerklärungen, wie Schröer sie gibt, ein par herausgegriffen werden. Zu den glücklichen Erklärungen seines Buchs mag besonders die gezählt werden, in welcher er die Stelle —

Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin —

auf das Schriftchen „Zwo biblische Fragen zum ersten Mal erörtert" zurückführt, wodurch zugleich ein Anhalt für die Zeit der Entstehung

der Scene, worin jene vorkommt, gegeben wird. Wenn aber in der Stelle

Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen

der „Schreiber" als Lohnschreiber erklärt ist, so scheint das unbedingt irrig. Der Vers bezieht sich jedesfalls auf den Anfang des Monologs, in welchem Faust von seinem Studium in allen vier Facultäten spricht, und bezeichnet die aus diesen Facultäten hervorgegangenen Gelehrten, die Faust, weil er in allen jenen zu Hause ist, an Kenntnissen zu übertreffen erklärt. Wie „Doctoren" dem gemeinen Sprachgebrauch gemäss vorzugsweise die Aerzte heissen, „Magister" die graduierten der philosophischen Facultät und „Pfaffen" Theologen sind, so entspricht „Schreiber" dem vor Alters und z. Th. — z. B. bei den Stadträthen zu Dresden und zu Leipzig — noch heute üblichen amtlichen Titel von Rechtsgelehrten in den Behörden; so gab und gibt es namentlich Kastenschreiber, Gerichtsschreiber, Stadtschreiber u. s. w. Letztere waren z. B. in Sachsen noch vor vierzig Jahren in kleinen Städten, in denen der Bürgermeister kein Jurist war, die massgebenden Rathspersonen und thatsächlich die angesehensten Leute solcher Städte, wennschon sie verfassungsmässig nur Beamte des Raths waren. „Schreiber" ist also schlechterdings keine herabwürdigende Bezeichnung; wie sollte sich Faust auch rühmen mehr zu wissen als ein Lohnschreiber!

Den gesperrten Druck des „Auch" in Vers 21 des Ersten Theils der Tragoedie (S. 29) halten wir für einen Missgriff in Schröers Ausgabe.

Wir wünschen übrigens den beiden Büchern von Marbach und Schröer die gute Aufnahme, die sie verdienen, und erwarten mit Spannung der Tragoedie Zweiten Theil von Schröer.

3.

Goethes Briefe an Gräfin Auguste Stolberg lässt Arndt zum dritten, oder richtiger zum zweiten Male abdrucken. Sie erschienen zuerst im Taschenbuche „Urania" auf 1839, und sofort auch in einem Separatabdrucke, der aber so mechanische Wiederholung war, dass man nicht einmal handgreifliche Fehler ausgemerzt hatte, weshalb diese beiden Drucke nur für einen angesehen werden können. Arndt hat nunmehr die Urschriften der Briefe, z. Th. wenigstens sorgfältige Abschriften genau verglichen und versichert zwar, dass der erste Herausgeber, v. Binzer, sorgfältig verfahren sei, hat aber doch einiges zu berichtigen gefunden, namentlich hat er im dritten Briefe, aus dem März 1775, ein Wort ergänzt, das v. Binzer anscheinend nicht zu lesen vermocht hat.

Das Hauptverdienst Arndts liegt aber in seinen, auf umfassendster Kenntniss der heutigen Goethe-Litteratur gegründeten Zuthaten: der Einleitung und den Anmerkungen. Erstere führt ein Bild des

Kreises vor, in welchem Goethes Brieffreundin lebte, sowie eine Schilderung der Beziehungen Goethes zu den Grafen Stolberg; die Anmerkungen begleiten die einzelnen Briefstellen mit trefflichen Erläuterungen. Auf die Einleitung kommen 30, auf die Briefe 78 und auf die Anmerkungen 83 Seiten; denn die letzteren stehen sauber abgesondert hinter den Briefen, nicht, wie es die meisten Herausgeber Goethescher Schriften beliebten, in störender Aufdringlichkeit zwischen dem Text. Diese Anmerkungen erhalten den Leser in fesselnder Weise auf dem laufenden über die mit den Briefen gleichzeitigen Vorgänge in Goethes Leben und bringen manches neue. Von den feinen Erörterungen führe ich nur beispielsweise zwei an: Seite 91 ff. über das Datum des Anfangs des 3. Briefs, den v. Binzer nach Goethes eigener Angabe auf den 6. März 1775 setzt, Arndt aber, einen Irrthum Goethes nachweisend, auf den folgenden Tag, sowie S. 107 f. über die fehlende Beilage des 4. Briefs, die Arndt in Gretchens Lied „Meine Ruh' ist hin" findet und dadurch eine Muthmassung über die Zeit der Entstehung desselben sehr wahrscheinlich macht.

Ueber das Datum des Gedichts, welches Goethe mit dem Briefe vom 17. Juli 1777 an Auguste sandte — „Alles geben die Götter" — spricht sich Arndt nicht aus und bemerkt nur S. 153, dass im Tagebuche Goethes vom Juni bis 17. Juli kein nächtliches baden verzeichnet sei, wobei Goethe seiner eigenen Angabe nach das Gedicht gesungen haben könnte. Arndts Vorgänger, v. Binzer, bestimmt es auf den vorhergehenden Tag, als denjenigen, „an welchem Goethe die Nachricht vom Tode seiner Schwester erhielt." Aber abgesehen davon, dass Goethe, wenn er die Strophe Tags zuvor gedichtet hätte, nicht sagen konnte, wie er schreibt, dass er sie „neulich" gesungen gehabt habe, so verwechselt v. Binzer den Juli mit dem Juni; denn der 16. Juni war der Tag, an welchem Goethe den Brief mit der Todesnachricht empfieng. Aber insofern wird v. Binzer Recht haben, als er das Gedicht in nächste Beziehung zu Corneliens Tod bringt. Da auf den 20. Juni 1777 Neumond fiel, so kann das baden „in einer herrlichen Mondnacht" in diesen Tagen zwischen dem 15. und 23. Juni stattgefunden haben; denn der Abschied, welcher sich in Goethes Tagebuche am 22. dieses Monats eingetragen findet, scheint seiner Entfernung von Weimar bei der Reise nach Kochberg gegolten zu haben. (Vergl. „Goethes Briefe an Frau v. Stein" I, 104. Anmerkung.) Am 28. Juni schrieb aber Goethe an seine Mutter dem Gedichte ähnlich: „Ich kann Ihr nichts sagen, als dass das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt, dass mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht." Man sollte glauben, dass Goethe, wenn er vor der Nacht des 28. Juni die Strophe gedichtet gehabt hätte, dieselbe seiner Mutter mitgetheilt haben würde; da nun am 28. Juni der

Mond ins erste Viertel trat, also gegen halb 12 Uhr Nachts aufgieng, so konnte Goethe allerdings noch an diesem Tage „in herrlicher Mondnacht“ baden. Noch bliebe zwar übrig anzunehmen, dass das Gedicht den Tagen zwischen dem 7. und 11. Juli, an denen Goethe in Weimar sich aufhielt und nach welchem letzteren Tage, den 12. Juli, das erste Mondviertel eintrat, also etwa dem 10. d. M. seine Entstehung verdankt; doch möchte ich mich für den 28. Juni entscheiden.

Den 17. Juli 1777 dafür anzunehmen, wie im III. Theile der Hempelschen Ausgabe von Goethes Gedichten (S. 85) geschehen, ist zweifellos in jeder Hinsicht unhaltbar. Auch dort ist übrigens in der Anmerkung Corneliens Tod einen Monat zu spät angenommen.

Wir fügen dieser Abschweifung über astronomische Berechnung von Goethes dichten nur noch die Erwähnung hinzu, dass Druck und Papier des Arndtschen Buchs höchstes Lob verdient.

4.

Fast durch die gleiche Ausstattung besticht auch der Druck der ersten Fassung von „Jeri und Bätely“ von demselben Herausgeber. Dieser ermittelte, dass das Singspiel in einer Handschrift auf der Gothaischen Bibliothek vorhanden war; diese Entdeckung — so muss man das hervorsuchen des unbeachteten Schatzes wie das der noch der Veröffentlichung harrenden „Vögel“ auf derselben Bibliothek nennen — wurde gegen Ende des vorigen Jahres durch alle Zeitungen verkündet. Nunmehr liegt derselbe in einer vorzüglichen Ausgabe vor, wie sie von Arndt nur erwartet werden konnte.

Diese ältere Fassung unterscheidet sich von der 1790 in Goethes Schriften aufgenommenen hauptsächlich durch zweierlei: dass anstatt Bätelys Vater ihre Mutter auftritt, und dass von dem Liede des Thomas

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbei!

an bis zum Ende alles aus singbaren Versen besteht.

Was die erste Abweichung betrifft, so kann lediglich aus Rücksichten für die Aufführung die Mutter in den Vater verwandelt worden sein; innere Gründe haben wol nicht obgewaltet. Im Gegentheil dürfte Goethe dabei mit derselben Sorglosigkeit bei Redaction seiner Dichtungen verfahren sein, mit der er die nicht völlig sich an einander schliessenden Scenen des „Faust“ zusammenfügte oder das keineswegs in tragischem Stil gehaltene Schauspiel „Stella“ durch blosse Aenderung des Schlusses in ein Trauerspiel zu verwandeln gedachte; denn wenn Bätelys Vater die Liebesklagen des verschmähten Jeri durch die halbe Nacht anhört, wenn er Bätely dringend zuredet zu heiraten und sich doch beruhigt, wenn sie

schnippisch ablehnt, so ist das alles frauenhaft, keineswegs männlich; höchstens würde es sich für einen bis zum komischen weibischen Alten eignen, was doch Bätelys Vater sonst nicht sein soll. Auch manche Aeusserungen Bätelys verrathen noch, dass sie nicht an den Vater gerichtet sein können; z. B. „Ein Mann ist nicht immer bequem!" Kurz, der jetzige Vater Bätelys ist im Grunde Mutter geblieben.

Dagegen ist die Auflösung einiger versificierter Gespräche im zweiten Theile des Singspiels in prosaische künstlerisch gerechtfertigt; denn nachdem bis ungefähr zur Hälfte das Stück in seinem dramatischen Theile in Prosarede geschrieben und Gesänge nur eingelegt waren, erschien es als anstössige Ungleichheit, wenn im letzten Theile alles wie bei einer Oper gesungen werden sollte.

Arndts Einleitung führt mit ausserordentlicher Vollständigkeit alles vor, was die Goethe-Litteratur über die Dichtung, die Aufführung und den Druck von „Jeri und Bätely" zu sagen weiss. Nur eine höchst unbedeutende Ungenauigkeit kann man aufstechen: es ist nämlich (S. XVIII) nicht eigentlich der Wunsch des Dr. Carus gewesen, einen massenhafteren Schluss zu „Jeri und Bätely" zu erhalten, sondern Carus theilte Goethen nur den gut begründeten Wunsch seines Freundes, des Componisten Lecerf in Dresden, mit, wie dies alles ausführlich in „Goethe und Dresden" S. 75 ff. zu lesen ist.

Die Vergleichung dieser ältesten Handschrift mit den Drucken hat Arndt mit strengster Sorgfalt vorgenommen und legt das Ergebniss zu bequemer Benutzung bei philologischer Goethe-Forschung in seiner trefflichen Ausgabe vor.

5.

Das Osterprogramm von Fielitz enthält drei verdienstliche Aufsätze. Im ersten, „Aus Goethes Wertherzeit", werden Stellen aus den Briefen an Johanna Fahlmer nachgewiesen, welche die in „Dichtung und Wahrheit" gemachte Andeutung bestätigen, dass Goethe sich zu jener Zeit mit Selbstmordgedanken getragen hat. Dabei stellt Fielitz die bestechende Vermuthung auf, dass Goethe im ersten der gedruckten Briefe an die Fahlmer anstatt „schicke Worte" geschrieben habe: „schicke Warton", von welchem englischen Dichter sich ein Vers über Selbstmord in „Dichtung und Wahrheit" angeführt findet. Diese Vermuthung hat sich jedoch bei Einsicht in den Originalbrief als unrichtig erwiesen. Im übrigen ist auf den Brief an Zelter vom 3. December 1812 aufmerksam zu machen, worin Goethe gleichfalls unzweideutig ausspricht, dass ihn in der Werther-Zeit taedium vitae ergriffen und es ihm Anstrengungen gekostet habe, damals den Wellen des Todes zu entrinnen. — Im zweiten Aufsatze, „Zum Reisetagebuch" (von 1775), deutet Fielitz wol treffend die „holde Blume" auf die Herzogin Louise. — Im

dritten Aufsatze, „Goethesche Verse in Schillers Prolog zu Wallensteins Lager“, dürfte Fielitz das, was die Ueberschrift ankündigt, sicher nachgewiesen haben.

April und Juni 1881. v. Biedermann.

Albert Duncker, Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert-Biographie. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Wiesbaden 1880.

Der Titel nennt zwei Persönlichkeiten, die es beide in gleichem Masse verdienen, dass man sich auch um die Aufhellung der kleinsten Umstände ihres Lebens bemühe. Denn, wenn zwar in Schulzes Leben Hanau eine nicht unbedeutende Rolle spielt, so ist doch Rückerts Aufenthalt in Hanau so kurz gewesen, und er hat seiner „Professur“ daselbst so wenig Ehre gemacht, dass diese Lebensepisode bei einem minder bedeutenden Menschen, als unser grosser „Brahmane“ war, wol keine Feder in Bewegung setzen würde. Bedeutend wird sie aber durch die Persönlichkeit, durch die Zeit und durch die begleitenden Umstände. Es ist der jugendliche Rückert, es ist die Zeit der beginnenden Befreiungskriege, es ist ein Seelenkampf ernstester Art, den wir mit unserm grossen Dichter an der Hand eines vortrefflichen, gewissenhaften Forschers durchmachen. Doch ich mag von dem Inhalte nichts weiter berichten, da es hier nur gilt von dem neuen Inhalte der zweiten Auflage im Verhältniss zur ersten Rechenschaft zu geben.

Die Umgestaltung der neuen Auflage wurde durch einige Publicationen bedingt, die nach der ersten erschienen waren. Auch konnte der Verfasser einen Brief Schulzes (an Rössler in Hanau) mittheilen, der bis dahin noch nicht bekannt war. Alles ist mit sorgfältigstem Fleisse benutzt. Ueber eine Streitfrage aber steht die Entscheidung noch aus: ob Rückerts erste „Geharnischte Sonette“ wirklich schon in Hanau entstanden sind. Trotz der gewissenhaftesten Benutzung alles einschlagenden Materials hat mich der geehrte Verfasser auch in der neuen Auflage noch nicht davon überzeugen können. Ich betrachte seine Auffassung immer noch, obgleich er mittlerweile seinen Wohnort gewechselt hat, als local-patriotisches Vorurtheil. Rückert war, um es gerade herauszusagen, in Hanau in einer gewissen moralischen décadence, die ihn zu Dichtungen unfähig machte. Aber da Professor Duncker nun einmal an seiner Auffassung fest hält, so können freilich nur neue schriftliche Beweisstücke unsern Streit entscheiden.

Robert Boxberger.

Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Von Amélie Sohr. Weimar, Hermann Böhlau, 1880.

Diese interessante Biographie des Sohnes Friedrich Rückerts ist zugleich ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik des Dichters und seines Familienlebens. Die Schilderung des stillen anspruchslosen, segensreich wirkenden Gelehrtenlebens des Sohnes zeigt uns innerlichste Verwandtschaft, harmonischen Einklang mit dem grossartig schlichten, wunderbar reichen Leben des Vaters, zeigt uns den Segen echtdeutscher Gemüths- und Geistesbildung in seltener Klarheit und Schönheit.

„Es ist wenig," so sagt im Vorworte die bescheidene Herausgeberin, die erst im sechzigsten Lebensjahre zu einer litterarischen Thätigkeit sich entschloss, von der Rückertschen Familie dazu aufgefordert, „es ist wenig, was ich selbst dabei gethan habe: Verknüpfen und Ausfüllen; aus dem reichen Material das wählen, was die Würde, die Güte des Menschen zur Erscheinung bringt." — Mit feinem Tact, mit sachkundigem Talent und warmer Pietät gab sie uns durch ihre vortreffliche Auswahl und Zusammenstellung aus dem Familienarchive des Dichterhauses, aus einem reichen Materiale von Briefen, Tagebüchern und Schriften ein Geist und Gemüth erhebendes echtdeutsches Charakter- und Familienbild, ein sehr interessantes Zeitbild, wie wir in ähnlich schlichter anspruchsloser Darstellung nur wenige haben. Auch gegenüber den Arbeiten von C. Beyer wird uns hier des Dichters edle Charaktergestalt besonders durch bisher noch nicht veröffentlichte Mittheilungen aus Briefen von und an seinen Sohn Heinrich und aus dessen hinterlassenem Entwurfe einer Biographie seines Vaters vervollständigt und auf das lebendigste veranschaulicht. — C. Beyer veröffentlichte bald nach dem abscheiden des Dichters im Jahre 1866 zuerst in dem Buche „Leben und Dichtungen Fr. Rückerts" eine kurze biographische Skizze; die Hauptabsicht war eine Charakteristik des Dichters durch Proben aus seinen Werken zu geben, wie auch in der im J. 1867 erschienenen vortrefflichen Schrift Fortlages über Rückert. Im J. 1868 erweiterte Beyer seine Mittheilungen zu einem biographischen Denkmale Rückerts; im J. 1873 gab er in zwei Bänden noch manche neue biographische Mittheilungen, mit einer werthvollen Beilage von Fr. Schubart — und im J. 1877 wieder „neue biographische Beiträge mit Nachlass-Gedichten." So viel er auch gab, eine künstlerisch gestaltete Biographie des lieben alten Meisters fehlt uns noch immer. „Die bisherigen litterarischen Portraits meines Vaters," so schrieb Heinrich Rückert im J. 1866, „stellen ihn zu sehr als einen bäuerisch-gemüthlichen Hauspapa dar ohne die Hoheit und Weihe seiner ganzen Gestalt." Er gab damals selbst in den „Grenzboten" „Erinnerungen an Fr. Rückert" und „Fr. Rückert als Gelehrter" heraus. Diese

werthvollen Aufsätze wurden in den mit der Sohrschen Biographie innig zusammenhängenden, von Al. Reifferscheid im gleichen Verlage im J. 1877 herausgegebenen zwei Bänden der „kleineren Schriften Heinr. Rückerts"* wieder abgedruckt. Bis zu seinem frühen abscheiden arbeitete er an seinem Beitrage: „Zur Biographie meines Vaters". Unter Benutzung desselben und nach eigener Beobachtung hat uns die Herausgeberin seines Nachlasses mit wenigen seelenvollen Zügen das idealisch schöne Bild des von Geschlecht zu Geschlecht segensreich fortwirkenden Familienlebens des Dichters in künstlerisch schlichter Weise auf das lebendigste vergegenwärtigt.

Fr. Rückerts unvergleichlich schöner Lobgesang treuen Liebes- und Ehelebens vom ersten erwachen der Liebe bis zum Tode, in seinem Liebesfrühling, in seinen Haus- und Jahresliedern, wäre als Zeugniss echtdeutscher Auffassung der Liebe und Ehe allen anderen Völkern gegenüber ein werthvolles originales Kleinod unserer Nationallitteratur, wenn es uns auch nur ein dichterisch schönes, unerreichbares Ideal verkündete. Doch es war kein flüchtiger Dichtertraum, dies echtdeutsche Ideal bezeugte seinen vollen unvergänglichen Werth im schönsten Einklange mit der Wirklichkeit. Wie der Jüngling es erfasste und sich ihm weihte, wie es in seinen Dichtungen immer klarer und schöner sich entfaltete, so erblühte es auch in voller Lebenswahrheit, in kräftigster Gestaltung in seinem Eheleben, so sah er es auch am Spätabende seines Lebens im Hause seiner Kinder lebendig fortwirken. — Unsere Zeit verweist dies echtdeutsche Ideal so gern ins Reich der Dichterträume, verführt durch den Hohn geistreicher Sophisten, die es als ein von höherer Geistescultur längst überwundenes verachten. Unserer Zeit, unserer deutschen Jugend kann kein schöneres, anziehenderes Seelengemälde deutscher Liebe und Treue vorgehalten werden, als es in der Schilderung des Dichterhauses F. Rückerts, des ehrwürdigsten Tempels deutscher Sitte, deutscher Geistes- und Gemüthsbildung von der Biographin seines Sohnes in erfreulichster Gestaltung dargeboten wurde.

Kein Minnesänger des Mittelalters, kein moderner Dichter hat das dem deutschen Gemüthe ureigenthümliche Ideal reinen treuen Minnelebens, die schöpferische Allmacht göttlicher Liebe, die im irdischen Liebes- und Eheleben sich offenbart, klarer geschaut und erlebt, keiner hat es uns sprachgewaltiger verkündet und verewigt. Kein Dichterleben zeigt Poesie und Wirklichkeit in schönerem Einklange. — Die Betrachtung der Natur, der Weltgeschichte, der Weltlitteratur erschloss ihm immer klarer das nur dem reinen Herzen offenbare Geheimniss der göttlichen Liebesallmacht, die im Kampfe der Welt uns siegreich hindurchführt zu einem Gottesreiche, das hier schon beginnt.

---

* S. „Archiv für Litteraturgesch." Bd. 7. S. 553.

Seine durchaus lyrische Weltanschauung, der musicalischen innigst verwandt, war innerliches Erlebniss. Nicht begrifflich, nicht auf philosophischem Wege, im innersten Gemüthsleben wurde ihm die harmonische Zweckmässigkeit der Welt, wurde das Weltgeheimniss ihm klar und lebendig, das er als Priester echtester Lebensweisheit mit lieblicher Schönheit, mit kunstvoller Sprachgewalt uns verkündete. Die Festigkeit und Klarheit seiner lyrischen Weltanschauung führt ihn ebenso zum Liede wie zur Spruchweisheit; die Brahmanenpoesie wurde von ihm immer mehr erweitert und geläutert zur deutschen Auffassung christlichen Glaubens, das Liebesevangelium der indisch-phantastischen Welt, der Liebesfrühling der Gito-Govinda wurde in seinen Liedern, wie in seinem Haus- und Eheleben erweitert und verfeinert zum Liebesfrühling der christlich ethischen Welt. Das Gottesreich im Weltreiche, die Verklärung des irdischen Lebens durch göttliche Liebesgewalt zu zeigen, das ist keinem deutschen Dichter lebenswahrer und segensreicher gelungen.

Die Gemüthsläuterung und Bildung, welche der Verwirklichung dieses christlichen Glaubensideals zustrebt, lebt in allen seinen Dichtungen und Studien. Christenthum und moderne Bildung waren in seiner Auffassung im vollen Einklange. Und ganz so auch im Gelehrtenleben seines Sohnes. Ihre deutsche Auffassung des Culturideals war weit entfernt vom Culturideale Buckles, und von dem vieler, der christlichen Weltanschauung feindlicher deutscher Litteraturgeschichten. Nicht der Kampf gegen das Christenthum, die Anerkennung seiner Gleichberechtigung, seines Einklangs mit der modernen Bildung war das Resultat ihrer Forschungen.

Wie in den Dichtungen des Vaters die Darstellung echtdeutscher Geistesart den Inhalt ausmachte, so waren auch im Gelehrtenhause des Sohnes alle Arbeiten und Studien auf die wissenschaftliche Darstellung des unwandelbaren, ureigenen im deutschen Nationalcharakter, auf Erhaltung und Befestigung desselben gerichtet. Schon in früher Jugendzeit war ihm das Ideal christlicher Cultur im Familienleben der Eltern tief eingeprägt, das er auch in gewaltigster politischer Krisis treulich festhielt und immer klarer erkannte. Schon früh führte ihn der Vater zu gründlichen Sprachstudien, und bald entschied er sich für das Studium der deutschen Culturgeschichte und Alterthumskunde. Gleiche Studien verbanden beide immer inniger bei völlig gleichen politischen Gesinnungen.

„Was ist hehrer als ein Lehrer — der ein Vater ist nicht des Fleisches und Geblütes — sondern des Geistes und Gemüthes": diese Worte Rückerts wurden volle Lebenswahrheit. Beides in einem zu sein, das war wenigen so wie ihm beschieden.

Das innigste zusammenleben mit dem Vater bezeugen die Briefe, welche Heinrich Rückert an ihn während seiner Studienzeit in Bonn und Berlin schrieb über die gehörten Vorlesungen, über seinen

wissenschaftlichen und geselligen Verkehr mit Ritschl, Boeckh, J. und W. Grimm, Schelling, Winterfeld u. a., „in deren Haus- und Familienleben ja noch ein schöner Theil der genialen Potenz aus der besten Zeit unserer grossen Heroen zu spüren war“ (S. 75). Wie frisch und lebendig schildert er S. 70 das Dichterhaus in Neusess, den Neubau, die eigenste Schöpfung des Vaters, sein Gärtchen, seine Vogelweide, seine Tagesordnung, die Gespräche mit den Freunden des Hauses, „wo die Tiefen der Speculation, die allgemeinmenschlichen Verhältnisse, die Kunst nach allen Seiten, namentlich die Poesie, die Natur und die Gesellschaft berührt wurden“. Wie sind uns die Charakterbilder der Grosseltern, der Eltern, H. Rückerts, der Freunde und Freundinnen des Dichterhauses mit wenigen feinen Zügen auf das lebendigste gezeichnet! Wie charakteristisch sind die Worte, die der Vater ihm schreibt, als er im J. 1849 für immer in Neusess zu bleiben fest gewillt ist! „Ich kann, was mir noch zu leben bleibt, nur in tiefster Abgeschlossenheit gedeihlich oder auch nur erträglich leben. Es ist eine physische und zugleich psychische Affection eigener Art, dass mirs in jedem, auch dem mässigsten Weltverkehr dumpf und traumartig wird, und wol nur in völliger Stille“ (S. 131). — Wie interessant sind die Berichte über seine vom Vater gewünschten Ferienreisen in Deutschland und Italien, die er unternahm um Land und Leute kennen und schildern zu lernen; die Berichte über den Beginn seiner akademischen Thätigkeit in Jena, im J. 1848, die Briefe aus Frankfurt, wohin der junge Docent mit freudiger Einwilligung des Vaters mit dessen Freunde und Gesinnungsgenossen Chr. v. Stockmar zur Parlamentseröffnung reiste! — „Es wird dir,“ so schreibt der Vater, „eine Schule fürs Leben und eine grosse Erinnerung sein, der politischen Entwickelung Deutschlands so aus der Nähe zugesehen zu haben, auch wenn du keine Gelegenheit fändest mit Hand anzulegen“ (S. 110). — „Es ist,“ so schreibt der Sohn (S. 101), „ein grosses Glück, dass ich mich über die alle Gedanken verzehrenden Fragen im vollkommensten inneren Einverständniss mit meinem Vater und seinen und meinen Freunden, die ich mit Stolz meine väterlichen Beschützer und Leiter nenne, befinde.“

In demselben Jahre verlobte er sich mit innigem Einverständniss seiner Eltern mit der Tochter eines holsteinischen Arztes, Marie Stein, die nach des Vaters Tode im Hause des Professor Fortlage in Jena lebte. Nicht minder interessant als seine Berichte aus Frankfurt, die der Vater wacker und besonnen nannte, sind die werthvollen Berichte seiner Braut über ihren Eintritt, ihr einleben im Dichterhause der Eltern: „Es ist wunderbar schön hier,“ so schreibt sie einer Freundin (S. 118), „sowol das Leben im Hause, als die Gegend, beides im vollkommensten Einklang von Poesie durchtränkt. Die Eltern sind lauter Liebe und Zärtlichkeit gegen

mich. Wenn der Vater mit seinem prächtigen Gesicht mich so innig ansieht, wirds mir so wol bis tief ins Herz hinein, und wenn die Mutter mich in ihre Arme schliesst, dann fühle ich, dass sie mich wie ihre anderen Kinder liebt, und dass sie im Stande ist, meine Liebe zu ihrem Liebling, zu ihrem Erstgebornen zu begreifen. Am vorigen Sonnabend waren alle Kinder hier versammelt, das ist ein schönes, stattliches Geschlecht. — Acht glückliche Wochen habe ich in dem Dichterhause gewohnt, und mich dann mit schwerem Herzen losgerissen, denn ich gehöre so ganz zu ihnen, bin ihr Kind geworden, das sie lieb haben, wie die anderen auch. Es ist wunderbar, mit einemmal einen so reichen Liebesschatz für sich aufgethan zu sehen. — Es ist merkwürdig, dass unser Liebesfrühling auf dem blutgetränkten Boden des Jahres 1848 aufgeblüht ist, aber das gibt ein freies, stolzes Gefühl sich zu halten, so sicher und fest, wenn alles schwankt, dass es etwas gibt, was in aller Ewigkeit nicht wankt, mag die Welt in Trümmern zerfallen, das ist die Liebe, das rein Göttliche, was vom Himmel stammt." — Welch ein schönes harmonisches Einverständniss bezeugen diese schlichten, innigen Worte! — Es war kein geringes Wagniss, in so gefahrvoller Zeit, in so unsicheren financiellen Verhältnissen den Hausstand zu begründen. Es geschah mit festem Gottvertrauen, der Eltern liebevolle Segensworte gaben ihm die beglückendste Weihe. Wie rührend sind die Briefe des Vaters, mit denen er ihren Herzensbund segnet, wie gleicht das schlichte, rüstig schaffende Gelehrtenhaus, die bescheidene Einrichtung, die anspruchslose Genügsamkeit des jungen Jenaer Docenten so ganz dem Leben im Dichterhause! Die Briefe der Eltern an die Tochter zeigen den innigsten Herzenseinklang. — Und als die politischen Zustände immer düsterer und unheimlicher wurden, als nach der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone des Vaters Hoffnung auf ein festgeeinigtes Vaterland unter preussischer Führung für immer zu schwinden schien, als die Familie Rückert nach America zu wandern dachte, da ruft die Mutter: „habt Geduld, Kinder! Gott lebt noch." — Im Leben der Kinder erblühte den Eltern der herrlichste Segen ihres Liebesfrühlings.

Als der Vater am Tage der silbernen Hochzeit seinem Liebesfrühling die schlichten Worte hinzufügte: „Doch was auch hat ein Wind entführt, und was auch hat ein Sturm geraubt, des Lebens Kern blieb unberührt, der Liebe Kranz blieb unentlaubt" — da schrieb die Mutter der Tochter: „Von allen Geschenken waren mir doch diese Worte des Vaters die liebsten."

Die Mutter — so charakterisiert sie der Sohn — „hat bis zum letzten Athemzuge den Liebesfrühling in den tiefsten und herrlichsten Tönen gefeiert, hat dem Dichter ein Glück geschaffen, wie es wenigen Menschen auf der unvollkommenen Erde beschieden ist. Sie allein hat es ihm möglich gemacht, so zu leben, wie sein innerster Zug und die

sich gestellte Aufgabe verlangten. Sie nahm ihm alle Sorgen ab und liess ihn in der stillen Welt seines Denkens und Schaffens gewähren. — Ausgestattet mit reichen Kenntnissen in guter Schule wurde sie bald die geachtete Freundin der hervorragendsten Geister der damaligen Zeit. Aber nie trat sie aus der Sphäre weiblicher Art heraus. Mit feinem Tact wusste sie ihre Stellung in der Gesellschaft zu behaupten, mit gemüthlicher Sinnigkeit verstand sie den täglich in ihrem Hause einkehrenden Freunden und Fremden Behagen zu schaffen. Oft wurde ihr Urtheil verlangt, und stets war es ein bescheiden gesprochenes, aber aus Herz und Verstand, das Richtige treffendes" (S. 8).

Ihre liebevolle Sorglichkeit ist in den Briefauszügen überall bezeugt. — Was sie am Confirmationstage ihrem Sohne schrieb (S. 16), das wurde im Herzen ihres Sohnes ein reicher Segen. „Bald wird," so schreibt sie ihm im J. 1836 (S. 16), „die schöne segensreiche Kindheit hinter dir liegen, aber die Unschuld und Heiterkeit, die aus dieser entspringt, kannst du mit ins Jünglings- und Mannesalter hinübernehmen. Ich wünsche, dass dir deine Lehrer die Wichtigkeit des Confirmationsunterrichts recht ans Herz legen, doch das thut dein frommer Grossvater und die edle Grossmutter wol am besten." — „Der Tag," so schrieb der Sohn später, „bleibt für das ganze Leben" — und am Confirmationstage seines Neffen im J. 1869 schrieb er ihm: „mein lieber Hans, an dem ernstesten und wichtigsten Tage deines bisherigen Lebens begleiten wir dich mit unseren innigsten Wünschen. — Deine Confirmation lass dir im wahren Sinne des Wortes eine solche sein — bleibe fest stehen auf dem Boden des Glaubens und der sittlichen Ueberzeugung, die dir nicht als Gedächtnisswerk, sondern als lebendigste Kraft deines Herzens überliefert worden ist." — Zugleich aber legte er ihm Beitzkes Freiheitskriege zum Andenken an diesen wichtigsten Tag bei, „ein gutes geschichtliches Werk, das für dein ganzes Leben bleibenden Werth hat. Denn zu den Pflichten gegen Gott und deine Eltern gehört in gleichem Werthe auch das, was du deinem Vaterlande, deiner Nation schuldest, — nicht bloss im allgemeinen Patriot zu sein, sondern auch im einzelnen die Zustände und Geschicke deines Vaterlandes klar zu erkennen." Welch schöner Einklang christlichen Glaubens und deutscher Vaterlandsliebe im Dichterhause und im Hause des Gelehrten! — Und als die Scheidestunde im Dichterhause kam, im J. 1857, da schrieb Marie am Sterbebette der von ihr treu gepflegten Mutter: „Es hat Gott beschlossen, das schwerste über uns zu verhängen — der Mutter süsser und sanfter, wahrhaft seliger Tod ist das einzige, was uns jetzt einen schwachen Trost gibt. Bis sie einschlief, hat sie ihr ganzes volles Bewusstsein behalten und wie sonst noch um das Kleinste sich gekümmert. — Den Vater hatte der Gram so gebeugt, dass wir in grösster Sorge um ihn waren. In der letzten Zeit sah ich ihn oft lange am Bette der Mutter sitzen und weinen wie ein Kind,

und was das für einen Eindruck macht, einen Mann wie den Vater so weinen zu sehen, das kann ich dir gar nicht sagen. Der Mutter muss es ebenso gewesen sein, denn sie hat oft zu mir gesagt: am allerschwersten ist mirs des Vaters wegen, es ängstet mich ordentlich, wenn ich ihn so ausser Fassung sehe, er sagt immer, was er nur anfangen solle, wenn ich nicht mehr da sei, — aber ihr Kinder werdet wol für ihn sorgen und ihn pflegen" (S. 193). — Und so geschah es auch. — Wie rührend ist des Vaters Glückwunsch, als das erste Enkelchen im J. 1862 ankam. „Dies freudige über alle Erwartung glückliche Ereigniss deiner Vaterschaft wird deinem ganzen Leben und Wirken einen neuen Schwung geben, meinen herzlichsten Gruss an deine liebe Frau und euer Kleinod, bei dem ich mich hier in aller Form zur Pathenstelle will gemeldet haben, an der Stelle deiner lieben Mutter, die diese Freude nicht hat erleben sollen." — Und, als das Kind nach sechs Monaten starb, da schrieb er: „Sei's zum Tode, sei's zum Leben, nur kein solch Dazwischenschweben, wo die Hoffnung zweifelnd quält, Wünsche bang am Herzen kleben. Nicht warum* dich traf der Schlag; eh' er traf, macht er dich beben; denn ins nicht zu Aendernde ziemt ein ruhiges Ergeben; und was erst dich niederschlug, dient zuletzt dich zu erheben!" (S. 203). — Und dann lese man die herrliche Erwiderung Mariens (S. 204). — Als das zweite Töchterchen kam, wie schrieb da der greise Dichter wieder voll Freude, Jubel und Lust!

Dass diesem echt deutschen Familienleben die segensreichste Wirkung nach aussen nicht fehlte, das bedarf kaum der Hervorhebung. Nicht das idyllische behagen deutscher Spiessbürgerlichkeit, der Kampf mit ihm war das Ziel des Dichters und des Gelehrten. Eine neue Blüte deutschen politischen Lebens und deutscher Poesie während einer Zeit des Verfalls mit zu erstreben, das gab ihren dichterischen, geschichtlichen und sprachlichen Studien und Arbeiten den Impuls. Die Eigenart und Ursprünglichkeit des deutschen Nationalcharakters, des deutschen Seelenlebens, die in den Dichtungen und im Leben des Vaters so schön veranschaulicht ist, gegenüber der Ueberschätzung fremder Ideale klar darzulegen, über die Beschränktheit und die Gebrechen der Gegenwart die Nation emporzuführen zu dem Ideale christlicher Cultur gegenüber dem antikclassischen Culturideale, gegenüber religionslosem politischem Parteitreiben, das war das Ziel der culturgeschichtlichen, der historischphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Studien und Arbeiten Heinrich Rückerts. Der deutschen Alterthumskunde, wie es die Grimm, Uhland, Lachmann u. a. gezeigt und angebahnt hatten, ihre Gleichberechtigung mit der classischen Alterthumskunde zu erringen,

* „Nicht wann er dich"?: vgl. Liter. Centralblatt. 1881. Nr. 10. Sp. 336.

das wurde in allen seinen Schriften, wie in seinen sehr mühevollen Lebenskämpfen erfolgreich von ihm erstrebt (s. bes. S. 177. 188. 190). Das unwandelbare und ewige des deutschen Nationalcharakters, seines Seelenlebens in den Denkmalen unserer Vorzeit, in der Geschichte deutscher Cultur, deutscher Sprache klar aufzuzeigen, sie der Gegenwart wieder zugänglich, lieb und werth zu machen, das gelang ihm in verdienstvoller Weise in seinen grösseren Schriften: in den Annalen deutscher Geschichte, in der Geschichte des Mittelalters, der deutschen Culturgeschichte in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthume in das Christenthum, in den Textausgaben und der Charakteristik altdeutscher Schriften, im Lehrbuche der Weltgeschichte, in der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, wie auch in seinen, wie erwähnt, in einer zweibändigen Sammlung erschienenen kleineren Schriften. Diese meist früher schon in Zeitschriften von ihm veröffentlichten werthvollen Aufsätze, u. a. über die Bedeutung der deutschen Alterthumskunde für die Gegenwart, über Iwein, und Walther von der Vogelweide, den Liebling seines Vaters und Uhlands; über die Mängel und die nothwendige Reform des deutschsprachlichen Unterrichts und der deutschen Litteraturgeschichte; seine Charakteristik der Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts und ihrer Bedeutung für die Gegenwart, das ist eine kräftige Kost für unser aufstrebendes Nationalleben, für die Stählung und Erhaltung des deutschen Nationalcharakters.

Dass er die Gleichberechtigung des christlichen und kirchlichen Gemüthsbedürfnisses mit dem der wissenschaftlichen und politischen Cultur klar erkannte und eindringlichst förderte, das bezeugen u. a. die Aufsätze über D. Strauss; die Bemerkungen über die Herrnhuter Gemeinde (S. 240—243) und seine vortreffliche Charakteristik Luthers in Gottschalls Neuem Plutarch (Band 1). Diese sehr beachtenswerthen geistvollen Aufsätze sind untrennbar von seiner Biographie als Zeugnisse seines segensreichen wirkens. Mit vollem Rechte sagt der Herausgeber derselben, Prof. Reifferscheid, in seinem Vorworte „Ich trage kein Bedenken: auf die kleineren Schriften meines hochverehrten Lehrers zu übertragen, was er vom Walther von der Vogelweide sagt: »Es handelt sich nicht um ein Buch mehr oder weniger zu den vielen, die wir haben, sondern um einen der grossen Leitsterne auf dem so dunkeln und gefahrvollen Wege unseres Volkes. Einem solchen gebührt es, alle mögliche Ehre anzuthun, weil man sicher sein kann, dass sie sich belohnt.«“ — Auch viele andere briefliche Aeusserungen seiner Schüler in der Biographie bezeugen es, wie anregend und fördernd seine akademischen Vorlesungen besonders auch für die Heranbildung akademischer Docenten waren.

Seines Vaters Kritik war ihm immer liebevoll fördernd. So schrieb er dies ihm z. B. (S. 151) über die Annalen: „dass du Flitter und

Effecte verschmähst, ist freilich recht, aber Färbung und Schwung der Rede ist dadurch nicht ausgeschlossen. Das innere Feuer spüre ich überall durch — möchte es aber stellenweise mehr herausgeschlagen sehen" — und (S. 184) gegenüber einem sehr warmen Lobe des Prof. Rosenkranz über das Lehrbuch der Weltgeschichte: „Ich habe darin die mir an dir schon bekannte Tiefe und Schärfe der Auffassung und geistreicher Entwicklung der höchsten und schwierigsten Probleme, aber auch die alte Blösse des zu abstracten Ausdrucks und der Weitläufigkeit gefunden. Rosenkranzens Beifall zeugt für dein exactes Denken, hilft dir aber nicht bei den Lesern, die, wie ich selbst, etwas greifbares, wenn auch einseitiges verlangen. Es ist gut, dass ein solches scharfes, haarspaltendes Denken der Darstellung zu Grunde liegt, darf aber und kann nicht selbst dargestellt werden." Seine letzten Schriften, besonders die obengenannte musterhaft schlichte biographische Charakteristik Luthers, die er selbst seine beste Schrift nannte, bezeugen es, wie förderlich des Vaters Kritik ihm war. Ergreifend sind seine Briefe über das abscheiden des edlen Dichtergreises: „Der Vater lag mit so erhabenem Angesicht da, dass man schon daran sehen konnte, wie es für den Geist keinen Tod gibt — ein wunderbar begnadetes Ende nach solchem Leben. In der vollen Kraft des Geistes, in ungeschwächter Arbeitskraft bis zum letzten Augenblick von hinnen zu gehen — im 78sten Lebensjahre — das ist wol nur wenigen auserwählten Sterblichen beschieden. — Bleibt nur ihr Alle, wie ihr wart, und lasst den Geist der Eltern fortwalten wie bisher, dann wird Gott uns schützen" (S. 215).

Bald nach dem hinscheiden des Vaters sichtete er noch dessen reichen handschriftlichen Nachlass, gab ihn theilweise heraus und sorgte erfolgreich für die Aufbewahrung desselben in der K. Bibliothek in Berlin um den deutschen Gelehrten das Studium und die Benutzung dieser „Zeugnisse einer intellectuellen Genialität und Intuition ohne gleichen, der erstaunlichen Ursprünglichkeit und Sicherheit seines Sehens zu ermöglichen". — Er selbst war bereits frühem abscheiden nahe. Das ihm nicht zusagende Klima in Breslau, wohin er im J. 1852 als Professor der Geschichte berufen wurde, geistige Ueberanstrengung und schwere Lebenssorgen brachten ihm langjährige Krankheit; er starb schon im 52. Lebensjahre, im J. 1875. — Die Freude, das Jahr 1870 noch miterlebt zu haben, die endlich errungene Einigung der deutschen Nation, die er nur durch ein Wunder noch für möglich hielt, ist in seinen Briefen denkwürdig bezeugt, besonders auch in seinen Worten über den Fürsten Bismarck (S. 258. 264. 265). — War es doch nun gekommen, was der Vater in seinem prophetischen Sonett schon im J. 1863 verkündet hatte, „das neue Reich, mit viel höheren Zinnen, wie ich hier träume am Fuss der deutschen Eiche" (S. 255).

Ein Jahr vor ihm starb seine ihm völlig ebenbürtige Gattin, deren Heimat, wie sie einst schrieb, sein Herz war. Da rief er ihr (S. 273) die ehrenvollen Worte nach: „Wer irgend etwas Werth auf mein Dasein legt, der möge bedenken, dass es mir nur durch Marie erhalten worden ist. — Diese Pflege ohne gleichen, diese einzige Mischung aller der Eigenschaften, die zur Erhaltung einer so tief geschädigten, so schwankenden Existenz die absoluten und alleinigen sein konnten, hat mich mindestens 16—17 Jahre seit dem J. 1857, wo ich verloren hätte sein müssen, nicht bloss erhalten, sondern auch mir die Möglichkeit einer wenigstens theilweisen Wiederherstellung meiner Kräfte gegeben. Ich habe in ihr gelebt, und durch sie gelebt, wie das Kind durch die Mutter, aber ich habe es gewusst und gezittert, dass es je enden könnte, das Kind weiss es nicht und ist glücklich." — Doch sein Kind wusste es auch, es rief am Sterbebette der Mutter: „ach Mutter! stirb nicht, wenn du stirbst, muss ich auch sterben, wer soll für mich sorgen, und ich möchte doch auch noch gern leben, ich bin ja noch so jung!" — Und als bald nun auch der Vater die Augen schloss, da waren seine letzten Worte zu der treuesten Freundin seines Hauses, zu der Herausgeberin seines litterarischen Nachlasses und seiner Biographie: „Es geht mit mir zu Ende, ich erwarte ruhig, wie Gott es mit mir will. Ich habe für alle gesorgt, für die lebende, wie für die todte, die da draussen nicht vergessen werden darf. — Bleiben Sie meinem Kinde die Freundin, die Sie den Eltern waren." Die brave Freundin hielt treulich ihr Wort. Sie gab ihm und uns ein idealisch schönes Ehrendenkmal deutschen lebens und strebens, deutscher Liebe und Treue.

In jedem edlen deutschen Hause sind Fr. Rückerts Dichtungen, dazu lege man diese schlichte, mit warmer Pietät und liebenswürdigem Talente verfasste Biographie, diese dankenswerthen Mittheilungen über den Dichter und dessen segensreiche Wirksamkeit für die seinen, wie für das deutsche Volk.

Moritz Heydrich.

Miscellen.

1.

Leimstange, Leimstenger, Leimstengler.*

Bekanntlich bildet der Narr in den Komoedien einen Hauptbestandtheil des Personals und nicht selten ist sein auftreten von bedeutender Einwirkung auf die Entwickelung des ganzen Spieles. So war es schon in der Comoedia palliata, so ist es auch in den deutschen Dramen des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Spässe der Clowns mussten für Unterhaltung sorgen, der Schalksnarr gefiel stets, seine Witze wurden von allen Zuschauern belacht. Dass dies sogar in den ernstesten Stücken geschieht, darf uns bei der Zusammensetzung des zuschauenden Publicums nicht Wunder nehmen. In Rollenhagens „Abraham" (1569), einem rein biblischen Drama, in welchem die Opferung des Isaak den Mittelpunct bildet, tritt Euil Claus, der Narr am Hofe des Königs Abimelech, auf und muss die Lachmuskeln der Zuschauer in Bewegung setzen. In Nendorfs „Asotus" (1608) erscheinen zur Ergetzung der Zuschauer, die bei einer ernsten und allzu geistlichen Action leicht Ueberdruss empfinden, als parerga Landstreicher, Tellerlecker, Schmeichler. Man betrachtete eben die Komoedie als ein Speculum vitae humanae. Der Narr tritt unter den verschiedensten Bezeichnungen auf: dahin gehören auch die Bezeichnungen Leimstenger, Leimstengler. Da diese Wörter dem deutschen Wortschatze unbekannt und nirgends belegt sind, so hielt ich es für angemessen, dieselben hier zu besprechen.

Die Leimstange erscheint in Nendorfs „Asotus" als das Attribut der Schmarotzer. Im Argument des 3. Actes heisst es:

Mit welchen er schlemmt, spielt und seufft
Und mit der Leimstange wol umbleufft.

In L. Hollonius' „Freimut, das ist vom verlornen Sohn" (1603)

* Zu der nachfolgenden Stellensammlung sind die das gleiche Thema behandelnden Bemerkungen von Reinhold Köhler in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 1. S. 456 zu vergleichen.

bezweifelt die Wirthin Adeltrut, dass Freimut, der in ihrem Gasthofe wohnt, weil er an Kleidern wol staffiert sei und ein Schwert an der Seite führe, ein edler Junker sei, wie die Magd Rosemund sagt.

Es sein nicht alle Hoffeleut,
So sich mit Courden schleppen heut:
Etlich lauffn mit der Leimstang frey,
Man spürt also jhr Haserey.

Sie scheint hier auf Betrüger hinzuweisen.

Der Träger der Leimstange wird nun in den Dramen aus dem Ende des 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts als Leimstenger oder Leimstengler bezeichnet.

In dem Drama „Somnium vitae humanae" desselben L. Hollonius (1605) sagt Eisenbart, der Trabant des Herzogs Philippus Bonus von Burgund:

Es hat ohn das mein gnedger Herr
Genug Thoren vnd Leimstenger
So fuchsschwentzen vnd pflaumenstreichn.

Georg Pondo lässt im „Speculum puerorum" (1596) den Knecht Rupertus vom Wilibald, dem verlornen Sohne, der als Spielmann auftritt, sagen:

Aber was seum ich mich noch hie lenger
Vnd plaudre von dem newn Leimstenger.

Sehr charakteristisch ist das auftreten des Leimstenglers in Joachim Lonemanns Komoedie „vom reichen Mann und armen Lazarus" (1590). Porphyrius, der reiche Mann, hat zu einem Gastmahle viele Freunde eingeladen. Während des Gastmahls erscheint der Leimstengler.

Was kömpt da für ein Abenthewr,
  Der sieht viesirlich vnd gehewr,

ruft Porphyrius. Leimstengler begrüsst nun die Gesellschaft:

Ein guten tag, viel fröliche stund,
  Sey meinen Herren allen kund.
Ich hoff, das mir hie werd vergunt,
  Mit wein zu spülen meinen mund.
Vnd denn mein löbelicher fund,
  Mein kleid, mein kautz, leimstang vnd hund —
Alle Herren aus hertzen grund
  Frölich, lustig mach vnd gesund.

Er dankt dann für den Trunk, der ihm gereicht ist, und fährt fort:

Ich führ ein leimstang in der hand
  Drumb bin ich Leimstenger genant.



Gar Adel weit vom hoch geborn,
  Feldoberster vntr andern thorn.
Mein Luitenant Andreas de Doria,
  Mein Land heist Narragonia.
Die Dorenburg vnd Hasenhaus
  Hecken solch edle knaben aus,
Die man in allen stenden find.
  Denn vberall viel Leimstenger sind.

Er bemüht sich nun die verschiedenen Stände zu geisseln, zuerst den der Geistlichen.

Die Obersten mit allem recht
  Sind das wirdig Priestergeschlecht.
Denn jr höchster geht klincker, klunckr,
  Gleich wie ein andrer Narren junckr.
Die andern beschreiben die Röck
  Vnd sind im hertzen geile böck,
Wollen das alle Leut from sein,
  Damit sie schalck bleiben allein.

Ueber diese Schilderung ist Rabbi Joses sehr erzürnt und gebietet ihm zu schweigen. Jener entschuldigt sich damit, dass er nicht ihr Kleid schände. Er geht dann über zur Geisselung der Fürsten und Herren.

Im andern grad vnter der stangn
  Die gewaltign König einher prangn.
Was herr ist vnd Juncker wil sein,
  Es gehört alls in diesen reym.
Auch vnser wirt der helden man,
  Des sol er Danck vnd ehre han.
Das spurt man an schnecken schelln perln,
  Damit sich ziern die Morenkerln.
Das spurt man an den großen kettn,
  Damit sie gefangen eintrettn,
Alſs wehren sie Behren vnd Lewn,
  Dafür sich jederman solt schewn. — —
Purpur vnd Sammet ist jhr kleid,
  Damit geschicht auch manchem leid,
Der darzu gibt seinn sauren schweiß,
  Darumb ich sie Leimstengler heiß.

Porphyrius weist den Vorwurf, dass er auch in die Classe der Leimstengler gehöre, entschieden zurück, worauf Leimstengler fortfährt:

Gnad Herr, wolt jr die reim nicht han,
  So deut sie auff ein andern Mann.

Ist doch kein Kaiserlich gebot,
Es gehört in die Leimstangen rott.
Der dritte grad vnser Leimstengr
Sind die Schreiber vnd Lediggengr.
Die vorgeben das sie studirn
Vnd mit weißheit die Welt regiern.
Die tragen auch besonder zeichn,
Bifs sie Leimstengler lob erreichn.
Ein seiden Leidriem an der Brust,
Der im nacken hab zopff vnd Burst.
Beim gürtel Zahnstochel vnd ring,
Das sind all gewaltige Ding.
An jedr Hand dazu ein Armband,
Dabey man ehe die meinen kandt.
Vnd an dem Daum ein groß Petschier,
Darinn vnser Wapen viesier. — —

Den vierten Stand bilden die Ritter und Soldaten.

Darnach folgt vnser viert Geschlecht,
Die Hoffleut, Reuter vnd Landsknecht,
Da hat man viel anzubeschawn,
Insonderheit die großen mawn.
Dienen zu maul vnd Nase wischn
Vnd zu des Nachbars Teller fischn.
Die Stieffel gewachtelt vnd gekneufft,
Wie man Pantoffel wette leufft.
Wie man die beuch schwengert vnd beugt,
Wie man hahr vnd barth hinterzeugt,
Wie man die hüt breitet vnd spitzt,
Als wenn es wer ein Himmelssitzt.
Wie man der Medlein Perlenkrentz
Vff männers hüt hat vff gesprenzt.
Wie ein kappenlatz herfür ragt
Was muster man an federn tragt. — —
Zum fünfften müssen in den reym
Die bürger vnd bauren auch mit sein,
Die viel mehr denn vorige vier
Haben ihr besonder Manier.
Der tregt ein hut, der tregt ein kappn,
Der ein mutzen, der andr ein schlappn,
Darnach einer sein kleid schlecht tregt,
Der andr gestickt, durch neth belegt.
Der prangt im Frenckischen kittl daher,
Im winter, als wans im Sommer wehr.

Der muß mittn in den hundes tagn
Ein wolffes peltz zun ehren tragn.
Der hat Lateinisch hößlein an,
Helt sich für den gerechsten Man.
Der lest die lumpen hengen führ,
Als ein tuch für des baders thür,
Vnd meint er halt vff besten fleiß
Des gros Vatern vnd Vatern weiß.
Der ein verbindet knie vnd bein,
Der ander acht das alß nicht fein.
Ein jeden sein das beste deucht
Vnd halt sich damit leiden feucht.
So werden der Leimstengler viel,
Die ich nicht all erzehlen will.

Zur sechsten Classe gehören die Jungen, deren Kleidung an das geckenhafte sehr erinnert. Zu dieser Classe rechnet er sich selbst.

Zuletzt lob ich mein breiten Hut,
Der ist für hitz vnd regen gut,
Das ich darunter sicherheit hab,
Als die Schiltkröt vnter jrm nab,
Bifs das sich ein windlein erregt
Vnd jn fern in die lufft hintregt.
Da lauff ich mit jm in die wett,
Vergebens ich sonst die flügel hett.
Ein Feder mufs auch darauf stehn,
Oder quer rund herumbhergehn,
Damit man mich Feder Hanfs nenn
Vnd für ein leichten Bruder kenn.
Das ist kürtzlich die sechste art,
So Leimstengler genennet ward.

Zuletzt kommen die Frauen an die Reihe.

Die gehn den Mennern vor gar weit
Mit jrer Leimstenglichr torheit.

Er spottet über die Putzsucht der Frauen; sie müssen sich sogar schminken.

Das becklein ist fein roth geschmiert
Vnd die Stirn mit Bleiweis brunirt,
Als wenn es wer ein Todesbild,
Darin kein blut vom Leben quilt.

Vom Kragen heisst es:

Wie ist so musterlich der kragen,
Eben als wie Leimstengler tragn.

Wer da ein schmetzchen geben wolt,
Billig vff die banck treten solt
Vnd von oben herunter küssn,
Wie die henen jhr hüner grüssn.

Auch der Kleiderschnitt wird verspottet und darüber geklagt, dass sich viele des Kranzes, des Zeichens der Jungfrauschaft, schämten. Dabei wird an Magdeburg erinnert:

Wie auch Magdburgk die erbar Stadt
Ein Jungfrawnkrantz im wapen hat.

Endlich werden auch die Kleiderschleppen getadelt. Plusia, die Gemahlin des reichen Mannes, fühlt sich beleidigt.

Das dich Gott schend du ehrlosr man,
Ich hab mein ehrlich kleider an,
Die meinem man vnd mir gefalln,
Vnd du solst mit schimpff dauon lalln.

Nachdem sie sich wieder ausgesöhnt, dankt Leimstengler für die reichen Gaben, die er erhält, und schliesst:

Je erger schalck, je besser glück,
Gott ehr mir die Leimstenger stück.
Wenn ich mich so ernehren kan,
Lies ich arbeit potz veltin han.

Plusia kann sich jedoch nicht beruhigen. Sie erwartet ihn draussen:

Willkom das dich der Teuffel hol,
Meinstu das ich mit dir fechtn sol.
Du vnflat vnd wockenbengl,
Du schelm, böswicht vnd galgenschwengl.

Sie prügelt ihn, er bittet um Gnade:

Schonet meiner Leimstang, Eul vnd hund,
Ich wil euch darbieten den mund,
Der hat am meisten sünd gethan.

Plusia: Nun wol, so blaß mir auff einmal,
Das ich dein vnnütz maul bezahl.

Dann zwingt sie ihn zum Schwure:

Du bist ein ehrlos schelm von art,
Da schwer mir das ernstlich vnd hart,
Das du meins angesichtes bild
In ewigkeit nicht schelten wilt.

Leimstengler schwört nun mit erhobenen Fingern:

Ich schwer, wo ich die Fraw mehr schelt,
Das jr schönheit mir nicht gefelt,
So wil ich ein Leimstengler sein,
Für wasser trincken eitel wein.

Hugo Holstein.

2.

Die Martins Ganſs.

den besten Vogel, den ich weiß,
das ist eine Ganß,
die hat zwei breite Füße,
dartzu einen langen Halß,
ihre Füße sind gelb,
ihre Stimme ist hell,
den besten Gesang den sie kann,
der ist Ta Ta, Ta Ta
das ist Kikak, Kikak.
diesen Vogel, wer ihn hat,
der rupfft und zupfft ihn,
wohl itzund zu Sanct-Martins-Tag.

„Diese Gänse Reime pflegen die Creutz-Schüler in Neu-Dresden umb die Martins-Zeit auf der gaßen vor denen Häusern, da es begehret wird, zu singen.“ Dresdner Handschrift L 12[am] (aus der Zeit um 1690) Seite 133.

3.

Körners Zerbster Erbschaft.

Im Anschluss an den sehr interessanten Aufsatz von Adolf Stern über Christian Gottfried Körner und seine Beziehungen zur Göschenschen Buchhandlung in den Grenzboten 1881 Nr. 3 und 4 bin ich im Stande zu den Bemerkungen über das Verhältniss der Familien Körner in Dresden und Ayrer in Zerbst, das dort berührt ist, einige Ergänzungen zu bieten, die zugleich den Mittheilungen „aus den Briefen der Familie Körner“ von Karl Elze in seinen Vermischten Blättern (Köthen bei Paul Schettler 1875) erläuternd zu Hilfe kommen.

Körners Zerbster Erbonkel, der Gold- und Silberfabricant Johann Benedict Ayrer, über dessen Geschäft Elze S. 74 Notizen

von mir gibt, hatte mit seiner Frau Christiane Sophie Körner aus Weimar am 21. Mai 1788 bereits ein reciprocierliches Testament errichtet, von dessen sehr wolwollenden Bestimmungen Körner und Schiller freilich 1792 nichts oder so wenig sicheres wussten, dass sie sich zu manchen unbilligen Meinungsäusserungen und Verurtheilungen haben hinreissen lassen.

Das Testament setzte nämlich in Betreff Körners folgendes fest: Die Frau Ayrer ist Universalerbin; nach ihrem Tode fällt der Handlung das wieder zu, was von den Capitalien der Schwester Ayrers, Anna Sophie, nach Bestreitung aller Legate übrig bleibt; es sind das 20000 Thlr.; diese erhält die Frau, wenn sie von der Handlung abgeht; sie kann darüber frei disponieren; thut sie das nicht, so erhält Consistorialrath Körner in Dresden und Demoiselle Johanne Christiane Caroline Körner in Weimar je 10000 Thlr.; zur Abzahlung soll dann die Handlung jährlich 2000 Thlr. herausgeben. Sofort nach Ayrers Ableben erhält Körner den Degen, die goldne Uhr und den besten Ring (er bedankt sich bei der Erbtante Ayrer dafür 1793 am 14. Januar, vgl. Elze S. 81), nach Ableben der Witwe das Meissner Porzellan und das Silberzeug (mit Abzug von 60 Mark für Karl Philipp Schindler und Karl Gottlieb Göldner, den Compagnon und den Handlungsdiener, später den ersten und zweiten Compagnon), falls sie nicht anders darüber disponiert. Frau Ayrer setzt hingegen ihren Mann als Universalerben ein, nach seinem Tode ihren Neffen Consistorialrath Körner zu Dresden und ihren Bruder den Kaufmann Johann Christoph Körner zu Weimar (den Vater Carolinens, der späteren Gattin Göldners), eventuell deren Kinder.

In einem Codicill vom 24. April 1792 bestimmt Ayrer, dass seine Frau sofort nach seinem Tode aus der Verlassenschaft seiner Schwester 3000 Thlr. an Appellationsrath Dr. Körner auszahlt, welchem er dieselben „aus gewissen Ursachen schuldig“ sei.

Johann Benedict Ayrer starb in Zerbst 1792 am 25. August.

In ihrem Testament vom 8. December 1794 setzt Witwe Ayrer des Dresdners Cousine, Johanne Christiane Caroline Göldner, geb. Körner, als Universalerbin ein, der sie ausser 3000 Thlrn. vorweg 14000 Thlr. von ihrem Capital vermacht, das 28000 Thlr. Gold beträgt; die anderen 14000 Thlr. erhält Körner in Dresden, zu dem sie „gleiche Liebe und Zuneigung hegt“ wie zu ihrer Nichte, der Göldnerin. Mehrt oder mindert sich das Vermögen, so richtet sich beider Erbe nach Gewinn und Verlust. Der Neffe Körner erhält zugleich das Meissner Porzellan und das Silberzeug, sowie die Halbscheid der bewussten 20000 Thlr. gleich nach der Witwe Tode, also zehnmal alljährlich aus der Handlung 1000 Thlr.

In einem eigenhändigen Nachtrage ohne Datum spricht die Erbtante von „ihrem lieben Körner“ gleichwie von „ihrer lieben

Göldnerin“, die der sechzigjährigen Dienerin des Hauses, Jungfer Johanne Auguste Henriette Bauermeister, jährlich je 12 Thlr. 12 Gr. bis zu ihrem Tode zu zahlen haben.

Die „verwittibte Madame Ayrer“, welche bei der Fabrik und Handlung als Theilhaberin verblieben war, starb in Zerbst am 23. December 1808.

Für die Zinsberechnung galt als vollendeter trigesimus der 22. Januar.

Die Erbschaft ward also vom 23. bis 30. Januar 1809 reguliert. Zur Capitalmasse gehörten drei durch den Hauskauf (vgl. Elze S. 74. 84) veranlasste Schuldverschreibungen Körners über 7000 Thlr. Capital zu 3 % (wovon 2500 Thlr. in Species und 4000 Thlr. in Louisd'or) d. d. Dresden 9. Januar 1799 und 20. Mai 1802.

Das Capital betrug	37228 Thlr.
Das baare Geld	918 Thlr. 11 Gr. 10 Pf.
Also betrug das bare Vermögen . .	38146 Thlr. 11 Gr. 10 Pf.
Davon giengen ab das Göldnersche Praelegat, Capitalvorschüsse, welche die Erblasserin der Handlung zu vergüten hatte, viele Legate, Douceurs, die Begräbnisskosten u. dgl., in Summa	6644 Thlr. 11 Gr. 2 Pf.
Als Masse blieben also	31502 Thlr. — Gr. 8 Pf.
Die Halbscheid je für die Göldner und für Körner betrug demnach. . . .	15751 Thlr. — Gr. 4 Pf.
Der Taxwerth der Körner allein beschiedenen und in natura ihm ausgeantworteten Wäsche, Betten, Pretiosen, des Silberzeugs und des Porzellans, also der Gerade und der Pretiosen betrug	2291 Thlr. 7 Gr. — Pf.
Er erbte also	18042 Thlr. 7 Gr. 4 Pf.

ausschliesslich des Antheils an einem im Concurs derer von Veltheim auf Weissand befangenen Zinsreste von 4500 Thlrn. Capital.

An dem schwesterlichen Nachlasse, der am 28. August 1805 auf 11956 Thlr. berechnet worden und bei der Fabrik und Handlung verblieben war, behielten sich die beiden Erben das Eigenthum vor.

Als Abschossgeld hätte Appellationsrath und Geheimer Referendarius Dr. Körner an Anhalt 3112 Thlr. 18 Gr. 6 Pf. zu leisten gehabt. Er berief sich aber auf die zwischen Anhalt und Sachsen bisher geübte wechselseitige Abschossfreiheit, wie sie u. a. aus dem Nachlasse des Dresdner Oberconsistorialraths Löscher 1783 die Hofräthin Behrisch in Dessau genossen habe (die Mutter des als Goethes Freund bekannten E. W. Behrisch, der in Dessau seit 1767 Erzieher des 1763 geborenen, 1786 gegraften Franz Waldersee,

nach 1769 des Anhaltischen Erbprinzen Friedrich war*). Er erlangte auch die Gewährung seines Gesuchs auf das Fürwort des Zerbster Hof- und Amtsraths Ritter, da die Witwe Ayrer durch ihre im Testament von 1788 bewiesene Nachgibigkeit und Aufgebung ihrer statutarischen Portion zum besten des Fortbestands der Fabrik mit ihrem grossen Handlungsfonds ihren eigentlichen Erben einen sehr merklichen Eintrag und Nachtheil zugefügt, sich aber um das Gemeinwol von Zerbst ausnehmend verdient gemacht habe.

Dankbar schenkte Körner der Almosenkasse zu Zerbst 100 Thlr. Gold und wird die Dresdner gleich bedacht haben.

Zerbst. Franz Kindscher.

4.

Jean Paul und H. Heine.

Von Karl Putz.

Wie kommen diese beiden zusammen? Sie kannten sich gewiss nicht persönlich, vielleicht jedoch wechselseitig aus ihren Schriften. Jean Paul starb 1825, und Heines „Gedichte" waren schon 1822, seine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" 1823 erschienen. Aber seit dem Spätherbst 1821, in welchem der Tod seines Sohnes Max erfolgte, war Jean Paul bekanntlich ein gebrochener Mann, der in den nächstfolgenden Jahren noch überdies fast der Erblindung nahe kam (vgl. Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von R. O. Spazier, Leipzig 1833, 5. Heft, S. 125 ff.). Da ist es wahrscheinlich, dass er Heines erste Schriften gar nicht kennen lernte. Aber Heine kannte Jean Pauls Schriften; hat er ihm doch ein ganzes Capitel seiner „Romantischen Schule" gewidmet (Werke, Hamburg 1867, Bd. 6. S. 221—232). Jedoch abgesehen davon, dass er hier mehr von Laube, Gutzkow und dem jungen Deutschland als von Jean Paul redet, was weiss er von diesem zu sagen? Wenig mehr, als was seinen Stil und Periodenbau betrifft. Sonderlich begeistert klingen seine Worte über Jean Paul nicht.

Dass hier die beiden Namen zusammengestellt erscheinen, das hat allein Herr Friedrich Steinmann verschuldet, von welchem „H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm" zu Prag und Leipzig 1857 erschien. Nachdem im Vorwort Herr Steinmann Heine „einen Dichtergenius, unter den Dichtern deutscher Zunge in erster Reihe, gediegen als Politiker und Publicist, einen Vorkämpfer für Recht und Freiheit, einen

* Ich füge dies hier hinzu zur Ergänzung von Elze a. a. O. S. 31.

Deutschen im vollen ganzen Sinne des Wortes" genannt hat, fügt er als „Worte eines anderen über ihn" bei:

„Ein Stern ist untergegangen und das Auge des Jahrhunderts wird sich schliessen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heissen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs; und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben."

Warum nennt Herr Steinmann den, der so über Heine sprach, nicht mit Namen? Es sind Worte von Börne, die er anführt. Wie? kann Börne je so schwungvoll über Heine geschrieben haben? In seinen Pariser Briefen schreibt er doch gar anders über ihn, und Heine liess 1840 eine ganze Schrift: „Ludwig Börne, eine Denkschrift" (Werke Bd. 12) über ihn und gegen ihn erscheinen, wol zu bemerken, nach dessen Tode; denn Börne war 1837 gestorben. Und nun soll Börne dem 1856 gestorbenen Heine nachgerufen haben: „Ein Stern ist untergegangen, — ein hoher Priester ist gestorben"? Herr Steinmann versichert: „Also die Worte eines anderen über ihn."

Jawol sind es Worte eines anderen; es sind richtige Worte Börnes, aber nicht über Heine, sondern auch über einen anderen, nämlich über Jean Paul; die Worte sind der Anfang seiner berühmten „Denkrede, vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. Dec. 1825", gedruckt Erlangen und Hamburg 1826 und seither in allen Ausgaben von Börnes Schriften wiederholt. Was da Börne von Jean Paul zu rühmen und bei seinem Tode zu beklagen weiss, das gilt dem Herrn Steinmann über Heine gesagt, — nein, nicht ihm; denn er wusste gar wol, woher er die Worte abschrieb; sondern er will seine Leser glauben machen, „ein anderer" habe sich je der obigen Worte über Heine und seinen Tod bedient.

Und weiter. Nach den obigen Worten: „ein hoher Priester ist gestorben" sagt die Denkrede:

„Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul."

Diese Stelle lässt Herr Steinmann weg, offenbar weil er sich nicht getraute den Namen einfach zu ändern, sondern er fährt mit der Denkrede sogleich fort:

„Wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besassen: Kraft und Milde, und heiteren Scherz und entfesselte Rede."

Hier finden wir abermals eine kleine Auslassung. In der Denkrede heisst es: „Kraft und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede". Freilich, Glaube war an Heine nicht zu rühmen und musste darum gestrichen werden. — In der Denkrede folgt dann die Erklärung, welcher Stern untergegangen, welche Krone herabgefallen, welches Schwert gebrochen, welcher hohe Priester gestorben ist; denn so erfordert es der Gang und die Symmetrie der Rede:

„Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsre Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren."

Weil Herr Steinmann zu seinem Zwecke den Glauben, die Liebe und das beten im Tempel der Natur nicht brauchen konnte, zerstört er den Gang und die Symmetrie der Rede, indem er den Stern, die Krone und den hohen Priester weglässt, so dass an dieser Stelle nur das Schwert bleibt. Um aber die Lücke auszufüllen, ändert er Börnes Worte eigenmächtig ab und fährt fort:

„Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, der seine Stachel verloren. Sein Geschoss war gut, seine Hand war sicher, er übte sie gern. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihn; er wollte nur die Felder und Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manchen Raubvogels, von dem Geweih und der Klaue manchen erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichten verlocken in dieser guten Hegezeit, wo schon strafbar befunden wird, nur die Büchse von der Wand herabzuholen."

Das sind Worte Herrn Steinmanns selbst, mitten in die „eines anderen" eingeschaltet und für dessen Eigenworte ausgegeben. Er kehrt aber gleich wieder zu den echten zurück, mit der Denkrede fortfahrend:

„Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme."

Noch mehr konnte Herr Steinmann aus Börne doch nicht abschreiben, weil in der Denkrede gleich darauf sich Albano, Siebenkäs und Lenette genannt finden, sondern er schliesst: „Also die Worte eines anderen über ihn."

Ist das nicht eine litterarische Fälschung zu nennen, die schwerlich ihres gleichen hat? Jean Paul und Heine mit gleichen Worten gefeiert! Jean Paul, von dem ein Spott, mit Glauben und Liebe und dolmetschen unserer Naturandacht verbunden, zu rühmen war, und Heine, an dem nur Spott ohne Glauben und Liebe und Naturandacht hervorgehoben werden konnte!

Ich schreibe unter die Lobrede des genannten Vorwortes: Also die Worte Börnes, nicht über Heine, sondern über Jean Paul, gefälscht durch Auslassungen und Zusätze, wie durch Verschweigung des Namens Börne, wodurch ein verehrliches Publicum für Heine bestochen werden soll und wobei auf die Unwissenheit der Leser gerechnet ist.

Ich bin gewiss nicht der erste, der diesen litterarischen Trug entdeckte; denn Börnes Denkrede auf Jean Paul ist doch vielen bekannt. Aber öffentlich aufgedeckt ist er wol noch nicht; da meinte ich ihn aufdecken zu müssen.

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 7. S. 27 f. Das Lessingsche Impromptu (Grotesche Ausgabe Bd. I S. 128 No. 43) hat bereits der zu früh verstorbene, hochverdiente Germanist J. M. Wagner in Wien († 3. Mai 1879) aus dem „Wiener Blättchen", Novemberheft 1783 23. November, in Petzholdts Neuem Anzeiger für Bibliographie 1864 S. 140 mitgetheilt, was A. Schoene und R. Boxberger entgangen zu sein scheint. Rob. Hein.

Bd. 7. S. 32. Die Blumauersche „Grabschrift eines Spaniers auf seinen gehenkten Vetter" steht mit Fortlassung von: „Nach dem Französischen" und unwesentlichen Abweichungen bereits im Vossischen Musen-Almanach v. 1784, S. 191. Rob. Hein.

Bd. 9. S. 64 ff. Zu dem im Archiv für L.-G. IX 1, S. 64 ff. enthaltenen Aufsatze über die Roschmannsche Fortsetzung von Cronegks Olint und Sophronia erlaube ich mir zu bemerken, dass dieselbe auch in dem Berlin und Leipzig 1767 bei Rüdiger herausgegebenen „Theater der Deutschen" gedruckt ist. Der V. Theil desselben von 1767 enthält

I. Philotas ein Trauerspiel von Lessing,
II. Hermann ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Schlegeln,
III. Olint und Sophronia ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von HERRN Joh. Fr. Freyherrn von Cronegk,
IV. Minna von Barnhelm von Lessing,
V. Der Triumph der guten Frauen (ohne Angabe des Verfassers),
VI. Die Matrone von Ephesus ein Lustspiel in 1 Acte von Weissen.

Die Fortsetzung entspricht abgesehen von kleinen orthographischen Abweichungen fast ganz genau dem aus dem Wiener Buche mitgetheilten Text im „Archiv". Nur fehlt am Schlusse die Nachricht, woraus man ersieht, dass die Fortsetzung nicht mehr von Cronegk ist.

Karlsruhe, 1. Juli 1880. Dr. Wendt.

Bd. 9. S. 443 f. Bei der Erwähnung des Spruchdichters und Herolds Hanns Lutz von Augspurg, resp. Regenspurg habe ich versäumt auf das von einem gleichnamigen Herold des Truchsessen Georg von Waldburg verfasste Tagebuch hinzuweisen, welches Fr. Ludw. Baumann in

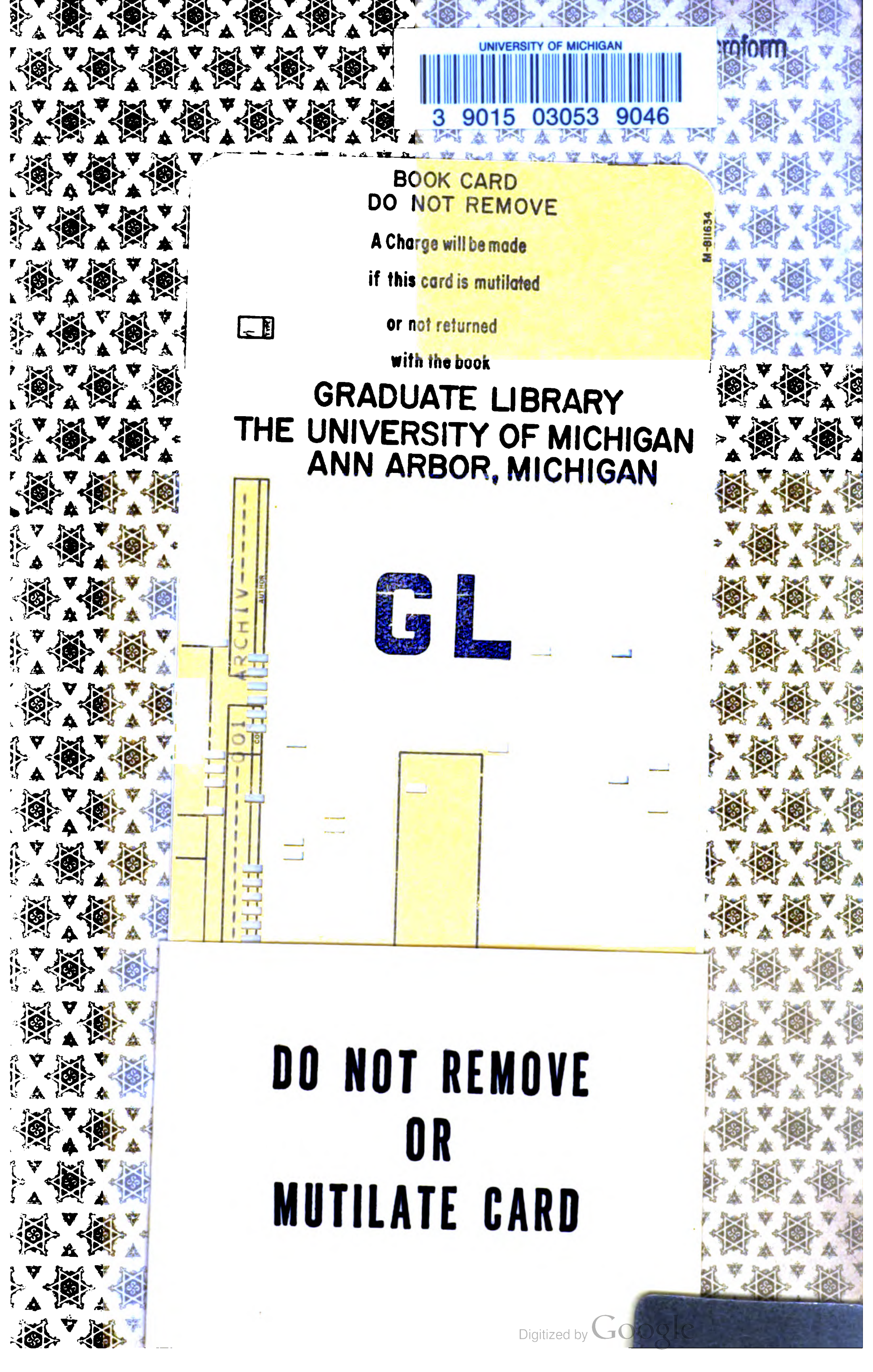
den Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben (Bibl. des litterar. Vereins in Stuttgart. CXXIX. Tübingen, 1876) S. 613—636, vorher (1847) Greiff (im Jahresbericht des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg S. 47 ff.) veröffentlicht hat. S. v. C.

Bd. 10. S. 245 Z. 1 ist zu lesen: Worein sie Einsamkeit zu tief versenkt.

Bd. 10. S. 561. Man vergleiche Luther, Vorrede zu Menii Büchlein von christlicher Haushaltung. 1529 (Werke, Erlang. Ausg. Bd. 63. S. 280): „Wo wöllen Könige, Fürsten und Herrn, Städte und Länder nehmen Canzler, Räthe, Schreiber, Amptleute? Ist doch kein Dorf so klein, das eins Schreibers embehren künnte.“

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03053 9046
BOOK CARD
DO NOT REMOVE
A Charge will be made
if this card is mutilated
or not returned
with the book
GRADUATE LIBRARY
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ANN ARBOR, MICHIGAN
GL
DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD
Digitized by Google


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03053 9046


BOOK CARD
DO NOT REMOVE

